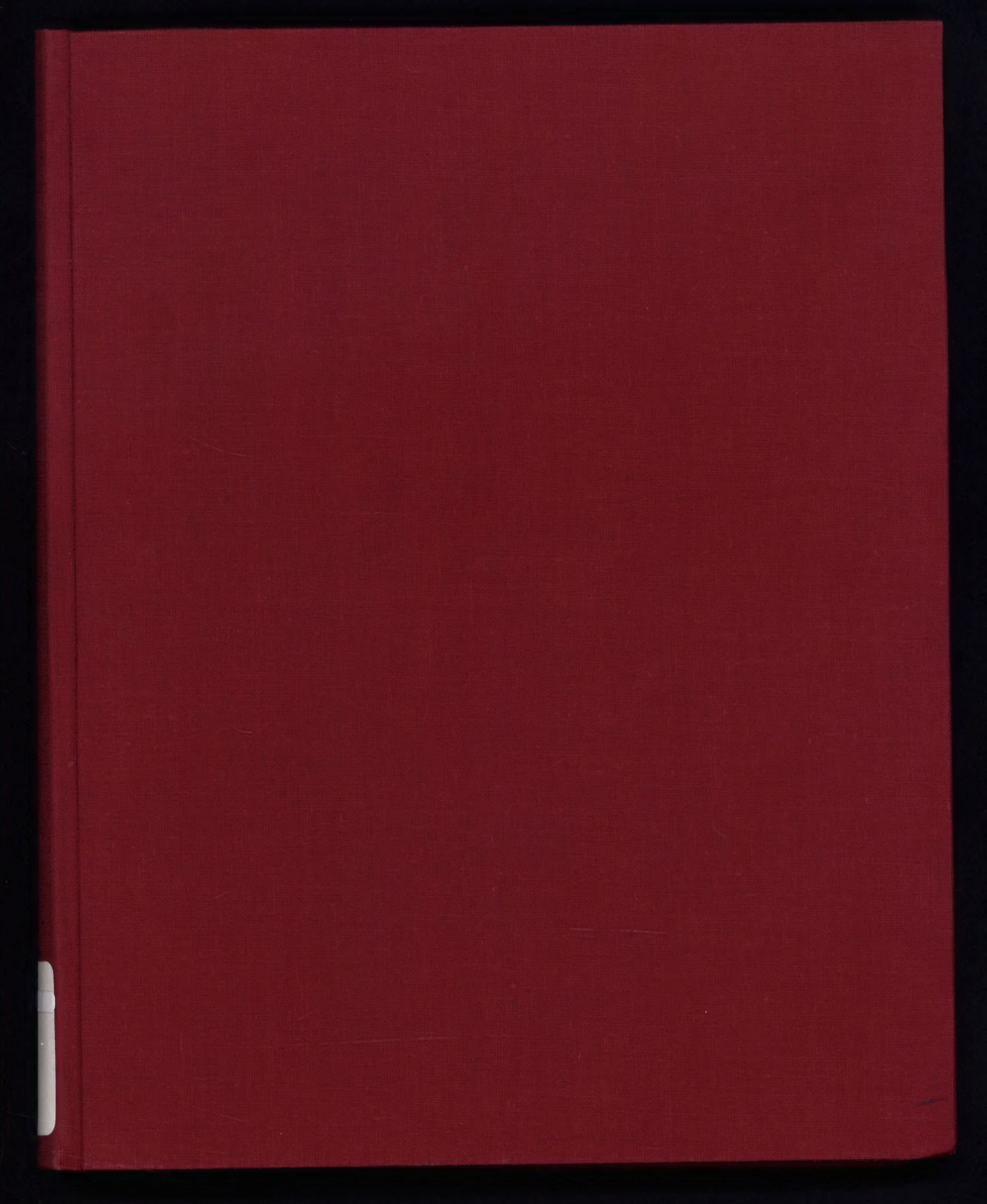


ô No. 2, 3

Hessenland.

Zeitschrift

für

hessische Geschichte und Literatur.

Fünfter Jahrgang.

Herausgegeben

unter Mitwirkung namhafter hessischer Schriftsteller

von

F. Zwenger.



Kassel 1891.

Druck und Verlag von Friedr. Scheel.

Inhalts-Verzeichniß des Jahrgangs 1891.

Geschichtliche Aufsätze.

Literarisches, Kulturhistorisches, Kunst und Verwandtes.

Erzählungen.

Vermischtes.

Gedichte.

Aus alter und neuer Zeit.

Aus Heimath und Fremde.

Hessische Bücherschau.



№ 1.

Kassel,
3. Januar 1891.

Das „**Hessenland**“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1891 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2847.

Neujahr 1891.

Weich hüllte sich die Erde ein
In glitzernd weißen Schnee,
Und muß denn jetzt geschieden sein,
Du altes Jahr, ade!

Du hast uns manches Glück gebracht
Und manchen Schmerz dazu,
Nun, altes Jahr, jetzt gute Nacht,
Es deckt der Schnee dich zu!

Es bricht die neue Zeit herein,
Der Morgen leuchtet klar,
Schon flammt es fern wie heller Schein,
Glück auf, du neues Jahr!

Gustav Kastropp.



Mittheilungen aus dem Briefwechsel des Landgrafen Wilhelm VIII. mit dem Baron Häckel,

betr. Gemäldeerwerbungen für die Kasseler Galerie.

(Fortsetzung.)

Mit einem vom 20. Januar datirten Schreiben sandte Wilhelm VIII. die beiden ihm von Häckel zur Ansicht geschickten Gemälde (von Helmond, „welches Teniers sehr ähnlich siehet" und von Potter „welches ganz sicher vor Savery halte") zurück; er fügte als Geschenk für den Freund noch ein Drittes (von Adriaen van de Velde) bei und führte diese Schenkung mit folgenden Scherzworten ein: „Was sich aber mit diesen Schildereyen dahier zugetragen, solches schreibe Ihm in sein Gewissen, indem dieselben dahier von einem dritten accouchiret worden, welches, um mit dieser Hexerei nichts zu thun zu haben, sogleich mit beigefüget, und Ihm diese Geburth in allen Lobtugenden zu erziehen überlasse. Ich hoffe indessen, daß Mutter und Kind wohl conditionirt überkommen werden, da mich im Packen auf den Freese nemlich verlassen kann."

Nachdem mittlerweile das Gemälde von Gonzales glücklich in Kassel angekommen und vom Landgrafen besichtigt war, schrieb derselbe (am 23. Januar), daß er betreffs des Meisters dasselbe, was ihm Häckel mitgetheilt habe, auch in einem italienischen Malerlexikon „oder, wie der Titul lautet, Abecedario*) gefunden." Er konnte sich jedoch offenbar nicht hineinfinden, daß das Bild von einem Schüler Titians herrühre, und fährt daher fort: „wobey mir jedoch dieses etwas verdächtig vorkommt, daß in beyden der gedachte Gonzales als 1630 gebohren angegeben wird, hingegen auf dem Gemählde neben dem Rahmen die Jahrzahl 1640 stehet, daß er also selbiges im 10. Jahr seines Alters verfertigt haben müsse. Wann der gute Mann noch lebte, so kostete es nur einen Brieff, um sich hierüber Erläuterung auszubitten; dem sey aber wie ihm wolle, so ist das Stück, wie gesagt, sehr hübsch artig, und Er hat mir viel plaisir gethan, selbiges zu communiciren."

*) Vermuthlich ist hiermit das: Abecedario Pittorico diviso in tre parte. Bologna 1704 gemeint.

Dieser letzte Brief des Landgrafen hatte sich mit einem unter demselben Datum von Häckel geschriebenen gekreuzt, dessen Anfang von den in Rede stehenden Gemälden handelt; er lautet: „Aus Ew. Hochfürstl. Durchl. gnädiges schreiben ersehe, daß Msr. Hellmont, als ein alter Chimicus*), nicht allein die Vermehrung der Metalle, sondern auch sogar die Gemählde augmentiren kann. Allergnädigster Herr, alles was von Ew. Hochfürstl. Durchl. kömmt, ist mir immer eine Gnade und von Hertzen angenehm. Wann aber aber Ew. Hochfürstl. Durchl. das Stück von Helmont beliebten aufzuheben, würde ich es als eine besondere Gnade ansehen. Er hat es hier in Frankfurt bei einem Mahler, so le Blon geheißen**), gemahlet, und was noch mehr alle Kleider, so er am Leibe gehabt, hat er selbst gemacht, sogar die Schuh, so er getragen; darum gedenke, daß er einen Platz unter Ew. Hochfürstl. Durchl. Gemählde verdienet, und hoffe daß es nicht ungnädig wird genommen werden, wann es wieder zurücksende. Was Ew. Hochfürstl. Durchl. von dem Gonsales sagen, bin ich neugierig zu vernehmen."

Als kurz darauf auch die vom Landgrafen an Häckel gesandten Gemälde bei letzterem eingetroffen waren, kam nochmals an ihn die Reihe zu schreiben, und theilen wir seinen Brief (vom 27. Januar) vollständig mit, da er durchaus von Malereien handelt. Häckel schreibt:

Durchlauchtigster Fürst,
Gnädigster Fürst und Herr.

Ew. Hochfürstl. Durchl. haben abermahl ein Zeichen von dero Gnade durch Uebersendung des

*) Die im Basler Lexicon aufgeführten beiden Helmonts waren keine Maler, sondern Mediziner und Alchymisten. Der Verfertiger des in Rede stehenden Bildes lebte in den Niederlanden und hieß Matthäus van Helmond. (Vgl. Naglers Künstlerlexicon. Bd. VI S. 77.)

**) Hiermit ist der Radirer und Kupferstecher Michael le Blon gemeint. Vgl. Gwinner, Kunst und Künstler in Frankfurt. S. 24.

Adrian von de Velde bewiesen, welches ich gewiß lebenslang erkennen werde, ich kann versichern, daß ich dieses Gemählde vor eins von die schönsten halte, so ich von diesem Meister kenne, weill die figuren und das Viehwerk, als wenn es in amallee gemacht wäre, ist. Ich danke desfals unterthänigst vor die hohe Gnade, und können Ew. Hochfürstl. Durchl. versichert sein, daß ich mich noch mehr befleißen werde, mich solcher immer würdiger zu machen. Was unsern Gonsales betrifft, so sein die Wurmschneider*) nicht einig darüber, ob es vom Selben sey, weill einer mit Gewalt ein Mieris daraus machen will; mir ist es gleich viel, ich finde es artig, und scheint, wo der Nahme nachdem darauf gesetzt worden, derselbe die Bücher nicht muß gelesen haben, sonst hätte er ihn leicht 20 Jahr älter machen können. Ew. Hochfürstl. Durchl. nehmen nicht ungnädig, daß ich den Hellmont wieder zurück sende; verdient er kein Platz im Fürstl. Cabinet, so ist er doch werth, daß er in ein ander Zimmer hangt. Das ist gantz gewiß, daß er es hier gemahlt hat. Ew. Hochfürstl. Durchl. wollen meinen Worten nicht glauben, daß ich sobald als möglich suchen werde, die Gnade zu haben unterthänigst aufzuwartten; sollten aber Ew. Hochfürstl. Durchl. daran zweiffeln, so werde die Unterschriebenen der Sanctio Pragmatica darumb ersuchen, Bürge vor mich zu werden. Ich muß nochmal wieder anfangen von der Liebhaberey was zu melden, so die Augenlust betrifft; ist stehe im Handel über ein Gemählde, so ein Küchenstück, auf Holtz geschildert und vermuthlich 100 Jahr alt ist, es ist ein halber großer Käß, etzliche Stücke Schinken, Brod und mehreres Essen darauff, ich muß bekennen, daß ich in der Arth niemahls etwas schöneres gesehen habe, ich hätte große Lust, es Ew. Hochfürstl. Durchl. zu senden, wenn Sie es beliebten zu sehen. Der Nahme so darauff stehet ist V. E. S. Ich kann aber nicht ausfinden, ob ich gleich alle Bücher durchgesucht, ich bin mit aufrichtigem Hertzen bis an das Ende meines Lebens

Ew. Hochfürstl. Durchl.
treuester Knecht
Frankfurt v. Häckel.
d. 27. jan. 1784

Von der hierauf erfolgten Antwort des Landgrafen (d. d. 30. Jan. 48) ist nur Anfang und Schluß hier wiederzugeben, ersterer, weil er von den Gemälden handelt, letzterer, als von dem herzlichen Verhältniß der beiden Freunde Zeugniß gebend. Sie lauten:

Beyde seine Schreiben vom 23. und 27. dieses habe erhalten, und erfreut mich sehr, daß das kleine Stück Ihm gefallen, wodurch mein ganzer Wunsch dabey erfüllet ist.

So unhöfflich bin ich nicht, daß mir das von Helmond nicht aufdringen lassen sollte, und wird diese pièce gewiß nicht den schlechtesten Platz erhalten, sowohl wegen seiner Schönheit, als insbesondere, weil es von Ihm herkomt, und Ich es daher noch mehr in Ehren halten werde. Ich bin meinem lieben Baron Häckel davor sehr verbunden und, da dieser Helmond bey der neulichen Schildereyen Geburth ohne Zweiffel den imprégneur abgegeben, so hoffe noch mehr gute Kinder von ihm zu ziehen, worvon dem zweyten Eigenthümer der Zehende der Billigkeit nach gebühret; mit dem Küchengemählde, an dessen Schönheit zwar nicht zweyffl'e, will Ihn nicht bemühen, denn Ich muß sagen, daß solches nie meine Liebhabereien gewesen und es derowegen in gewissem Maße nicht bey mir angewendet ist . . . .

. . . Uebrigens halte Ihn nochmahls beym wort, daß Er uns bald dahier besuchen will. Es würde mir aber dessen Erfüllung zu lang fallen, wann vorher so viele Bürgschaften darzu gebraucht werden sollen: die Sache wird am besten entschieden, wenn Er sich selbst auf den Weg und seine parole wahr macht. Ich rechne darauf zuverlässig und daß mit nächstem mündlich werde wiederholen können, wie aufrichtig und beständig ich beharre ꝛc.

Am 3. Februar erfolgte ein weiterer Brief des Landgrafen nachstehenden Inhalts:

Mit letzterer fahrenden Post ist das mir von demselben zugedachte schöne Stück von Helmonds ganz wohl überkommen und Ich kann nicht umhin, Demselben davon nochmals meine Danksagung zu erstatten mit der gewissen versicherung, daß Ich dieses Andenken von Ihm mit aller Sorgfalt conserviren werde.*)

Das Stück von Gonzales hat Freese wieder recht gut ausgebessert, daß man von dem Sprung wenig mehr wahrnimmt.**) Ich habe es nun nochmahls genau examiniret und finde daran je mehr und mehr eine sehr artige piece. Was aber meine Gedanken von dem eigentlichen

---

*) Diese aus der thierärztlichen Praxis entnommene Benennung gebraucht Häckel öfter für die über ein Bild uneinigen Kritiker und Kunstgelehrten.

*) Im gedruckten Galerie-Katalog von 1783 findet sich das Bild auf S. 22 verzeichnet, wie folgt:
Nr. 73. Matthäus van Hellmont.
Eine Niederländische Bauren-Stube, worinnen eine Frauensperson nebst einigen Bauren. — Auf Leinwand, 1 Fuß 6½ Zoll hoch; 1 Fuß 11 Zoll breit.
Unter Jerome ist das Gemälde verschwunden.

**) Nach der kürzlich von Hrn. Konservator Aloys Hauser aus München vorgenommenen Restauration ist dieser im Lauf der Zeit wieder zum Vorschein gekommene Sprung kaum mehr bemerkbar.

Authore sind, solche will Demselben hier mündlich sagen und Freese ist diesfalls ziemlich einer Meynung mit mir. Wann es nicht ein wenig unbescheiden aussehe; So bäthe Ihn, ob Er mir selbiges vor den ausgelegten Preiß überlassen wolte. Eine Gefälligkeit würde mir aber dadurch wiederfahren, welche gegen meinen lieben Häckel allezeit mit Vergnügen erwiedern werde. Ich hoffe Ihn inmittelst bald selbst hier zu sehen und erwarte solches mit Verlangen, wie allezeit aufrichtigst und beständig verharrend ꝛc.

Aus dem gleichzeitigen Schreiben Häckels ist nur zu bemerken, daß er den Namen des Meisters von dem Küchenstück ermittelt hat, als Jacob van Es, und daß er „umb daß der Postwagen zu künftigen Montag nicht leer fahren soll“ ein kleines Gemälde von Raphael und einen alten Kupferstich schicken will, „worüber mir ein Gnädiges Gutachten ausbitte, ob das Kupfer nach dem Gemählde, oder das Gemählde nach dem Kupfer gemacht, oder ob Keines von beyden sey.“ Am 6. Februar wiederholte Häckel nochmals seine Bitte um ein Gutachten über den sog. Raphael und erklärte seine Bereitwilligkeit dem Landgrafen den Gonzales zu überlassen mit folgenden Worten: „Daß der Gonsales Ew. Hochfürstl. Durchl. werde gefallen, daran habe ich nicht gezweiffelt, und ist er von Hertzen zu Diensten, ich habe zehen Jahr darumb gebuhlet, und zu der Zeit dreymahl soviel davor gebohten, als ich jetzund davor gegeben; die Wurmschneider haben gesagt, es wäre von einem anderen Meister, es ist aber gantz gewiß von ihm, ich habe vier Stück davon gesehen, das eine in Wien, das andere in Brabant, das dritte, so Ew. Durchlaucht haben, und das vierte habe ich noch, und werden Ew. Hochfürstl. Durchl. sich solches nicht mehr erinnern. Der Raphael ist mit der gestrigen Post abgereiset und wird wohl mit diesem Brief zugleich ankommen, ich bitte mir Ew. Hochfürstl. Durchl. Gnädigste Meinung darüber aus.“

(Schluß folgt.)

Nikolaus Bach.

Ein Erinnerungsblatt von F. Zwenger.

Zu Anfang der dreißiger Jahre bestanden in Kurhessen als Vorbereitungsanstalten für die Universität sechs Gelehrtenschulen: das Gymnasium zu Rinteln, das Lyceum Fridericianum zu Kassel, das Pädagogium zu Marburg, das Gymnasium zu Hersfeld, das Lyceum und Gymnasium zu Fulda und das Gymnasium zu Hanau. Keine dieser Studienanstalten, mit Ausnahme des Gymnasiums zu Rinteln, genügte den Anforderungen der Zeit; die Unterrichtsmethode auf denselben, namentlich in den alten Sprachen war veraltet, die Disziplin eine schlaffe. Die Reorganisation dieser Gelehrtenschulen war ein Akt der Nothwendigkeit. Dieser Ansicht verschloß sich denn auch die Staatsregierung im Einverständnisse mit der Ständekammer nicht im geringsten, und der Minister Hassenpflug, der dabei wohl seine Nebenabsichten gehabt haben mag, führte die Umbildung der höheren Schulen rasch und mit Energie durch. Der Anfang der Reorganisation wurde 1832 mit dem Gymnasium zu Hersfeld gemacht, dann folgten 1833 die Studienanstalten zu Marburg und Hanau, 1835 die zu Kassel und Fulda; das Gymnasium zu Rinteln wurde 1833 erweitert.

In Fulda hatte der Prinz von Oranien im Jahre 1804 an Stelle der 1734 vom Fürstabte Adolf von Dalberg gestifteten Universität ein gut dotirtes akademisches Lyceum errichtet, mit welchem ein Gymnasium von drei Klassen und eine Vorbereitungsschule verbunden waren. In den drei Jahrgängen des Lyceums wurden Philosophie, alte Sprachen, deutsche Sprache und Literatur, Geschichte, Mathematik und Naturwissenschaften gelehrt; das Gymnasium entsprach so ziemlich den Lateinschulen, wie sie früher im Königreiche Bayern bestanden. Der hauptsächlichste Gegenstand des Unterrichts am Lyceum wie am Gymnasium war die lateinische Sprache, und in dieser zeichneten sich denn auch die Schüler dieser Anstalten aus; die übrigen Zweige der Wissenschaft wurden mehr oder minder vernachlässigt und an ein erfolgreiches Studium der Philosophie war bei der Jugend der Lyceisten selbstverständlich kaum zu denken. Im Allgemeinen spitzte sich die Unterrichtsweise auf die Dialektik zu, und in der That hat jene Schule ebenso tüchtige Lateiner wie allzeit schlagfertige Disputanten großgezogen.

Im Sommersemester 1835 wurden der Gymnasialdirektor Vilmar und dessen Schwager Dr. Schmitz in Marburg beauftragt, die Reorganisation der Studienanstalten in Fulda einzuleiten. Beide kamen nach Fulda, wohnten dem Unterrichte in den einzelnen Fächern bei und trafen hiernach ihre Maßnahmen. Dr. Schmitz, früher Privatdozent in Löwen, wurde von Marburg

nach Fulda versetzt. Von Haus aus Katholik (er war aus Aachen gebürtig) hatte er sich vom Rationalismus zur Strenggläubigkeit bekehrt und machte sich in Folge dessen Hoffnung, unter dem Ministerium Hassenpflug zum Direktor des reorganisirten Fuldaer Gymnasiums ernannt zu werden*). Er sollte sich täuschen. Nicht er wurde zum Direktor ausersehen, sondern der Oberlehrer an dem Leopoldinischen Gymnasium zu Breslau und Privatdozent an der dortigen Universität Dr. Nikolaus Bach wurde als solcher berufen.

Nicht lange ist es Dr. Bach vergönnt gewesen, dem Fuldaer Gymnasium als Leiter vorzustehen. Schon am 17. Januar 1841 ereilte ihn im kräftigsten Mannesalter der Tod. In dem kurzen Zeitraum von nur fünf Jahren war es ihm gelungen, die Fuldaer Gelehrtenschule zu hoher Blüthe emporzubringen und ihr einen weit über die Grenzen unseres engeren Vaterlandes hinausgehenden Ruf der Vortrefflichkeit zu sichern. Wenn ich es nun unternommen habe, hier ein kurzes Lebensbild um das Schulwesen hochverdienter Gelehrten zu entwerfen, so erfülle ich als ehemaliger Schüler des Fuldaer Gymnasiums nur eine Pflicht der Dankbarkeit, wozu mir der bevorstehende fünfzigjährige Todestag des einstigen Direktors dieser Anstalt willkommenen Anlaß gibt.

Johann Nikolaus Bach war am 4. August 1802 zu Montabaur als der Sohn des kurtrierischen Regierungsadvokaten J. A. Bach geboren. Seine erste Ausbildung erhielt er auf dem dortigen Gymnasium und nach dessen im Jahre 1817 erfolgten Aufhebung auf dem Gymnasium zu Weilburg unter Snell und Krebs. Im Frühjahr 1821 bezog er die Universität Bonn und widmete sich daselbst vorzugsweise der klassischen Philologie. Seine Lehrer waren u. a. A. W. von Schlegel (dessen Haus- und Tischgenosse er länger als ein Jahr war), Näke, Welcker, Hüllmann, Delbrück, Diesterweg, von Calker, Brandis. Sein warmer Eifer für den erwählten Beruf verschaffte ihm dort zahlreiche Gönner, die es dem begabten, aber unbemittelten jungen Manne möglich machten, seine Studien glücklich zu vollenden. Ganz besonders nahm sich seiner der Kurator der Universität, Geheimerath Rehfues an, der ihm, dem Ausländer, nicht nur ein ansehnliches Stipendium, sondern höheren Orts auch die Zusicherung der Anstellung im preußischen Staatsdienste auswirkte. Durch seine Leistungen als Mitglied des philologischen Seminars, durch Anfertigung eines Realkatalogs der griechischen und lateinischen Literatur auf der Universitätsbibliothek zu Bonn und durch Beantwortung einer Preisfrage über die Philosophie des M. Aurelius Antonius rechtfertigte er das Wohlwollen seiner Gönner.

Nach rühmlichst bestandenem Fakultätsexamen und nachdem Nikolaus Bach auf Grund seiner Dissertation de Solone poëta vom 26. April 1825 zum Doktor der Philosophie promovirt worden war, wurde es ihm durch ein Benefiz ermöglicht, noch die Universität Berlin zu besuchen. Hier waren Böckh und Buttmann seine Lehrer und an Wilhelm von Humboldt gewann er einen wohlwollenden und einflußreichen Gönner. Durch letzteren empfohlen, wurde er am 28. November 1825 als ordentlicher Lehrer am Gymnasium zu Oppeln angestellt.

In Oppeln fand Dr. Nikolaus Bach in dem Präsidenten der Regierung von Oberschlesien, dem Staatsrath Gottlieb Theodor von Hippel, Dank der Empfehlung von Wilhelm von Humboldt, einen väterlichen Freund und in dessen Tochter Franziska, mit welcher er sich bald vermählte, eine treue Lebensgefährtin. Gottlieb Theodor von Hippel, der Neffe des berühmten deutschen Humoristen Theodor Gottlieb von Hippel, des Verfassers der „Lebensläufe in aufsteigender Linie“ und der „Kreuz- und Querzüge des Ritters A—Z“, war ein glühender Patriot*), der den größten Theil seines bedeutenden Vermögens zur Zeit der Franzosenherrschaft und der Befreiungskriege vaterländischen Zwecken geopfert hatte. Er war der Verfasser des weltgeschichtlichen Aufrufs Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen vom 17. März 1813 „An mein Volk“. Ihm hat der älteste Sohn Bach's, Dr. Theodor Bach, Direktor der Falk-Realschule in Berlin, in seiner bio-

*) Dr. Peter Joseph Andreas Schmitz war ein ausgezeichneter Lateiner und auch, wenn man von einigen Schrullen absieht, ein tüchtiger Lehrer. Er wurde 1838 von Fulda nach Rinteln versetzt und 1841 als Professor der Philologie und Geschichte an das Lyceum in Regensburg berufen. Am 16. Februar 1879 ist er hochbetagt in München gestorben.

*) Hippel suchte den Franzosen zu schaden, wo er nur konnte. Als Beweis von dem tiefen Hasse gegen die Unterdrücker seines Vaterlandes, dem er alles Andere unterordnete, dient folgender Vorfall. Nach den Schlachten von Jena und Eylau, zur Zeit aber, als Danzig noch nicht kapitulirt hatte, war der französische General Faultier zu Marienwerder bei Hippel einquartiert. Hippel konspirirte mit einer preußischen Truppenabtheilung in der Nähe, die ein Herr von Alvensleben kommandirte, den französischen General mit seinem ganzen Stabe zu überfallen und auszuheben. Der Plan gelang. Hippel, sonst der zärtlichste Gatte und Vater, achtete nicht des bedenklichen Zustandes seiner hochschwangeren Frau, die in denselben Stunden ihre Entbindung erwartete. Der General Faultier wurde nach hartnäckiger Gegenwehr im Hause gefangen, in dem nämlichen Augenblick, als Hippel's dritte Tochter während des Lärmes des Gefechtes darin geboren wurde.

graphischen Schrift „Theodor Gottlieb von Hippel, der Verfasser des Aufrufs: An mein Volk, Breslau 1863“ ein würdiges Denkmal gesetzt. Den Patriotismus Hippels theilte sein Schwiegersohn Dr. Nikolaus Bach und dessen feingebildete hochsinnige Gattin, und beide haben ihn ihr Leben lang bewahrt.

Dr. Bach war eine hochangesehene Persönlichkeit in Oppeln, und wie die preußische Regierung seine Verdienste zu schätzen wußte, das geht aus der Thatsache hervor, daß sie, als die nassauische Regierung fest darauf bestand, ihn, den gebornen Montabaurer, trotz seines Uebertritts in den preußischen Staatsdienst, zum Militärdienst anzuhalten, die Summe von 150 Thaler zur Beschaffung eines Stellvertreters bewilligte.

Am 17. März 1828 wurde der damals erst 26 Jahre alte Dr. Nikolaus Bach zum Oberlehrer an das Leopoldinische Gymnasium zu Breslau berufen. Hier habilitirte er sich zugleich durch eine Dissertation de Phileta, poëta elegiaco und durch öffentliche Disputation als Privatdozent an der philosophischen Fakultät der dortigen Universität. Im Jahre 1830 wurde er vom königl. preußischen Ministerium zum philologischen Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungskommission ernannt, deren Hauptgeschäft darin bestand, gelehrte Schulamtskandidaten pro facultate docendi und pro ascensione oder pro rectoratu zu examiniren und die Abiturientenarbeiten aller Gymnasien in Schlesien und Posen zu begutachten. Am 25. Januar 1834 erhielt Dr. Bach den Titel „Professor“. Nachdem er 1830 einen Ruf als Direktor des Gymnasiums zu Conitz in Westpreußen und 1835 einen solchen als Studiendirektor nach Posen abgelehnt hatte, „letzteren weil er als geborner Deutscher auch lieber auf deutschem Boden leben und wirken wollte“, erhielt er fast gleichzeitig mit der Berufung nach Posen den ehrenvollen Antrag auf Uebernahme der Stelle eines Direktors am Gymnasium zu Fulda. Diesen Ruf nahm er an, so schwer es ihm auch wurde, den ihm lieb gewordenen Freundeskreis von Wachler, Passow, Schneider ꝛc. in Breslau zu verlassen. Am 29. September 1835 trat er seine Stelle in Fulda an. Es erwartete ihn daselbst die schwierige Aufgabe der Durchführung der bereits eingeleiteten Reorganisation der Studienanstalten. Wie er diese Aufgabe löste, darüber werden wir in unseren Schlußartikel berichten.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Fuldaer Landes-Bibliothek.

Von F. Zwenger.

(Fortsetzung.)

Durch den zwischen Preußen und Frankreich am 23. Mai 1802 in Paris abgeschlossenen Vertrag fielen dem Fürsten Wilhelm V. von Oranien als Entschädigung für die in Holland verlorene Erbstatthalterschaft und für die in den Niederlanden gelegenen Domänen die geistlichen Fürstenthümer Fulda und Corvei, die Grafschaft Dortmund und die Herrschaft Weingarten zu. Am 29. August 1802 trat der Erbstatthalter diese Erwerbungen an seinen Sohn, den Erbprinzen Wilhelm Friedrich von Oranien-Nassau, ab, welcher die Stadt Fulda zu seiner Residenz wählte. Am 11. September traf daselbst als sein Bevollmächtigter der fürstlich oranien-nassauische Geheime Regierungsrath und Kammerdirektor von Schenk zu Schweinsberg ein, um mit dem Fürstbischof Adalbert III. von Harstall die Verhandlungen wegen Uebergabe der Herrschaft einzuleiten. Er stieß bei diesem auf Widerstand, so daß erst am 22. Oktober die Besitzergreifung des Fuldaer Landes für den Erbprinzen von Oranien-Nassau erfolgen konnte, nachdem das preußische Füsilier-Bataillon von Rühle, welches in Erfurt stand, in Fulda eingerückt war. Ehe der Fürstbischof das Schloß verließ, um in die von ihm erworbene Privatwohnung, das von Buseck'sche Haus, überzusiedeln, ließ er den Bibliothekar Petrus Böhm zu sich rufen und übergab demselben als Geschenk für die Bibliothek 97 schon gebundene alte Werke.

Schon vor der Besitzergreifung, am 28. Sept., hatte der Geheime Regierungsrath von Schenk der öffentlichen Bibliothek einen Besuch abgestattet und dem Bibliothekar Petrus Böhm im Namen seines Fürsten das Wohlwollen desselben für diese Anstalt ausgesprochen. Auch hieß er den Bibliothekar die vor den Franzosen verborgenen werthvollen Handschriften und seltenen Bücher wieder hervorzuholen und bis zur Ankunft des neuen Regenten alles in die gehörige Ordnung zu bringen. Dieser Arbeit unterzog sich dann der Bibliothekar mit besonderem Eifer. Am 6. Dezember 1802 erfolgte der feierliche Einzug des Erbprinzen von Oranien-Nassau in seine Residenzstadt Fulda und die persönliche Uebernahme der Regierung. Der dreißigjährige Regent entwickelte eine ganz außerordentliche Thätigkeit auf allen Gebieten der

Staatsverwaltung, und so konnte es denn nicht fehlen, daß er auch der Bibliothek seine besondere Fürsorge zuwandte. Schon am 17. Dezember beehrte er dieselbe in Begleitung des Obersten Barons von Schwartz und seines Jugendfreundes und persönlichen Adjutanten Fagel mit seinem Besuche, sprach sich mit großer Anerkennung über die Einrichtungen und den Zustand derselben aus, erhöhte gleich den jährlichen Verlag derselben zu Bücheranschaffungen von 300 fl. auf 400 fl. und wandte ihr noch weitere wesentliche Vergünstigungen zu. Den Besuch der öffentlichen Bibliothek wiederholte er häufiger; am 4. Juni 1803 erschien denn auch seine Gemahlin Wilhelmine, Tochter des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen, in der Bibliothek und erneuerte ihren Besuch einige Tage darauf mit ihrer beiden jugendlichen Söhnen, den Prinzen Wilhelm und Friedrich.

Für den Monat Juni 1803 hatten der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen und dessen Gemahlin, die Königin Luise, dem Erbprinzen von Oranien, ihrem Schwager, den Besuch zugesagt. Da wurden denn glänzende Feste im Schlosse zu Fulda und im Schlosse Fasanerie veranstaltet, aber unter all' den rauschenden Vergnügungen wurde die Besichtigung der Bibliothek nicht vergessen. Am 21. Juni erschienen der König Friedrich Wilhelm III., seine Gemahlin, die Königin Luise, und der Prinz Heinrich von Preußen, Bruder des Königs, mit hohem Gefolge in derselben, hielten sich längere Zeit daselbst auf, nahmen die Seltenheiten mit großer Aufmerksamkeit in Augenschein, sprachen dem Bibliothekar ihr Wohlgefallen aus, und trugen eigenhändig ihre Namen in das Fremdenbuch ein. Der Besuch dieser höchsten Herrschaften hatte zur Folge, daß der an sich schon imponirende Büchersaal mit seinen eigenartigen Bücherschränken und Galerien eine Vergrößerung und Verschönerung erfuhr. —

Wenige Monate nach seinem Regierungsantritte ordnete Erbprinz von Oranien an, daß die Bibliotheken von den aufgehobenen Propsteien und Kollegiatstiften, sowie der Benediktinerabtei Corvei nach Fulda verbracht und hier der öffentlichen Bibliothek einverleibt werden sollten. In der Corveier Büchersammlung befanden sich u. a. 104 Bände von Krünitz' „Oekonomisch-technische Encyklopädie". Die Doubletten aus diesen Büchersammlungen mußten später an die Bibliothek des von dem Erbprinzen von Oranien an Stelle der seitherigen Universität neu errichteten Lyceums abgegeben werden.

Die größte Errungenschaft der Fuldaer öffentlichen Bibliothek war und blieb aber die vom Fürsten verfügte Vereinigung der berühmten Weingartener Klosterbibliothek mit derselben. Durch sie erhielt die Fuldaer Bibliothek jene werthvollen Codices, die noch heute ihren Hauptschatz bilden. Wir werden auf diese Codices Wingartenses der Fuldaer Landesbibliothek an anderer Stelle des Näheren zurückkommen. Hier wollen wir nur noch erwähnen, daß unter den Weingartener Manuskripten sich zwei alte Meß- und zwei alte Evangelienbücher mit kostbaren Einbänden befanden, deren obere Deckel mit silbernen und vergoldeten Platten von getriebener Arbeit versehen und mit Edelsteinen besetzt waren. Der Silberwerth derselben betrug nach der Schätzung des Goldarbeiters Heim 600 fl. Das fürstliche Oberfinanzkollegium stellte den Antrag, diese Einbände zu verkaufen, ein Ansinnen, das von dem Erbprinzen, wie es sich gebührte, mit energischem Proteste zurückgewiesen wurde.

Am 16. Mai 1803 war dem Geheimen Konferenzrath von Arnoldi vom Erbprinzen von Oranien die „alleinige und unmittelbare Oberaufsicht über die öffentliche Bibliothek" übertragen worden. Er nahm sonach eine ähnliche Stellung zu dieser ein, wie früher zu fürstbischöflicher Zeit die adeligen Superioren des Benediktinerkonventes; und wie mit diesen, so scheint sich der Bibliothekar Petrus Böhm auch mit dem neuen Kurator nicht gut vertragen zu haben. Er beschuldigt u. a. denselben, der Urheber des Planes gewesen zu sein, die Bibliothek aus dem seitherigen, doch eigens zu diesem Zwecke errichteten stattlichen Baue in das Orangeriegebäude im Hofgarten zu verlegen. Auf die von ihm in einer Audienz bei dem Regenten gegen dieses Projekt gemachten Vorstellungen habe jedoch der Fürst kurz und bündig erklärt: „die Bibliothek bleibt, wo und wie sie ist." Ein anderer Vorwurf ist schwerwiegenderer Natur. Danach soll der Geheime Rath von Arnoldi die Absicht gehabt haben, die Seltenheiten der Fuldaer Bibliothek mit den werthvollsten Büchern aus Weingarten nach Herborn bringen zu lassen, um daselbst als Grundlage für eine allgemeine nassauische Bibliothek zu dienen. Bekanntlich war der Geheime Rath aus Herborn gebürtig und hatte auf der dortigen Universität seine Studien gemacht. Eine gewisse Vorliebe für seine Vaterstadt ist daher erklärlich, während, wie aus seinen Schriften hervorgeht, die Stadt Fulda sich seiner besonderen Zuneigung gerade nicht zu erfreuen hatte. Thatsächlich hat er mehrere Kisten mit Büchern aus Weingarten, die der Finanzrath Schmitt von dort abzuholen beauftragt worden war, nach ihrer Ankunft nicht in das Bibliotheksgebäude, wohin sie doch gehörten, sondern in seine Woh-

nung im Domdechaneigebäude verbringen lassen. Diese Bücher sollten noch manches Schicksal zu bestehen haben, ehe ihre wirkliche Einverleibung in die Fuldaer öffentliche Bibliothek, für die sie doch bestimmt waren, erfolgte.

Die Schlacht von Jena machte der glänzenden Regierung des Fürsten von Oranien über Fulda ein Ende. Nur vier Jahre hatte dieselbe gewährt, aber viele segensreiche Einrichtungen hat in dieser kurzen Spanne Zeit der um das Wohl seines Landes eifrigst besorgte Regent geschaffen, was auch seine Gegner bereitwillig anerkennen.

Am 22. Oktober 1806 besetzte Marschall Mortier Fulda und nahm das Fuldaer Land in französische Verwaltung. Der erste französische Gouverneur von Fulda war der Divisionsgeneral Théophile Thiebault, ein sehr humaner, wissenschaftlich gebildeter Offizier, der 1769 in der französischen Kolonie zu Berlin geboren und in seiner frühen Jugend dort erzogen, mit deutschem Wesen wohl vertraut war und die berechtigten Eigenthümlichkeiten der Fuldaer so weit zu schonen wußte, als dies die Stellung eines Statthalters des Kaisers Napoleon nur immer zuließ. Der öffentlichen Bibliothek war er ein großer Gönner und Förderer, und durch den Schutz, den er ihr angedeihen ließ, bewahrte er dieselbe, im Hinblick auf die bekannte Begehrlichkeit seiner französischen Landsleute, vor vielen Schädigungen.

(Fortsetzung folgt.)

Salomon Hahndorf †

der Nestor der deutschen Journalisten.

Wer nicht in der strengsten Abgeschlossenheit die letzten Jahrzehnte in Kassel verlebte, wen die Pflichten und Lasten des staatlichen Gemeinlebens nur einige Male alljährlich mit der großen Menge in Berührung brachten, dem wird die Persönlichkeit des Mannes schwerlich fremd sein, den man soeben unter großer Antheilnahme der Einwohnerschaft in Kassel zu Grabe getragen. Es ist das der als hochbetagter Junggeselle verstorbene Literat Salomon Hahndorf.

Scherzend hat man ihn einmal das „Wahrzeichen von Kassel" genannt. Und in der That, Hahndorf war das Wahrzeichen der Bürgerschaft in vielen Dingen. Wo es galt, Recht und Herkommen vor Stadt und Land zu verfechten, wo man sich auf überkommene Privilegien berief, da war auch der alte Hahndorf als Kämpfer für die gute Sache zu finden.

Salomon Hahndorf war in dem alten Kassel und zwar in der Fuldagasse am 12. Dezember 1801 als Sohn sehr armer jüdischer Eltern geboren. Seine und der Seinigen Verhältnisse waren die denkbar dürftigsten, aber ein Erbtheil war ihm zugefallen und das hat er hochgehalten bis an das Ziel seiner Tage: eine unantastbare Rechtlichkeit. Dem Handelserwerb wenig zugethan, war Hahndorf von den Seinigen schon ziemlich früh zum Studium der Theologie bestimmt worden, aber bald genug gewann man die Ueberzeugung, daß er hierzu wohl am wenigsten tauge. Dennoch war dies das einzige wissenschaftliche Fach, dem die Armuth Hahndorf's nicht gar zu hinderlich im Wege stand. Als der junge Salomon daher die Kasseler Schule absolvirt und das Lyceum Fridericianum besucht hatte, begab er sich, in Wahrheit ein fahrender Schüler, nach Rotenburg, um dort als Lehrer die nöthigen Mittel zum weiteren Universitätsstudium zu erwerben. Schon aber steckte ihm der Schalk im Nacken. Ein lustiges Debut als Schulmeister in Schweinsberg, wo gerade eine ausgeschriebene Lehrerstelle ihm für immer eine gesicherte Zukunft versprach, bestimmte Hahndorf endlich mit der Theologie und Pädagogik zu brechen und mit dem schwachbestellten Beutel als Studiosus juris die Hochschule in Marburg zu beziehen. Das fröhliche Leben dort behagte dem jungen Studenten allerdings besser. Ein lebenslustiger Jüngling, zog ihn das Treiben der Korpsstudenten vor Allem an und bald gehörte er (1826–1830) mit zu den rührigsten Gliedern der „Hessen", später der „Lahnanen". Nach einem noch in Göttingen verlebten Semester (1830) kehrte Hahndorf, zwar nicht im sicheren Geleis der juristischen Karrière sich bewegend, aber als gereifter Mann und mit manchem Wissensschatz beladen, nach seiner Vaterstadt Kassel zurück. Wie sich hier die Dinge mittlerer Weile politisch gestaltet, an denen Hahndorf von je großen Antheil genommen, ist genugsam aus den Aufzeichnungen anderer sog. hessischer Verfassungskämpfer bekannt. Diese politischen Wirren, dieses Rechten mit der Staatsgewalt, war Hahndorf ein willkommenes Element, um seine geistigen Kräfte zu erproben und Ersatz zu finden für das ungebundene akademische Leben. Schnell genug war er auf diese Weise in die Bewegung jener

Tage verwickelt, schnell genug gehörte Hahndorf in den Reihen der Streiter für des Volkes Rechte zu den Vordersten und Kühnsten. Nicht das Schwert aber war die Waffe, die der äußerlich gar unansehnliche zwerghafte Kämpe mannhaft führte, sondern die Feder. Schriftstellerisch zum ersten Male bediente er sich derselben im Jahre 1831 und von Tag zu Tag mit solchem Handwerkszeug vertrauter werdend, hat schließlich sie ihn ganz dem Berufe eines Literaten und Publizisten zugeführt. Als solchen und zwar als Herausgeber des Kasseler Blattes „Der Beobachter" erwähnt ihn auch 1877 noch in seinen Lebenserinnerungen Fr. Oetker. „Hahndorf — schreibt dieser — war und blieb eine der eigenthümlichsten Erscheinungen in Kassel. Eigenthümlich war auch seine Darstellungsweise, sein Stil. Jüdischen Glaubens, freisinnigen Wesens, redlichsten Willens, klein von Gestalt aber groß an Eifer, hatte er stets den Muth der Ueberzeugung und des Selbstbewußtseins. Seine Antheilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten war umfassend; selbst eine längere Freiheitsentziehung giebt davon Zeugniß. Nie hat er eine öffentliche Ständesitzung versäumt. Abgeordneter war er zwar nur kürzere Zeit, aber als Berichterstatter fehlte er niemals, selbst ein starkes Augenleiden hielt ihn nicht ab, auf seinem besonderen Sitze zu erscheinen. Sicher kann kein Zweiter etwas Aehnliches von sich behaupten. Er hat alle kurhessischen Verfassungen überdauert, alle Volksmänner von 1830 überlebt und ist noch fortwährend auf dem Platze, wenn die hessischen Stände in Kassel versammelt sind. Hahndorf ist gewissermaßen ein Wahrzeichen Kassels geworden."

„Der Beobachter" war übrigens nicht das einzige journalistische Unternehmen, an welchem Hahndorf während seines langen Lebens als Herausgeber oder Mitarbeiter betheiligt gewesen. Auch die „Hornisse" brachte Manches aus seiner Feder, und eines seiner liebsten Musenkinder waren die „Kasseler Blätter für Geist und Herz". Politik war Hahndorf's bevorzugtes Thema, aber oft genug ersetzte er auch den Feuilletonisten und den schlichten Lokalreporter oder Berichterstatter. Später, als ihm durch das Vertrauen seiner Mitbürger das Amt eines Kurators an dem Kasseler Kredit-Verein ständig übertragen war, beschränkte sich seine journalistische Thätigkeit fast ausschließlich auf die Mitarbeiterschaft an der bei Baier & Lewalter erschienenen, nun schon seit einer geraumen Reihe von Jahren eingegangenen „Kasseler Tagespost". Auch mit der auswärtigen Presse brachte Hahndorf sein publizistisches Wirken in sehr vielfache Berührung und Beziehung, trotzdem er persönlich seine Vaterstadt niemals mit einem anderen Wohnsitz vertauscht. Von ihm rührten nicht zum Wenigsten die Korrespondenzen in der deutschen Tagesliteratur her, welche zu kurhessischer Zeit die Welt au fait hielten über die Ereignisse in dem politischen Versuchslaboratorium zu Kassel. Nächst seinen heimathlichen Interessen erweckte deshalb Hahndorf's ganze Antheilnahme, auch Alles, was das gesammte deutsche Journalistenthum, die deutsche Presse, anging. Ihr Wohl und Wehe betrachtete er auch als das Seinige. Als daher vor zwanzig und mehr Jahren die Helden von der Feder sich zusammenthaten, um in dem deutschen Journalistentag eine Vereinigung zu schaffen, war Hahndorf mit der erste auf dem Platze. Kaum eine der seit jener Zeit stattgehabten Journalistenzusammenkünfte versäumte unser Verteran der Publizistik. Innig verwachsen mit der politischen Entwickelung seines Heimathlandes, ist Hahndorf's Persönlichkeit sogar von einer gewissen literarhistorischen Bedeutung, denn ihm verdanken verschiedene hervorragende hessische Schriftsteller ihre erste Schulung. Ob auf der Höhe des Parnassus sich die Betreffenden einmal dankbar nach dem alten Führer umgeschaut, weiß ich nicht zu sagen. Selbstständige Werke hat Hahndorf mehrere verfaßt, doch ist das Meiste schon der Vergessenheit anheimgefallen und veraltet. Bekannter nur ist eine kleine Broschüre „Was sich die Karlsaue erzählt", dann „Anekdoten und Charakterzüge Napoleons", gesammelt von einem Offizier der damaligen französischen Armee. (Mit 17 Abbildungen von Horace Vernet. Kassel 1847. Verlag der J. Luckhardt'schen Buchhandlung.)

Am umfassendsten waren seine Kenntnisse über die Lokalgeschichte Kassels und dessen Kommunal-Verfassung. Hier ersetzte Hahndorf geradezu jedes Handbuch; ein lebendiges Lexikon, wußte er, wenn Niemand mit einer Sache vertraut war, gewiß darin Bescheid. So kam es denn, daß Freund und Feind sich bei ihm Rath erholten, und selten hat er ihn verweigert. Setzte er doch auf den Schatz seiner reichen Erfahrungen und ihre Verwerthung den größten Stolz. Ueber seine Antheilnahme an der Politik, die ihn dereinst auf fünf Monate hinter Schloß und Riegel ins Kastell geführt, hat der alte freisinnige Herr im Jahre 1878 und 1879 noch im Arbeiterfortbildungsvereine einen Cyclus von zwölf Vorträgen gehalten, die namentlich die älteren Zeitgenossen höchlichst interessirten. Dem politischen Leben der Neuzeit wußte der Held von 1831 und 1848 wenig Geschmack abzugewinnen, zumal er wegen der Betheiligung an den Wahlagitationen 1876 mit den nichtswürdigsten Gehässigkeiten und gemeinsten anonymen Zuschriften eine Zeit

lang verfolgt wurde. — Oft äußerte der alte Herr von da ab, „wäre er zwanzig Jahre jünger, würde er Kassel gern verlassen.“ Hätte Hahndorf ein solches Vorhaben ausgeführt, die Armen der Stadt würden sich am meisten zu beklagen gehabt haben, denn die Wohlthaten, die sie ihm verdankten, werden ungezählt bleiben. In dieser Hinsicht ließ Hahndorf in Wahrheit die rechte Hand nicht wissen, was die Linke that. — Die eigenen Ansprüche an das Leben dagegen waren bei ihm sehr geringfügiger Natur, der einzige Luxus, den er sich erlaubte, war die Pflege und Vervollständigung seiner ziemlich ansehnlichen besonders an Hassiaca reichen Bibliothek. Meines Wissens zählte sie denn auch zu den werthvollsten Privatbibliotheken des heutigen Kassels und die Vorstände städtischer und staatlicher Bibliotheken haben mehr wie einmal ihre Bemühungen darauf gerichtet, sie für die öffentlichen Büchersammlungen zu erwerben. Doch Hahndorf hätte sich lieber von allem Anderen getrennt, wie von seinen Büchern.

Wie ein knorriger, aber im Marke kerngesunder kleiner Stamm schien Hahndorf geistig und körperlich unverwüstlich zu sein, trotzdem ihn gerade in den letzten Jahren der Verlust seiner treuen Pflegerin sehr hart getroffen und überhaupt es immer einsamer um ihn herum wurde.

Eine Volksversammlung, eine Besprechung der Bürgerschaft, in der es sich um das allgemeine Interesse handelte, ohne Hahndorf, war in Kassel zu meiner Zeit ganz undenkbar, trotzdem Mancher von der unabsehbaren Länge seiner parlamentarischen Reden ein gelindes Grauen empfand. — Bei alledem erkannten Freund und Feind in ihm die Zuverlässigkeit an, die Gesinnungstüchtigkeit, die Rechtschaffenheit, die Vaterlandsliebe und ein tiefes Rechtsbewußtsein. Menschen- und Bürgertugenden, die, so selten sie leider geworden, dem unermüdlichen Freund des Volkes, Salomon Hahndorf, ein unvergängliches Ehrendenkmal in Aller Herzen und für alle Zeiten sichern werden.

Oscar Canstatt.

Os Läid vom Floas.[1]

Gedicht in Wetterauer Mundart
von
Friedrich von Trais.

(Nachdruck verboten.)

Kahn schihnerer Acker daus[2]) eamm Feald
Wäi der, dean merr met Floas besteallt!
— Blo, wäi die Weann[3]) eamm däife[4]) Meer,
So sicht[5]) e, streicht e Leftche[6]) her.
Steit do die Lehrche eann die Hih[7]),
Se singt se „seaht emohl mein Sih[8]), —
„Die Fesch sein Duch eann Hemp[9]), däi zwa,
„Däi woase seatt[10])! Dirilida!“
— Ohm Enn giht's uhnserm goure Floas
Als wäi dr Fricht eann wäi dm Groas,
's kimmt die Ährn[11]). Dr Innerschäid
Eaß der, Ihr weasst's, merr schneid enn näit,
's gihr aus dr Worzinn[12]). — Ärwett[13]) doas! —
Noochd[14]) wärr[15]) e dann gereafft dr Floas.
Reafffchauern woar, 's geng uch her,
Als wann's Kerbmuhndoagk[16]) sealwer[17]) wehr,
Se woachte sich enn soiße Trunk,
's gabb Quetschekuche haun[18]) genungk
Eann se ranschirn eamm Schauerndenn[19])
Beaß mette eann die Noacht eneann[20]).
Gesunge woar vo Ruuse ruuth,
Vo Läib eann Treuheit beaß zoum Duud,
Eann wann emohl zwa ahnig wehrn,
Dann kennt's kahn Deuwil enn verwehrn.
Eann etzt wuhi[21]) se froi ohm Moarje?
Se hun die Knotte, musse soarje —
Off's Knotteduch met dean[22]), geklingt
Beaß deaß dr Lein erraußer[23]) springt!
Noochd giht's ihrscht[24]) merrem Floas off Wahn[25]),
E kimmt eann's Wasser, wärt met Stahn
Beschwert, dann hun se off dr Waad[26])
De nasse Floas eann's Groas gebraat[27]).
Do läft dann Alles hi wäi doll
Eann langt sich seatt e Noase voll.
No, oawwer aach der fein Geroach
Steckt haut[28]) ahm eann dr Noase noach.
Dann häßt's de Floas sesomme schärrn
Eann beann[29]) eann loare off de Kärrn
Eann haam[30]), — do lääft dann Jungk eann Ahld
Eann hott de Floas imm's Haus gestahlt.[31])
— Bahl giht's met Flejil[32]) drohn, geplaut
Wärr hen eamm Oart, — doas schoadd[33]) emm naut.
„Ei, haagt[34]) enn doach näit gahnz etzwa[35]),
— Sung's Vihlche do — dirilida!“
No, wärr e dann noach näir[36]) erlihst?
Als soacht[37]), etzt wärr e ihrscht gerihst[38]),
Dann muß e bei die Breache komme,
Do wärr emm ihrscht die Schoan[39]) genomme.
Do rahnt's uch Staab eann fihrt[40]) met Ahne[41]),
Dann wärt dr Floas gelegkt eann Mahne[42]),
Geschwunge wärr e, wäi aich glawe,
Gehächilt off dr Owerlawe[43]).
Eann eaß e zoart eann gähl[44]) wäi Gold,
Do gett's[45]) enn Roacken. Als Gedold!
Dann giht's off's Road. Dann konnt err[46]) speann,
Os Rädche treare[47]), Färrem beann[48]);

Noochd kimmt dr Haspil, mächt egoal
Zehe Gebeann zou ahner Zoahl.
„Koathrinche, koach dein Goarn met Äsche,
„Drah's[49]) ohn die Bach imm's auszewäsche,
„Eann mach merr joa näit mihn se langk!
„Häi, Weawer, macht au[50]) Scheffche blank
„Zou flechse Duch, macht's joa aggroad[51]),
„Doas Madche dour[52]) enn Hoieroath!"
— Dr Wellem[53]) horr e Steck gemoacht,
Geweawe drohn bei Doah[54]) eann Noacht,
Doas hun se off die Blaich getrahn[55]),
Geleckt bei Sonneschein eann Rahn[56]).
Woas säi verr'm Johr ennaus geseebt
Eaß haut zou Hemmer schuhnd verneebt[57]);
'S sein ruhre Herzercher eann Blomme[58])
'S eaß aach dr Nohme droff gekomme,
Etzt steit die Lehrche eann die Hih
Eann singt: „Doas Duch eaß aus meim Sih.
„Dr best Fesch eann dr Wearrera,
„Woar doach's Koathrinche. Heirida!"

Romane?

Warum soll ich Romane schreiben
Und dichten, was mir widerstrebt?
Dies Handwerk mögen And're treiben,
Die weniger als ich erlebt.
Mir haben sie sich wechselweise
Von selbst im Leben aufgedrängt,
Und oft war ich in ihre Kreise
Recht widerwillig eingezwängt.
Das Ed'le dann, das hin und wieder
In's Herz mir fiel wie Sonnenschein,
Das hab' ich gern in meine Lieder
Gefaßt wie lichten Edelstein.
Das Ek'le aber, das in Fülle
Durch meines Daseins Bahnen floß, —
Wird's schöner, in poet'scher Hülle?
Wird uns ein Schreckbild je Genoß?
Nein, nur das ewig Ed'le, Schöne,
Was der Begeist'rung Schwingen regt,
Das findet wahlverwandte Töne,
Wenn meine Hand die Harfe schlägt.
D'rum laßt mich nicht Romane schreiben,
Nicht dichten, was mir widerstrebt;
Dies Handwerk mögen And're treiben,
Die wenig selbst davon erlebt.

Carl Preser.

Aus alter und neuer Zeit.

Skizzen aus der hessischen Kriegsgeschichte.

Von Freiherrn Maximilian von Ditfurth,
weiland kurfürstlich hessischem Hauptmann.

XIX.

Vorhutgefecht bei Charlestown 1780

Beim Vorrücken des Korps des englischen General Clinton auf Charlestown traf die aus 230 Mann hessischer und ansbachischer Fuß- und reitender Jäger gebildete Vorhut, den 30. März 1780, beim sog. Viermeilenhaus, auf ein ziemlich starkes feindliches Detachement, welches zwar alsbald ein lebhaftes Gefecht mit derselben anzuspinnen begann, jedoch trotz seiner sichtbaren Ueberlegenheit an Zahl, doch sehr bald auf eine sehr auffällige Weise zu weichen anfing. General Clinton schöpfte hieraus Verdacht, daß hierunter eine Kriegslist verborgen sein möchte, und ertheilte daher dem Führer jener Vorhut Befehl, den Feind zwar nachdrücklich, aber in keinem Falle weiter als bis zu einem bestimmt bezeichneten Punkt — dem sog. Thorwege — zu verfolgen, hier Position zu nehmen und weitere Befehle abzuwarten.

Als sonach an diesem Punkte angelangt die Vorhut eine feste Stellung einnahm und trotz wiederholt versuchter Anreizungen des Feindes sich nicht bewegen ließ weiter vorzugehen, zog sich endlich auch jenes amerikanische Detachement von selber wieder in die Außenwerke von Charlestown zurück. Bei dieser Gelegenheit hatte es über 80 Mann an Getödteten und Verwundeten verloren, unter denen sich sechs Offiziere sowie ihr Anführer, Oberst O-Neen, befand.

Wie man später erfuhr, war das amerikanische Detachement achthundert Mann stark gewesen und von dem Kommandanten von Charlestown, dem amerikanischen General Lincoln, mit dem Auftrage entsendet worden, mit der Vorhut des Korps des Generals Clinton ein Gefecht anzuspinnen, dieselbe zu immer lebhafterer Verfolgung anzureizen und endlich durch eine verstellte regellose Flucht nach einer noch außerhalb der Festungswerke belegenen Stelle hinzulocken, wo hinter einem, das Feld durchschneidenden Graben, an 1000 Mann mit mehreren Geschützen sich in einer verdeckten Stellung befanden, um die Verfolger mit einem mörderischen Feuer zu überschütten, in die Flanke zu fassen, nach dem Meeresufer hinzutreiben und daselbst sodann völlig zu vernichten. Da jedoch dessen Führer, der Oberst O-Neen, seinen Rückzug zu früh und in zu auffälliger Weise antrat, so erregte er hierdurch, wie schon erwähnt, Argwohn und verfehlte seinen Zweck.

---

[1]) Das Lied vom Flachse. [2]) draußen. [3]) Wellen. [4]) tiefen. [5]) sieht er aus. [6]) Lüftchen. [7]) Höhe. [8]) See. [9]) Hemd. [10]) dort. [11]) Ärndte. [12]) Wurzel. [13]) Arbeit. [14]) nachher [15]) wird. [16]) Kirchweihmontag. [17]) selber. [18]) Ausdruck des Wohlbehagens beim Essen. [19]) Scheuertenne. [20]) hinein. [21]) wohin. [22]) denen. [23]) heraus. [24]) erst. [25]) Wagen. [26]) Weide. [27]) gebreitet. [28]) heute. [29]) binden. [30]) heim [31]) gestellt. [32]) Dreschflegeln. [33]) schadet. [34]) haut. [35]) entzwei. [36]) nicht. [37]) sachte. [38]) geröstet. [39]) Schalen. [40]) fährt. [41]) Abfall des Flachses. [42]) Körbe. [43]) = Oberlaube = Boden des Hauses. [44]) gelb. [45]) giebt's. [46]) ihr. [47]) treten. [48]) binden. [49]) trag's. [50]) euer. [51]) akkurat. [52]) thut. [53]) Wilhelm. [54]) Tag. [55]) getragen. [56]) Regen. [57]) vernäht. [58]) Blumen.

Napoleonische Dotationen in Hanau und Fulda. Nach der Schlacht von Jena, 14. Oktober 1806, kamen die Grafschaft Hanau und das Fürstenthum Fulda unter französische Verwaltung. Kaiser Napoleon, welcher bekanntlich die Dienste seiner Marschälle, Generale, Staatsbeamten &c. glänzend zu belohnen pflegte, schenkte im Jahre 1807 von Fuldaischen Besitzungen das Schloß und Gut Johannisberg im Rheingau dem Marschall Kellermann, Herzog von Valmy, das Lustschloß Fasanerie (Adolfseck) nebst den Domänen Eichenzell und Ziehers, sowie das Propsteigut Holzkirchen in Franken dem Divisionsgeneral und Großmarschall des Palastes Duroc, Herzog von Friaul. Von Hanauischen Besitzungen und Vermögensobjekten erhielt (vergl. K. Arnd, Geschichte der Provinz Hanau pag. 351 sq.) die Lieblingsschwester Napoleon's Pauline, verehelichte Fürstin Borghese: das Schloß Philippsruhe mit Zubehörungen, das Hofgut zu Kesselstadt, den Brückenzoll auf der Hellerbrücke, die Teiche bei Hanau, das Frankfurter Thor, das Posthaus und Militärspital zu Hanau, den Kollegienbau, das Komödienhaus, das Zeughaus, das Gouvernementsgebäude daselbst, den Neuhof, den Lehnhof, den Wolfgang- und Lamboibrückenforst, sämmtliche Alleen um die Stadt Hanau, das Bergwerk zu Bieber, das Blaufarbenwerk und Hofgut zu Schwarzenfels, den Heubacher Forst, endlich sämmtliche Erbzinsen, Zehnten, Schäfereiberechtigungen und herrschaftlichen Weinberge in den Aemtern Bücherthal, Bieber und Schwarzenfels. Diese Dotation war auf 200 000 Franken jährlicher Einkünfte angeschlagen. Dem Marschall Davoust, Herzog von Auerstädt, Fürsten von Eckmühl, war eine Dotation von 150 000 Franken zugedacht: er erhielt die Saline zu Nauheim. General Graf Lemarrois wurde mit 50 000 Franken dotirt: er erhielt das Wilhelmsbad mit dem dasigen Hofgute und dem Kinzigheimerhofe, sowie mehrere Güter zu Bruchköbel, Ober- und Niederissigheim. Graf Frochot empfing eine Dotation von 20 000 Franken: er erhielt die Baiersröder- und die Hirzbacher Höfe, die herrschaftlichen Güter von Windecken, Eichen und Heldenbuchen, endlich die Naumburg. Dem Grafen Regnier war eine Dotation von 10 000 Franken zugedacht: es wurden ihm der Gronauerhof und die herrschaftlichen Wiesen bei Ginnheim überwiesen. — Alle diese Dotationen gingen nach der Schlacht von Leipzig am 18. Oktober 1813 ihren damaligen Besitzern verloren und wurden wie früher wieder Staatseigenthum. Schloß und Gut Johannisberg im Rheingau erhielt 1816 Fürst Metternich, die Propstei Holzkirchen der Prinz Leopold von Sachsen-Coburg, der nachmalige König der Belgier. Durch Tauschvertrag kam letztgenanntes Gut später in den Besitz der Grafen von Castell.

Bekanntlich ist unter unserem Volke das „Besprechen" von Krankheiten bei Menschen und Vieh vermittelst alter geheimnißvoller Formeln, welche von Mund zu Munde fortgepflanzt werden, noch in häufigem Gebrauch. Trotz aller Bemühungen, welche sich Kirche und Schule gegeben haben, die Menschen von der Wirkungslosigkeit der meist widersinnigen, oft gotteslästerlichen Formeln zu überzeugen, hält das Volk noch immer den Glauben an deren wundersame Wirkung fest und sucht lieber Hülfe bei einer alten Frau oder einem „weisen" Mann, der gegen das betreffende Uebel „kann", als daß es zu einem Arzt geht. In den hinterlassenen Papieren des weiland Archivraths Bernhard zu Hanau, Verfassers der Geschichte des Klosters Naumburg und der Antiquitates Wetteraviae, fand Einsender dieses einen solchen Zauberspruch, welchen Bernhard in einem aus dem Kloster Naumburg (bei Windecken) stammenden Buch entdeckte und welcher lebhaft an die altheidnische Zauberformel erinnert, nur daß dieselbe christianisirt ist. Sie lautet:

wye das pferdt eyn farbe hat also nene das pferdt und sprich: fogß brun oder schümmel &c.: du habest den worm oder dye sychel (vielleicht den Strengel, eine häufige Pferdekrankheit) alßbald sol es dyr vergan als Nycodemus der heylig man unsern hern Jesum Crist vom Creyz nam in dem namen deß vatters und des sones und des heyligen geystes. Amen. Sprich 5 pater noster fünf ave maria und eyn glauben den leyden Jhesu Cristi. W. J.

Merkwürdiger Erlaß des Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Homburg. Im Jahre 1699 ging von dem Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Homburg, genannt „mit dem silbernen Bein" (reg. 1681 bis 1708) der folgende höchst sonderbare Erlaß aus — ein Beweis des krassen Aberglaubens jener Zeit — der im VIII. Hefte des Journals „Illustrirte Welt" vom Jahre 1888, Seite 192 und 194 abgedruckt ist, dabei aber irrthümlicher Weise dem Landgrafen Friedrich I. von Hessen-Homburg zugeschrieben wird, welcher schon im Jahre 1638 starb. Auch im übrigen will sich Einsender für die Richtigkeit des Wortlautes nicht verbürgen.

„Demnach Se. Hochfürstliche Durchlaucht berichtet worden, daß am nechstkünftigen Mittwochen Umb 10 Uhr eine gar gefährliche Finsterniß der Sonne soll seyn, alß haben Se. Hochfürstliche Durchlaucht als ein rechter Landesvater auch für ihre Unterthanen hierin sorgen und Ihnen andeuten lassen wollen, daß Sie ihr Vieh den Tag zu Vor, vnd etzliche Tage hernach zu Hause halten, vnd desfalls das nötig Futter

anschaffen vnd der ställen Thür vnd Fenster wohl schließen, die brunnen wohl bedecken, die Keller und Kornböden wohl versorgen sollen, damit umb diese Zeyt die böse lufft nicht einlogire vnd eine böse infection anschaffte, alldieweil solch große Finsterniß, stichhusten, Schwären, Flüssen, ja pestilentzische Seuchen vnd gantz unbekannte Krankheiten vnd dergleichen droht, wornach sich dan ein jeder wird zu richten wissen". F. G.

„Err brotzt doch näit!" Ein wetterauer Reichsgraf des vorigen Jahrhunderts, der als ein gar gestrenger Herr bekannt war, jagte eines Tages, so erzählt die Ueberlieferung, in seinem Thiergarten; im anstoßenden Wiesenthälchen weidete der Kuhhirte seine Heerde. Der Graf hatte sich gerade an ein Rudel Hirsche herangepirscht und wollte eben abfeuern, da ließ der Kuhhirte plötzlich sein gewaltiges Horn erschallen, ohne eine Ahnung zu haben, daß er durch seine Töne das Jagdglück seines Herrn störe. Die Hirsche eilten davon. In höchstem Ingrimme ließ der Graf höchst eigenhändig dem Kuhhirten eine gehörige Tracht Prügel zu Theil werden. Anderen Tages jagte der Graf wieder in dem Thiergarten, wie denn auch der Kuhhirte wieder auf derselben Trift weidete. „Miserabeler Kerl", donnerte der Graf den Hirten an, „untersteh' dich nur nicht, mir heute wieder die Hirsche zu verscheuchen!" Hoch erfreut, einer Anrede gewürdigt zu werden, sagte der Hirte, als der Graf weg war, zu dem Kuhjungen: „Eß eaß doch e gourer Herr, err brotzt*) doch näit!" Dr. A. R.

Aus Heimath und Fremde.

Hessische Todtenschau 1890. Hauptmann a. D. Ludwig Kleyensteuber (Kassel, 2. Jan.) — Amtsgerichtsrath Karl Fürer (Salmünster, 4. Jan) — Geheimer Kanzleirath Georg Hübner (Kassel, 9. Jan.) — Hospitalspfarrer Jakob Mühlhause (Fulda, 13. Januar). — Geheimer Justizrath Karl Grandidier (Kassel, 16. Jan.) — Prinz Wilhelm Friedrich Ernst von Hessen-Philippsthal-Barchfeld (Rotenburg a. F., 17. Januar). — Maler Karl Finck (Kassel, 17. Januar). — Praktischer Arzt Dr. Wilhelm Brandt (Oberkaufungen, 20. Januar). — Pfarrer und Jubilarpriester Kaspar Schüßler (Fulda, 21. Jan.) — Sanitätsrath Dr. Wilhelm Möller (Marburg, 22. Jan) — Dr. med. Hans Kräuter (Stadtprozelten, 29. Januar). — Baumeister August Rebentisch (Göttingen. 29. Jan.) — Praktischer Arzt Dr. Philipp Katzenstein (Kassel, 4. Februar). — Gutsbesitzer Siegmund Pfannstiel (Weidebrunn, 6. Februar). — Praktischer Arzt Dr. Julius Becker (Gieselwerder, 10. Februar). — Kreiswundarzt Dr. Wilhelm Saul (Gudensberg, 12. Februar). — Bildhauer Professor Karl Hassenpflug (Kassel, 18. Febr.) — Lothar Gau (Kassel, 19. Februar). — Metropolitan a. D. Heinrich Wilhelm Altmüller (Geismar, 19. Februar). — Major z. D. R. W. Duncker (Kassel, 21. Februar). — Sanitätsrath Dr. Julius Schütte (Kassel, 23. Febr.) — Oberregierungsrath Karl Knatz (Frankfurt a. O., 24. Februar). — Konsistorialpräsident, Professor der Theologie Dr. Wilhelm Mangold (Bonn, 1. März). — Landgerichtsrath Karl Friedrich Reinhard (Hanau, 7. März). — Amtsgerichtssekretär a. D. Wilhelm Rausch (Kassel, 11. März). — Proreftor Professor Dr. Karl Uth (Wiesbaden, 15. März). — Magnus Groß aus Fulda (Newyork, 17. März). — Amtsgerichtsrath a. D. Gustav Fondy (Kassel, 18. März), — Postsekretär a. D. Heinrich Grupe (Kassel. 21. März). — Seminarlehrer Gerhard Coordes (Kassel, 24. März). — Bürgermeister a. D. Justus Rang (Orb, 25. März). — Metropolitan Georg Heußner (Neuengronau, 30 März). — Professor Dr. phil. Joseph Kreß (Wien, 8. April). — Königlich Niederländischer Hauptmann a. D. Adolf Eckhardt (Kassel. 9. April). — Großherzoglich Sachsen-Weimarischer wirklicher Geheimer Rath und Oberlandforstmeister Dr. Karl Friedrich August Grebe (Eisenach, 12. April) — Hauptmann Friedrich August Freiherr von Verschuer (20. April). — Gymnasial-Oberlehrer a. D. Professor Dr. Christian Ostermann (Fulda, 28. April). — Rechnungsrath a. D. Heinrich Scheffer (Kassel, 14. Mai). — Justizrath Wilhelm Iffland (Treysa, 20. Mai). — Augenarzt Dr. med. Reinhard Gläßner (Kassel, 31. Mai). — Obergerichtsrath z. D. Gustav Adolf du Fais (Fulda, 5. Juni). — Amtsrichter Wilhelm Koch (Rotenburg). — Realgymnasiallehrer Georg Zülch (Oberlahnstein, 8. Juni). — Generallieutenant z. D. Rudolf Freiherr von der Tann-Rathsamhausen (Erling am Ammersee, 19. Juni). — Dr. Feodor Löwe (Stuttgart, 20. Juni). — Superintendent Friedrich Julius Schmeißer (Rodenberg, 23. Juni). — Pfarrer Dr. theol. J. B. Leclercq (Hanau). — Justizamtmann a. D. Richard Bode (Kassel, 30. Juni). — Gymnasial-Oberlehrer a. D. Adolf Heermann (Kassel, 30. Juni). — Professor der romanischen Philologie Dr. Adolf Ebert (Leipzig, 1. Juli). — Pfarrer Valentin Joseph Hoffmann (Neustadt, 14. Juli). — Professor Dr. Otto Boersch (Berlin, 25. Juli). — Gutsbesitzer Franz Joseph Herrlein (Margrethenhaun, 31. Juli). — Amtsgerichtssekretär a. D. Lud-

*) schmollt.

wig Stern (Kassel, 8. August). — Praktischer Arzt Dr. Georg Adolf Schwarzenberg (Kassel, 13. August). — Physikus Dr. Karl Friedrich Ruckert (Grebenstein, 20. August). — Generalmajor z. D. Wilhelm Bauer (Stettin, 25. August). — Pfarrer Nikolaus Füller (Eichenzell, 6. September). — Dechant Philipp Müller (Amöneburg, 9. September). — Rechtsanwalt Ernst Wörner (Darmstadt, 9. September). — Pater Maximilian Kirchner, ord. St. Francisci (Ahl, 17. September). — Museumsdirektor Dr Eduard Pinder (Kassel, 18. September). — Oberförster Ernst Volkenand (Stölzingen, 20. September). — Apotheker Karl Wagner (Lichtenau, 24. September). — Pfarrer Sebastian Leonard Klüber (Haselstein, 30. September). — Staatsanwalt Karl Brauns (Marburg, 10. Okt.) — Praktischer Arzt Dr. Friedrich Dedolph (St. Paul in Minesota, U. St., 13. Oktober). — Professor der Chemie Dr. Heinrich Will (Gießen, 15. Oktober). — Landrath Baron Karl von Eschwege (Fritzlar, 17. Oktober). — Physikus Dr. Prosper Wenderoth (Allendorf a. W., 28. Oktober). — Frau Susette Hauptmann, geb Hummel (Leipzig, 30. Oktober). — Provinzial-Steuer-Sekretär a. D. Lorenz Köhler (Kassel, 8. November). — Oberstlieutenant z. D. Ferdinand Claus (Kassel, 14. November). — Stadtgerichtsdirektor a. D. Gottlob Freiherr Wolff von Gudenberg (Kassel, 26. Novbr.) — Gymnasial Oberlehrer Hermann Bender (Hersfeld, 13. Dezember). — Dr. iur. Alfred Klauhold (Hamburg, 14. Dezember). — Salomon Hahndorf (Kassel, 16. Dezember). — Pfarrer K. Wille (Liebenau, 17. Dezember). — Professor Dr. Eduard Auth, Gymnasial-Oberlehrer und Schulreferent bei der Königlichen Regierung (Kassel, 23. Dezember). — Major a. D. Georg August Gissot (Marburg, 27. Dezember).

Am 27. Dezember wurde zu Eschwege das Falckenheiner'sche Volksbühnenspiel „Winfried“ zum ersten Male von dortigen Bürgern aufgeführt. Die Aufnahme war eine sehr gute und der Erfolg ein überaus günstiger. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß jetzt, nachdem in Eschwege die Bahn gebrochen, auch andere hessische Städte dem Beispiele ihrer Schwesterstadt an der Werra folgen und dieses Volksbühnenspiel, welches sich als Zweck christliche Duldsamkeit, Friede unter den Konfessionen zur Aufgabe gestellt hat, zur Aufführung bringen werden. Mit großem Lobe wird in den Zeitungen der Thätigkeit Franz Treller's von Kassel als Regisseurs gedacht, dessen Bemühungen es vorzugsweise zu verdanken ist, daß die Aufführung in Eschwege sich zu einer nach jeder Richtung hin befriedigenden gestaltete.

Osterprogramme. Unsere hessischen höheren Schulen werden ihren diesjährigen Osterprogrammen die folgenden wissenschaftlichen Abhandlungen beigeben:

1. Kassel, Friedrichs-Gymnasium: Eine Schulrede von Vogt.
2. Kassel, Real-Gymnasium: Betr. eine Schulausgabe von Sallusts Catilina von Wittich.
3. Kassel, Realschule: Das Klima Arabiens von Bethge.
4. Fulda, Gymnasium: Homerische Blätter von Göbel.
5. Fulda, Realprogymnasium: Methodischer Lehrplan für Mathematik von Wagner.
6. Hersfeld, Gymnasium: Geologische Abhandlung, betr. die Gegend zwischen Frankenberg und Lollar von Stamm.
7. Rinteln, Gymnasium: Eine Abhandlung aus der griechischen Metrik von Steiger.
8. Hofgeismar, Realprogymnasium: Peter von Amiens von Franz.
9. Eschwege, Realprogymnasium: Bericht über das 50jährige Jubiläum der Anstalt von Schirmer.
10. Marburg, Realprogymnasium: Der prinzipielle Gegensatz in den pädagogischen Grundgedanken Kants und Herbarts von Böhmel.
11. Schmalkalden, Realprogymnasium: Ueber das Wesen der Bildung von Schotten. —n.

In der Monatsversammlung des historischen Vereins am 15. Dezember zu Darmstadt stattete Dr. Anthes Bericht ab über die Hauptversammlung der deutschen Geschichtsvereine zu Schwerin (8—10. September). Sodann hielt Friedrich Kofler einen Vortrag über seine Ausgrabungen zu Gernsheim und Klein-Krotzenburg. Die römische Niederlassung zu Gernsheim, die wahrscheinlich schon Ende des ersten Jahrhunderts zerstört wurde, hat sich als viel ausgedehnter erwiesen, als früher angenommen wurde. Die in Klein-Krotzenburg befindliche Befestigungsanlage wurde lange als römisches Lager bezeichnet. Der Vortragende wies ihren mittelalterlichen Ursprung nach. Auch auf seine Forschungen im Odenwalde (Raunheim, Nieder-Kainsbach, Groß-Zimmern) ging der Redner ein. Se. Königl. Hoheit der Großherzog und Prinz Wilhelm von Hessen beehrten die Versammlung, sowie die sich anschließende gesellige Vereinigung mit ihrer Anwesenheit.

Universitätsnachrichten. Am 19. Dezember v. J. feierte der berühmte Physiologe Geheimer Hofrath Professor Karl Ludwig zu Leipzig sein fünfzigjähriges Doktor-Jubiläum. Die medizinische Fakultät zu Marburg erneuerte dem Jubilar das Doktordiplom, das er sich vor fünfzig Jahren auf Grund seiner Dissertation, de olei jecoris aselli partibus efficacibus, erworben hatte und widmete

ihm eine besondere Festschrift, zu der die Professoren Dr. Ahlfeld, Dr. Külz und Dr. Rubner Beiträge geliefert hatten; auch ließen der Rektor und der Senat der Universität Marburg dem Jubilar eine Votivtafel überreichen.

Die philosophische Fakultät der Universität Marburg hat den Königl. Musik-Direktor Heinrich Henkel zu Frankfurt a. M., gebürtig aus Fulda, zum „Doctor musices et artium liberalium magister“ honoris causa promovirt. In dem Elogium heißt es u. a.

Scholae musicae cui praeest conditori nobilissimo,
Artis clavicymbalo canendi praeceptori per annos multos approbatissimo,
Musico scriptori modorumque inventori optime merito,
Musices sacrae colendae auctori gravissimo.

Sind wir recht unterrichtet, so ist die akademische Würde eines „Doctor musices“ noch neueren Datums. Sie wurde bei Gelegenheit der dritten Säkularfeier der Universität Marburg geschaffen und am 29. Juli 1827 zuerst unserem hessischen Altmeister der Tonkunst, dem berühmten Ludwig Spohr in Kassel, verliehen.

Der Privatdozent Dr. Benno Klein ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät zu Marburg ernannt worden.

Als stud. jur. et cam. ist in diesem Wintersemester der Erbgroßherzog Ernst Ludwig von Hessen und bei Rhein (geb. 25. November 1868) an der Ludwigs-Universität Gießen immatrikuliert. Der hohe Herr hört auch geschichtliche Vorlesungen. Als Wohnung ist nicht, wie man früher dachte, die (von H. v. Ritgen wieder hergestellte) Burg Staufenberg gewählt worden, sondern das am Neuenweger Thor gelegene „Schüler'sche“ Anwesen. — Einen sehr ehrenvollen Ruf als Direktor der Königlichen Museen zu Bangkok, Hauptstadt von Siam, erhielt Dr. Adalbert Seitz, Privatdozent der Naturwissenschaft zu Gießen, am 6. November d. J. Dieser junge Gelehrte hat auf vierjährigen Reisen in allen Welttheilen hervorragende zoologische Studien gemacht, besonders in der Entomologie (Insektenlehre) Um seine Forschungsreisen nicht aufzugeben, hat Dr. Seitz abgelehnt. — Ein Ruf als Nachfolger Ebert's in Leipzig in der Professur für romanische Philologie ist an Professor Adolf Birch-Hirschfeld zu Gießen neuerdings ergangen und angenommen worden. Dieser Gelehrte hat sich auf dem Gebiete der französischen Literaturgeschichte einen bekannten Namen gemacht.

Todesfälle. Am 14. Dezember v. J. starb zu Hamburg im Alter von 72 Jahren unser hessischer Landsmann Dr. iur. Alfred Klauhold, bekannt durch sein „Kurhessisches Rechtsbuch“, das 1855 in Kassel bei Oswald Bertram erschien und lange Jahre von dem rechtsuchenden Publikum in Hessen als Rathgeber und Nachschlagebuch benutzt wurde. Alfred Klauhold war 1818 in Hanau geboren, nach absolvirtem Rechtsstudium trat er in den kurhessischen Staatsdienst, den er in der Konfliktszeit von 1850 als Staatsanwalt (Fiskalanwalt) in Rotenburg verließ, um in Bremen die Redaktion des „Bremer Handelsblattes“ zu übernehmen. Dort war er auch Direktor einer Versicherungsgesellschaft, die später ihren Sitz nach Hamburg verlegte. Mit Professor Aegidi gab er von 1861—1871 das „Staatsarchiv, Sammlung von Aktenstücken zur Geschichte der Gegenwart“ heraus. Auch galt er für den Verfasser des Aufsatzes „Kurhessen unter dem Vater, dem Sohne und dem Enkel“, der 1860 zuerst in Ludwig Walesrode's „Demokratischen Studien“ veröffentlicht wurde und später als besondere Broschüre erschien, welche eine außerordentlich große Verbreitung fand. Die letzten acht Jahre lebte Dr. Klauhold in Hamburg zurückgezogen von jeder publizistischen und politischen Thätigkeit. Verheirathet war er mit Karoline von der Embde, der ältesten Tochter des bekannten Kasseler Malers August von der Embde.

Am 23. Dezember v. J. verschied zu Kassel im 64. Lebensjahre der Gymnasial-Oberlehrer Professor Dr. Eduard Auth, Schulreferent bei der Königl. Regierung. Hervorragend durch seine geistige Begabung, durch reiches Wissen, vortreffliches Lehrtalent, von ehrenwerthestem Charakter, zählte der Verblichene zu den angesehensten und beliebtesten Bürgern der Stadt Kassel, in welcher er seit Ostern 1853 ununterbrochen als Lehrer der Mathematik und der Naturwissenschaften, zuerst am Lyceum Fridericianum, seit Ostern 1886 am Wilhelms-Gymnasium, mit außerordentlichem Erfolge thätig war. Sein Andenken wird bei allen, die ihn kannten, immerdar ein gesegnetes bleiben. — Einen eingehenderen Nekrolog dieses hochverdienten Mannes behalten wir uns für die nächste Nummer unserer Zeitschrift vor.

Am 27. Dezember v. J. starb zu Marburg im Alter von 86 Jahren der Major a. D. Georg August Gissot, früher Kommandant der kurhessischen Bergfestung Spangenberg.

Briefkasten.

C. W. Kassel. Angenommen.

F. M. Marburg. Verbindlichsten Dank und freundlichsten Gruß.

G. Th. D. Marburg. Wird in einer späteren Nummer, ähnlich wie das Gedicht in Nr. 23 zur Verwendung kommen. Näheres darüber brieflich.

A. J. K. Fulda. Vollständig einverstanden. Die Aufnahme erfolgt in Nummer 2.

M. R. Potsdam. Erhalten und mit Dank angenommen.

F. H. Straßburg. Je eher der in Aussicht gestellte Artikel eintrifft, desto lieber wird es uns sein. Im Voraus besten Dank.

R. L. Newyork. Soll uns freuen.

K. S. Wiesbaden. Unmöglich.

Abonnements-Einladung.

In seinen fünften Jahrgang tritt das **„Hessenland“** mit seiner heutigen Nummer. Die vier Jahre seines Bestehens haben seine Daseinsberechtigung erwiesen. Es ist ein gern gesehener Gast in unserm engern Vaterlande geworden; die lebendige Theilnahme und das volle Verständniß, die es allgemein gefunden, haben es ihm ermöglicht, seinem Zweck einigermaßen gerecht zu werden.

Die Aufgabe unseres Blattes ist die Pflege der **hessischen Geschichte und Literatur** in allen ihren Verzweigungen. Im deutschen Wesen liegt eben die Pflege stammlicher Eigenart tief begründet und die Mannigfaltigkeit unseres Geisteslebens ist nicht zuletzt unserm ausgesprochenen Stammesgefühl zu verdanken. Darum will das **„Hessenland“**, ohne den Blick in weitere Gesichtsfelder sich trüben zu lassen, gerade den wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Bestrebungen, insoweit sie unserm engeren Vaterland entspringen, zur Heimstätte dienen.

Auf dem Grund unseres bewährten Programms werden wir auch ferner stehen. Wir werden der Erforschung unserer **heimatlichen Sondergeschichte** nach wie vor einen bevorzugten Raum in unsern Spalten zuweisen; wir werden die mit ihr verwandten Gebiete der **Literar-, Kultur- und Kunstgeschichte** in entsprechender Weise berücksichtigen. Aber auch das Schaffen zeitgenössischer hessischer Dichter und Schriftsteller soll stets von uns — soweit in unsern Kräften steht — gefördert werden. Wir werden wie in den bisherigen Jahrgängen **Erzählungen** und **Gedichte** in sorgfältiger Auswahl bringen; unsere besondere Sorge aber wird in erhöhtem Maße der **Volks- und Mundartdichtung** gelten.

Unsere Mitarbeiter und Leser bitten wir, uns auch in Zukunft zu unterstützen, und insbesondere auch für die Verbreitung des **„Hessenlandes“** wirken zu wollen. Diese sollte und könnte weit größer sein. Denn daß das **„Hessenland“** in keiner hessischen Familie, die geistige Interessen besitzt, fehlen sollte, dürfen wir ohne Ruhmredigkeit sagen; ist doch sein Inhalt nichts Anderes als die Wiederspiegelung vaterländischen Geisteslebens.

In der Hoffnung, daß diese Worte auf fruchtbaren Boden fallen, treten wir mit frischem Muthe in's neue Jahr ein.

Fulda, 3. Januar 1891.

Die Redaktion des „Hessenland“.

F. Zwenger.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 2. Kassel, 17. Januar 1891.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1891 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2847.

Geliebt.

Herz, so voll Traurigkeit
Einst und so schmerzbeklommen —
Welch' eine Blüthenzeit
Ist über dich gekommen!

Aus deiner Tiefe drängt
Ein wunderreiches Leben,
Das immerdar empfängt,
Um immerdar zu geben.

Wozu ein lichter Stern
Dich freundlich hat geleitet,
Das liegt so nah, so fern
Vor dir nun ausgebreitet.

Ein Glückland weit und breit,
Wohin das Aug' sich wende,
Ein Meer an Seligkeit
Ohn' Ufer und ohn' Ende.

D. Saul.



Mittheilungen aus dem Briefwechsel des Landgrafen Wilhelm VIII. mit dem Baron Häckel,

betr. Gemäldeerwerbungen für die Kasseler Galerie.

(Schluß.)

Die hierauf erfolgte Antwort des Landgrafen (v. 10. Febr.) lautet:

Ich habe dessen beyde Schreiben von 3. und 6. dieses sowohl, als das übersandte Gemählde von Raphael und dem Kupffer davon gantz wohl erhalten. Das Stück ist hübsch und artig. Ich vermag ebensowenig, als der Freese noch zu bestimmen, ob selbiges nach dem Kupffer oder dieses nach jenem gemacht oder keines von beyden seye. Im gantzen komt es mit einander überein; doch finden sich im kleinen, wann man es durchgehet, bei dem Kupffer viele Dinge, so nicht in dem Gemählde sind und in diesem gegentheils Verschiedenes, so man im Kupffer nicht antrifft. Inmittelst werde es noch genauer examiniren, und sodan beydes auf mein Risico wieder zurücksenden.

Der Gonzales ist und bleibt ein schönes Stück, ob mir gleich der Author, vor wie nach equivoque scheinet. Ich habe diessfals eine Vermuthung, worin mir Freese Beyfall giebt, und die sehr wahrscheinlich ist, welche Ich aber verspahre, bis Ihn mündlich darüber spreche. Ich glaube Ihn aber fest überführen zu können, daß es von einem andern Meister seye.*) Von Gonzales habe meines Erinnerns sonst nie etwas gesehen; weiß mich auch nicht zu besinnen, daß Er schon eine piece von ihm hat, welches mir vielleicht wieder einfället, wann Ich einige Beschreibung davon höre. Inmittelst geschiehet mir ein groß plaisir durch Ueberlassung dieses Stücks und Ich nehme solches mit vielem Dank an, wann Er mir den Preiß davon melden will. Die Gemählde von Safftleben sind mir bekannt**); Ich finde sie überall zu theuer im Preiß und will deswegen lieber damit anstehen.

Auf seine Ankunfft rechne nunmehr des nächsten ohne weitere Bürgen, auf seine parole; und ich bin der einige nicht, der darauf wartet, sondern wir verlangen alle den lieben Häckel wieder bey uns zu sehen. Bis dahin beharre inzwischen auf die alte maniere und aufrichtigst 2c.

Die nächsten Briefe Häckels bieten für unsern Zweck nichts als die Nachricht, daß der überschickte Gonzales 12 Species Ducaten und einen Siebenkopfstückthaler für den Unterhändler gekostet habe und daß der andere zur Vergleichung nach Kassel gesandt sei, und zwar „wäre er gewiß, wann er nicht an einem gedoppelten Bruch curiret, auch nicht zu verachten."

Der Landgraf erwiederte hierauf am 24. Febr. Folgendes:

Seine beyde Schreiben vom 13. und 15. dieses habe benebst dem anderen Stück von Gonzales wohl erhalten. Ich habe mich gantz und gar nicht mehr erinnert, selbiges bey Ihm gesehen zu haben. Es ist aber sehr artig und ohne den mindesten Zweiffell von einem Meister mit dem ersteren, ob es schon nicht allen dings so gut. als dieses gemacht ist*). Es ist nun die Frage, ob dieser Compagnon von jenem getrennt werden soll, und mein lieber Häckel würde mir gewiß eine neue Gefälligkeit thun, wann Er mir dieses letztere mit dabei überlassen, und deswegen sagen wollte, wovor er es zu verlassen gedächte. Ich werde suchen, wie solches erwiedern und Ihm gegenseitig mit etwas plaisir machen kann.

Den Raphael habe mit dem General Donop**) und Freese noch weiter examinirt; Wir können

---

*) Es ist zu bedauern, daß der Landgraf seine Ansicht über den Autor nicht brieflich mittheilt. Sicherlich war er und Freese darüber außer Zweifel, daß das Bild von einem Niederländer herrühren müsse. Im Hauptinventar von 1749, ist es nichtsdestoweniger noch dem Giov. Giachinetti Gonzales beigelegt.

**) Häckel hatte in seinem letzten Schreiben den Landgrafen auf diese Bilder aufmerksam gemacht und sich erboten, sie zur Ansicht zu schicken.

*) Da dieser zweite Gonzales (jetzt Nr. 143 des Katalogs) vom Maler nicht bezeichnet ist, so konnten Zweifel obwalten, ob auch demselben Autor das Bild zugeschrieben werden dürfe.

**) Der Generallieutnant und Geheime Rath Moritz von Donop gehörte auch zu den kunstverständigen Freunden des Landgrafen; er wird von ihm öfter „Director der Augenlust" genannt, weil er bei Neu=

aber mit Uns selbst darüber nicht einig werden, noch etwas gewisses urtheilen; Er kan aber sagen, daß Er immer ein sehr schön und artiges Stück daran besitzet*). Ich habe es mit aller Sorgfalt gepacket und ohne mindeste Versehrung wieder zurückgehen lassen, will also nicht zweyffeln, daß es ebenso überkommen wird, und bedanke mich indessen vor die durch dessen Uebersendung erwiesene Gefälligkeit.

Uebrigens hoffe, daß Ihn sein mir versicherndes Verlangen endlich hierher treiben wird, und wir seufftzen alle nach seiner baldigen Ankunfft. Ich weiß, daß Er ein großer Liebhaber der Schnepffenjagd ist, welche nunmehr vor der Thür; wann Ihm aber auch dieser Zeitvertreib nicht anstehet, so soll Er inzwischen unter meinen Schildereyen die Suche und revue halten.

Ich rechne darauf Ihn bald zu sehen und verbleibe inmittelst ein mahl wie allezeit 2c.

Häckels Antwort verdient, als für seine Sinnesart charakteristisch, gleichfalls eine vollständige Mittheilung, obschon die Gemähldeangelegenheit darin nur sehr nebensächlich behandelt ist; sie lautete:

Durchlauchtigster Fürst,
Gnädigster Fürst und Herr.

Daß Ew. Hochfürstl. Durchl. der Gonzales gefält, freuet mich von Hertzen, er kostet 30 Thaler, und ist, wie ich, Ew. Hochfürstl. Durchl. zu Diensten. Was aber den Raphael betrifft, so halte selben zwar vor ein Original, glaube aber, daß vieles hineingemahlet ist. Der Geheimde Rath von Degenfeldt ist vorgestern bey mir gewest und wird heute wieder zurückreisen, ich wünschte, daß meine Umstände erlaubten, mit ihm zu gehen; die Schneppen verführen mich nicht, aber wohl die Kirschvögeljagd. Der Churfürst von Maynß hat ein kostbahres Gastmahl hier gegeben, wozu ich auch eingeladen; ich habe mich erkundiget, was dieses prächtige Gastmahl zu bedeuten, und erhielt zur Antwort, daß es die Vereinigung der fünf Creiße beträfe, ich sagte, wenn es auf Fressen und Sauffen ankömt, werden sie gewiß bald einig werden. Ich bin etzliche Tage her mit einem Fluß befallen, welcher sehr beschwerlich ist, weill mir fast alle Glieder, insonderheit der Rücken sehr wehe thun; Gott erhalte Ew. Hochfürstl. Durchl. gesund, dieses wird mir die liebste Nachricht von Cassel sein. Ich werde gewiß keinen Augenblick versäumen, sobald meine Umbstände erlauben, Ew. Hochfürstl. Durchl. mündlich zu versichern, wie ich mit tiefster Ehrfurcht bin

Ew. Hochfürstl. Durchl.
allergetreuester Knecht
Frankfurt J. H. Frhr. v. Häckel.
d. 27. Febr. 1748.

Der Hr. Ziegler hat mir heutte zwölff Ducaten und einen großen Thaler geschickt, es hätte eben keine Eille gehabt.

Durch diese Bezahlung*) war also der eine Gonzales definitiv in den Besitz des Landgrafen gelangt; er findet sich im Hauptinventar von 1749 verzeichnet als: „Nr. 125. Gonzales, Giovanni Giachinetti. Ein Mann und eine Frau in einem Zimmer, wovon letztere auf dem Clavecin spielt, auf Holtz in verguldem Rahmen; 1 F. 4 Z. hoch; 1 F. 11 Z. breit" und gleich dabei der zweite als: „Nr. 136. Ein Mahler mit seiner famille auf Holtz in verguldem Rahmen; 1 F. 6 Z. hoch; 2 F. breit". Wilhelm VIII. hatte nach Empfang der beiden Gemählde Aenderungen im Arrangement seiner Sammlung durch den Geh. Rath von Donop vornehmen lassen und schrieb am 16. März an Häckel: „Die beiden Gonzales haben ihrem Rang und Würden gemäß gebührende Stelle schon erhalten". Im Causid'schen Gemäldeverzeichniß von 1783 sind die Bilder einem Bartholomäus Gonzales zugeschrieben, während das dritte, gleichfalls von Gonzales Cocx herrührende, welches der Landgraf im Jahr 1749 aus Holland erhalten hatte, dem Johann Joachim Gonzales beigelegt ist.**)

---

erwerbungen und außerdem darauf bedacht war, die Bilder möglichst günstig und schön zu placiren; er war selbst Dillettant in der Malerei, und zwar ein höchst mittelmäßiger, wie ein in der Löwenburg zu Wilhelmshöhe befindliches, von ihm gemaltes Jagdstück erkennen läßt.

*) Zu Neujahr 1750 verehrte Häckel das Bild dem Landgrafen, wie aus einem Briefe des letzteren vom 3. Jan. 1750 hervorgeht. Es ist als Nr. 501 noch in der Galerie und hat sich als Kopie der h. Familie mit dem Lamm zu Madrid erwiesen. Im Verzeichniß von 1783 findet es sich als 55 auf S. 204.

*) Nach den heutigen Anschauungen waren die eben genannte Summe, sowie auch die 30 Thlr. für den „Compagnon" Spottpreise für die Gemälde, selbst mit Berücksichtigung ihres damaligen defekten Zustandes. Daß Häckel das erstere von ihnen als „theuer bezahlt" bezeichnen konnte, ist nur erklärlich durch die über den Maler herrschende Unklarheit; Wilhelm mußte, wie wir gleich angeben werden, bald danach ein anderes Bildchen vom selben Meister in Holland mit einer bedeutend höheren Summe bezahlen.

**) Vgl. deshalb S. LI des Nachtrags zur Geschichte der Galerie im Eisenmannschen Katalog von 1888; es heißt in der daselbst mitgetheilten Quittung des Verkäufers vom 13. Nov. 1749:

een Geselschap van Gonzal met agt Beelden waeronder den Schilder selfs so goet als A. van Dyck, hoog 1 voet 8 duym, breet 2 voet 2 duym op kooper . . . . 550 fl.

Im Katalog von 1783 ist dasselbe aufgeführt auf S. 212 als:

88) Ein Familien-Stück, wobey ein Mohr mit der Magd sich unterredet.
Auf Kupfer, 1 Fuß 8 Zoll hoch, 2 Fuß 2 Zoll breit.

Dieses letztere ist in der Westphälischen Zeit verschwunden, die beiden Häckelschen zieren, wie schon bemerkt, noch heute die Galerie und sind ihrem rechtmäßigen Autor, dem Antwerpener Meister Gonzales Cocx (1618—1684), dem sog. kleinen van Dyck, zurückgegeben. Auch sind bei Nr. 143, vielleicht von Freese herrührende, entstellende Uebermalungen glücklich wieder beseitigt, sodaß dasselbe, was die künstlerische Ausführung angeht, jetzt den Vergleich mit dem vermöge der Darstellung ansprechenderen „Compagnon" (Nr. 142) recht wohl aushalten kann.

Der Hr. Redner theilte schließlich noch einzelne Stellen aus dem Briefwechsel späterer Jahre mit, worin bezüglich der mit den zunehmenden Jahren sich bemerklich machenden körperlichen Gebrechen, namentlich auch über den Verlust der Sehkraft, humoristisch sowohl, als wehmüthig Klage geführt wird*), und wies darauf hin, daß die Freunde im Jahr 1760 ihre irdische Laufbahn beschlossen hätten, die sie beide 1682 angetreten hatten.

*) So schreibt z. B. Häckel unterm 22. April 1749: „einen Brauer (d. h. Gemälde von Adriaen Brouwer) habe ich wieder gekauft; und dabei diesen poetischen Ausfall gehabt.
Mir hängt die Augenluft am allermeisten an,
Da ich doch ohne Brill fast nichts mehr sehen kan,
Was fang ich denn nun an, bey so gestalten Sachen?
Ich denk das beste ist, ich muß darüber lachen."
und klagt anderseits der mit dem Bau von Wilhelmsthal beschäftigte Landgraf (a. 26. Juni 1753) folgendermaßen: „Ich muß aber zufrieden seyn, wan ich nur so hinschleppen kan, und mit vieler Medicin werde mich nicht mehr abgeben, weilen es doch nichts hilft."

Nikolaus Bach.

Ein Erinnerungsblatt von A. Zwenger.

(Schluß.)

Die Schüler des Fuldaer Lyceums und Gymnasiums, die Studenten, wie sie damals genannt wurden, brachten dem neuen Direktor Dr. Nikolaus Bach wenige Tage nach seinem Eintreffen in Fulda einen Fackelzug nach akademischem Herkommen. Die Führer waren in vollem Wichse, in Kollern und Kanonen, die Schläger an der Seite, mit Schärpen in den Verbindungsfarben um Brust und Hüfte und Baretten auf dem Haupte. Direktor Bach war über diese Ehrenbezeugung höchlichst erstaunt und soll sich dahin geäußert haben, daß sich solches burschikose Wesen für das neu einzurichtende Gymnasium nicht passe und daß er diesem Treiben steuern werde. Doch dankte er für das Entgegenkommen der Studierenden und gedachte in seiner Ansprache an dieselben ganz besonders des Rhabanus Maurus, des „Praeceptor Germaniae" und Stifters der berühmten Schule Fulda's, um das deutsche Schulwesen. Nachher lud er die Führer zu sich ein und bewirthete sie auf das Gastfreundlichste. Wir wollen hier nicht unerwähnt lassen, daß das Fuldaer Lyceum eine akademische Anstalt war, daß die Schüler desselben als „cives academici" immatrikulirt wurden, daß Verbindungen nach Studentenart unter ihnen bestanden und selbst Paukereien nicht zu den Seltenheiten gehörten.

Diese Zustände sollten beseitigt, die Studienanstalten nach preußischem Muster umgestaltet werden, und Dr. Bach war ganz der Mann dazu, das durchzuführen. Allerdings vollzog sich die Reorganisation nicht ohne empfindliche Härten und eine gewisse Rücksichtslosigkeit gegen Schüler wie Lehrer der alten Anstalten. Anerkannt tüchtige Professoren, welche an dem Lyceum Vorlesungen gehalten hatten, mußten jetzt in den unteren Klassen des Gymnasiums Unterricht ertheilen, und mancher Lyceist, der in einem oder zwei Jahren das Reifezeugniß erhalten haben würde, mußte jetzt noch, wenn es gut ging, drei auch vier Jahre auf den Gymnasialbänken herumrutschen, ehe er zur Maturitätsprüfung zugelassen wurde.

Die Gymnasialgesetze, welche Bach entworfen hatte, waren drakonisch, ganz besonders streng war der Besuch der Wirthshäuser, sowie das Tabakrauchen verboten, und mancher Schüler mußte wegen Uebertretuug dieser Bestimmungen tagelang auf dem Karzer zubringen und im Wiederholungsfalle das consilium abeundi über sich ergehen lassen. Das „vertrauliche Du" wurde als Anrede der Schüler durch alle Klassen des Gymnasiums eingeführt; was es aber mit diesem vertraulich sein sollenden „Du" Schülern von zwanzig und einigen Jahren gegenüber auf sich hatte, das kann nur der beurtheilen, der das alles mit durchgemacht hat. Die Behandlung der Schüler war weit entfernt von jenem Geiste der Humanität, den man dem Fuldaer Gym=

nasium heutzutage nachrühmen muß. Das waren Schattenseiten der neuen Schule unter dem Direktorate des Dr. Nikolaus Bach, die aber auch, wie wir später sehen werden, wieder ihre Lichtseiten hatte.

Am 13. November 1835 wurde Direktor Dr. Nikolaus Bach von dem Regierungs-Schulreferenten Domkapitulur und Stadtpfarrer J. Hohmann in sein neues Amt eingeführt, zu welcher Feierlichkeit er durch ein Programm über „Rhabanus Maurus“ eingeladen hatte. Darauf wurden alle, sowhl die früheren als auch die neu aufgenommenen Schüler in das Album Gymnasii eingeschrieben und verpflichtet.

Das neue Gymnasium zu Fulda wurde nach preußischem Muster für sechs Klassen eingerichtet. Prima und Sekunda hatten einen zweijährigen, die übrigen Klassen einen einjährigen Kursus; für die Tertia wurde dann 1839 ebenfalls ein zweijähriger Kursus eingeführt. Zuerst, im Herbst 1835, war die Prima gar nicht besetzt, doch wurden fünf Schüler zu Ostern 1836 zur Maturitätsprüfung zugelassen, die sie auch bestanden. Der Beginn des Schuljahrs wurde vom Herbste auf Ostern verlegt. Mit Rücksicht auf die jüngeren, der lateinischen Sprache minder kundigen Schüler wurden die seither bei dem Gottesdienste der Gymnasiasten eingeführten „hymni sacri“ mit ihren trefflichen Melodien nur noch ausnahmsweise gebraucht, an ihre Stelle trat einstweilen das deutsche Gesangbuch der Fuldaer Diözese, bis der Direktor Bach eine eigene Sammlung christlicher Lieder veranstaltet hatte, in die auch geistliche Lieder aus evangelischen Gesangbüchern, wie „Eine feste Burg ist unser Gott“ und „Wie schön leucht' uns der Morgenstern“ ꝛc. aufgenommen waren. Der Gottesdienst für die katholischen Schüler, welcher bisher täglich in der Nonnenkirche abgehalten worden war, wurde von Bach auf die Sonn- und Feiertage beschränkt. Beide Maßregeln, die Einführung des neuen Gesangbuches und die Beschränkung des Gottesdienstes waren unklug; sie setzten in Fulda böses Blut, und mancherlei Anfeindungen, welchen der Direktor Bach ausgesetzt war, mögen auf dieselben zurückzuführen sein.

Den Bemühungen Bach's gelang es, daß für das Gymnasium eine eigene Bibliothek errichtet wurde, die rasch zu einer vortrefflichen sehr werthvollen Büchersammlung anwachsen sollte. Ebenwohl führte Bach die Feier des 4. Februar, des Jahrestages von Rhabanus Maurus, als Stiftungsfest der Lehranstalt ein, das dauernd beibehalten worden ist.

Die Disziplin handhabte Bach in strengster Weise, aber er war dabei gerecht und trotz seiner schroffen Außenseite in gewissem Sinne auch wohlwollend. Das verschaffte ihm auch die Achtung seiner Schüler, die freilich mit Furcht gepaart war. Seiner rastlosen Thätigkeit gelang es, das Gymnasium bald auf einen Standpunkt zu bringen, daß es mit den anderen bereits früher reorganisirten Gelehrtenschulen Kurhessens nicht nur konkurriren konnte, sondern dieselben in manchen Fächern sogar überflügelte. Den bisher vernachlässigten Unterrichtsgegenständen, wie griechische und deutsche Sprache, Geschichte u. s. w. wurde eine erhöhte Sorgfalt zugewendet und dank der Mitwirkung tüchtiger Lehrer sollte der Direktor Bach in kurzer Zeit die Genugthuung erleben, daß gerade in diesen Fächern die Schüler des Fuldaer Gymnasiums durch ihre Kenntnisse sich rühmlich auszeichneten. Den Unterricht in der deutschen Sprache übernahm er für Prima selbst. Er führte seine Schüler in die deutsche Literatur ein, machte sie mit den alt- und mittelhochdeutschen Gedichten bekannt, und vor allem lehrte er sie einen rechtschaffenen Aufsatz zu schreiben. Das allein schon war ein Verdienst Bach's, das nicht hoch genug anzuschlagen war.

Außerdem ertheilte Direktor Bach in Prima und auch in Sekunda Unterricht in der griechischen und lateinischen Sprache. Er las mit seinen Schülern die griechischen Dramatiker, Elegiker und Lyriker, Homer und Horaz, Thucydides und Tacitus; seine Interpretation erstreckte sich nicht blos auf die Grammatik, sie war auch eine sachliche. Vermöge seiner gründlichen humanistischen Bildung wußte er wohl das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu trennen, seinen Unterricht vor Einseitigkeit zu bewahren und seinen Schülern Lust und Liebe zu den klassischen Studien einzuflößen. Sein Grundsatz war: non scholae sed vitae discitur. Und da gesunder Sinn und Verstand auch eines gesunden Körpers bedürfen, so führte er zur Pflege der Gesundheit von Geist und Körper die gymnastischen Uebungen an dem Gymnasium ein. Am 5. Mai 1840 begann der Turnunterricht in dem an das evangelische Pfarrhaus anstoßenden Garten. Die Einrichtungen besorgte der Turnlehrer Schwab von Kassel, der auch die ersten Uebungen leitete. Ihm folgte als Turnlehrer der Zeichenlehrer Friedrich Lange, der nachmalige Marburger Professor und Universitätsarchitekt.

Direktor Bach konnte im Gymnasialprogramme von 1840 mit vollem Recht von sich sagen, daß er stets bestrebt gewesen sei und es für seine heiligste Pflicht gehalten habe, „die Organisation der Fuldaer Studienanstalt dem Grundprinzipe der Humanität getreu, belebt und erwärmt von der Sonne des Christenthums, erleuchtet durch die klassischen Sprachen des Alterthums in innigster Verbindung mit der Muttersprache, befruchtet

durch das Studium der Mathematik, Geschichte, Erd- und Naturkunde folgerecht durchzuführen", und wenn er hier und da auch gefehlt, wenn er häufiger den Bogen der Disziplin allzustraff gespannt, wenn er es geduldet hat, daß die Schüler, gelinde gesagt, rücksichtslos behandelt wurden, wir wollen ihm deshalb keine Vorwürfe machen, wissen wir doch, daß seine an sich schon schwierige Aufgabe noch mehr erschwert wurde durch Anfeindungen aller Art, selbst von Kollegen, und daß es all seiner Kraft und Anstrengung bedurfte, um Zucht und Ordnung in der neuen Schule einzuführen und zu erhalten. Obschon es ihm gelungen war, das Gymnasium in kurzer Zeit zur schönsten Blüthe zu bringen, so sollte es ihm doch nicht vergönnt sein, die vollen Früchte seiner erfolgreichen Wirksamkeit zu ernten. Zu Anfang Januar 1841 erkrankte er an einer Erkältung, die in Lungenentzündung überging, und acht Tage später, am 17. Januar, führte eine Lungenlähmung seinen Tod herbei. Gerade einen Monat früher hatte sein Freund, der Regierungs-Direktor Staatsrath K. M. Eggena das Zeitliche gesegnet, und tief ergriffen war Bach von dem Hinscheiden dieses geistig so bedeutenden Mannes. Es befiel ihn damals eine Todesahnung, die ihm vergebens seine Freunde auszureden suchten. — Nikolaus Bach war von Gestalt ziemlich groß, doch schmächtig, sein großes Auge, die Blässe seines Gesichts, sein steifes schwarzes Haar verliehen ihm einen eigenen Ernst, doch war er bei aller Eckigkeit in seinem Benehmen freundlich und entgegenkommend im persönlichen Verkehre. Streng in seinem Dienste, nur seinen Studien und seiner Familie lebend, suchte er keine Erheiterung außerhalb, er fand sie hinreichend in dem Kreise der Seinen. Gerade, aufrichtig, ohne Arg und Falsch, gerecht und wohlwollend war er von Charakter, und in religiöser Beziehung war er ebenso weit entfernt von Indifferentismus, wie von heuchelnder Frömmelei.

Am 20. Januar fand das feierliche Leichenbegängniß statt, an welchem Lehrer und Schüler nebst einem zahlreichen Gefolge Fuldaer Einwohner Theil nahmen. Professor David Wagner, der Kollege und intime Freund des Hingeschiedenen, hielt die Grabrede, ein Muster der Beredtsamkeit. Ein vom Primaner Ferdinand Merz gedichtetes Lied wurde am Grabe gesungen. Erhebend war diese Todesfeier, erhebender aber noch jene, welche zum Andenken des Verblichenen am 4. Februar, dem Rhabanustage, in der Aula des Gymnasiums stattfand. Hier hielt Franz Dingelstedt die Gedächnißrede, eine Rede, wie sie nur Dingelstedt halten konnte, so glänzend, wie wohl noch niemals vorher eine solche in den Räumen des Gymnasiums und ehemaligen Universitätsgebäudes gehört worden ist.

Als philologischer Schriftsteller hat sich Nikolaus Bach einen geachteten Namen erworben. Gleich vielen anderen Philologen der damaligen Zeit hatte er eine besondere Vorliebe für die griechische Sprache, auch sind seine Arbeiten über die griechischen Elegiker und Lyriker von besonderem Werthe. Minder glücklich soll er nach dem Urtheile kompetenter Kritiker in der Bearbeitung des Tacitus mit kurzem lateinischen Kommentar gewesen sein. Wir lassen nachstehend ein Verzeichniß seiner Schriften folgen:

Solonis carminum quae supersunt. Bonn 1825. — De Marco Aurelio Antonino imperatore philosophante. Leipzig 1826. — Mimnermi carmina. Ebd. 1826. — Critiae reliquiae. Ebd. 1827. — Philetae, Hermesianaclis, Phanoclis reliquiae. Halle 1828. — Ueber den Ursprung und die Bedeutung der elegischen Poesie bei den Hellenen. 1829. — Callini, Asii, Tyrtaei carmina. Lpzg. 1831. — Ueber die erotische Elegie der Hellenen. 1833. — Cornelius Tacitus, eine biograph. Untersuchung. 1832. — Cornelii Taciti operum quae supersunt. 2 Bde. Lpzg. 1834—35. — F. A. Wolf, eine biograph. Skizze. — De lugubri Graecorum elegia. Specim. I. Breslau 1835. Specim. II. Fulda 1836. — Rhabanus Maurus, der Schöpfer des deutschen Schulwesens. Ebd. 1835. — Der Nibelungen Noth im Auszug zum Schulgebrauch mit einem Abriß der mittelhochdeutschen Formenlehre. Ebd. 1836. — De symposiaca Graecorum elegia. Ebend. 1837. — Christliche Lieder f. katholische Gymnasien. Hannover 1838. — Quaestionum elegicarum Spec. I. Fulda 1839. — Historia critica poësis Graecorum elegiacae. Ebd. 1840. — Deutsches Lesebuch für Gymnasien in drei Lehrstufen von je zwei Abtheilungen. Leipzig 1841. Außerdem lieferte er zahlreiche kritische Aufsätze in philologische Zeitschriften.

Das Fuldaer Gymnasium, das er neu organisirt, und das er während seiner fünfjährigen Wirksamkeit an demselben zur hohen Blüthe gebracht, die Wissenschaft, die er durch seine Schriften bereichert, verdanken dem Direktor Dr. Nikolaus Bach viel. Sein Name wird stets in der Geschichte der Fuldaer Gelehrtenschulen mit Ehren genannt werden.

Zur Geschichte der Fuldaer Landes-Bibliothek.

Von F. Zwenger.

(Fortsetzung.)

Trotz der Fürsorge und des Schutzes, welchen der französische Gouverneur von Fulda, General Thiebault, der öffentlichen Bibliothek angedeihen ließ, sollte dieselbe doch gleich anfänglich durch einen französischen Offizier einen empfindlichen Verlust erleiden. Derselbe betraf jene vier Weingartener Manuskripte in ihren mit Gold, Silber und Edelsteinen geschmückten Einbänden, deren wir bereits in der vorigen Nummer Erwähnung gethan haben. Am 3. November 1806, also nur wenige Tage nach der Besetzung des Fuldaer Landes durch die Franzosen, erschien in der Bibliothek der Stadtkommandant Oberst Niboyet in Begleitung des Gensdarmerie-Lieutenants Coti. Niboyet ließ sich verschiedene Manuskripte und seltene Bücher vorlegen und schien sehr befriedigt zu sein, als er aber zufällig hinter einem Bücherschranke einige werthvolle Kirchengeräthschaften erblickte, die man nach der Schlacht von Jena, als die Domkirche zur Herberge für Tausende von preußischen Kriegsgefangenen dienen mußte, in der Bibliothek untergebracht hatte, da mag wohl die Habgier in ihm erwacht sein. Sehr genau fragte er nach vermuthlich weiter hier verborgenen Schätzen, ließ sich die nächsten Schränke aufschließen, in denen er aber nur alte gedruckte Bücher vorfand. Nun verlangte er jene vier kostbaren Weingartener Manuskripte zu sehen. Tags darauf ließ er in der Frühe diese Codices durch seinen Bedienten und den Musikdirektor Kött unter dem Vorwande abholen, es sei ein französischer General bei ihm, der als großer Freund von Alterthümern gern diese Munuskripte zu sehen wünsche, aber keine Zeit habe, selbst in die Bibliothek zu kommen. Der Bibliothekar verabfolgte dieselben gegen einen Revers, den ihm der Musikdirektor Kött ausstellen mußte, und meldete noch in derselben Stunde den Vorfall dem von dem Gouverneur Thiebault zum Kurator der Bibliothek bestellten Hofkanzler und Geheimen Rath von Brack. Wiederholt verlangte Petrus Böhm die vier werthvollen Codices zurück, vergeblich. Am 7. Dezember ließ der Stadtkommandant den Bibliothekar zu sich rufen und erklärte, er habe die Manuskripte dem Gouverneur Thiebault zugestellt und verlange nun den in seinem Namen vom Musikdirektor Kött ausgestellten Rervers zurück. Der Bibliothekar entgegnete, daß die Zurückgabe des letzteren erst dann statthaft sei, wenn die Bibliothek sich wieder in dem Besitze der entliehenen Codices befinde. In der darauf folgenden Nacht reiste der Kommandant Niboyet von Fulda ab, ohne dieselben zurückerstattet und ohne den Revers wieder erhalten zu haben. Seine Angabe, dem Gouverneur die Codices zugestellt zu haben, war — erlogen.

Am 10. Dezember 1806 besuchte der Gouverneur Thiebault in Begleitung seines Sekretärs Borel die Bibliothek, hielt sich länger als zwei Stunden in derselben auf, trug seinen Namen in das Fremdenbuch ein und versprach zum Zeichen des Wohlgefallens seine und seines Vaters Werke der Bibliothek zu schenken. Dem Bibliothekar gab er hiernach den Auftrag, die noch in der früheren Wohnung des fürstlich oranischen Geheimen Rathes v. Arnoldi befindlichen, mit Büchern aus der Weingartner Bibliothek angefüllten Kisten und Verschläge zu öffnen und auszuleeren, die Bücher zu ordnen, einen Katalog darüber aufzustellen und die Werke der öffentlichen Bibliothek einzuverleiben. Dadurch erhielt dieselbe zu der bereits unter der Regierung des Prinzen von Oranien empfangenen höchst werthvollen Sammlung von Büchern aus der Weingartener Bibliothek noch einen Zuwachs von 1560 Bänden, unter denen sich allein 139 Bände Manuskripte, 65 Bände Inkunabeln und 67 Bände Kupferstiche befanden. Ob der Gouverneur Thiebault, wie er ursprünglich beabsichtigte, von den vorgefundenen Weingartener Manuskripten 32 Bände der Bibliothek zu Paris überliefert hat, geht aus den von Petrus Böhm hinterlassenen „Nachrichten" nicht mit Bestimmtheit hervor. Für sich selbst hat er einige Bände Manuskripte und Kupferstiche, sowie einen aus mehreren Bänden bestehenden prächtigen Atlas und Montfaucon, L'antiquité expliquée in Anspruch genommen. Andere Werke, die er für sich ausgesucht hatte, wie die Biblia polyglotta, Canisii, Graevii, Ughellii opera, sowie das Corpus historiae Byzantinae überließ er auf das Zureden und die Vorstellungen von Petrus Böhm der Bibliothek.

Im Juli 1807 wurde General Thiebault von Kaiser Napoleon von Fulda abberufen und als Chef des Generalstabs der Armee unter Junot nach Portugal kommandirt. In Fulda hat er ein sehr gutes Andenken hinterlassen. Sein Nachfolger wurde der General Kister. Dieser besuchte die Bibliothek schon am 10. Juli 1807 kurz nach seiner Ankunft in Fulda. Er versprach die Anstalt zu schützen und hat dieses Versprechen auch, soweit es ihm möglich war, gehalten.

Gleich seinem Vorgänger mahnte er den Bibliothekar zur Vorsicht, schärfte ihm ein, die Seltenheiten zu verbergen und die Büchersäle möglichst verschlossen zu halten. Dieser Aufforderung kam Petrus Böhm getreulichst nach, entsprach sie doch ganz seinen Wünschen und war er doch eifrigst bemüht, jeden Schaden von der Bibliothek, die er als seine eigene Schöpfung betrachtete und mit der er auf das Innigste verwachsen war, abzuwenden. Erst als das Fürstenthum Fulda einen neuen Landesherrn in dem Großherzog von Frankfurt, Fürst Primas und Erzbischof von Regensburg, Karl von Dalberg, erhalten hatte und dem großherzoglichen Konferenz-Minister und General-Kommissarius, Grafen von Beust, am 19. Mai 1810 als ein Bestandtheil des Großherzogthums Frankfurt vom französischen Staatsrathe, Reichsgrafen Jollivet, im Auftrage des Kaisers Napoleon durch feierlichen Akt im Schlosse zu Fulda übergeben worden war, trat bei der Bibliothek wieder eine freiere Bewegung ein, und stand dieselbe nun wieder Jedermann nach ihren ersten Gesetzen zur Benutzung offen. Am 22. Juli 1810 beehrte der Großherzog von Frankfurt in Begleitung seines Staatsministers von Albini die Bibliothek zu Fulda mit seinem Besuche und trug sich in das Fremdenbuch derselben einfach als Carolus Archiepiscopus Ratisbonensis ein. —

Mit der Regierung des Großherzogs von Frankfurt über Fulda schließt Petrus Böhm den ersten Theil seiner „Nachrichten von der öffentlichen Bibliothek zu Fulda", und auch wir wollen hier unseren Artikel „Zur Geschichte der Fuldaer Landesbibliothek" unterbrechen, um denselben bei anderer Gelegenheit wieder aufzunehmen. Wir fügen zum Schlusse nur noch eine Schilderung des stattlichen Bibliotheksgebäudes an, die uns von einem hervorragenden Fachmanne gütigst zum Abdrucke überlassen worden ist.

Das in den Jahren 1771—1778 vom Fürstbischof Heinrich von Bibra aufgeführte Gebäude der Landesbibliothek ist der jüngste der im vorigen Jahrhundert in Fulda errichteten zahlreichen Monumentalbauten. Dieses Gebäude ist 39,8 m lang, 12,7 m tief, und hat auf einem hohen Sockel ein Erdgeschoß und zwei Stockwerke von Sandstein. Der Sockel, die Ecken, die Einfassungen der Fenster (und das Hauptgesims) bestehen aus Sandsteinquadern; das Uebrige der Außenseiten ist geputzt. Zum Erdgeschoß führt an der Südseite eine stattliche doppelte Freitreppe, von der aus man zu dem mit einer Einfassung von Lisenen und mit einer Gesims-Verdachung geschmückten Eingang gelangt, welcher über der Thüröffnung das Wappen des Erbauers zeigt.

Das Erdgeschoß ist bis auf die mit geraden Holzdecken versehene, an der östlichen Schmalseite belegene Wohnung des Bibliothekars gewölbt. In den westlich vom Eingang gelegenen Sälen befand sich bis zum Jahre 1874 das nach Marburg verbrachte Fuldaer Landes-Archiv.

Eine steinerne Treppe führt zum ersten Stockwerke, an dessen beiden Schmalseiten sich Geschäftsräume befinden und in dessen Mitte der durch zwei Geschosse reichende Bibliotheksaal belegen ist. Derselbe ist im Lichten etwa 20,5 m lang, 10,0 m breit, 7,0 m hoch und war ursprünglich mit einem in das Dach reichenden flachen Holzgewölbe versehen, welches in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts beseitigt werden mußte, weil es die Langseiten des Gebäudes aus dem Loth gedrückt hatte. Die flache Balkendecke, welche statt des Spiegelgewölbes eingezogen war, bestand aus zu schwachem Holze und ist vor wenigen Jahren durch die jetzige kasettirte reich ornamentirte in Renaissancestyl gehaltene Decke nach dem Entwurfe und unter der Leitung des Landes-Bauinspektors Wolff ersetzt worden.

Ueberaus zierlich und reich ist der aus geschnitztem Eichenholz bestehende im Rokokostyl gehaltene innere Ausbau des Bibliotheksaales, welcher aus zwei übereinander belegenen, an den Wänden sich hinziehenden Gallerien besteht.

Zu der unteren Gallerie führen vier, in den Ecken angebrachte aus je fünf Stufen bestehende Treppen. Schön geschnitzte Schränke von Eichenholz stehen längs der Außenseiten der untersten Gallerie. Auch die Brüstung der untersten Gallerie besteht zum Theil aus Bücherschränken, welche vom Fußboden des Saales aus zugänglich sind. Die östliche Schmalseite der unteren Gallerie ist mit dem zierlich in Holz geschnitzten Wappen des Erbauers geschmückt.

Von der unteren Gallerie führen ebenwohl vier, in den Ecken sehr geschickt angebrachte Wendeltreppen auf die obere Gallerie, welche auf 24 zierlichen Freisäulen mit geschnitzten korinthischen Kapitälen von Eichenholz ruht. Auch auf der oberen Gallerie stehen schön gearbeitete Bücherschränke von Eichenholz längs der vier Wände des Saales, während die innere Seite der oberen Gallerie mit einer durchbrochenen Brüstung versehen ist, auf der sich zweckmäßig angebrachte bewegliche Buchpulte befinden.

Die südöstliche Ecke des ersten Stockwerkes wird durch den vom großen Bibliotheksaal aus zugänglichen, nur durch ein Stockwerk reichenden kleinen Bibliotheksaal eingenommen, in dem sich der erst vor wenigen Jahren neu gefertigte, in Eichenholz geschnitzte geschmackvolle Ausstellungsschrank befindet. Die übrigen Räume des ersten und des zweiten Stockwerkes dienen theils zu Verwaltungszwecken, theils als Wohnraum.

(Forts. f.)

Professor Eduard Auth †.

Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben.

Ein außergewöhnlich großer Leichenzug bewegte sich zur Mittagsstunde des zweiten Weihnachtstages durch die Straßen Kassels nach dem neuen Friedhofe. Man merkte es den zahlreichen Leidtragenden an, daß ihre Trauer eine aufrichtige und von Herzen kommende war, erzeigten sie doch einem Manne die letzte Ehre, der zu den geachtesten und beliebtesten Persönlichkeiten unserer alten Residenzstadt zählte, der vier Jahrzehnte segensreich daselbst gewirkt, in dessen Lob alle einig waren, welche Stellung sie auch einnahmen, mochten es Kollegen und dankbare Schüler, mochten es höhere Staatsbeamte oder einfache Bürger sein. Jeder empfand die Schwere des Verlustes, welchen das Hinscheiden des Professors Dr. Eduard Auth, des ausgezeichneten Gelehrten und trefflichen Lehrers, des pflichttreuen Beamten, des charakterfesten deutschen Biedermannes, des wackeren Bürgers, des treuen Freundes hervorgerufen, dessen Andenken bei allen, die ihn kannten — und wer kannte in Kassel nicht den freundlichen, gefälligen und liebenswürdigen Herrn Professor? — ein unvergängliches bleiben wird. Möge es mir als Landsmann und Jugendfreund des Verblichenen gestattet sein, wenigstens die äußeren Momente aus dessen Leben hier kurz zu skizziren.

Eduard Philipp Wilhelm Auth war am 1. Oktober 1827 zu Fulda geboren. Er entstammte einer angesehenen altfuldaischen Familie. Sein Vater, Michael Auth, war Kaufmann, der nebenbei eine Weinstube unterhielt. In dieser versammelten sich in früheren Jahren solide ehrsame Gäste, die, aus langen irdenen Pfeifen rauchend, sich Abends bei einem guten Glase Wein von des Tages Last und Mühen zu erholen pflegten. Unter ihnen waren viele wissenschaftlich gebildete Männer, so u. a. der frühere Benediktiner, Professor der Philosophie Burkard Schell, zuletzt Direktor der Fuldaer Gelehrtenschulen. Die Eindrücke, welche der jugendliche Eduard Auth in seinem elterlichen Hause empfing, konnten nur günstig auf seine geistige Entwickelung wirken, zumal seine Eltern eifrigst bemüht waren, ihren Kindern eine sorgfältige Erziehung zu Theil werden zu lassen. Von 1838 bis 1847 besuchte Eduard Auth das Gymnasium seiner Vaterstadt. Er zählte zu den besten Schülern seiner Klasse, die, was Talent, Fleiß und Kenntnisse ihrer Schüler anbelangt, eine wahre Musterklasse genannt zu werden verdiente. Von den damaligen Lehrern zogen ihn der Philologe Dr. F. Franke und der Mathematiker Dr. W. Gies ganz besonders an. Ihrer gedachte er in späteren Jahren stets in dankbarster Anerkennung. Nach rühmlichst bestandenem Maturitätsexamen bezog Eduard Auth zu Ostern 1847 die Landesuniversität Marburg. Ursprünglich beabsichtigte er Rechtswissenschaft zu studieren, doch kam er bald von diesem Plane ab und wandte sich dem Studium der Mathematik und Naturwissenschaften zu, zu welchem ihn sein klarer scharfer Verstand ganz besonders befähigte. Einen guten Grund zu diesem Studium hatte er bereits unter seinem Lehrer Dr. W. Gies am Fuldaer Gymnasium gelegt und unter dem von ihm hochverehrten Marburger Professor der Mathematik Dr. Stegmann machte er rasch die rühmenswerthesten Fortschritte. Wir wollen hier nicht unerwähnt lassen, daß das Fuldaer Gymnasium eine lange Reihe von Jahren gewissermaßen als eine Pflanzschule für Mathematik gelten konnte. Diesen Vorzug verdankte es dem vortrefflichen Unterrichte des Dr. W. Gies, der während seiner länger als vierzigjährigen erfolgreichen Wirksamkeit eine ganz außerordentlich große Anzahl tüchtiger Mathematik-Lehrer herangebildet hat. Waren doch zu Anfang der siebziger Jahre an den höheren Schulen Kassels gleichzeitig nicht weniger als neun Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften thätig, die sämmtlich seine Schüler gewesen waren. Als Professor Gies im Herbste 1882 in den Ruhestand trat, widmeten ihm seine ehemaligen Schüler und nunmehrigen Mathematik-Lehrer eine Dankadresse, auf welcher selbstverständlich auch die Namen seiner beiden ältesten Schüler: des Geheimen Hofraths Dr. Wilhelm Schell in Karlsruhe und des Gymnasialoberlehrers Dr. Eduard Auth zu Kassel in erster Linie eingetragen waren.

Nach vorzüglich bestandenen Fakultätsexamen trat Eduard Auth im Herbste 1850 bei dem Lyceum Fridericianum als Praktikant ein. Er absolvirte daselbst sein Probejahr, war dann $1\frac{1}{2}$ Jahr Hauslehrer bei dem damaligen Eisenbahnunternehmer Mancher an der hessischen Nordbahn und wurde hiernach, zu Ostern 1853, zum beauftragten Lehrer an dem Lyceum Fridericianum bestellt und im Dezember 1859 zum Gymnasial-Hilfslehrer befördert. In demselben Jahre wurde er auf Grund seiner uns vorliegenden Dissertation „über die Scheiteltransversale des sphärischen Dreiecks“, deren wissenschaftlicher Werth die volle Anerkennung der Fachgelehrten fand, von der Universität Marburg zum Doctor philosophiae promovirt. Im August 1863 wurde Dr. Auth zum ordentlichen Gymnasiallehrer und im Herbste 1869 zum Oberlehrer er=

nannt. Im Jahre 1874 wurde ihm die Referentenstelle in Schulangelegenheiten bei der Königlichen Regierung in Kassel übertragen, auch wurde er gleichzeitig zum Mitgliede der Feldmesser-Prüfungskommission bestellt. Als Prinz Wilhelm von Preußen, unser jetziger Kaiser, von 1874—1877 das Kasseler Gymnasium besuchte, war Dr. Auth nicht nur dessen Klassenlehrer, er wurde auch dazu berufen, demselben Privatunterricht in der Mathematik zu ertheilen. Beim Abgang vom Gymnasium überreichte der Prinz seinem Lehrer persönlich den diesem vom Kaiser Wilhelm I. verliehenen Kronenorden, auch erhielt Dr. Auth das Bild des Prinzen mit dessen eigenhändiger Unterschrift.

Im März des Jahres 1886 wurde Dr. Auth der Titel „Professor" verliehen und bei der Errichtung des neuen Wilhelms-Gymnasiums zu Ostern des letztgenannten Jahres wurde er zum ersten Oberlehrer dieser Anstalt ernannt. In dieser Stellung ist er ununterbrochen bis zu den letzten Tagen seines Lebens thätig gewesen.

Professor Auth hat sich große Verdienste um das Schulwesen in Kassel erworben. Im unmittelbaren Lehramte war er unübertrefflich. Vermöge seiner Geistesschärfe und seines klaren Verstandes war er wie geschaffen zum Mathematiklehrer und glänzend sind die Erfolge, die er durch seine vortreffliche Lehrgabe erzielte. Mit treuer Hingebung erfüllte er die Pflichten seines Amtes, für seine Schüler bethätigte er in hohem Grade ein lebendiges persönliches Interesse und so konnte es denn auch nicht fehlen, daß sein Wirken von Anfang bis zu Ende ein segensreiches war.

Ich kann meinen Artikel nicht schließen, ohne des edlen Charakters des Verblichenen noch besonders zu gedenken. Die Eigenschaften seines Herzens standen in schönstem Einklang mit denjenigen seines Geistes.

Er war ein Mann ohne Arg und Falsch, durchaus wahr und aufrichtig, fest zu dem stehend, was er einmal für das Rechte erkannt, schlicht und einfach in seinem Auftreten, gefällig und wohlwollend gegen Jedermann. Er freute sich, wenn er seinen Mitmenschen hilfreich sein und Gutes erzeigen konnte und in wahrhaft großartiger Weise, mit Lust und mit Liebe, übte er die Gastfreundschaft aus, in welcher Eigenschaft seine Familie mit ihm wetteiferte. Seine Ehe war die glücklichste. Seine Gattin Emilie, geb. Knappe, schuf ihm im Vereine mit der Tochter und dem Sohne das angenehmste häusliche Leben, in dem er sich wohl und behaglich fühlte.

In den letzten Jahren war der früher kerngesunde Mann wiederholt von Krankheiten heimgesucht worden, die er aber dank seiner kräftigen Natur und dank der sorgsamen Pflege durch die Seinen überwand, bis am 23. Dezember v. J. ein Herzschlag seinem verdienstvollen Leben ein Ziel setzte.

Ehre seinem Andenken. F. Z.

Rhabanus Maurus.

I. Im Konvente.

Dürres Blatt vom dürren Baume trieb der Sturm von Nordlands Küste,
Traurig sang's durch Wald und Haide und der Sommer ging zu Rüste.
Trübe Mär durchfuhr die Lande auf des Sturmes raschen Schwingen,
Die bei Fontanet am Felde sah der Kaiserbrüder Ringen;
Und des Windes Söhne sangen von des grausen Schnitters Mähen,
Sensenschwingen, Garbenbinden, von dem Mahl der Nebelkrähen.
Wolken zogen unaufhörlich mit dem Lockenhaar dem bleichen.
Und in graue Herbstesnebel ragte Fulda aus den Eichen. —

In des Klosters Remter saßen Abt und Mönch in ernstem Sinnen,
Denn von Ludwig eine Botschaft wies Rhaban, den Abt, von hinnen.
Und es sprach der Abt voll Würde: „Was beschied des Königs Richten,
Habt ihr selber jetzt vernommen, und ihr sollt die Sache schlichten.
Euer Wunsch und Wille wählte mich zum Abt auf Sturmi's Stuhle,
Machte mich zum Hort und Meister der gerühmten Klosterschule:
Drum bedenket euer Thuen, Königsgunst und Königsgnaden,
Oder euren Abt zu schirmen — bring es Nutzen — bring es Schaden!"

Ebbo sprach, des Königs Sendling: „Weil Rhaban Lothar vermessen
Schutz geboten, weist ihn Ludwig fortan aus dem Land der Hessen.
Söhne Sturmi's eins nur frommet, lasset's euch in Frieden rathen:
Starker Schutz ist Königsgnade, Königszorn bringt großen Schaden!"

Schweigend sannen die Seniores, die Rhabans Berather waren;
Nur am Firste des Konventes zwitscherten die Schwalbenschaaren.
Denn zur weiten Meeresreise schickten sich die Frühlingsfänger;
Schutz und Futter wehrt' der Winter und des Bleibens war nicht länger.

Endlich brach das Schweigen Bruno. — Unbarmherzig mit der Ruthe
War er Censor an der Schule; trübe war's ihm heut zu Muthe —

„Oft schon las ich in dem Buche, das in seinen jungen Tagen
Eigil schrieb von Sturmi's Leben, harten Leiden, schweren Plagen.
Dort fand ich's geschrieben, wie einst Königsungnad' ihn getroffen,
Daß er fern den treuen Brüdern schmachten mußte sonder Hoffen.
Doch gedachte Gott des Dieners, offenbarte seine Treue,
Und es sandt' ihn Pipin wieder, Fuldas Abt zu sein aufs neue. —
Fromm und gut, so wie einst Sturmi, war Rhaban, doch auch im Leiden
Sollt' er unsrem Vater gleichen, und der König heißt ihn scheiden.
König Ludwig heißt ihn scheiden, nun der Schutzherr unsrer Pforten,
Und zu folgen ist es räthlich eines starken Königs Worten.

„Räthlich ist's", rief Hunald weiter, „eines Königs Wort zu hören:
Hat Rhaban des Königs Zürnen angefacht, soll's uns nicht stören;
Lothar, dem er treu gedienet, mag ihn jetzt dafür belohnen,
Und zu ihm mag er sich wenden, doch mit Streichen mich verschonen! . . ."
„Lästerzunge!" herrschte Hatto, „also kannst Du den noch kränken,
Der bei Königsungnad' einstens bat, das Leben Dir zu schenken!
Der Du einst mit Bernhard buhltest, Königskronen zu erjagen,
Möchtest wohl, Du Szepterjäger, wenigstens den Krummstab tragen!
Weil Du geiztest, ließ er zahlen, Dir mit Streichen, doch den Armen
Und den Kranken ließ er geben, Huld zu üben und Erbarmen.
Gab's je einen bessern Vater für die Armen, für uns alle?
War's nicht er, der uns geleitet in der Weisheit hehrer Halle?
Streng! — Wohl war er streng, wenn einer sich um Milde nicht wollt' kehren,
Doch dem Guten galt sein Leben mehr denn alle andern Lehren."

Hunald höhnte: „Sag doch Hatto, sag, wer lehrte dich so reden?
Warst doch sonst so still und spannest lieber der Gedanken Fäden!
Zwar wie spitze gift'ge Pfeile schnellen heut aus Deinem Munde
Spitze Worte, doch vergebens, Hatto, jetzt zu dieser Stunde.
Spät zwar, doch es kam die Stunde, und ich kann die Streiche rächen:
Floh vom deutschen Rheine Lothar, mag des Abtes Starrsinn brechen.
Ende ward nun all den Wirren, nimmer soll uns das verdrießen,
Gab uns Gott den rechten König, dürfen wir nicht anders kiesen.
Seinen Schirmherrn zu mißachten wird dem Kloster wenig frommen;
Hackt man ab des Stammes Wurzel, ist dem Baum der Saft genommen."
Otfried mahnte: „Daß ihr also schnöd verrathet unsern Meister,
Mag euch schlecht und schmählich lohnen, nimmer rathen's gute Geister.
Was bekümmert's fromme Mönche, wenn in wilden Rabenkriegen
Rabenbrüder sich zerhacken, um in fremdem Nest zu liegen!
Einer nur ist unser König und das ist der Herr der Herren:
Diesem beugen all' die Kniee, die sich da einander zerren.
Einer nur ist starke Stütze, weil da schützen Himmelsmächte,
Menschenkraft ist schwache Hülfe; alle sind des Einen Knechte.
Menschenschutz ist schwache Stütze und er wechselt wie die Blätter,
Die des Herbstes Wind verstürmet bei des Herbstes trübem Wetter.
Was der Herr des Himmels fügte, nimmer sollen's Menschen trennen,
Wer des Abtes Scheiden heischet, treulos muß ich diesen nennen!"
Das und and'res sprach noch Otfried; doch was fromme alles Warnen,
Wenn die Herzen Neid und Zwietracht, die verschwistert, jäh umgarnen?
Das und manches sagte Otfried, doch er sagt' es tauben Ohren,
Und vergebens war sein Mühen, all' sein Reden war verloren.—

Und Rhaban? — Er stand und lauschte. Manches Wort wohl mocht ihn kränken,
Doch er trug's voll Duldermuthes seinem Heiland zum Gedenken.
Erst als aller Wunsch und Wille kundgeworden, winkt er Schweigen,
Und die Mönche, ihn zu hören, leise ihre Häupter neigen.
„Lothar, meinem Kaiser dient' ich, weil ich dort das Recht gefunden.
Irrt' ich — war's ein menschlich Irren, irrt ich — ist der Wahn geschwunden.
Haß und Hader auszusäen war mir ferne; hadern, hassen
Mögen sich die Bösen, einig stets die Guten sich umfassen.
Daß der Brüder Blut geflossen, konnt' ich's wehren? — Konnt' ich's wissen,
Daß nur Gier und böse Triebe wirr die Geister fortgerissen?
Karl, der mächt'ge Geistesriese, baute einst, so weit die Erde,
Einen Dom zu Gottes Ruhme, er der Bauherr mit dem Schwerte;
Und wie er allein einst herrschte, durft' nur einer ihn beerben,
Denn nur einig können Reiche Mark und feste Macht erwerben. —
Doch genug! — Nicht mit euch hadern will ich, da der Herr entschieden;
Fand ich Undank, will ich's tragen, gleich ich dann dem Herrn hienieden.
Werd' ich grollen? Gott bewahre! Ließ Allvater es geschehen,
Dürfen Menschen nimmer murren, und in Frieden will ich gehen.
Und in Frieden will ich ziehen, wo der Herr mir Arbeit gebe;
Meinen Brüdern treu zu dienen, will ich schaffen, weil ich lebe."

Thränen in den treuen Augen legt er Stab und Inful nieder;
Und wohl manchen, der's gesehen, reuten seine Worte wieder.
Und im Westen sank die Sonne, müde von der weiten Reise;
Traurig zirpt' in hoher Erle Winterahnung Fink und Meise.
Und beim nächsten Frührothlichte schritt ein Wand'rer aus dem Walde; —
Schweigen rings, verlor'ner Schrei nur eines Raben fernher hallte. —

Wo zu Thal die Bode stürzet und vorbei an Wigbert's Mauer
Weithin rauschend sich ergießet, eine Ammer zirpt in Trauer:
„Haymo, Denkst du noch des Freundes? Zu Dir kommt ein müder Waller,
Nimm' ihn auf und pfleg' ihn, Haymo, denn er ist der Beste aller.
Nimm ihn auf und pfleg' ihn Haymo, Gott wird Dir die Liebe lohnen;

Schone Du des frommen Meisters, will die Welt ihn nicht verschonen.
Und was blöde Menschen wähnen klug zu fügen, klug zu binden:
Einer kann es all' entwirren, Einer weiß das Recht zu finden.
Rastlos rinnt die Zeit vorüber, rastlos währt der Stunden Reigen,
Und was Menschenwitz erfunden, muß sich Gottes Rathschluß neigen."

II. Auf St. Peters Zelle.

Wieder sprang am Berg die Quelle, da der grimme Frost gewichen
Und von Haus und Hof der Graue sonder Abschied war geschlichen.
Wieder glühten rothe Feuer, Gruß der Sonne, helle Brände,
Die in dunkle Nacht hinschimmernd loderten am Berggelände.
Erst als klang das Klosterglöcklein, das die Brüder rief zur Mette,
Glühten all' die Fackeln nieder, deckte Nacht die Feuerstätte.
Und schon lang war's still geworden in dem Thal der Fuldawelle,
Da Rhaban noch kniete betend in dem Chor von Peterzelle.
Hier, wo einstmals Heidenmänner auf zur heil'gen Eiche lauschten,
Wo in düsterm Buchenforste Wolf und Wölfin Antwort tauschten,
Baute weiland Abt Rhabanus eine Kirche schön und prächtig,
Heilig dem Apostelfürsten, dessen Schutz ihm dünkte mächtig.
Und es ward ihm treu vergolten, denn es hatte heim geladen
Den Verkannten wieder Hatto, Fulda's Abt von Gottes Gnaden.
Und hier auf St. Peters Zelle wohnt' er nah der trauten Stätte,
Immer betend, immer schaffend, daß er sich und and're rette.
Eben sann er: „Herr des Himmels, werd' ich Gnade vor Dir finden?
Was ich wollte, war Dein Ruhm nur und zu lehren all' die Blinden.
Junge Herzen, zarte Knospen, wollt' ich vor dem Froste schützen
Und auf dunk'len Lebensgängen ihren Starkmuth unterstützen.
Wonne war mir's, andern Lehrer, selber aus des Wissens Borne
Ew'ge Wahrheit auszuschöpfen mit des Geistes tiefem Horne;
Sel'ge Lust sie mit der Weisheit, unergründlich, zu berauschen,
Sah ich sie zu meinen Füßen all' den heil'gen Lehren lauschen.
Gott, der Du der Lilien denkest, die im Felde schön ersprießen,
Der Du all' die Vögel schützest, die im Flug die Luft durchschießen:
Wirst Du meiner auch gedenken und vergessen meine Sünden?
Was ich litt zu Deiner Ehre, wird es mir Vergebung künden? . ."
Das und and'res sann Rhabanus, wie er Gottes Gnade fände —
Und vom ersten Frührothstrahle glühten fern die Berggelände;
Glühte gold der Kirche Giebel, und im Hofe sprang vom Rosse
Ebbo, ihm voraus zur Zelle eilte Hatto, sein Genosse. —
Ebbo sprach sich tief verneigend: „Gruß und Gunst läßt Dir entbieten
König Ludwig, Fürst der Deutschen, wie es Gottes Huld entschieden.
Daß Du schwere Unbill littest, ist ihm offenbar geworden,
Und Gescheh'nes gut zu machen, stehen offen Winfrieds Pforten,
Denn mit ungetheilter Stimme Mainz' zum Hirten Dich erwählte,
Den zu solchem hehren Amte herbes Leid und Unglück stählte.
Königsgunst und Königsgnade sichert Dir dies eig'ne Schreiben:
Wirst Du ihm den Zorn vergessen, wird er Dir ein Freund verbleiben."
Zitternd brach Rhaban das Siegel und erhob den Blick nach oben:
„Herr, ich war es nimmer würdig, nie genug kann ich Dich loben!"

III. Osterfreude.

Ostern war's und hell erklangen von dem Dom die Glocken nieder,
Und zum Lobe des Erlösers rauschten frohe Siegeslieder.
Auf dem Stuhl des heil'gen Winfried saß Rhaban, geprüft in Schmerzen;
Jubelnd drängte sich die Menge; Weihrauch wogt' im Licht der Kerzen.
Abseits in dem Chore kniete Hunald, in den Augen Thränen,
Denn die Schuld ließ ihn nicht ruhen und Rhaban vergaß sein Wähnen,
Und vergab in Vaterliebe, daß er undankbar ihn schmähte,
Und noch mehr — daß er beim König Wort und That voll List verdrehte.
Auf dem Haupt die weiße Mitra hielt Rhaban den Stab in Händen —
Seine Jünger, Otfried, Hatto, knieten an des Thrones Enden.
In den Augen heil'ges Feuer, Rosenfarbe auf den Wangen,
Knieten sie in Himmelswonnen, von der Andacht Glut umfangen.
Otfried lallte: „Todbezwinger, groß ist Deine Macht auf Erden,
Laß mich, Heiland, Dich zu singen, voll des Himmelsgeistes werden."
Hatto flehte nassen Auges: „Laß mich, Gott, Dich ewig minnen,
Dein sei was ich thu' und trachte, nimm mich hin mit Sein und Sinnen."
Doch Rhaban mit Stab und Mitra schritt jetzt an des Altars Stufen,
Und gleich einer Weihrauchwolke stieg empor des Herzens Rufen:
[1]„Heil Dir, Schöpfer und Erlöser, der Du unter Engeln wohnest,
Heil Dir, Gott des großen Weltalls, der Du in den Himmeln thronest.
Send' zur Erde Deinen Engel, daß er uns den Frieden bringe
Und zur finstern Hölle nieder Bruderzwist und Feindschaft zwinge.
Send' uns Deinen Engel nieder, daß er uns vor Frevel hüte
Und wir ewig Deinen Namen, ewig preisen Deine Güte.
Raphael send' auf die Erde, daß er sieche Herzen heile
Und des Zweifels düst're Nebel durch des Glaubens Licht zertheile;
Daß er mit dem Flammenschwerte unsern Erbfeind niederzwinge,
Damit rings Dein Lob erschalle, rings ein Siegeshymnus klinge.

[1]) Nach einem lateinischen Hymnus des Heiligen.

Und Du Jungfrau mit dem Kinde, die Du uns das Licht geboren,
Blicke huldvoll auf uns nieder, nimmer geh'n wir dann verloren.
Sei uns gnädig, Herr der Himmel, der Du über Sternen wohnest,
Sende Deinen Frieden nieder, der Du über Engeln thronest.
Preis dem Vater, Geist und Sohne, ewig Preis des Einen Namen!"
Und voll heiliger Begeist'rung sang das Volk im Dome „Amen!"

Adam Joseph Kiel.

Rhabanus Maurus, dem man mit vollem Rechte den Ehrentitel „praeceptor Germaniae" gegeben hat, wurde um 776 zu Mainz geboren. Mit neun Jahren bereits unter Abt Baugolf in das Kloster zu Fulda gebracht, erhielt er hier seine Bildung und Erziehung mit Ausnahme der zwei Jahre, die er in Gemeinschaft mit Hatto, seinem Freunde und Nachfolger in der Abtswürde, zu Tours zubrachte als Schüler des großen britischen Gelehrten Alkuin. — Bekanntlich verdankt die Klosterschule zu Fulda dem hl. Rhabanus Maurus in erster Linie ihren Ruf, den sie einstmals im weiten fränkischen Reiche genoß. Aus dem Kreise seiner Schüler gingen viele berühmte und hochgelehrte Bischöfe, Aebte und Staatsbeamte hervor. Auch Otfried, der spätere Abt von Weißenburg und Dichter der poetischen Evangelienharmonie „Krist", war ein Schüler Rhabans. — Nach dem Tode des hl. Eigil 822 wurde Rhabanus einstimmig zum Abte gewählt. Vermöge seiner Stellung und noch mehr ob seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit konnte er auch in wichtige politische Aktionen eingreifen, und that er dies besonders in den Streitigkeiten zwischen Ludwig dem Frommen und seinen Söhnen, um da vermittelnd zu wirken. So nahm er auch später, als zwischen den Söhnen selber die Grenzen streitig geworden waren, für Lothar Partei. Dieser Zwist wurde in der mörderischen Schlacht bei Fontanet am 25. Juni 841 ausgefochten. Ludwig der Deutsche blieb Sieger. Bald darauf legte Abt Rhaban seine Würde nieder. Von einer eigentlichen Vertreibung berichten uns die alten Schriftsteller allerdings nichts, doch scheint es unzweifelhaft, daß der politische Umschwung auch hier von Bedeutung war. — Zunächst begab sich Rhaban zu seinem Freunde Haymo, dem Bischofe von Halberstadt. Dieser wies ihm das Kloster St. Wigbert an der Bode zum Aufenthaltsorte an. Hier blieb er bis zum Jahre 843, wo die politischen Verhältnisse endgültig durch den Vertrag zu Verdun am 11. August geordnet wurden. Rhabanus nahm die ihm neuerdings angebotene Abtswürde nicht wieder an, folgte aber der Einladung seines Amtsnachfolgers und schlug seinen Wohnsitz auf dem Petersberge in der Nähe des Klosters Fulda auf. Im Jahre 847 endlich wurde er zum Erzbischof von Mainz erwählt und durch Ludwig den Deutschen, dessen persönlicher Freund und Rathgeber Rhabanus nachmals geworden, auch bestätigt. Er starb am 4. Februar 856 zu Winkel bei Mainz. Die letzte Periode aus dem Leben des Heiligen diente dem obigen epischen Gedichte zur Grundlage.

Aus alter und neuer Zeit.

Man weiß, wie streng auf Napoleons Befehl die Einziehung aller kampffähigen jungen Männer für den russischen Feldzug im Jahre 1812 im Königreich Westphalen gehandhabt wurde, und welche Schwierigkeiten damit verbunden waren, von der Einstellung in das Heer befreit zu werden*). Am sichersten war der Kauf eines Stellvertreters, der freilich bei dem großen Mangel an derartigen Leuten sehr kostspielig war, dabei aber den Vorzug hatte, daß nicht leicht ein solcher Stellvertreter von dem Oberst des betr. Regiments zurückgewiesen wurde. Aehnlich war es schon am Ende des Jahres 1808, als in Westphalen Truppen für den Krieg Napoleons in Spanien gesammelt wurden; auch in dieser Zeit war der Kauf von Stellvertretern beliebt und erlaubt, wie folgender Brief von Johannes von Müller**) an einen gewissen Studenten Adams beweist:

„Der Stellvertreter ist von dem Herrn Obrist angenommen. Nur müssen gleichwohl Sie selbst kommen, u. dem Kriegsminister***) mit dem Stellvertreter vorgestellt werden. Sorgen Sie nicht, erwarten Sie nichts schlimmes, dieß ist nur eine Form, aber eine nothwendige. Kommen Sie nun sogleich, lieber Adams, auf daß die Sache beendiget werde. Von da ziehen Sie sofort wider auf die Universität. Ich erwarte Sie. Gott sey mit Ihnen und leite alles in Ihrem künftigen Leben zur Entschädigung für dieses Leiden.

Cassel, 8. Dec. 1808. J. v. Müller".

Frau Rath Goethe über ihre hessische und französische Einquartierung. Wie schmählich die französischen Freiheitsmänner in der Revolutionszeit ihre pomphafte Proklamation: „Krieg den Palästen, Friede den Hütten" zu Schanden gemacht, wie entsetzlich gerade die „Hütten" auf dem Lande wie in den Städten unter den scheußlichsten Gewaltthätigkeiten und Mißhandlungen der französischen Krieger, unter der sogenannten republikanischen Uneigennützigkeit und Mäßigkeit der Generale zu leiden hatten, das hat der Herausgeber dieser Zeitschrift in dem Aufsatz „Rhön und Spessart, die kleine Vendée, 1796" anschaulich geschildert. Wenn nun im Folgenden ein Brief angeführt wird, der das Verhalten der Franzosen im Feindesland günstiger beurtheilt, so geschieht dies lediglich des Interesses wegen, das die Verfasserin und die von ihr den Franzosen entgegengestellten Truppen erregen. Frau Rath Goethe hat seit dem Jahre 1792,

*) Vergl. Hessische Erinnerungen, Kassel 1882, S. 148, Nr. 61: „Die Rekruten für den russischen Feldzug von 1812".

**) Johannes von Müller, geboren zu Schaffhausen den 3. Januar 1752, 1791 als Edler von Müller zu Sylvelden in den Reichsadelstand erhoben, wurde 1807 Königl. Westphälischer Staatssecretair, nach kurzer Zeit jedoch (am 21. Januar 1808) dieses Amtes entbunden und zum Generaldirektor des öffentlichen Unterrichtswesens ernannt. Er starb zu Kassel den 29. Mai 1809 und wurde daselbst begraben.

***) General Eblé.

besonders solange sie in ihrem eigenen Hause wohnte, unaufhörlich Einquartierungen gehabt, deren Plackerei sie in den herrlichen, jüngst von der Goethe-Gesellschaft herausgegebenen Briefen an ihren Sohn in ergötzlicher, oft recht drastischer Weise zu schildern weiß. Nachdem ihre Vaterstadt Frankfurt von den Preußen und Hessen Anfang Dezember 1792 wiedererobert war, theilt sie am 14. desselben Monats ihrem Sohne mit, daß sie einen Offizier und zwei Gemeine zur Einquartierung habe, „es sind Hessen — gute Leute, aber (unter uns gesagt) sehr arm — ich muß sie füttern — die Franzosen hatten die Hüll und die Füll“, daß das Füttern aber sehr inkommodire, könne er leicht denken. Neujahr 1793 schreibt sie ihm nochmals, daß ihr die Einquartierung „allerlei Molesten“ mache, „die deutsche Einquartierung ist mir (unter uns gesagt) sehr lästig — bei den Franzosen, wenn man da Gemeine hatte, hatte man keine Officiere und umgekehrt. Jetzt habe ich zwei Officiere und zwei Gemeine — da werden nun statt einer Stube zwei geheizt, das bei dem theuern Holz, eine garstige Speculation ist — ferner hatten die gemeinen Franken Fleisch, Reis und Brod im Ueberfluß — diese haben nichts als elendes Brod — die französischen Officiere wären lieber Hungers gestorben, als daß sie was gefordert hätten, diesen muß man es sogar auf die Wache schicken, Summa Summarum ist es eine große Last — meine sind Hessen — wie's mit den Preußen ist, weiß ich nicht“. Besonders das Tabakrauchen scheint ihr wie dem Sohne ein Greuel gewesen zu sein. „Wenn diese Menschenkinder“, so heißt es in einem Briefe vom 22. Januar 1793, „nur nicht den ganzen Tag Tabak rauchten, meine Zimmer sehen aus wie eine Wachtstube“. Im folgenden Monat war sie von den ihr so unangenehmen Gästen befreit. Mit den Soldaten der „königlichen Garde von Potsdam“, die sie dafür eintauschte, scheint sie zufriedener zu sein, wenn sie auch klagt, daß ihr Haus „zum Erbarmen schmierig“ aussehe. Vielleicht war an diesem freundlicheren Urtheil die allgemeine Zuneigung Schuld, die die Frankfurter nach einem Briefe vom 15. März für den König Friedrich Wilhelm II. hegten und die Frau Aja zu dem naiven Ausrufe veranlaßt, „wenn er einmal weggeht, so weine ich gewiß acht Tage“. Daß übrigens die Leute mit ihrem Logis stets zufrieden sind, versichert sie den Sohn mehrmals. Von einer Einquartierung des Jahres 1794 berichtet sie sogar: „Die glauben nun wenigstens im Paradies zu sein — aber was sie auch fressen! Die waren so ausgehungert, daß es ein Jammer war. Gestern ließ ich ihnen einen Schweinebraten zu Tische tragen, das war dir auch ein königliches Pläsir“.

Durchaus verkehrt würde es nun sein, jener günstigeren Beurtheilung der französischen Krieger eine größere Bedeutung beizulegen. Die den Franzosen angeborene Galanterie mochte, wenn sie in einem feineren Hause aufgehoben waren, in der That nicht selten zum Durchbruch kommen. Wie wenig sie aber im Stande war, der Bestialität der Gemeinen und der Schlemmerei der Höheren vorzubeugen, zeigt gerade der angeführte Aufsatz. Andererseits darf man der liebenswürdigen Frau Goethe auch keine besondere Vorliebe für die „Rothhosen“ schuld geben. Aber das eine leuchtet auch aus einer Briefstelle doch wohl hervor, was wir freilich den meisten ihrer Zeitgenossen zum Vorwurf machen müßten, daß nämlich ihr Patriotismus durchaus auf ihr engeres Vaterland beschränkt war; allen anderen deutschen Ländern stand man fast wie fremden durchaus kühl gegenüber. Nur von einem Orte konnte Frau Aja's Ruhe gestört werden, von Weimar. Ginge es aber hier ihren Lieben gut, dann mochte, wie sie es selber zweimal ausspricht, das linke und das rechte Rheinufer angehören, wem es wolle, das störte sie „nicht im Essen und nicht im Schlafen“.

Potsdam. **M. R.**

Aus Heimath und Fremde.

Am 6. Januar, dem Todestage Friedrich Wilhelm's, des letzten Kurfürsten von Hessen, war dessen Grabmal am alten Friedhofe, wie alljährlich, reichlich mit Kränzen und Schleifen in rothweißen Farben geschmückt, welche die Angehörigen der fürstlich Hanauischen Familie und andere hohe Anverwandte, sowie dem früheren Hofe nahestehende Persönlichkeiten hatten niederlegen lassen. Die Grabstätte war vom Publikum des Tages über zahlreich besucht.

— Ein junger, unserer Provinz angehöriger Schriftsteller hat der Intendantur der Königlichen Schauspiele in Kassel ein vieraktiges vaterländisches Schauspiel „Vater und Tochter“ eingereicht, welches in den Tagen der Verjagung des Königs Jérôme (Oktober 1813) spielt und zwar theils im Dorfe Nordshausen, theils im Habichtswalde, theils auf Wilhelmshöhe. Die Lösung eines Problems hat der Dichter nicht beabsichtigt; vielmehr soll das Drama den Geist der Zeit der Freiheitskämpfe widerspiegeln. Es wäre sehr zu wünschen, daß unsere Intendantur, auf einen solchen vaterländischen Stoff Rücksicht nähme, der — er mag behandelt sein wie er will — trotz der heutigen Strömung auf dem Felde der dramatischen Dichtung für uns immerhin ein höheres Interesse hat, als ein jeder andere Stoff. **P.**

Die Nummer 10 der bei Fr. Pustet in Regensburg erscheinenden, von Heinrich Keiter redigirten Zeitschrift „Deutscher Hausschatz in Wort und Bild“

enthält einen eingehenderen Aufsatz über die Oratorien des Dechanten Heinrich Fidelis Müller, früher in Kassel, jetzt zu Amöneburg, mit einem wohlgelungenen Bilde dieses durch seine Kompositionen rühmlichst bekannten geistlichen Tondichters. Wir werden darauf in einer unserer nächsten Nummern zurückkommen.

Universitätsnachrichten. Der Professor der Geschichte Dr. Lamprecht in Marburg hat eine höchst ehrenvolle Berufung an die Universität Leipzig erhalten und dem Vernehmen nach dieselbe angenommen. — Der Licentiat und außerordentliche Professor der Theologie Mirbt zu Marburg ist zum ordentlichen Professor der Theologie ernannt worden. — Der Privatdozent Dr. Brauns in Marburg hat einen Ruf an die k. k. österreichische Universität zu Czernowitz als Professor der Geologie erhalten.

Todesfälle. Am 3. Januar starb zu Kassel der Maler Heinrich Faust in seinem 47. Lebensjahre. — Am 4. Januar verschied zu Hombressen der Gutsbesitzer A. R. vom Hof. — Am 6. Januar starb zu Hannov.-Münden im 78. Lebensjahre der Obervorsteher der althessischen Ritterschaft Ferdinand von Schutzbar, gen. Michling. — Die Nekrologe folgen in der nächsten Nummer.

Hessische Bücherschau.

Nicht mit Unrecht wird heutzutage, wenn nicht über einen Niedergang, so doch über eine Stagnation in der Militärschriftstellerei geklagt. Die Ursachen dieses Mißstandes bloß zu legen, dürfte hier nicht der Ort sein, wir wollen nur bedauernd die Thatsache erwähnen und mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, welche das Dezemberheft der von Julius Rodenberg herausgegebenen „Deutschen Rundschau“ bietet, um einen militärwissenschaftlichen Aufsatz kurz zu besprechen, der sich vortheilhaft von der meist — fast möchte man sagen — geistesdürftigen Fachproduktion abhebt.

Die Etappenstraßen von England nach Indien, von Otto Wachs, Major a. D.*), so betitelt sich der Aufsatz, des in weitesten Kreisen geschätzten Verfassers, dessen ernstes Streben und reiches Wissen, ihm einen ehrenvollen Platz in der Reihe der Militärschriftsteller sichert.

Auch die vorliegende Abhandlung, in der dem Verfasser eigenen kräftigen und bilderreichen, nichts weniger wie trockenen Sprache geschrieben, führt in streng logisch gegliederter Reihenfolge, auch jedem Nichtfachmanne klar das beharrliche Streben Englands vor Augen, sich in rücksichtsloser Weise, aller derjenigen wichtigen Punkte zu versichern, welche ihm den Seeweg nach Indien, dem Zukunftskriegsschauplatz der Russen und Engländer, offen halten sollen. Selbstsüchtig, wie es ist, weiß England von den Wirren der Zeitläufte und den bedrängten Verhältnissen vom Kampfe ermatteter Völker, schlau den größtmöglichsten Vortheil zu ziehen. Mit Gewalt oder mit Hülfe seines Geldsacks, hat es sich auf taktisch oder strategisch wichtigen Punkten jenes Seeweges, der das Mutterland mit Indien verbindet, festgesetzt. Gibraltar, Malta, Cypern, Egypten und Aden sind einzelne — wohl die wichtigsten — Punkte dieser für Englands Lebensfähigkeit unentbehrlichen Pulsader, die es denn auch rücksichtslos zu halten bestrebt ist. Der Herr Verfasser beleuchtet nun in seiner lichtvollen Darstellung alle diese festen Plätze der Reihe nach, in dem er sie an der Hand an Ort und Stelle gemachter Erfahrungen oder eingehendster Quellenstudien auf ihren militärischen Werth untersucht. Wir unterlassen es hier näher auf den Inhalt des hochinteressanten Aufsatzes einzugehen und wollen uns darauf beschränken, das Studium, nicht bloß die Lektüre desselben, dem Fachmann wie dem Laien gleich warm zu empfehlen.

L.

*) Früher Offizier im kurhessischen Jägerbataillon.
D. R.

Briefkasten.

F. St. Kassel. Mit Dank angenommen. Der Abdruck des früher eingesandten größeren Artikels erfolgt in der Kürze.

L. Kassel. Wie Sie sehen, gleich benutzt. Besten Dank.

P. D. Berlin. Wir statten Ihnen unseren verbindlichsten Dank für die Zusendung des Aufsatzes ab, der möglichst bald zur Veröffentlichung gelangen wird.

J. W. Br. Berlin. Erhalten. Wir behalten uns für die nächsten Tage briefliche Antwort vor. Freundlichsten Gruß.

G. S. Leipzig. Ihrem Wunsche wird willfahrt werden.

Anzeigen.

Abonnements-Einladung.

In seinen fünften Jahrgang tritt das **„Hessenland“** mit seiner heutigen Nummer Die vier Jahre seines Bestehens haben seine Daseinsberechtigung erwiesen. Es ist ein gern gesehener Gast in unserm engern Vaterlande geworden; die lebendige Theilnahme und das volle Verständniß, die es allgemein gefunden, haben es ihm ermöglicht, seinem Zweck einigermaßen gerecht zu werden.

Die Aufgabe unseres Blattes ist die Pflege der **hessischen Geschichte und Literatur** in allen ihren Verzweigungen. Im deutschen Wesen liegt eben die Pflege stammlicher Eigenart tief begründet und die Mannigfaltigkeit unseres Geisteslebens ist nicht zuletzt unserm ausgesprochenen Stammesgefühl zu verdanken. Darum will das **„Hessenland“**, ohne den Blick in weitere Gesichtsfelder sich trüben zu lassen, gerade den wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Bestrebungen, insoweit sie unserm engeren Vaterland entspringen, zur Heimstätte dienen.

Auf dem Grund unseres bewährten Programms werden wir auch ferner stehen. Wir werden der Erforschung unserer **heimatlichen Sondergeschichte** nach wie vor einen bevorzugten Raum in unsern Spalten zuweisen; wir werden die mit ihr verwandten Gebiete der **Literar-, Kultur- und Kunstgeschichte** in entsprechender Weise berücksichtigen. Aber auch das Schaffen zeitgenössischer hessischer Dichter und Schriftsteller soll stets von uns — soweit in unsern Kräften steht — gefördert werden. Wir werden wie in den bisherigen Jahrgängen **Erzählungen** und **Gedichte** in sorgfältiger Auswahl bringen; unsere besondere Sorge aber wird in erhöhtem Maße der **Volks- und Mundartdichtung** gelten.

Unsere Mitarbeiter und Leser bitten wir, uns auch in Zukunft zu unterstützen, und insbesondere auch für die Verbreitung des **„Hessenlandes“** wirken zu wollen. Diese sollte und könnte weit größer sein. Denn daß das **„Hessenland“** in keiner hessischen Familie, die geistige Interessen besitzt, fehlen sollte, dürfen wir ohne Ruhmredigkeit sagen; ist doch sein Inhalt nichts Anderes als die Wiederspiegelung vaterländischen Geisteslebens.

In der Hoffnung, daß diese Worte auf fruchtbaren Boden fallen, treten wir mit frischem Muthe in's neue Jahr ein.

Fulda, 3. Januar 1891.

Die Redaktion des „Hessenland“.

F. Zwenger.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 3. Kassel, 2. Februar 1891.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1891 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2847.

Das Reich der Künste.

Das ist des Schöpfers urheiligste Gunst,
Die fort in uns wirkt und waltet:
Daß er das endlose Reich der Kunst
Zum Festsaal der Menschheit gestaltet.

Da leuchten in Worten, in Farben und Erz
Der Zeiten Wonnen und Wehen,
Wie sie durchglühten das Menschenherz
Im Werden und Wiedervergehen.

Da strömt als reinste kristallene Fluth
Der Menschen Fühlen und Denken,
Des schaffenden Geistes unlöschliche Gluth
Nach lichten Höhen zu lenken.

Und wär' dieser Festsaal auch umzirkt
Von Sturmes-Tosen und Heulen:
So lange des Ewigen Geist in uns wirkt,
Wankt keine der ehernen Säulen.

Und Säulen an Säulen noch reihen sich fort,
D'rauf Bogen an Bogen sich schwingen,
Bis daß mit dem letzten Menschenwort
Die letzten Lieder verklingen.

Carl Preser.





Ueberfall des Malsburgischen Hauses Elmarshausen

durch die Bewohner der Waldeckischen Stadt Freienhagen am 22. Mai 1615.

Das Ereigniß, welches in Folgendem erzählt werden soll, wird in der hessischen Chronik (Marburg 1855) bezeichnet als „ein spätes Ueberbleibsel der alten Privatfehden und Privatrachezüge“, und als solches möchte es wohl unser Interesse in Anspruch nehmen um so mehr, als sich in der Articulata Deductio etc. Marburg 1630, einer umfangreichen Schrift, welche die Streitfrage zwischen Hessen und Waldeck in Betreff der Lehnsoberhoheit behandelt, die vollständige aktenmäßige Darstellung dieses die mannigfachsten Sittenbilder bietenden Vorfalls aufgezeichnet findet. —

Wir dürfen wohl den Bericht und die erste Meldung des Amtmanns und Hauptmanns zu Wolfhagen Barthol Hund vom 23. Mai 1615, welche an Deutlichkeit und drastischer Schilderung nichts zu wünschen übrig läßt; dem vollen Wortlaute nach bringen. Hund schreibt*), wahrscheinlich an Kanzler und Räthe in Kassel: „Gestern den 22. Mai, als ich Gericht gehalten zu Eringen und von dannen um 6 Uhr Abends wieder nach Wolfhagen gefahren, habe ich gesehen, daß in die 50 oder 60 Mann in unterschiedlichen Haufen zu 5 und zu 10 Mann nach Elmarshausen gingen, darauf mir 4 Mann von Freienhagen, unter welchen der Richter daselbst, begegnet, welchen Richter ich gefragt, wohin sie wollten; der darauf sobald geantwortet: „die von der Malsburg hätten ihnen ihr Vieh genommen, das wollten sie wieder langen; wie ich aber davon ihn abgemahnt und gesagt, er sollte bedenken, daß sie in Ihrer Fürstlichen Gnaden Land wären und wenn sie etwas zu suchen hätten, sollten sie es mit Recht thun, sonst müßte ich Amts halber auch das Meinige dazu thun, welche Abmahnung zum drittenmale geschehen, der Richter aber darauf repliciret neben seinen Gesellen, so mit Musqueten und anderen Wehren bewehrt gewesen, sie wollten ihr Vieh langen und wenn es auch in 's Kaisers Land wäre, wollten ehe all' ihr Leben daran setzen. Bin darauf auf Ihr Fürstlichen Gnaden Haus (Wolfhagen) fortgefahren und alsbald sind zwei Malsburgische Diener reiten gekommen und begehret im Namen der von der Malsburg ihnen Amts wegen beizuspringen, denn ihnen wäre auf ihren beiden Häusern große Gewalt geschehen, lägen fast alle vor todt, hätten dazu Junker Christophs Sohne, Hermann Christoph, gefangen mitgenommen. — Wie nun eben der Leutenant bei mir gewesen, habe ich denselben neben dem Burgemeister befohlen alsbald die Glocke zu schlagen und mit den Bürgern hinaus zu fallen. Ich bin zu Pferde auf dem Wege nach Freienhagen zu geritten nach der Landwehr zu, da sein bereits etliche Freienhagensche vorübergewest, die andern aber in gleichem Haufen daher gezogen, deren 15 ungefähr in einem Haufen Hermann Christoph gefangen mit sich geführet. Auf diese bin ich zugeritten und sie angeredet, sie sollten bedenken, daß sie in Ihrer Fürstlichen Gnaden Lande und den Gefangenen von sich geben, worauf einer seine Musquete auf mich angeleget, ich dagegen meine Pistole gezuckt und den Wolfhagenschen Bürgern, so im Anzug gewesen, gewinket. Wie sie nun dieselben sehen konnten, sind sie geflohen, und 5 sind aufs Letzte bei dem Gefangenen blieben, auf die bin ich zugeritten und habe einen übern Haufen geritten; so hat einer mit einem Rappier nach mir gestoßen, auf den ich wieder losdrücken wollen, aber Hermann Christoph der Gefangene dafür um Gotteswillen gebeten, da einer ihm ein bloß Rappier auf dem Herzen gehabt, welcher ihn, so ich geschossen, doch erstochen hätte, wie er selbst bezeugen muß. Zwei von diesen Thätern hat der Leutnant dem Burgermeister zu verwahren geliefert, so ist auch einem eine Musquete und eine Hellebarde genommen. Ich habe sie zwar bis an die Gränze verfolgt, aber sie haben sich alle in's Gehölze versteckt.

Dieser Streit soll sich daher erregt haben, daß die von Freienhagen sich im Mühlenberge (so derer von Malsburg Gehölze ist) mit ihrem Vieh eingedrungen und die von der Malsburg im Holze etliche Stück Vieh gepfändet, so bin

*) Ausdrucksweise und Orthographie des Originals sind größerer Verständlichkeit wegen mehr der heute üblichen angepaßt und nur da beibehalten worden, wo sie besonders charakteristisch erschienen.

ich auch mit dem Gefangenen nach Elmarshausen zu den von der Malsburg geritten, welche berichtet, daß sie vor ihre Häuser ungefähr an die 100 Mann stark gekommen, auf sie etliche Schüsse gethan und aufs höchste gescholten, so daß sie zur Gegenwehr genöthigt, darüber einen von Freienhagen durchgeschossen und allda liegen geblieben, ist aber noch nicht todt gewesen. Christoph von der Malsburg, welcher in seinem Leibe sehr zerschlagen, ist mit einer Axt hinter bowen das Ohr gehauen, daß er sehr hart liegt; Hermann zu Laar ist auch sehr zerschmissen und ihm ein langer Streich vor den Kopf gehauen, Otto von der Malsburg ist auf den Kopf gehauen, Christian hat trockene Stöße bekommen, Hermann Christoph der Gefangene, Christophs Sohn, hat etliche Wunden im Kopf und zwei Stiche im Arm, welches man aber nicht alle sehen können, da sie noch nicht verbunden gewesen "

Auf diese Anzeige berichteten Kanzler und Räthe in Kassel unter demselben Datum an den Landgrafen Moritz, welcher sich damals auf der Domäne Kornberg zwischen Bebra und Sontra befand, schilderten das Verwerfliche des Vorgangs und beantragen „daß man mit dem Ausschuß (wahrscheinlich ein militärisches Aufgebot) stark genug vor Freienhagen rücke, den Richter sammt den übrigen Thätern fordere und diese nach Wolfhagen brächte, wenn sie folgen würden, im entgegengesetzten Falle aber Freienhagen einnehme, besetze, die Thäter selbst angreife und gefangen nehme".

Gleichzeitig am 23. Mai gaben sämmtliche von der Malsburg, „Hermanns seligen Linien", ihre Klageschrift ein, in welcher sie die von Freienhagen aufgestellte Behauptung das Hüten im Mühlenberge üben zu dürfen, leugnen und den Vorfall näher schildern, namentlich wie er sich mit dem Hirten, welcher sich mit dem größten Theile der Herde entfernt, zugetragen, worauf nur etwa einige Stück Vieh gepfändet nach Elmarshausen geführt werden konnten. Es wird zugegeben, daß etliche von Freienhagen in diesem Tumulte „in etwas gequeschet" und deren einer von einem Schuß also gerühret, daß er diesen Morgen des Todes werden müssen. Es könne wohl sein, daß derselbe von seinen Nachbarn, welche etliche Schüsse gethan, getroffen worden sei. Schließlich wird gebeten, diesen hochstrafbaren großen Frevel zu sühnen.

Bereits am 24. Mai dat. Kornberg zeigte Landgraf Moritz seinen Räthen in Kassel den Empfang des Schreibens, betreffend den verübten Landfriedensbruch, an, sprach seine lebhafte Entrüstung über den Frevel, den man an vornehmen Landsassen begangen, befahl aber nicht sofort strafend vorzugehen, sondern „daß in etwas temporisirt und an sich gehalten werde", da ähnliche Streitsachen mit Corbach und Volkmarsen vorlägen, und dieses Alles „jetzunder uff einmahl sein uff der Reihe verrichtet werden künne." Uebrigens solle stündlich nach Rotenburg berichtet werden. Oberstlieutenant von Kötteritz wird als Theilnehmer an den demnächstigen Berathungen bezeichnet.

Der Graf Christian von Waldeck ließ sich aber nun auch d. d. Schloß Waldeck 25. Mai 1615 in einem Schreiben an den Landgrafen vernehmen und nimmt sich seiner Unterthanen, welche sich wohl in ihrer Noth an ihn gewandt hatten, warm an, behauptet das jus pascendi für die Freienhagener, schlägt eine genaue Untersuchung der Sache vor, bittet aber den Landgrafen die von der Malsburg dahin avisiren zu wollen, daß sie sich mit ihm abfinden und die verwirkte Strafe entrichten.

In den nun folgenden Schreiben und Antworten wird über Sistirung der Uebelthäter, über beanspruchtes freies Geleit und Anderes verhandelt, wobei hervorzuheben, daß der Richter von Freienhagen Jonas Meyer mit dreister Stirn behauptete, kein Malsburg könne sagen, daß er auf ihr Haus gekommen, daß sie ihn gesehen oder er ihnen etwas Widerwärtiges zugefügt. Die späteren Verhöre aber bestätigten übereinstimmend, daß der Richter die Glocke habe schlagen lassen und die Freienhagener überhaupt in der leidenschaftlichsten Weise zum Zuge nach Elmarshausen aufgefordert habe. Er schickte aber vorsichtigerweise einige Leute in den Hof zu Elmarshausen voraus und blieb im Hintertreffen, weshalb er das zu seinen Gunsten Vorgebrachte wohl behaupten konnte. —

Da alle bisher mit Waldeck gepflogenen Verhandlungen zu keiner Verständigung geführt, auch der Graf von Waldeck der Sache aus dem Wege zu gehen versuchte, was daraus hervorgeht, daß ein Bote mit einem Schreiben des Landgrafen den Adressaten vergebens in Waldeck und Siegen aufgesucht hatte und erst in Erbach die Botschaft übermittelt werden konnte, so mußte energisch vorgegangen werden.

Der Landgraf schien bald zu bereuen, daß man anfänglich etwas an sich gehalten habe, indem man die Sache zur Güte zu ziehen gehofft; er schreibt daher an Kanzler und Räthe in Kassel: „Da aber fünf vom Adel des vornehmen Geschlechts derer von Malsburg nicht wenig beschädigt worden, auch unsere Fürstliche Hoheit ganz unbescheidentlich violiert, so haben wir beschlossen, daß keineswegs levi brachio darüber hinzustreichen, sondern es ist unser ernster Befehl an Euch, daß ihr den gedachten Graf Christian von Waldeck ernstlich und mit

Andeuten unserer Ungnade nebst den übrigen vorgebrachten Beschwerden auch die Freienhagen'sche Sache „gleichsam in einem Bündlein" vor Augen stellet und in allen den schwebenden Klagen strackswegs drauf gehet, daß die Freienhagener Thäter sich auf den dritten Tag ab insinuatione vor unserm Amtmann in Wolfhagen stellen sollen.

Die Sache wollte aber immer noch nicht in Gang kommen und Graf Christian hatte sogar einige der Uebelthäter, um sie vor dem Erscheinen in Wolfhagen zu schützen, scheinbar in gefängliche Haft genommen. Hierauf erließen nun die hessischen Kanzler und Räthe ein in höchst scharfen Aeußerungen gefaßtes Schreiben, in welchem es heißt: so lassen Seiner Fürstlichen Gnaden Euer Gnaden hiermit bei Strafe von 3000 Goldgulden ankündigen und auferlegen, daß Sie mehrbemeldete Freienhagensche Thäter auf den 5. Tag nach Ueberantwortung dieses nach Wolfhagen ohne einigen Vor- und Aufenthalt sistiren und stellen.

Nachdem nun aber weder eine Wiederantwort noch eine Erklärung erfolgt war, wurden ernste Schritte befohlen und der Oberstlieutenant Sebastian von Kötteritz beauftragt, die widerspänstigen Uebelthäter mit Gewalt aus Freienhagen zu holen, zu welchem Zwecke eine ansehnliche Mannschaft und eine stattliche Ausrüstung aufgestellt wurde. Ein Rüstwagen führte an Munition 100 Musqueten-Kugeln, 250 Pfd. Pulver, Waffen, worunter eine Sturmbüchse „so 10 Pfund Eysen scheust", Aexte, Spaten, Leitern, Fackeln etc.

Der Befehl lautete: „Das Volk von den dreien Fähnlein der alten und neuen Stadt Kassel, auch Wolfhagen haben ihr Rendezvous zum Dörnberge, die anderen unter den Grebensteinischen und Trendelnburgischen beiden Fähnlein, haben ihr Rendezvous bei Norfeld uff der Hart." Die ertheilte „Ordnung bei Verrichtung der Freienhagenschen Sache" war ein förmlich ausgearbeiteter Kriegsplan, in welchem einem jeden Betheiligten seine Stelle genau angewiesen und etwa vorkommende hindernde Eventualitäten vorgesehen waren. Ueber die „geschehene Verrichtung" wird am 25. August (so lange hatten sich die Verhandlungen hingezogen) aus Kassel berichtet, daß man sich in der Nacht zwischen 1 und 2 Uhren des Vorhabens gemäß des Städtleins bemächtigt, dasselbe aber viel stärker und höher an Mauern und Dächern befunden, als vermeint, denn die Mauer am niedrigsten Orte, allda man übergestiegen, 20 Leitersprossen hoch gewesen ist, ingleichen die Pforte sehr stark und fest, daran wir mit Vorhämmern, Aexten und Brucheisen fast eine Viertelstunde zugebracht, ehe solche geöffnet. Es wurden im Ganzen 15 von den Thätern und einige, „so nicht mitgewesen" gefangen genommen und nach Wolfhagen gebracht. Der Richter Jonas Meyer war nicht einheimisch, sondern befand sich in Volkmarsen, um der Sache aus dem Wege zu gehen. Der Landgraf setzte nun eine Commission, bestehend aus dem Amtmann Barthol Hund, Asmus von Buttlar und Johann Bischoff ein, welcher vom Landgrafen befohlen wurde, „unter gleichzeitiger Ladung der von der Malsburg, die Uebelthäter (von denen einige bereits 12 Wochen im Gefängniß gesessen hatten) zu vernehmen, ihnen ihren höchststrafbaren und unverantwortlichen Friedensbruch und Violation unseres territorii mit besonderem Ernst vor zu halten mit Vermeldung, ob sie wohl peinlich bestraft werden könnten, so hätten wir doch sie darüber hören wollen, ob sie nun ihre Verbrechung erkennen, deswegen zu Creutz kriechen und um Gnade bitten, so wollen wir ihre Confession acceptiren, wonach uns weiter zu referiren."

Den verhafteten Freienhagenern wurden 9 Fragen zur Beantwortung vorgelesen, welche sich vorzugsweise auf die Theilnahme an dem Ueberfall, auf die Rolle, welche der Richter dabei gespielt, und Anderes bezogen, und die darauf erfolgten Aussagen, welche namentlich dem Richter und dem Johann Ebersbach, dem Löber (nach Grimm's deutschem Wörterbuch ein Lohgerber) sehr ungünstig sind, bringen zum größten Theil als Entschuldigung völlige Trunkenheit vor (es war Kirmeß in Freienhagen gewesen) und nur die Grade der Trunkenheit, zu welchen die Angeklagten sich bekennen, sind verschieden. Von „etwas bezecht", steigt es zum „bezecht, trunken, voll und doll gleich unvernünftigen Rössern, trunken Kälbern u. s. w." Es mochte schwierig für den Inquirenten sein, aus solchen Leuten etwas herauszubringen, von denen sogar einer als „ein undeutlicher, harthöriger schwacher und verdeufterter Mann" bezeichnet wird. Nur die Aussage eines der Gefangenen des Johann Ebersbach, des Löber, welcher indem er den Richter als den hauptsächlichsten Anstifter und Führer des Angriffs auf Elmarshausen bezeichnet, sich selbst aus der Schlinge zu ziehen sucht, mag erwähnt werden. Er behauptet das Ansehn des Richters, „welcher zu Freienhagen angebetet werde, wie ein Gott, was er haben wolle, das müßten die armen Leute thun", habe allein den Ueberfall veranlaßt. Der Protokollant widmet diesem Zeugen eine größere Aufmerksamkeit und verzeichnet über denselben folgende persönliche Mittheilungen: „Löber zeigte an, wann er könne entlassen werden, wollte er den Richter in 3 oder 4 Tagen anherliefern. Die Leute in Freien-

hagen wären ihm, Ebersbachern, der Religion halben und weil er ein Heß wäre und bisweilen bei seiner Arbeit aus dem Lobwasser*) singe so aufsötzig, weswegen sie ihn auch zuweilen einen Calvinischen Hund nennten. Er berichtete daneben proprio motu und mit weinenden Augen, daß er leider vor etwa 10 Jahren, als er nur 17 Jahre alt gewesen, in Ungelegenheit beim Trunk gerathen sei, indem einer zu Grebenstein auf der Gasse todt geblieben sei, und er hätte dessen beschuldigt werden sollen. Nun könnte er wegen übermäßiger Trunkenheit nicht sagen, ob er schuldig sei oder nicht; er wäre aber dann beim lichten Tage zum Thore hinausgegangen und mit einem Pferde in einem Zuge in Dänemark geritten, inmaßen er auch sonst den Kriegen in Ungarn nachgezogen, wünsche aber nichts Höheres, als daß er bei Ihrer Fürstlichen Gnaden Gnade erlangen könnte, so wollte er sich aller Gebühr erzeigen, wie er oben angedeutet. Ursach halber länger in Freienhagen zu wohnen könnte noch wollte er." Das auffallende, gleisnerische Verhalten des Zeugen während des Verhöres mochte den Amtmann veranlaßt haben, einen Bericht über ihn von Grebenstein einzuholen, nach dessen sehr ungünstigem Wortlaut Ebersbach „in desto verwahrlichere Haft und Gefängniß" genommen wurde. Als sich dann herausstellte, daß er bereits in Grebenstein in die Land= und Mord=Acht erkannt worden, so wurde er demnächst dem dortigen Schultheißen ausgeliefert, wo er seiner Strafe nicht entgangen sein wird.

Der Verlauf des am 2. September vorgenommenen Verhöres mochte den Freienhagenern die Erkenntniß gebracht haben, daß eine schwere Strafe über sie verhängt werden würde, und so stellten sie denn dem Landgrafen in einer Bittschrift vom 7. September ihre Noth und Bedrängniß vor; sie schildern das Elend, welches durch die Pfändung der Kühe über sie gekommen, die Noth, in welche arme verlassene Wittwen gerathen, „deren Seufzen zu Gott in den Himmel geht", die langwierige Gefangenschaft arbeitsamer Leute und Anderes. Schließlich geht die Bitte dahin, Fürstliche Gnaden möchten sie zur Bestellung ihrer Aecker und sonstiger hochnöthiger Verrichtung wieder „zu freien Beinen" kommen lassen. Das Urtheil Sr. Gnaden des Landgrafen lautete schließlich dahin, daß die Freienhagener vor sich und ihre flüchtigen Mitschuldigen mit 500 Thaler einen Abtrag machen sollten, daß sie dagegen der Haft entlassen und dadurch vor diesesmal wieder ausgesöhnet werden könnten; jedoch sollte in dieser Aussöhnung der Richter als der rechte Aufwiegeler und Anstifter dieses Unwesens nicht begriffen sein, sondern vielmehr nach ihm getrachtet und, da man seiner mächtig werden könne, beim Kopf genommen und nach Wolfhagen gefänglich hingesetzet werden. Die Gefangenen sollten gegen einen ziemlichen starken Urpheden=Schwur und Versprechung eines besseren Verhaltens der Gefängniß erledigt werden. Daß es den Freienhagenern schwer wurde, eine für die damaligen Zeiten gewiß sehr hohe Summe aufzutreiben, läßt sich denken, und die nun folgenden längeren Korrespondenzen zwischen Freienhagen und dem Amtmann in Wolfhagen über erbetene Fristen, über zu stellende Bürgen und Anderes geben ein deutliches Bild von der Bedrängniß der armen Leute, bis denn endlich am 13. März 1616, (solange hatte die Sache gedauert,) die Bürgen mit den 500 Thalern in Wolfhagen erschienen. Allein hier wurden ihnen neue Schwierigkeiten bereitet; es sollten noch aufgelaufene Kosten bezahlt werden, und der Herr Amtmann, welcher wohl endlich die Sache beendigt sehen wollte, ging den armen Leuten scharf zu Leibe. Sie schickten daher einen Boten nach Freienhagen und meldeten, daß ihnen bei dreißig Gulden Strafe geboten, in die Herberge zu gehen und da nicht heraus, das Geld wäre denn erlegt. Sie hätten nun bei einem guten Mann 160 unverschlagene harte Thaler borgen müssen, seien auch Willens dieselben heute Morgen nach der Predigt dem Herrn Amtmann zu liefern. „Das Geld ist auf Monatsfrist geborgt, wonach ihr Euch zu richten habt; und lasset es Euch kein Scherz sein."

Den Schluß der Aktenstücke macht ein Bittschreiben des Raths in Freienhagen d. d. 16. März 1616 an Kanzler und Räthe in Kassel, worin um Befreiung von den Belästigungen des Amtmanns gebeten wird, welcher „sie arme Leute in specie mit harten Reichsthalern molestire." Daß die dringende Bitte: „So ertheilet nun den Befehl, daß wir nicht höher möchten bedränget und überlästiget werden und wir endlich zu Ruhe und Frieden gelangen mögen", in Erfüllung gegangen sei, wünschen wir den Bittstellern von Herzen. **K. v. D.**

*) Es erinnert dies an den Schneider Jetter in Goethe's Egmont, wenn er klagt: „ich sitz' bei meiner Arbeit und summe just einen französischen Psalm — gleich bin ich ein Ketzer und werde eingesteckt." Ebersbach suchte jedenfalls durch Erwähnung des „Lobwasser" sich einen Stein in's Brett zu setzen, denn niemand Anderes als Landgraf Moritz selbst war der Komponist der von Wilhelm Wessel 1612 unter Bezeichnung „Lobwasser" herausgegebenen Psalmen Davids. Das Werk war 1890 bei Gelegenheit des Jubiläums der Buchdruckerkunst in Marburg auf dem Schlosse ausgestellt.

Ein hessischer Staatsmann in Oesterreich*).

Unter dem Titel: „Oesterreich-Ungarn im reichsdeutschen Lichte" ist Ende 1890 (München, J. Roth) ein größeres Werk von Paul Dehn erschienen, welches einem hervorragenden Hessensohne, dem allzu frühe dahingeschiedenen ehemaligen k. k. österreichischen Sektionschef Dr. Georg Theodor Coch, (geboren 11. Februar 1842 zu Hesserode, gestorben 8. Januar 1890 zu Pera-Konstantinopel) dem Begründer und Organisator der österreichischen Postsparkasse, gewidmet ist. Von dem außergewöhnlichen Charakter und Genie des Verstorbenen gibt Paul Dehn in seiner Widmung folgende Darstellung:

Ihm, dem allumfassenden Geiste, dem deutschen Manne, dem theueren Freunde, sollte dieses Buch gewidmet werden, als vor Vollendung desselben aus Konstantinopel die bestürzende Trauerkunde kam, daß ein Herzschlag dem thatenvollen Leben eines Mannes ein vorzeitiges Ende gemacht, welcher an Befähigung und Charakter unter den Ersten des deutschen Volkes zu nennen ist, wennschon es ihm vom Geschick nur kurze Zeit und nicht in Deutschland selbst vergönnt war, in öffentlicher Wirksamkeit seine seltenen Vorzüge zu bethätigen.

Georg Theodor Coch wurde am 11. Februar 1842 zu Hesserode in Kurhessen als Sohn eines hochbegabten protestantischen Predigers geboren. Die Familie Coch gehört zu den ältesten und angesehensten Geschlechtern Hessens. Coch's Voreltern hatten als Oberfreigrafen unter der Linde von Assenheim in der Wetterau gesessen. Unmittelbar vor seinem Tode hatte Coch's Vater einen Ruf nach Wien an die dortige reformirte Gemeinde erhalten, wo er als junger Kandidat wiederholt gepredigt. Coch's Großvater hatte als Rittmeister in österreichischen Diensten gestanden. Auch Georg Theodor Coch's Lebensweg sollte nach Oesterreich führen. In Kassel und später in Lausanne legte Coch die Grundlagen zu seiner umfassenden Bildung, zunächst zu seiner ungewöhnlichen Sprachkenntniß. Der Leiter der Schulanstalt in Lausanne, Herr Girardet, schrieb über seinen Schüler: „C'est une nature d'élite!" Mit 16 Jahren ging Coch nach Konstantinopel und trat in das dortige große Handelshaus seines Onkels ein. Hier erweiterte er seine kaufmännischen und allgemeinen Kenntnisse. Im Jahre 1866 verließ er Konstantinopel und siedelte nach Oesterreich über, wo er in verschiedenen Wirkungskreisen eine nach allen Richtungen hin anregende und ersprießliche Thätigkeit zunächst im privaten Leben entfaltete, bis er Ende 1882 vom Kaiser berufen wurde, um die k. k. Postsparkasse zu organisiren.

Coch vereinigte in sich alle Tugenden des deutschen Mannes. In beständigen körperlichen Uebungen hatte er sich Kraft, Muth und Geschick erworben. Auf der Mensur hatte er seinen Mann gestanden, Kleinasien hatte er zu Pferde durchritten, den Hellespont durchschwommen, in Konstantinopel bei einer Feuersbrunst ein Kind mit Lebensgefahr gerettet. In dem stahlharten Körper waltete ein weiches, feinfühlendes Herz. Alle wissen davon zu erzählen, welche das Glück hatten mit ihm zu verkehren. Freigebig war er in Rath und That und blieb es bis an sein Ende, so oft auch sein gutes Herz gemißbraucht wurde. In seltener Arbeitskraft und mit Hilfe eines ausgezeichneten Gedächtnisses hatte er seine geistige Veranlagung umfassend nach außen und harmonisch nach innen entfaltet. Im Besitze einer außergewöhnlichen Bildung stand er auf der Höhe der Zeit, und bewundernswerth waren seine Kenntnisse, seine Meinungen und seine Vorschläge in den großen und kleinen Fragen des Lebens. Zu den höchsten Höhen schwang sich sein kühner Gedankenflug empor, wenn es sich um nationale und patriotische Bestrebungen, um philosophische oder naturwissenschaftliche Probleme handelte. In der Geschichte seines Volkes war er gründlich bewandert, bis in die unscheinbarsten Einzelheiten, und in der deutschen Vergangenheit suchte und fand er die Grundzüge zur sozialpolititschen Reorganisation des neuen Reiches und Volkes. Was er studierte, befliß sich sein Geist gründlich zu erfassen, zu verarbeiten und umzuschaffen für die unmittelbaren Bedürfnisse der Gegenwart, auch auf technischem Gebiet. Einige Zeit vor seinem Tode beschäftigte er sich mit einer eigenthümlichen Vorrichtung, Schiffe durch die Kraft der Strömung bergauf zu bewegen. Keine Maschine war ihm ein unverstandenes Gewirr, kein Kunstwerk eine todte Masse. Er war ein geistvoller und belesener Schriftsteller, ein begabter Dichter, ein geschätzter Komponist. Nirgends bloßer Theoretiker, kannte er nicht nur mit ihren Lebensbedingungen alle Thiere, Pflanzen und Steine, sondern auch die zweckmäßigste Verwendung aller Erzeugnisse und Kräfte der Natur. In seinem Hause war Alles bis auf die Geräthschaften von ihm selbst angegeben und entworfen worden. Kein Stück

*) Nachdruck nicht gestattet.

seiner Einrichtung war Fabrikswaare: Alles trug das eigenthümliche Gepräge seines sinnigen symbolisirenden Geistes. Was er ergriff, erfüllte ihn ganz, er konnte in einer Sache aufgehen, und an Pflichttreue, Unbestechlichkeit und Gerechtigkeit wurde er von Niemanden übertroffen.

Coch war ein scharfkantiger Charakter, ein Mann nach dem Ideale des amerikanischen Moralphilosophen Channing: „Ich bezeichne denjenigen allein als von einem freien Geiste beseelt, der sich bewahrt vor der Anmaßung der Gesellschaft, der sich nicht erniedrigt vor menschlicher Schwäche, der sich selbst verantwortlich hält vor einem höheren Gerichte als demjenigen der Menschen, der ein höheres Gesetz kennt als das der herrschenden Meinung und der sich zu hoch achtet, um der Sklave oder das Werkzeug, weder der Majorität noch Einzelner zu sein."

Coch war ebenso thatenkräftig als thatendurstig. Bis zuletzt beherrschte ihn eine Sehnsucht nach unbekannt Großem. In einem Briefe aus Konstantinopel einige Zeit vor seinem Tode schrieb er: „So sitze ich allein, während die heiße Luft noch hereindringt, und harre auf den kühlen Abendwind von der See. Ueber den thracischen Hügeln sinkt die Sonne, dunkelblau wird das Meer. Fern im Osten schaut der Olymp herwärts. Still wird's in den Straßen, doch heftig hämmert das Herz. Da steigt der Mond herauf über den anatolischen Wäldern und spiegelt sein Licht in der Fluth. Bleibt so ein Licht in der Fluth der Zeit von dem Einzelnen? Vielleicht!" . . . In jener fernen und fremden Welt ward sein Leib der Erde zurückgegeben. Sein Geist wird fortleben und in der Fluth der Zeit dem deutschen Volke eine Leuchte bleiben auf den Bahnen kommender Sozialreformen!

Coch war ein Mann der That. Nur da, wo es sich um Schaffung neuer sozialpolitischer Organisationen handelte, griff er zur Feder und in einer Reihe nicht veröffentlichter Denkschriften hat er seine genialen weitausschauenden Gedanken und Vorschläge auf dem Gebiete praktischer Sozialpolitik, insbesondere über staatswirthschaftliche Organisationen des Finanzwesens und über gemeinwirthschaftliche Organisation der Gesellschaft, zunächst des Kreditverkehrs, mit Hilfe genossenschaftlicher Verbände eingehend begründet und dargelegt. Als ein weiteres bleibendes Denkmal des außergewöhnlichen Mannes und zu Nutz und Frommen für die künftige sozialpolitische Entwickelung Deutschlands werden jene Denkschriften demnächst veröffentlicht werden.

In öffentlicher Stellung sein Wissen und Können zu entfalten, hat Coch in Oesterreich nur vier Jahre hindurch Gelegenheit gehabt. Im Jahre 1882 wurde er von dem damaligen Handelsminister Baron Pino nach Wien berufen, um staatliche Postsparkassen zu errichten. Hier zeigte er sich bei der Ausarbeitung der betreffenden Gesetzvorlagen als hervorragender Staats- und Volkswirth und bei der Durchführung des Gesetzes als ein ungewöhnlich thatkräftiger und umsichtiger praktischer Finanzpolitiker und Organisator.

(Schluß folgt.)

Worte der Erinnerung an Nikolaus Bach.

Rede, gehalten von Franz Dingelstedt
am 4. Februar 1841.

Wir haben in der vorigen Nummer unserer Zeitschrift am Schlusse unseres Artikels über Nikolaus Bach ganz besonders der Rede Erwähnung gethan, welche Franz Dingelstedt am Rhabanusfeste 1841 in der Aula des Fuldaer Gymnasiums zum Gedächtnisse des Direktors Bach gehalten und dieselbe als ein Muster der Beredtsamkeit hingestellt. Das Manuskript dieser Rede befindet sich in dem literarischen Nachlasse des Professors J. Gegenbaur, bekanntlich eines Lieblingsschülers Franz Dingelstedt's. Dank dem gütigen Entgegenkommen der hochgeschätzten Familie Gegenbaur, der wir dafür unseren verbindlichsten Dank abstatten, sind wir heute in der Lage, jene Rede, fünfzig Jahre, nachdem sie gehalten worden ist, veröffentlichen zu können. Wir bringen dieselbe möglichst vollständig zum Abdrucke, nur einige wenige, heute nicht mehr recht verständliche Stellen und solche, die leicht zu irrigen Auffassungen Anlaß geben könnten, haben wir weg gelassen.

Mögen die Leser selbst entscheiden, ob unser Urtheil über die Rede Franz Dingelstedt's ein zutreffendes gewesen ist. Hier ist sie:

Sie haben sich gewundert, meine Herren, daß wir, Lehrer und Schüler des Gymnasiums, zu einer gemeinsamen Feier einladen und zusammentreten mochten, während doch kaum nach Tagen die Trauerfrist zu zählen ist, zwischen diesem

Kreise und einem ähnlichen, um das verschneite Grab unseres Direktors geschlungenen.

Ja, es gemahnt mich selbst die Schaar dieser meiner jungen Freunde wie eine verwaiste Familie, die frommer Gewohnheit folgend am Wiegenfeste des Vaters unwillkürlich um den heiligen Heerd sich feiernd eint, obgleich der Einzige, dem diese Sitte sonst galt, ihnen und allem Wechsel von Zeit und Raum lang enthoben ward. Und siehe! erst mit dem Blick auf die Stätte, welche sonst seine allbekannte Gestalt ausfüllte, auf den Ehrenplatz am Tische, wo sein großes helles Auge die Häupter der Lieben zählte, seine tönende Mannesstimme aus vollster Brust Worte der Wahrheit rief: erst mit diesem Blick schwindet die bitter=süße Täuschung, in der das Herz sich selbstvergessen wiegte, brechen die kaum geschlossenen Wunden eines unvergeßlichen Verlustes wieder auf, und der Verlassenen Einer spricht wohl mit Thränen im Auge zu den Brüdern: wißt ihr noch im vorigen Jahre . . . ? . . . oder: ach, er kommt ja doch nicht, auf den wir warten. Aber trotz der Thränen, die von Neuem fließen, trotz der nagenden Erinnerung an bessere Tage, bleibt es den Vereinsamten Trost und Pflicht zugleich die Feier dennoch zu begehen und dabei dessen zu gedenken, der ihr Stifter war, ihr Zweck und ihre Zierde.

Aehnlich wie diese Waisen auch wir. Nur den schuldigen Zoll der Pietät, nur ein Opfer an die Manen des allverehrten Vorstehers dieser Anstalt glauben wir darzubringen, wenn wir einen Festtag, den seine Hand in den Kalender unserer Schule schrieb, durch seinen Tod nicht gelöscht und entkräftet halten. Zum Andenken an denjenigen, welcher den Grundstein zu dem ehrwürdigen Bau dieses Instituts legte, ward die Feier des Hrabanus=Tages von ihm gestiftet, und das sei die einzige Aenderung, die wir an dieser seiner Satzung uns erlauben, daß wir heute im lebendigen Bedürfniß der Erinnerung an das Nächste alles Ferne und Fremde fallen lassen und statt des ersten Bauherrn vielmehr dessen in wehmüthiger Dankbarkeit gedenken, der eine neue Schicht, ein eigenes Stockwerk dem alterthümlichen Hause aufsetzte. Sollte in dieser Neuerung auch das befangenste Urtheil, die ängstlichste Frömmigkeit ein Bedenken finden? Oder dünkt es möglicher Weise irgend Jemanden wie Entweihung, wenn wir am Namenstage des Heiligen, in welchem der Patron unserer Anstalt verehrt wird, bei dem kaum entrückten Bilde eines Mannes verweilen, den freilich der Kirche Mund nicht heilig sprechen wird, der aber in Wort und That wohl fähig, wol würdig, wol berufen war, im Geiste der neuen Zeit das Werk einer alten fortzusetzen und umzugestalten?

Nein, meine Herrn, dergleichen Skrupel habe ich nicht zu überwinden. Leuchtet mir doch aus Ihrer Aller Augen, aus den bewegten Mienen dieser Knaben und Jünglinge, eine so freundliche und mitfühlende Theilnahme entgegen, wie sie selten dem öffentlichen Sprecher geboten werden mag! Führt uns doch jeder Blick in diesen Räumen, jeder Schritt auf täglichem Berufswege immer auch auf den zurück, der in seiner Schöpfung überall gegenwärtig war und darum jetzt überall vermißt wird! Solchem Reichthum und Drang der Erinnerung ist weder in der allgemeinen, sich rasch verflüchtenden Klage um den Verlust ein Genüge geschehen, noch in den Worten, welche Religion und Freundschaft durch die Stimme würdiger Amtsgenossen dem Verewigten in die offene Gruft nachsandten; noch viel ist übrig und an manchem Einzelnem trieb uns zudem der erste betäubende Schmerz damals vorüber, wobei wir jetzt gesammelter weilen können. Daß ich so glücklich bin, dieses aufsuchen und jenem Drange der Erinnerung einigen Anklang bieten zu dürfen, daß mir aus der Mitte der zeitigen Lenker dieser Anstalt die vertrauensvolle Erlaubniß wurde, Worte der Erinnerung an Nikolaus Bach von dieser Stätte, vor diesem Kreise, bei dieser festlichen Gelegenheit endlich auszusprechen: — das, meine Herrn, erfreut mich bei der hohen Bedeutung und Dankbarkeit einerseits eben so sehr, wie mich andererseits die mannigfaltigen, versteckten und offenkundigen Schwierigkeiten um den Erfolg meiner Lösung besorgt machen.

Wohin zuerst bei der allenthalben sich aufdrängenden Fülle des Stoffes, bei der Verschiedenheit Ihrer Ansprüche Ihre Aufmerksamkeit lenken? Die Gelehrten unter Ihnen verlangen eine Darstellung der Verdienste Bach's um Wissenschaft und Jugendbildung, während die Würdenträger des Staates seine amtliche Stellung beleuchtet sehen wollen. Das Herz zieht zu einem Bilde seines Karakters und seiner Persönlichkeit hin, während der Blick hinüber auf die verödeten Fenster seiner Häuslichkeit auffordert, aus jenen Trümmern die Schatten eines schönen und stillen Glückes heraufzubeschwören. Wo anfangen, um nichts zu übergehen? Wann endigen, ohne zu ermüden?

Und wollte ich Ihnen nun zunächst den klaren und scharfen Verstand, die umfassenden Kenntnisse und fruchtbare Gelehrsamkeit des Seligen schildern, Ihnen sagen, wie er in den Sprachschätzen und Schriftwerken des Alterthums ebenso bewandert war, als in den kaum gelichteten

Wäldern unserer altgermanischen Litteratur, Sie erinnern, wie neben der Ausgabe römischer Historiographen und griechischen Elegiker, Studien über Nibelungenlied und Sammlungen der neuesten deutschen Dichter und Denker von ihm ausgingen: dann, meine Herrn, sagte ich den Meisten unter Ihnen nichts Neues, und die Kritik würde hier ein Recht haben mir zuzurufen: Du redest wie ein Blinder von der Farbe. Was braucht es auch ein weiteres Zeugen und Rühmen, wo zahlreiche Früchte, und unvergängliche, niedergelegt sind, wo Männer geredet haben, wie Humboldt, Altenstein, Schlegel, wo der Ruf und das Urtheil der gelehrten Welt lange über die Würdigkeit eines Mannes entschieden? Freilich war Bach kein Gelehrter nach dem Geschmacke Vieler, der den Firnis einer sogenannten philosophischen Bildung über die innere Hohlheit streicht und mit den Lappen eines neumodischen Systems des Wissens Lücken kümmerlich ausstopft, kein Schulmann der speichelleckenden Achselträgerei und schwachköpfiger, eitler oder heuchlerischer Popularität — nein, meine Herrn, das war er nicht; aber seine Bildung ruhte auf dem felsenfesten Fundamente klassischer Studien, so grammatischer wie historischer, und strebte in stetem Fortschreiten und in organischem Zusammenhange freudig empor in den freien Aether einer echten, durch christliche Prinzipien vergeistigten Humanität. Er war keiner von den Büchermachern und litterarischen Marktschreiern, die heuer auch in der Doktrine offen genug ihr Wesen treiben, er wühlte nicht im Handschriften-Staube und klaubte nicht am dürren Probleme, sondern seine litterarische Thätigkeit richtete sich in geregeltem und planmäßigem Gange immer auf das zunächst Nothwendige und praktisch Zweckmäßige und verschwisterte sich so mit seinem amtlichen Wirken zu dem fruchtbarsten Bunde. Der Tod zerschnitt diesen, gerade als ein prächtiges und erstaunenswerthes Werk*) der Vollendung nahe war, ein Werk, in dem mit schonungsloser Aufopferung seine ganze Kraft konzentrirt und so vielleicht überspannt und erschöpft wurde; aber selbst des Todes klar gefühlte Nähe hinderte den bis zum letzten Athemzuge fast übermenschlich wachen und kräftigen Geist nicht, über den Rest der Arbeit zu verfügen, und gewiß begleitete die nimmer müde Seele der Trost hinüber, daß mit dieser Sammlung deutscher Schriftenthümer der Kranz, der unverwelkliche, der ewig-grüne, auf das reiche Gebäude ihrer irdischen Thätigkeit gesetzt sei. Wenige Tage noch, und sein Auge hätte an der ersten farbigen Blüthe sich ergötzen können, ehe es brach, unsere Hand seinen Sarg schmücken dürfen mit seinem letzten und besten Werke, wie eine schöne Sitte dem Soldaten sein Schwert und seine Schärpe mitsendet.

Sollen wir nach schlecht hergebrachter Weise zwischen Geist und Herz auch hier einen Unterschied machen? Oder bedingt nicht vielmehr, trotz des thörichten Wahnes, als werde jener auf Kosten dieses ausgebildet, eine wahre und wirkliche Höhe in der Wissenschaft immer auch ein reines, ein liebenswerthes und tugendsames Gemüt? Wollen Sie Bach's Herz kennen lernen? So hüten Sie sich vor allem, dem gewöhnlichen und oberflächlichen Urtheil nachzusprechen, das von dem Ernste des Gelehrten, von der Verschlossenheit und der Strenge des Beamteten auf die Freundlichkeit des Menschen eine übereilte Folgerung stützt. Dieses Urtheil hat auch unserem Freunde wol oftmals wehe und unrecht gethan, weil er sich nicht überall geben wollte oder konnte, wie man es erwartete, weil, von lieben und vertrauten Menschen geschieden, in ein neues und fremdes Land versetzt, sein Herz sich außer seinem Hause nicht anzuheimeln verstand, und endlich seine dienstliche Stellung ihm manche Zurückhaltung und manche offene Reakzion aufnötigten: um deswillen schalt man ihn, im Stillen und im Lauten, einen ungeselligen, einen finsteren, und harten Mann. Ich kann Ihnen, meine Herrn, keinen logischen Beweis des Gegentheils führen, aber fragen Sie, wenn Sie meine Versicherung bestochen wähnen, bei denen nach, die dem Verewigten irgendwie nahe standen, fragen Sie meine Herrn Amtsgenossen, ob jemals ein Falsch in ihm befunden wurde, ein Zug der eitlen Herrschsucht, eine Lüge, eine List, eine Willkür, eine Härte. Fragen Sie diese Schüler, sofern sie lernend zu seinen Füßen saßen, und das jugendliche Gemüt, das so zart und fein die Hand der Gerechtigkeit und den Druck des Eigenwillens, die Wucht der Launenhaftigkeit, die lockere Schwäche in seiner Lenkung zu unterscheiden weiß, es wird Ihnen die rechte Antwort nicht schuldig bleiben. Bach war, wie sein Name, dieser ein Bild seines durchaus männlichen Karakters: — lauter, rasch, klar, reißend und gewaltig, wo es Hindernisse oder Stockungen zu überwältigen galt, jedoch überall ohne Abgründe und Untiefen; kühl bei oberflächlicher Berührung, aber in sich selbst tief und lebendig für seine Freunde — ein treuer und offener Wellenspiegel, in dem die Sonne der Wahrheit ein warmes Abbild fand, ein befruchtendes und gesundes Bergwasser, auf klassischem Boden deutscher Heilquellen entsprungen, das von seinem

*) Es ist das „Deutsche Lesebuch für Gymnasien in drei Lehrstufen" gemeint.

vorgesetzten Gange nirgends abgebracht, in seiner Durchsichtigkeit niemals getrübt, in seiner segensreichen Wirkung nur durch den Tod erschöpft werden konnte. Nein, und nicht einmal durch diesen! Sein Meer verschlingt, seine Wüste versandet, sein Damm zerbricht ihn nicht; sprudeln nicht in dieser Jugend, nicht entfernt von hier, in manchen schon gereiften Saaten, die er geweckt und getränkt, seine Segnungen unversiegbar nach? O, des freudigen, des herrlichen Bewußtseins, daß auch dem Amte des Jugendlehrers, einem der unscheinbarsten und gedrücktesten, eine schöne Unsterblichkeit entblühet! . . .

(Schluß folgt.)

Kapitän Scheller.

Nach der Erzählung eines Verstorbenen.

Von Wilhelm Bennecke.

Der Kapitän Scheller war mein Freund, obgleich viele Leute ihn, um im Volksmund zu reden, „dem närr'schen Kerl seinen Bruder" nannten. Ein Duell war die Veranlassung, daß wir uns eng aneinander schlossen und ein Duell war auch der Grund, daß wir uns in späteren Jahren nur noch vorübergehend sahen. Trotzdem habe ich den Kapitän Scheller bis zu seinem Tod lieb gehabt und nur in innerster Seele bedauert, daß ein Mann von solchen Kenntnissen, solcher Redlichkeit, solcher ursprünglichen Herzensgüte, wie er sie besaß, sich in seinen besten Jahren einem düstern Wahn hingeben konnte, dem sonst nur geborene Geizhälse oder ähnliche, einem moralischen Irrthum zugethane Subjekte zugänglich sind, nicht aber unter Waffen aufgewachsene Männer, wie mein Freund Scheller einer war. Er stammte aus einer angesehenen Familie, hatte eine sorgfältige Erziehung genossen und war als Freiwilliger in die fürstlichen Kriegsdienste getreten, da die Aufnahme in das Kadettenhaus für ihn, der nicht dem Adelstande angehörte, mit allzugroßen Schwierigkeiten verbunden gewesen wäre.

Es war zu Anfang der dreißiger Jahre, als Scheller zu unserm Regiment kam, er war Lieutenant und hatte in seinem Wesen etwas sehr Achtung Gebietendes. Er war von großer, muskulöser Figur und hatte einen natürlichen Anstand, welcher durch die militärische Kleidung noch gehoben wurde. Später bekam sein regelmäßig geschnittenes Gesicht eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Oberst Gustavsohn, dem vertriebenen König von Schweden.

Die Zeitverhältnisse litten damals unter der Juli-Revolution und der polnischen Erhebung. Das laute Krähen des gallischen Hahnes hatte auch die deutschen Völker ermuntert und das Losbrechen des polnischen Freiheitssturmes von der andern Weltgegend her die Köpfe wirblig gemacht. An der südlichen Grenze unseres Heimathlandes waren Unruhen ausgebrochen, die, durch Zollkonflikte hervorgerufen, einen um so bedenklicheren Charakter annahmen, weil das dort garnisonirende Regiment, Gewehr im Arm, dem Treiben der Krawaller zusah. Die Folge davon war, daß ein Garnisonwechsel angeordnet wurde und so kamen wir, d. h. das dritte Regiment, in die mit politischem Zündstoff angefüllte Stadt. Wir brachten auch Artillerie mit, welche mit brennenden Lunten hinter uns drein fuhr, als wir gegen Abend unsern Einzug in H. hielten. Die einzelnen Theile unseres Regiments hatten seit dem Befreiungskriege in mehreren kleinen Ortschaften gelegen, woselbst die Herren Offiziere in dem Zeitraum von fünfzehn Jahren sozusagen ein bischen verwildert waren. Trinkgelage, Zweikämpfe und das Jagen im Mondschein waren die einzigen Zerstreuungen, die wir kannten, und wer den tollsten Streich ausführte, der war bei uns der Hahn im Korbe. Dabei handelte es sich jedoch nicht um solche Lappereien, wie sie heutzutage wohl mit Parforceritten oder Rückwärtsgehen auf Distance ausgeübt werden, sondern um etwas andere Dinge. So ging z. B. einer von uns in voller Uniform um den Thurm der Elisabetherkirche in der benachbarten Kreisstadt rund herum, und zwar an einer Stelle, die der Spitze zunächst gelegen war, und wo er sich nur mühsam an den Mauervorsprüngen hinarbeiten konnte. Eine Menge Menschen sah ihm zu, und das Einzige, was ihm dabei passirte, war, daß er, fast am Ende seiner Wanderung, mit einer der Epauletten an dem steinernen Bildwerk hängen blieb, aber er löste sich die Epaulette ab und steckte sie in die Rocktasche. Dies Wagestück war noch nicht einmal durch eine Wette veranlaßt, sondern aus purer Liebhaberei am Abenteuerlichen ausgeführt worden. Scheller selbst riskirte einen Ritt à la

Kynast auf der zerbröckelten Mauer einer bemoosten Burgruine und schoß sogar noch an den gefährlichsten Stellen mit der Pistole nach aufgestellten Scheiben, wobei er lauter Kernschüsse abgab. Die Mannschaften strebten ihren Führern selbstverständlich nach, und so waren es größtentheils kühne, ja mehr als verwegen aussehende Gestalten, die mit drohenden Mienen in H. einrückten. Dazu muß bemerkt werden, daß die Mehrzahl der Gemeinen eine zwölfjährige aktive Dienstzeit hinter sich hatte, weil damals die heutige wohlthätige Beschränkung der letzteren noch nicht eingetreten war. Die Bürgerschaft betrachtete uns mit mißtrauischen Blicken, da sie wohl nicht allein durch die brennenden Lunten der Artilleristen, sondern durch die ganze Haltung der Leute die Ueberzeugung erhalten mochte, daß mit dem neuen Kommando nicht zu spaßen sei. Später nahm auch noch eine Schwadron Husaren in H. Quartier, und die Ruhe im Innern stellte sich nach und nach wieder ein, bis sie durch äußere Einflüsse von Neuem gefährdet wurde. Warschau war gefallen und die polnischen Offiziere und Soldaten hatten sich auf die große Wanderung durch Deutschland begeben. Wo sie hinkamen, fanden sie eine enthusiastische Aufnahme. Als eine dieser polnischen Abtheilungen sich unserer neuen Garnisonstadt näherte, zogen ihr die Einwohner, Männer, Frauen und Kinder, stundenweit entgegen, da sie es nicht abwarten konnten, die Helden von Ostrolenka, Dembie-Wilkie und zwanzig anderer Schlachten von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Ein junger Weinhändler war auf feurigem Rappen schon am frühen Morgen hinausgesprengt und kehrte Mittags als ein ihr Lob verkündender Herold in die Stadt zurück. „Prächtige Leute!“ rief er den die Fenster aufreißenden Damen im Vorüberreiten zu. „Prächtige Leute! Narben auf der Stirn, auf der Brust! Narben allerwegen! Prächtige Leute! Prächtige Leute!“ Einige Stunden später wurden dann auch die Polen von den Bürgern im Triumphzug hereingeführt, gefahren und getragen, d. h. nicht etwa in Sänften, sondern auf den Schultern ihrer neuen, begeisterungsvollen Brüder. „Prächtige Leute!“ hatte der junge Weinhändler gerufen, in Wahrheit aber war es ein Anblick zum Gotterbarmen. Wie es nicht anders sein konnte, hatte man ihnen mit Spirituosen aller Art reichlich zugesetzt, sodaß ihnen die zur Verfügung gestellten Transportmittel sehr zu Gute kamen, ihre Kleidung bestand aus willkürlich zusammengesetzten Lumpen und diese ließen allerdings die zahlreichen Narben sehen, die fast Jeder dieser Männer in verzweiflungsvollen Schlachten als leuchtende Ehrenzeichen empfangen hatte. Man darf mich hier nicht mißverstehen — ich möchte mit keiner Silbe den Polen zu nahe treten, denn sie haben im wahren Sinn des Wortes als Helden gefochten, diese Beschreibung soll nur, was in der Folge von Wichtigkeit ist, darthun, in welcher Verfassung die gefeierten Krieger in H. eintrafen. Uniformen, oder gar Abzeichen an denselben waren nur schwer, oder fast gar nicht zu erkennen, Jeder aber wurde, auch wenn er sich nicht dafür ausgab, als Offizier und Edelmann betrachtet. Als in einer der benachbarten Städte diese Ueberreste des Rybinski'schen Korps erschienen waren, hatten sogar die dortigen Soldaten und Unteroffiziere mit den Polen gemeinschaftliche Sache gemacht, sich Arm in Arm mit ihnen auf der Straße gezeigt und Polen und Franzosen hoch leben lassen, sodaß die Bürgergarde gegen die in der Meuterei begriffenen Truppen aufgeboten werden mußte. Bei dem militärischen Geist, der unter uns herrschte, hatte es damit keine Noth, da die Soldaten des Regiments, so frei ihr Leben auch sein mochte, doch völlig die Gesinnung der Offiziere theilten und für uns durch's Feuer gingen, nicht allein in der Schlacht, wie es sich von selbst verstand, sondern auch bei jeder andern Gelegenheit. Während der Anwesenheit der Polen in H. ereignete es sich nun, daß eine Husarenpatrouille, welche des Nachts die Straßen durchstreifte, mit einem der Freiheitskämpfer von der Weichsel Händel bekam und diesen unglücklichen Menschen mit der flachen Klinge traktirte. Da der mißhandelte Pole unbewaffnet gewesen war, so erregte diese übereilte Handlung einen Sturm der Entrüstung unter der zu Demonstrationen so geneigten Bürgerschaft, welche öffentlich behauptete, daß es nur darum zu thun gewesen sei, ein Zeugniß davon abzulegen, wie weit die Soldaten vorkommenden Falles auch dem Civil gegenüber gehen würden. Die Polen schrieen laut auf und forderten Rache. Diese sollte denn leider auch nicht auf sich warten lassen und bei der nun folgenden Katastrophe zog mein Freund Scheller zum ersten Male die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Ein polnischer Offizier — wenigstens wurde er dafür ausgegeben — der sich Walerion nannte und aus einem altadeligen Geschlecht abstammen wollte, trat für seinen mißhandelten Landsmann ein und schickte dem Patrouillenführer eine Herausforderung. Dieser war ein junger Lieutenant von kaum zwanzig Jahren, was man so sagt, ein reizender Kerl, dessen Liebenswürdigkeit trotz seines erst kurzen Aufenthaltes in H., ihm die Herzen fast aller seiner Kameraden im Flug gewonnen hatte. Als wir von der Sache hörten, wurde noch in derselben Stunde eine große Berathung ab-

gehalten, in welcher die Frage erörtert wurde, ob der Husarenlieutenant Neumayer, der die Patrouille geführt habe, überhaupt verpflichtet sei, die Forderung des Polen aus dem besagten Grund anzunehmen. Es wurde Manches für und wider gesprochen, bis Scheller sich erhob und mit ernster, nachdrucksvoller Stimme sein Urtheil dahin abgab, daß der Lieutenant Neumayer so lange sich mit dem Herrn Walerion nicht zu schlagen brauche, bis dieser die Beweise geliefert habe, daß er wirklich Offizier und satisfaktionsfähig sei, er persönlich halte den sogenannten Herrn Walerion vorläufig für einen Lump, mit dem man gar nicht so viel Federlesens machen möge. Das schien ein Wort zur rechten Zeit, denn des blutjungen Neumayer's Schicksal, der zum ersten Mal einen solchen Gang thun sollte, schien uns allen dem wüsten polnischen Lancier gegenüber nur zu klar. Schon glaubten wir durch Scheller's Ansicht den Weg gefunden zu haben, um in dieser Angelegenheit endgültig entscheiden zu können, da erklärte seltsamerweise einer unserer Kameraden, den wir seiner Leibesbeschaffenheit wegen den „Don Quixote“ nannten, daß er sich mit seinem Ehrenwort für Walerion's höhere militärische Stellung verbürge, und damit war Neumayer's Todesurtheil unterschrieben. Ich berieth mit Scheller, was zu thun sei, aber er zuckte die Achseln und meinte, nun müsse die Sache ihren Lauf gehen. Und sie ging ihren Lauf. Neumayer schoß fehl und Walerion ihn in die Brust, daß er auf der Stelle todt blieb. Don Quixote, der mit dem Polen ein Herz und eine Seele war, hatte ein gesatteltes Pferd parat stehen, auf welchem Walerion vom Kampfplatz aus der nächsten Grenze zusprengte. Wir haben niemals von ihm etwas wieder gehört. Der Himmel allein mag wissen, ob Walerion wirklich ein Offizier und ein Mensch war, der einen Schuß Pulver werth gewesen ist, den todten Neumayer aber gab uns Niemand wieder. Scheller ging ingrimmig umher, das werthlos vergossene Blut ärgerte ihn in der Seele. Eines Tages kam er zu mir und sagte: „Ich kann's nicht mehr aushalten, geh' zum Don Quixote und fordere ihn. Der Neumayer läßt mir keine Ruhe, ich muß was in der Sache thun.“ Ich besorgte das Nöthige und Don Quixote erhielt einen wohlgemeinten Schuß in den Arm. Nun war Scheller aber in ein gefährliches Fahrwasser gekommen, er bildete sich ein, seine Aeußerung, daß Neumayer sich mit Walerion nicht habe zu schlagen brauchen, könne ihm als eine feige Gesinnungsart ausgelegt werden, und wo sich für ihn nur die geringste Gelegenheit bot, gleich war er mit einer Ausforderung bei der Hand und hatte in wenigen Jahren wohl sein Dutzend Duelle auf der Liste, von welchen er die meisten mit dem Säbel ausfocht, in dessen Führung er ebenfalls Meister war. Mit dem Duellmandat wurde es damals, besonders in einer von der Residenz ferngelegenen Provinzialstadt nicht so genau genommen, es sei denn, daß ein tödtlicher Ausgang des Handels stattgefunden hätte, was indessen bei den Scheller'schen Rencontres nicht der Fall war. Mit teuflischer Geschicklichkeit wußte er seine Hiebe auszutheilen, ohne jedoch die Hirnschaale zu spalten, oder seine Opfer für immer dienstuntauglich zu machen. Hatte er Einen gezeichnet, so konnte derselbe das letzte Hemd von ihm verlangen, der ernste Mann würde es ihm, ohne eine Silbe zu wechseln, gegeben haben. So war er nun einmal, ich kannte ihn damals durch und durch und stand ihm in seinen Affairen redlich bei, bekam durch ihn auch wohl selbst einige an den Hals. Das lag nun so in der Zeit. Aber man wird älter Scheller und ich rückten in vakante Kapitänstellen ein, er blieb bei dem alten Regiment, ich wurde nach der Residenz versetzt. Mit traurigem Herzen nahm ich von dem Freund so vieler Jahre Abschied, wollten wir uns wiedersehen, mußte er oder ich ein paar Tage mit der Post fahren und das war eine recht unbequeme Geschichte.

(Fortsetzung folgt.)

Am Kamin.

Von Westen zieht der Regen ein;
Es stürmt der Wind hin durch den Hain,
Als wollte die Erde erbeben.
Doch ich bin geborgen bei dir, mein Kind,
Laß Sturm und Wetter, wo sie sind,
Und nur die Liebe leben!
Es züngeln die Flammen im Kamin,
Sieh, wie sie tanzen und erglühn,
Als ging es zum Hochzeitsreigen!
Komm, lehn' dein Haupt an meine Brust,
Laß leben der Liebe göttliche Lust,
Das Köpfchen nicht hängen nicht neigen!
Und wenn viel tausend Blumen blühn,
Der Frühling kommt mit seinem Grün:
Dann lasse die Welt uns vergessen!
Du sollst der Blumen schönste sein,
Der Rosen Königin allein,
Die ich besitz' und besessen!

Carl Weber.

Fern.

Es glänzt ein heller Stern
Vom Himmel hoch hernieder.
Wie weilt mein Schatz so fern;
Das walte Gott, er käme wieder!

Begegnet er mir dann
Und fragt mich, wie mir's gehe,
Es geht gewiß nicht an,
Daß ich ihm meine Lieb gestehe.

Ein Rosenknösplein nur
Das will ich gern ihm schenken
Als heimlich stillen Schwur:
Ich werde ewig Dein gedenken.

Gustav Kastropp.

Fosselobed.

Gedicht in niederhessischer Mundart.
(Unteres Schwalmgebiet, Kreis Fritzlar.)

Uff Fosselobed [1]), en insem Dorf,
Es dos en gor tulles Leben.
Die Mähre [2]) schleppen den gängzen Dog [3])
Herbi, bos Jeres [4]) sall geben.
Do brängen se Häbe [5]), Mähl un Schmalz,
Öch Olei [6]), Botter un Zocker,
Kartüffeln öch, zu gürrem Salot,
Un Brotworscht, dick, lang un locker.
De Kaffedückten [7]) brängen se öch,
Un Zwäbbeln [8]) un därre Hutzeln,
Nit ze vergessen den fetten Speck. —
Un dann gets los mit dem Brutzeln [9]).
Dos es en Gelööf [10]) den gängzen Dog
Ens Huß wo de Spellstobbe [11]) es,
Do es ne Wärmete, es en Dunst,
Do stiggen [12]) de Küchen geweß. —
Banns [13]) Obed es, sing de Vorsche do,
Mit sissem Likör un mit Grog.
Dann wird sich poorwies [14]) bin Disch gerickt,
Dann kimmt des Vergnigen en Zok [15]).
Die Ziehharmoneka wird gespeelt,
Es wird getängzt un gesongen.
Der Foren [16]) rißt uff der Spül enzwee
De Rockel [17]) wär'n obgebongen.
Ö Mailercher [18]) gitt's, dos es en Staat,
Bann der Rockel genummen es,
Un krischen dhun de Mähre derbi
Un sing doch beileibe nit bös. —
Im Zwölwe villicht, dann gense heem,
En jerer Vorsch mit sin Mächen.
Doch an der Hußdhär bliewen se stenn
Un gücken sich en de Ögen [19]). — —
Nü wirds em Dorfe mieschenstille,
Der Mond gickt im de Ecke nür.
Uff eenmol wisperts därch de Stroßen,
Un uff der Äre [20]), lißt's ne Spür.
Därch alle Gassen kriz un quäre,
Do leih'n de Schiwwen [21]) wie gesäät.
So dick un wiß, me siehts gängz enken [22]),
Wies vun em Huß zem angern get. —
Jo, en der Fosselnocht kimmts rüsser,
Ver [23]) Schatzliete zesammen es.
Vom Mächen no dem Vorsch sin Huße,
Do leihn de Schiwwen gängz geweß.
's hilft nix, deß frih de Mähre kehren;
De Liete wissens Alle nü.
Bis dohin sogs [24]) der Mond allenge [25]),
Un vör dem hott es gürre Rüh. —

Frida Storck.

---

[1]) Fastnachtabend. [2]) Mädchen. [3]) ganzen Tag. [4]) was Jedes. [5]) Hefe. [6]) Rüböl. [7]) Kaffeedüten. [8]) Zwiebeln. [9]) britzeln, braten. [10]) Gelaufe. [11]) Spinnstube. [12]) steigen. [13]) wanns. [14]) paarweis. [15]) Zug. [16]) Faden. [17]) Rocken. [18]) Mäulerchen, Küsse. [19]) Augen. [20]) Erde. [21]) Schibbe, Abfall aus dem Flachs. [22]) ganz genau. [23]) wer. [24]) sah's. [25]) alleine.

Aus alter und neuer Zeit.

Idistaviso. Viele Abhandlungen sind über den an der Weser gelegenen campus, cui Idistaviso nomen, geschrieben worden, wo nach dem Berichte des Tacitus, Annal. II. i. J. 16 nach Christus eine große Schlacht zwischen Arminius und Germanicus stattfand, aber noch herrscht über die Oertlichkeit des Schlachtfeldes unter den Forschern keine Uebereinstimmung, und noch immer fehlt eine befriedigende Erklärung jenes eigenthümlichen Namens. Viele Geschichtschreiber leiteten das Wort „Idistaviso" ab von id is stau wis und begründeten diese Deutung damit, daß die Weser in der Nähe von Fischbeck bei dem jetzigen Gute Stau alljährlich staue, und daß ein dortiger Wiesengrund die Stauwiese genannt werde. Eine andere Ansicht hat J. Grimm ausgesprochen. Derselbe will statt Idistaviso „Idisiaviso" lesen, welches soviel als nympharum pratum bedeute. Dieser Ansicht scheint sich auch Arnold, Deutsche Urzeit, S. 421, anzuschließen.

Da es nach A. Duncker, Gesch. der Chatten, in Zeitschr. d. Ver. f. hess. Gesch. XIII. Bd., S. 314, als gewiß anzunehmen ist, daß in jener Schlacht als Bundesgenossen der Cherusker auch chattische Schaaren gekämpft haben, so dürfte wohl die Zeitschrift „Hessenland" einem neuen Erklärungsversuche ihre Spalten öffnen.

Aus den Worten des Tacitus geht hervor, daß das vielgenannte Schlachtfeld auf deutsch „Idistavisfeld" hieß. Nun erklärt Arnold in seinem für die

Ortsnamenforschung bahnbrechenden Werke: Ansiedelungen und Wanderungen, S. 355 und 356, die Ortsnamen Armsfeld, Gersfeld, Hatzfeld, Nixfeld u. a. als aus den Personennamen Ermbrecht, Gero, Hazo und Ruohgis entstanden und kommt zu dem Resultate, daß „nicht allein Wohnsitze, sondern auch Bäche, Berge, Triften und Wälder später massenhaft nach den Eigenthümern benannt“ sind, daß dagegen „in den Ortsnamen der Urzeit Personennamen fast gar nicht vorkommen“, S. 436. Da es aber schon in der Urzeit an festen Ansiedelungen nicht fehlte, und da die Benennung derselben nach den Eigenthümern die naturgemäßeste, bezeichnendste und zweckentsprechendste war, so wird wohl jene Ansicht Arnolds durch die fortschreitende Ortsnamenforschung modifizirt werden. Jenes Idistavisfeld also wird wohl ursprünglich das Eigenthum des Ansiedlers Idistavo gewesen sein. Es fragt sich nur, ob ein solcher Name existirt hat. Ich weiß nicht, ob er in Förstemanns großer Namensammlung steht, es ist aber wahrscheinlich, daß er vorgekommen ist, denn es finden sich Namenbildungen aus dem Stamme „Id“ und aus dem Stamme „Stavo“, z. B. Idwin, Dronke, Cod. dipl. S. 113, und Iduin, Piper, Libr. confratern. S. 234, sowie Stauegisus, Piper, L. confrat. S. 68, Stabecis=Stabegis, ib. S. 179, Stavili (Deminutiv von „Stavo“), ib. S. 244 und Stawingi, Acta Tirol. (Ortsname, Besitzung des Stawing). Ganz gut konnte also auch eine Zusammensetzung „Idistavo“ gebildet worden sein, ähnlich dem Namen Sigistab, Dronke, Antiquit. S. 170.

Es wäre auch möglich, daß der Eigenthümer jenes Feldes kurz Stavo und sein Terrain „Stavisfeld“ geheißen habe, welches später zum Unterschied von einem gleichnamigen Felde nach einem anderen Besitzer Namens Ido „Idistavisfeld“ genannt worden wäre, wie ja auch die zusammengesetzten Namen Geisnidda, Treishorlof, Kraftsolms, Clausmarbach u. a. zur Differenzirung gebildet wurden. Auf „Stavo“ wäre dann auch die jetzige Ortsbezeichnung „Stau“ zurückzuführen.

Hofbieber. **Noll.**

Hessisches Majorspatent aus dem Jahre 1763, mit der eigenhändigen Unterschrift des Landgrafen Friedrich II. Urkunde in Folio auf $1^1/_2$ Seiten.

„Nachdem von Gottes Gnaden Wir Friedrich Landgraf zu Heßen, Fürst zu Herßfeld, Graf zu Catzenelnbogen, Dietz, Ziegenhain, Nidda, Schaumburg und Hanau ꝛc. Ritter des Königlich Großbrittannischen Ordens vom blauen Hosenbande ꝛc. den bey Unserm Wilckischen Regiment Infanterie stehenden Capitaine Alexander Frantz Rall, in gnädigster Consideration seiner bisher geleisteten treu unterthänigsten Dienste, deßelben guten qualitaeten und erlangter Kriegs-Experienz, nunmehro zum Major bey Unserm Müllerischen Garnisons-Regiment ernennet und declariret, Ihme auch des in Pension gesetzten Capitaine Gross vacant wordene Compagnie anvertrauet und untergeben, Als thun Wir solches hiermit und in Krafft dieses Patents dergestalt und also, daß Uns und Unserm fürstlichen Hauße derselbe ferner getreu, hold und gehorsam seyn, Unsern Nutzen und Bestes überall suchen und befördern, Schaden und Nachtheil aber, äußerster Möglichkeit nach, verhüten, warnen und abwenden, was Ihme zu thun und zu verrichten oblieget und von seinen Vorgesezten committiret und anbefohlen wird, so Tags als Nachts fleißig und treulich exequiren und bewerckstelligen, sich davon nichts abhalten laßen, bey allen vorfallenden Kriegs-Begebenheiten, mittelst willigster und ungescheueter Darsetzung Leib und Lebens, aufs tapferste verhalten, der Ihme anvertrauten Compagnie wohl vorstehen, für derselben Bestes, Aufnehmen und Conservation sorgen, solche stets in complettem und untadelhafften Stande erhalten, denen Leuten, was auf sie gereichet wird, ohne einige unzuläßige Abzüge gut thun, auch überhaupt also verhalten solle, wie es einem getreuen und rechtschaffenen Kriegsverfahrenen Staabs-Officier eignet und gebühret deßelben Eydes Pflichten es erfordern und Unser gnädigstes Vertrauen desfals zu Ihm gerichtet ist. Dahingegen wollen Wir denselben bey dieser Charge und der ihm anvertraueten Compagnie samt allen demselben daher zustehenden Praerogativen und Gerechtsamen zu aller Zeit in Gnaden schüzen und mainteniren.

Des zu Urkund haben Wir dieses Patent eigenhändig unterschrieben und mit Unserm fürstlichen Secret Insiegel bedrucken laßen.

So geschehen Cassell den 26. Februar 1763.

Friedrich L Z Hessen. (St. d. S.)

„Majors Patent bey das Müllerische Garnisons-Regiment für den Capitaine Alexander Frantz Rall vom Wilckischen Regiment Infanterie“.

Aus den Hochfürstlich-Hessen-Casselschen Staats- und Adress-Calendern der Jahre 1764 bis 1774 kann man ersehen, daß der Major Alexander Franz Rall 1764—1766 im Garnisons-Regiment „von Wiessenbach“ (auch Wiesenbach und Wissenbach) zu Homberg (nicht Homburg) stand, 1767—1769 im Garnisons-Regiment „von Driesch“ (welches anfänglich sein Standquartier in Witzenhausen, dann in Blickershausen hatte) und von 1770 bis 1773 im Garnisons-Regiment „von Amelunxen“, ebenfalls mit dem Standquartier zu Blickershausen. 1774 ist die Majorsstelle im Regiment von Amelunxen unbesetzt; Rall wird also Ende 1773 oder Anfang des Jahres 1774 gestorben oder in auswärtige Dienste getreten sein. — Wie es scheint, war er ein Verwandter (vielleicht ein jüngerer Bruder) desjenigen Johann Gottlieb Rall, welcher sich als Oberst und Chef des nach ihm benannten Land-Grenadier-Regiments Rall und Brigade-Commandeur in der zweiten

hessischen Division im nordamerikanischen Freiheitskriege durch die Erstürmung des Forts Washington am 16. November 1776 rühmlich auszeichnete, am 26. Dezember desselben Jahres aber bei dem bekannten Ueberfalle Washingtons auf die zu Trentown (Trenton) am Delaware stehende hessische Brigade tödtlich verwundet und gefangen wurde und bald darauf starb.

Marburg. F. G.

Aus Heimath und Fremde.

Nachtrag zur hessischen Todtenschau von 1890. Dr. Georg Theodor Coch (Pera-Konstantinopel, 8. Januar). — Oberförster K. Schwarz (Metz, 16. Februar). — Eisenbahn-Sekretär O. Hodiesne (Kassel, 22. Februar). — Lehrer Wilhelm Keßler (Wehlheiden, 5. März). — Apotheker K. Lins (Naumburg, 23. März). — Rechnungsrath W. Heer (Kassel, 31. März). — Instituts-Vorsteher Winneberger (Marburg, 17. April). — Kaplan Adam Schmidt (Eckweisbach, 27. April). — Pfarrer Johannes Bodenbenner (Bauerbach, 30. April). — Gasanstalts-Betriebsdirektor a. D. Emil Rudolph (Kassel, 6. Mai). — Hofschauspieler a. D. Karl Mons (Kassel, 14. Mai). — Realschul-Oberlehrer Rektor Adam Eichler (Eschwege, 17. Juni). — Lehrer Franz Temme (Kassel, 1. Juli). — P. Theophilus Erb ord. St. Franc. vom Frauenberge bei Fulda (Wörishofen, 20. Juli). — Graf Philipp von Schaumburg (Berlin, 19. September). — Rechtsanwalt F. Schlemmer aus Steinau (Frankfurt a. M., 23. September). — Pfarrer Ferdinand Bingmann (Kirchhain). — Aichungs-Inspektor a. D. Hermann Schulz (Wolfsanger, 23. September). — Pfarrer Johannes Zimmer (Ungedanken, 4. Oktober). — Geheimer Staatsrath Dr. Georg Wilhelm von Wetzell (Rostock, 22. Oktober). — Oberst z. D. Ph. A. Matthias (Kassel, 29. Oktober).

In der am 29. Januar abgehaltenen Monatsversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde theilte der Vorsitzende, Major a. D. C. von Stamford, mit, daß an Stelle des verstorbenen Museums-Direktors Dr. Pinder der Galerie-Direktor Dr. Eisenmann in den Vorstand eingetreten sei; ferner, daß der Kommunallandtag dem Vereine auch für die nächsten drei Jahre einen jährlichen Zuschuß von 600 Mark bewilligt habe. Weiter erklärte der Vorsitzende, daß er in einer Eingabe an den Stadtrath Kassel's den Vorschlag gemacht habe, in Erinnerung an unsere alte Landgrafengeschichte der obersten Gasse, als der bedeutendsten der Altstadt, die Bezeichnung „Landgrafen-Straße“ zu verleihen; hierauf habe der Oberbürgermeister geantwortet, daß es nicht angänglich sei, die beantragte Namensänderung vorzunehmen, wohl aber wolle man bei Anlage einer neuen Straße den in Rede stehenden berechtigten Wunsch berücksichtigen. Hiermit mußte sich der Vorstand zufrieden geben, obgleich es seiner Intention mehr entsprochen hätte, eine alte Straße im alten Stadttheile als „Landgrafen-Straße“ benannt zu sehen. Nach diesen Mittheilungen des Vorsitzenden hielt der Bibliothekar Dr. H. Brunner den angekündigten Vortrag über die „Geschichte der Fuldaschifffahrt“. Lebhafter Beifall der zahlreichen Zuhörerschaft wurde dem Redner für seinen hochinteressanten Vortrag zu Theil. Wir werden darauf des Näheren zurückkommen.

Wir entnehmen dem in der vorigen Nummer unserer Zeitschrift erwähnten Artikel des „Deutschen Hausschatzes“ über die Oratorien des Dechanten Heinrich Fidelis Müller folgende Angaben: Im Jahre 1879 wurde zum ersten Male das „Weihnachts-Oratorium“ des Dechanten H. F. Müller in Kassel, welches er in Folge der Anregung durch die Oberammergauer Passionsspiele geschaffen hatte, zur Aufführung gebracht, und diese erste Aufführung entschied über sein Schicksal. Es fand rasch und allenthalben die günstigste Aufnahme. Binnen vier Jahren wurde es in 150 Städten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz dem Publikum vorgeführt, und jetzt, elf Jahre nach seinem ersten Erscheinen, hat es in bereits 900 Orten die Zuschauer entzückt, die Zuhörer begeistert. Selbst nach Rußland fand es seinen Weg. In Mailand erschien eine italienische Ausgabe, in Amerika wurde es in vielen Städten gegeben, in Natal, Südafrika, wurde es mit Begeisterung aufgenommen, und in Batavia, Jerusalem u. s. w. werden Aufführungen vorbereitet. — Im Jahre 1886 ließ Müller ein zweites Oratorium: „Die heiligen Dreikönige“ folgen, welches, wie das erste, mit ungetheiltem Beifalle seitens des Publikums und großer Anerkennung seitens der Presse und der Sachkenner aufgenommen wurde. Die jüngste Schöpfung Müller's ist das Festspiel: „Die heilige Elisabeth“, das sich den beiden genannten Werken würdig an die Seite stellt. — Die meiste Verbreitung und den größten Beifall hat indessen das Weinachts-Oratorium gefunden. Ueber dasselbe äußert sich in einer eingehenden Beurtheilung ein Fachmann u. A. wie folgt: „Wenn wir uns die Frage stellen, welchen Werth uns die Musik des Müller'schen Weihnachts-Oratoriums an und für sich betrachtet, bietet, so kann man nur ganz kurz sagen, daß es dem Komponisten vollständig gelungen ist, sein Ziel durch das, was er in seine Musik hineingelegt hat,

die Zuhörer zu erbauen, ihren Geist zum neugeborenen Heiland der Welt in der Krippe hinzulenken, ihre Herzen durch Andacht zu erwärmen und mit Liebe zu entflammen, zu erreichen. Die religiösen Saiten des Herzens, wenn man so sagen darf, werden gespannt, und daher machen auch die Aufführungen in der Begleitung von lebenden Bildern einen tiefen Eindruck auf das Herz der Zuhörer. Beide gehören zusammen. Die Musik und zwar der Chor oder das Recitativ bereitet das vor, was dem Auge des Zuhörers sich bald darstellen soll, und während dann die letzten Akkorde verklingen wollen, tritt das Bild in Erscheinung, um dasjenige tief ins Herz zu senken, was das Ohr kurz vorher vernommen hat.“ Es folgt dann eine in's Einzelne eingehende ausführliche Kritik des Werkes vom musikalischen Standpunkte aus, die hier wiederzugeben zu weit führen würde, auf die aber die Musikverständigen unter unseren Lesern aufmerksam zu machen wir nicht verfehlen wollen. — Die Oratorien sind im Verlage von Aloys Maier in Fulda erschienen.

Am 9. Januar fand in den oberen Räumen des Zivil- und Militär-Kasinos zu Kassel unter dem Vorsitz des Oberstlieutenants Julius von Bardeleben die Generalversammlung des „Hessischen Lesekranzes“ statt. Zwei Drittel der Vereinsmitglieder hatten sich eingefunden. Es wurde beschlossen, fortan die Journale: „Schorers Familienblatt“ und „Vom Fels zum Meer“, nachdem sie den Zirkel durchlaufen haben, jahrgangsweise dem Diakonissenhaus und rothen Kreuze zu schenken. Ferner wird künftig von dem Modus der Versteigerung der gelesenen Bücher und Schriften Abstand genommen. Dieselben werden in eine der Mitgliederstärke entsprechenden Anzahl Loose vertheilt und, nachdem für jedes Loos ein mäßiges Entgelt entrichtet ist, jedem Theilnehmer durch das Glücksrad nach seinem Antheile überantwortet. R.-L.

Am 24. Januar verschied zu Rotenburg nach mehrwöchentlichem Krankenlager der Kreisphysikus Sanitätsrath Dr. Heinrich Eisenach. Derselbe war zu Kassel 1814 geboren, besuchte von 1824—1832 das Lyceum Fridericianum und widmete sich dann dem Studium der Medizin an den Universitäten Marburg und Göttingen. Nach rühmlich bestandenem Fakultätsexamen wurde er 1836 in Marburg auf Grund seiner Dissertation über Irideremia partialis zum Doktor der Medizin promovirt. Im Jahre 1838 ließ er sich in Rotenburg als Arzt nieder und hat daselbst als solcher sowie später auch als Physikus bis an das Ende seines Lebens gewirkt. Außer mit seiner Fachwissenschaft beschäftigte er sich eifrigst mit naturhistorischen Studien, deren Ergebnisse er in trefflichen Monographieen, sowie in Zeitschriften, besonders in den „Berichten des Vereins für Naturkunde zu Kassel“ veröffentlichte. Er war Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, und vom Kaiser war ihm in Anerkennung seiner Verdienste der rothe Adlerorden dritter Klasse mit der Schleife verliehen worden. Im Jahre 1886 feierte er sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum, und im vorigen Jahre war es ihm vergönnt, das seltene Fest der goldenen Hochzeit begehen zu können. Dr. Eisenach war ein tüchtiger, umsichtiger und sorgsamer Arzt, dessen Andenken bei allen, die ihn kannten, in Ehren bleiben wird.

Anzeigen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 4. Kassel, 16. Februar 1891.

Das **„Hessenland“**, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1891 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2847.

Vorgesicht.

Cassel — Februar 1821.

Die Nacht mit ihren schwarzen Flügeln webte
Der Träume Netz zu spukgewohnter Zeit
Und hinter Wolken, wildzerriss'nen, schwebte
Die Mondessichel. Von den Bergen weit
Herjagt der Wind durch die entlaubten Bäume
Der Karlsau' und, empor sich schwingend, rauscht
Er durch der Kattenburg ersteh'nde Räume,
Wo mit dem Echo er die Zwiesprach tauscht.

Dann fährt er auf, verfolgt vom Ruf der Eule,
Durch öde Straßen er von dannen schnaubt,
Sein schreckensvolles, wildes Klaggeheule
Die mitternächt'ge Ruh' dem Schläfer raubt.
Der schreckt empor und lauscht den dumpfen Tönen,
Die schaurig klingen, wie ein Geisterchor,
Dann gurgelt es in langgezognem Stöhnen,
Daß er sich gern verhüllt das wache Ohr.

Da plötzlich aber hört er Peitschenknallen
Und Roßgetrappel, Wagen rasseln drein,
Die Laute deutlich durch die Stille schallen
Und durch bie Nacht dringt rother Fackelschein.
Wer noch nicht wach, fährt jetzt von seinem Kissen
Und lugt durch's Fenster auf die Straße hin,
Und glaubt noch immer nicht den Schlaf zu missen
Und hält vom Traum umgaukelt noch den Sinn.

Ein Leichenzug bewegt sich durch die Straßen,
Verhüllte Pagen reiten stumm voran,
Dann folgen Kutschen, drinnen Männer saßen
Mit florumhängten Kleidern angethan.
Beritt'ne Diener drauf, die Fackeln tragen,
In ihrer Mitte aber man erblickt
Achtspännig, panaschirt, den Trauerwagen,
Darauf den Sarg, deß' Decke reich gestickt.

Und auf dem Sarge Scepter liegt und Krone
Gekreuzt mit einem ritterlichen Schwert, — —
Der Kurfürst, der noch herrscht auf Hessens Throne,
Hier schon im Geisterzug zum Grabe fährt,
Die aus dem Schlaf Geschreckten deutlich schauen
Die Menschen, Rosse in dem Fackellicht,
Und es beschleicht sie ahnungsvolles Grauen —
Gott sei uns gnädig! manche Stimme spricht. —

Zwei Wochen später von derselben Stelle
Bewegt sich durch die Stadt der gleiche Zug,
Der nach der Löwenburg in die Kapelle
Um Mitternacht den Hessenfürsten trug. —
So steht geschrieben diese seltne Kunde
Vom Leichenzug, als Vorgesicht geschaut,
Ich hört' sie selbst aus längst geschloss'nem Munde,
Der Manches mir geheimnißvoll vertraut.

Wilhelm Bennecke.





Ein hessischer Staatsmann in Oesterreich.

(Fortsetzung.)

So, wie das k. k. Postsparkassenamt in Wien mit seiner Organisation seither betrieben worden, ist es, abgesehen von einigen späteren nachtheiligen Abänderungen, von den ersten Vorarbeiten und Entwürfen bis zu den Gesetzen und Durchführungsverordnungen in allen Einzelheiten des organischen und selbst des blos mechanischen Dienstes bis zum unbedeutendsten Formular und bis zu den Handgriffen der Abfertigung ausschließlich das Ergebniß der schöpferischen Thätigkeit seines Begründers Georg Theodor Coch. Hierbei hatte derselbe weder ebenbürtige Mitarbeiter noch ein geschultes Beamtenheer zur Seite, mußte sich letzteres vielmehr aus den verschiedensten Lebenskreisen der Bevölkerung erst heranziehen und ausbilden.

In der Literatur über Postsparkassen werden Coch's Schriften stets eine hervorragende Stelle einnehmen. Als vorbereitende Studie veröffentlichte er ohne Angabe des Verfassers: „Die Postsparkassen in England, Belgien, Holland und Frankreich mit Hinblick auf Oesterreich“ (Wien 1882). In einem Bande gesammelt erschienen das Gesetz vom 28. Mai 1882 über die Einführung der Postsparkassen nebst der Begründung, Durchführungsverordnung und dem Organisationsstatut, sämmtlich aus seiner Feder, und im Anschluß daran monatlich das „Circular-Verordnungsblatt des k. k. Postsparkassenamtes in Wien“ seit 1883; ferner die beiden umfangreichen und inhaltvollen Rechenschaftsberichte für 1883, 1884 und 1885, endlich die Denkschrift vom Januar 1886 mit dem neuen Organisationsstatut.

Von Anfang an hatte Coch höhere Ziele im Auge und begnügte sich nicht mit der bloßen Einrichtung des Sparverkehrs, beiläufig auf englischer Grundlage aber bedeutend verbessert und vereinfacht, sondern schuf bald in eigenthümlicher von ihm erdachter und durchgeführter Organisation als die bedeutendste That seines Lebens, im Anschlusse an die Postsparkasse einen Checkverkehr, so zweckmäßig und bequem, dabei so allgemein zugänglich, wie ihn kein zweites Land aufzuweisen hat. Jeder Inhaber eines Postsparkassenbuches mit mehr als 100 Gulden Einlage hat das Recht, sich des Checkverkehrs zu bedienen, welcher in Folge dessen Ende 1889 gegen 12000 Mitglieder zählte. Coch hat den Vorwurf ertragen, daß er den Checkverkehr anfänglich ohne formell hinreichende gesetzliche Grundlage eingerichtet. Mit kühnem Griff organisirte er den Checkverkehr, weil es auf der Hand lag, daß die Hochfinanz mit der ihr ergebenen Tagespresse Lärm gemacht und diese Ausgestaltung der Postsparkasse hintertrieben haben würde. Als man von dieser Seite den Checkverkehr zu bekämpfen begann, war derselbe bereits durchgeführt, bewährt befunden und in allen Geschäftskreisen dermaßen eingebürgert worden, daß an seine Beseitigung nicht mehr gedacht werden konnte. Für eine kühne, selbstständige mit Erfolg gekrönte That erhält in Oesterreich der Offizier den Theresienorden und es hat der Abgeordnete Dr. Pattai gewiß vielen aus dem Herzen gesprochen, als er am 10. April 1889 sagte, daß Coch mit seinem Checkverkehr ein dieser Art zu belohnendes Verdienst erworben habe.

Coch sollte, wie mancher große Reformator in Oesterreich, Undank ernten. In Folge von geheimen Ränken der Wiener Hochfinanz, welche von der rasch aufblühenden Postsparkasse eine Beeinträchtigung ihrer Sonderinteressen befürchtete, wurde Mitte März 1886 der Handelsminister Pino zum Rücktritte genöthigt und unmittelbar darauf Coch seines Amtes enthoben.

Seit dem Rücktritte Coch's hat das k. k. Post-Sparkassenamt drei Jahresberichte veröffentlicht. Es hat seine mustergültigen Einrichtungen zu Wien im Jahre 1888 öffentlich ausgestellt, der Beirath zur Postsparkasse, bestehend aus hervorragenden und unabhängigen Männern, ist wiederholt zusammengetreten und alljährlich ist im Abgeordnetenhause der Haushalt der Postsparkasse berathen worden. Allein niemals ist von irgend welcher Seite auch nur mit einem einzigen Worte des Mannes gedacht worden, welcher die ganze geniale und gelungene Staatsanstalt geschaffen hat und ohne welchen dieselbe vermuthlich gar nicht oder nur unzulänglich zu Stande gekommen wäre. Nur der Abgeordnete Dr. Pattai hat wiederholt die

Verdienste Coch's hervorgehoben und dessen Rücktritt bedauert, u. A. im Abgeordnetenhause am 1. Februar 1887, indem er hervorhob, daß dem abgetretenen Direktor, Sektionschef Dr. Coch, das unvergeßliche Verdienst gebühre, den Checkverkehr zuerst in Oesterreich eingeführt zu haben. Dagegen vermochte es der Handelsminister Bacquehem am 14. Oktober 1887 über sich zu gewinnen, von den höheren Aufgaben des Postsparkassenamtes, worunter er zunächst den Checkverkehr verstand, zu sprechen und zu sagen: „Bezüglich welcher wir in Oesterreich sagen können, daß wir zuerst diesen Weg betreten haben." Das Ei des Columbus in neuer Auflage, ein Jeder hätte es nachträglich mindestens ebenso gut oder noch besser machen können als Coch, keiner aber hat es zu Stande gebracht. In Oesterreich ist man auch dann nicht zur Erkenntniß des begangenen beschämenden Unrechtes und Undankes gekommen, auch dann übte man noch die Praxis des Todtschweigens, als Coch, welchem das Herz gebrochen war, als seine Schöpfung, das gelungenste Werk seines Lebens, ihm entzogen und andern, zuerst unzuverlässigen und später mittelmäßigen Händen anvertraut wurde, in der Ferne nach neuer Thätigkeit suchend, durch vorzeitigen Tod verklärt worden war.

Wie mancher hohe Beamte in Oesterreich, welcher im Solde der Hochfinanz stand, ist in Gnaden und mit Pension in den Ruhestand getreten, wie viele Bankdirektoren und Spekulanten, reich geworden in Geschäften mit dem Staate, sind in den Ritter- und Freiherrnstand erhoben worden! Coch dagegen erhielt keinerlei Ehren oder Auszeichnungen. Im Verhältniß zu den Bezügen der Wiener Bankdirektoren erhielt er ein sehr geringfügiges Gehalt und angesichts seiner Erfolge wurde er auf die zugesicherte Tantième vom Reingewinn und auf seine Pensionsansprüche vertröstet. Thatsächlich hat Coch von dem später hochgestiegenen Reingewinn keinerlei Tantièmen und schließlich an Stelle einer Pension einen Betrag erhalten, welchen zu nennen Staat und Volk von Oesterreich beleidigen würde. Schließlich wurde Coch seiner Stellung in einer für österreichische Verhältnisse unerhört schroffen, rücksichtslosen und verletzenden Weise enthoben, da er in seinem unbeugsamen Pflicht- und Rechtsgefühl nicht jene Gefügigkeit erwies, wie sie von gewisser Seite mit dem Interesse des Staates, mit den Pflichten des Amtes und mit der Ehre der eigenen Persönlichkeit nicht für unvereinbar gehalten wird. Und in Wiener Zeitungen wurde seine Enthebung in einer Weise mitgetheilt, welche geeignet erschien, seinen Charakter und seine Amtsführung in der öffentlichen Meinung herabzusetzen, wobei die offiziösen Blätter alle Kundgebungen der Anerkennung für Coch *unterdrückten. Und als im Abgeordnetenhause* darüber interpellirt wurde, fand der Sektionschef Baron Punwald, welcher formell die Verantwortlichkeit für die Maßregelung trägt, für den so tief und so unrecht gekränkten Kollegen nicht das kleinste Wort der Genugthuung oder der Entschuldigung.

(Schluß folgt.)

Worte der Erinnerung an Nikolaus Bach.

Rede, gehalten von Franz Dingelstedt
am 4. Februar 1841.

(Schluß.)

Vielleicht dünkt es Ihnen, meine Herrn, als ob ich mich von dem gewöhnlichen Hange der Lob- und Leichen-Redner zu Uebertreibungen hinreißen lasse? Es ist wahr, die meisten Bilder pflegen Verstorbenen noch mehr zu schmeicheln als den Lebendigen, weil nach einem ganz natürlichen Gefühle der Tod eine versöhnende Kraft besitzt und alle Schatten in eine sanft schonende Ferne und Verhüllung rückt. Vergleichen wir jedoch, um uns zu überzeugen, ob dem Verstorbenen hier und anderwärts in den Ausdrücken zu viel Ehre geschah, vergleichen wir mit der Schilderung seiner Persönlichkeit seine amtliche Stellung, das, was er dem Staat im Großen und seinem eigenen kleinen Staate, dieser Schule, gewesen ist, denn es steht ja geschrieben: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Es ist schon die Berufung an sich in ein solches Amt, ausgegangen von einem erleuchteten Manne, wie er damals an der Spitze des hessischen Schulwesens stand, erfolgt zu einer Zeit, wo eine vollständige und durchgreifende Regenerazion desselben bezweckt wurde, Bürgschaft für eine ungewöhnliche Tüchtigkeit. Fünf Jahre und wenig darüber sind seit dieser Berufung vergangen; ein Lustrum liegt zwischen dem festlichen Empfange des fremden Ankömmlings mit Fackelschein und Sang und Klang und

zwischen dem traurigen Mittage, da auf derselben Stelle wiederum Fackelschein und Sang und Klang seinen letzten Weg begleiteten. Wie man ihn damals erwartete, ob mit Verlangen, ob mit Scheu, von wie verschiedenen Seiten ihm die heterogensten Ansichten, Wünsche und Einflüsse entgegenkamen, ehe man begreifen konnte, daß bei ihm kein fremder möglich sei, wie er den Weinberg vorfand, in dem er zu wirken beschieden war — nichtwahr, meine Herrn, diese Schilderung erlassen Sie mir, weil sie ebenso wenig an diese Stätte als auf meine Lippen passen würde. Der Jüngsten Einer, selbst in den Augen Vieler noch ein Fremdling und kein Zeuge jener Anfänge könnte ich Ihnen ja doch nur Erzähltes wieder-erzählen. Sie selbst sind am Besten im Stande, das Damals mit dem Heuer zusammenzuhalten — ziehen Sie das Resultat! Es würde mir schlecht anstehen, den Ankläger zu machen und auf Kosten des Vergangenen die Gegenwart herauszustreichen, aber ich halte es für ebenso unnöthig, den Vertheidiger der letzteren zu spielen. Gern würde ich an dem Geräusch und Geschrei eines widrigen Kampfes ganz vorübergehen, wenn nicht eine solche Schweigsamkeit als Furcht oder als schlechte Gesinnung misdeutet werden könnte. Ja, wir kennen, wie Sie alle, die Angriffe*), denen wir, denen unsere Anstalt, denen ihr ehemaliges Oberhaupt vor allem, lange Zeit hindurch blosgestellt waren, allein nicht ihre Schärfe und ihr Gewicht haben uns getroffen, sondern nur das allgemein unbehagliche Gefühl, unser stilles und beschränktes Wirken auf den mitunter so zweideutigen und schmutzigen Markt der Oeffentlichkeit gezerrt zu sehen. Seien Sie unbesorgt, meine Herrn, ich will Sie nicht in die dunkle und gehässige Fluth einer unfruchtbaren Polemik zurückstürzen, sie ist verrauscht und wohl dem, der seine Hand rein von derselben gehalten hat! Aber wäre sie es auch nicht, so würden, mein' ich, auf einem Grabe die feindlichen Turnierlanzen sich doch senken müssen, und aller Eindruck, den vielleicht — nur vielleicht, jene namhaften und namenlosen Schreibereien hinterließen, aufgehen in eine größere und ernst gehaltene Klage.

Wenden wir uns in Gedanken lieber wieder zu erfreulichen Bildern: zu der Geschäftstreue und Ordnungsliebe, womit der Verstorbene, auch darin einem rechten Familien-Vater ähnlich, seine Sorgen bis auf die kleinsten Details unserer Schulhaushaltung erstreckte, zu der kollegialischen Eintracht, die er unter seinen Nächsten selbst bei jeder unvermeidlichen Differenz der Persönlichkeiten zu erhalten und herzustellen wußte, zu der Unerschrockenheit und mannhaften Ausdauer, die er jeder fremden Reakzion kräftigst entgegenstellte, zu der Bescheidenheit, die gute Erfolge und deren Verdienst mit anderen zu theilen eilte, und bei mislungenen oder misdeuteten Versuchen nicht gleich pilatisch die Hände wusch. Ich würde nicht fertig, wollte ich alles Erwähnenswerthe hier erwähnen. Hinweisen müßte ich auf jedes Stück — des Hausvaters drinnen, auf die tönende Glocke draußen, auf die Ordnung unseres bescheidenen Eigenthumes drüben, auf jede kleine und scheinbar unbedeutende Erscheinung, wie auf den regelmäßigen Grund und Bau des ganzen Instituts, wollte ich Fremden einen Begriff von Bach's Thätigkeit geben. Und dabei, wie fern war er von allem Pedantismus, der, sagt man, unserem Geschäfte so leicht anklebt, wie fern von dem mechanischen Betrieb des Amtes, wie fern von allem Gaukelspiel der Ostentazion und aller pädagogischen Charlatanerie!

Ob der Verewigte mit solchen Eigenschaften, im Besitze eines reichen und fruchtbaren Wissens, begeistert für seinen doppelten Beruf als Lehrer und als Lenker in seinen Umgestaltungen und Förderniſſen das vorgesteckte Ziel immer erreichte, ob die neue Einrichtung, die er im Vereine mit drei würdigen Amtsbrüdern*) dem gesammten hessischen Schulwesen gegeben hat, billigen Erwartungen überall entspricht und sich namentlich im Vergleiche gegen Früheres immerdar bewährte: — das sind Fragen und Erörterungen, bei denen hinführo nur Eines nicht vergessen werden möge, daß nämlich eine Gelehrten-Schule — leider! — kein Kohlgarten ist, in dem zu Frühjahr die zarten Pflänzlein gesetzt und schon im Herbste die dicken Köpfe, blaue, rothe, weiße, geerntet und feilgeboten werden, ein jeglicher zu seiner Abart fein praktisch aufgeschichtet, ein jeglicher in sich selbst genügsam strotzend, und alle insgesammt nichts weiter, als eben — Kohlköpfe.

Daneben kann es auch dem blindesten Auge nicht verborgen bleiben, wie keine Stellung in diesem Theile des vaterländischen Staatsdienstes mit eigenthümlicheren Schwierigkeiten verbunden ist, als die im Augenblicke erledigte, und wie nirgends ein loyaler und fester Sinn dringender von Nöthen, das Gegentheil nirgends bedenklicher erscheinen muß, als innerhalb derselben. Jenen

*) Diese Angriffe erfolgten in in- und ausländischen, namentlich bayerischen Zeitungen, und sollen zumeist von einem früheren Kollegen Bach's ausgegangen sein. D. Red.

*) Die Gymnasialdirektoren Dr. Wiß in Rinteln, Dr. Vilmar in Marburg und Dr. Weber in Kassel, welche im Verein mit Direktor Dr. Bach die Schulkommission für Gymnasialangelegenheiten bildeten.

erkannten und belobten darum auch in dem Verstorbenen zu wiederholten Malen seine höchsten und hohen Vorgesetzten, und selbst vom Throne unseres Herrn herab, dem er seit seinem landeskindlichen Schwure mit unverbrechlicher Treue anhing, beleuchtete ihn nicht selten ein Stral hochfürstlicher Gnade. Wahrlich, ein verdienter, ein schöner Lohn für das Tagewerk eines Mannes, dessen Lebenskreise ausschließlich innerhalb dieser Mauern liefen, der kein Interesse, kein Ziel, kein Glück außer seinem Berufe kannte, dem dieser seine eigene Schöpfung war und seine einzige Welt!

Seine einzige? — Nein, noch eine weiß ich, eine stille, liebe, schöne, an der auch wir, seine Nächsten theilnahmen zu guten Stunden, in der manches neue Jahr einfach, aber traulich begrüßt worden ist, eine Welt, in der sein reiches und warmes Herz sich überquellend und überraschend kundgab, während es vom geselligen Zirkel sich scheu zurückzog, eine Welt, in der er der liebreichste, der gütigste, der kindlichste Mensch war. Verlangen Sie, meine Herrn, daß ich Ihnen auch diese zeigen soll? Seinen Familientempel, den Heerd seiner Häuslichkeit, sein Allerheiligstes? Nein, ich will Sie nicht rühren, will, was das Licht und den Tag flieht, nicht in den Bereich des lauten Mitleids treiben, will den Vorhang von einem herzzerschneidenden Bilde nicht wegziehen. Ach! er bedeckt ja nur Trümmer, auf denen in sorgloser Ahnungslosigkeit fünf Kinder ihr rührendes Spiel treiben, und mitten unter ihnen die gebeugte und verlassene Gestalt einer Unglücklichen, welche über die kaum angelegten Trauergewänder um eine ferne Mutter, den schwarzen Wittwenschleier warf. — O genug, mehr als genug, mehr als zuviel schon! Die Kraft meiner Rede erlahmt, es versagen mir die Worte, ich steh' am Ende.

Und nun, meine Herrn, nachdem ich Sie schonungslos an der ganzen Tiefe unseres gemeinsamen Verlustes vorübergeführt habe, verlangt Ihr Auge von mir höhere Punkte, um sich an ihnen zu halten, Hoffnungen und Trostgründe zur Emporrichtung, eine versöhnliche Auflösung schmerzlicher und nachzitternder Misklänge. Trost und Hoffnung? Ich habe keine, meine Herrn, ich finde keine, keine, ich will keine. Nicht als ob ich den unziemenden Zweifel hegte, es würde eine hohe Behörde der verwaisten Schule nicht alsbald einen neuen Vater, und zwar den rechten wählen und senden, nicht als ob ich der vereinten Kraft und dem edlen Willen eines trefflichen Kollegiums mistraute, nicht endlich, als ob ich der frommen Seele die beruhigende und entzückende Fernsicht auf ein Wiederfinden jenseits des Grabes verkümmerte. O nein, das sei fern von mir! Aber in einer Zeit, wo der Guten so Viele sterben, und der Andern so Manche verderben, wiegt eine Persönlichkeit als solche in der Schule der Lebendigen und Wirkenden unendlich viel, und als Verlust an sich ist daher jedes Verschwinden und Einbüßen einer solchen unersetzlich und tief-beklagenswerth. Ich brauche hier nicht an jene schnell auf einander folgenden Todesbotschaften zu mahnen, welche dem kaum entschwundenen Jahre in der politischen und litterarischen Welt eine so traurige Bedeutung gaben, nicht hinzuweisen auf die entfernten Gräber eines edlen deutschen Fürsten, eines vortrefflichen Ministers, eines ausgezeichneten Poeten, vieler weiser und berühmter Räthe, Aerzte, Naturforscher, Kunst- und Alterthumskenner und Schriftsteller*). Leider liegen innerhalb der dunklen Mauern unserer kleinen Stadt Belege genug für meine Klage, und wenn ich den Kreis noch enger schließe, so bietet die Chronik dieser Schule allein in dem letzten Lustrum eine niederschlagende Menge von Verlusten und Wechseln, seien sie durch den Tod**) oder durch das wandelbare Geschick des Staatsdienstes veranlaßt. Wem schwebte bei solchen Worten nicht gleich das feine geistreiche Gesicht des Mannes vor, den wir heute vor einem Jahre, den wir so oft an dieser Stätte unter den Gönnern unserer Anstalt willkommen hießen, des Mannes, der in einer dunklen nächtigen Stunde sein glänzendes und weithin wirkendes Leben einsam und hilflos beschließen mußte, der unserem Vorsteher, seinem Gleichgesinnten und Freunde, nur um einen Mondenwechsel vorausging***), beide gleich rasch unserer Mitte entrückt, gleich schwer vermißt, gleich allgemein betrauert? Wer dächte nicht bei dem Anblicke dieses so verjüngten und verminderten Lehrerkreises an die vielen Dahingeschiedenen, deren Grabhügel das leichtsinnige Leben nun schon lange unter dem Schnee des Winters, wie unter Frühlingswehen aus den Augen verloren hat? O, ich mag nicht ermüden, indem ich aus diesen zahlreichen und oft so unerwarteten Verlusten die mit dem Menschengeschlecht alt und trivial

*) Im Jahre 1840 waren der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, der preußische Minister von Altenstein, Immermann, von Rotteck, Thibaut, Ottfried Müller, Blumenbach 2c. gestorben. D. Red.

**) Das Fuldaer Gymnasium hatte in dem Zeitraume von zwei Jahren allein vier vortreffliche Lehrer, die sämmtlich im besten Mannesalter standen, durch den Tod verloren: Dr. K. Wolf († 28. November 1836), Karl Vollmar († 14. Juli 1837), Franz Klee († 17. März 1838), Pfarrer H. Neuhof († 9. Juli 1838). D. Red.

***) Regierungs-Direktor K. M. Eggena. S. „Hessenland", Jahrgang 1890, Nummer 24. D. Red.

gewordenen Wahrheiten von irdischer Vergänglichkeit, von sterblicher Schwäche und Unvollkommenheit von Neuem ableite, aber gewiß hat es jeden von uns kalt angerührt, so oft die Nachricht erscholl: Auch der ist hinüber, gleich als habe der Fittich des ernsten Engels im Vorbeischweben die eigene Stirne gestreift und gezeichnet, und wie oft bebte nicht von einer nachweinenden Lippe die bange Frage: Wen werden wir nun als den Nächsten hinaustragen in die Stadt, von wannen Niemand wiederkehrt, die stille Stadt mit den eisernen Thoren und dem gellenden Sterbeglöcklein? Wie heilsam, wie nothwendig, aber wie schneidend und schrecklich zugleich der Widerspruch im menschlichen Leben, daß die nächste Stunde so tiefe Eindrücke wieder verwischt, daß dicht neben der Trauer um unsere Verlorenen, unmittelbar nach den durchweinten Nächten des ersten Schmerzes die alltägliche Pflicht mit grauendem Morgen wieder an die Fenster pocht, die unerbittliche Gewöhnlichkeit ihre Ansprüche an uns wiederum geltend macht. Dem inneren Auge verschwindet bald das liebe Bild, wenn es die äußere Anschauung nicht mehr auffrischt, die Lücke füllt sich, und weil kein Stillstand in der Maschine sichtbar oder fühlbar wird, meinen wir in oberflächlicher Beruhigung, nun sei Alles im alten Geleise.

Die Hand auf's Herz, meine Herrn — ist es nicht auch diesem Todten so ergangen? Der Weg zu seinem Grabe, den wir vor kaum drei Wochen gewandelt sind, liegt er nicht verschneit, verlassen, unbetreten, wie sein Gedächtniß verdeckt und versenkt in die Tiefe eines fahrlässigen Sinnes, der die Mahnung an den Tod sich gern und gewaltsam fern hält? Und doch wer ist mehr als Bach uns Allen gestorben? Ihnen, weil er in wissenschaftlichem und staatlichem Gebiete neben Ihnen, vor Ihnen, nach Ihnen schritt, weil Sie Kinder oder Brüder seiner Leitung anvertrauten, weil seine Gesinnung, seine Kenntniß Ihnen werth war. Uns Lehrern und Schülern . . . . o., ich brauche ja nicht zu wiederholen, wie und warum er uns starb! Wohlan, Sie alle zu seinem Ehrengedächtniß hier Versammelten, die in diesem Augenblicke ein gemeinsames Gefühl zu Freunden macht, wie fern Sie einander auch stehen mögen, lassen Sie einen so theuren Hort nicht in schmählicher Vergessenheit versenkt bleiben; entreißen wir sein Bild, seinen Namen, seinen Geist nicht blos in augenblicklicher Rührung, sondern in standhafter und treuer Anhänglichkeit den Fluthen einer achtlos und zerstörend über alle Gräber brausenden Gleichgültigkeit, stiften wir einen Bund zu seinem Andenken, indem wir einander herzlich zu demselben verpflichten und fleißig anhalten! Das Leben eines Schulmannes — so sprach es neulich an dem geliebten Grabe unser ehrwürdiger Aeltester aus — ist arm an äußeren Ereignissen, arm an Glanz und an Triumph vor der Welt, aber es ist dennoch darum ein segenreiches, ist tief und unmerklich in viele Generazionen verzweigt und mit den Herzen guter Familien innigst verwachsen. So sei denn auch sein Tod ein still aber tief empfundener, ein leise aber lang beklagter, sein Name ein bescheidener, fester, gesegneter, sein Gedächtniß ein unvergängliches in Liebe und Dankbarkeit.

An wen kann ich diese letzten Worte näher und beschwörender richten, als an Euch, meine jungen Freunde, die ihr seine, unsere, meine Schüler heißt? An diejenigen unter Euch zumal, die unbewußter Kindlichkeit bereits entwachsen, die gefährliche Gabe der Unterscheidung schon besitzen oder doch zu besitzen glauben, die das ernste werdende Leben schon an manche Gräber gestellt hat, Gräber von Eltern, Lehrern und Jugendgenossen, die endlich dem Verewigten selbst und persönlich verbunden waren — an Euch, wackere Zöglinge unserer Prima und Secunda! Fürchtet keine Vermahnung, keinen misbilligenden Wunsch, keinen versteckten Tadel; sie sollen den wehmüthigen Eindruck dieser Stunde nicht beeinträchtigen. Das Beste und Eindringlichste, was ich Euch in derselben zu bieten vermag, ein köstliches Fidei-Kommiß Eures seligen Freundes, ist ein seinem Ernste selten entfallendes Lob, ein Ausdruck der Freude über den in Euch vorhandenen wissenschaftlichen Geist und Eure anerkennenswerthe sittliche Haltung. So sprach er sich aus in einer seiner letzten Unterredungen mit mir, und ich müßte mich schlecht auf Euer jugendliches Herz verstehen, wenn nicht sein richtiger Sinn darin gleich kräftigen Lohn und Sporn fände. Wollt Ihr ihn erhalten, diesen von dem verklärten Meister an Euch mit Wohlgefallen wahrgenommenen Geist, den Geist der Ordnung, des Eifers, des Anstandes, des wahren Ehrgefühles? Nicht blos erhalten, bis Ihr aus dem Banne der Schule geschieden seid, sondern auch unter Euch, den in das Leben Ziehenden, und unter diesen, den uns länger Verbleibenden? Wird von Euch, von Bachs letzten Jüngern, von denen, die ihn zur Gruft auf eigenen Schultern trugen, sein Geist, nicht im todten Buchstaben des Gesetzes, in der Form und Zucht der Schule, nein sein Geist in der Wahrheit und in der Liebe übergehen und fortstreben wie eine Seele im Körper der von ihm regenerirten Anstalt? Und empfindet Ihr nicht schon jetzt in dem wohlthätigen Bewußtsein erfüllter Pflicht, welches Eure Wange höher färbt, daß dieser Geist ein

viel besserer ist und beglückenderer, als die eigensinnige und mistrauische Abwendung vom Lehrer und die nach einer misverstandenen Freiheit dürstende Renitenz gegen das Gesetz? Ich mahne Euch an so manche heitere Stunde, welche Ihr dem Seligen dankt, an Eure Wanderungen und Turnzüge unter ihm, an die gemeinschaftlichen Lieder und Gesänge, an jene Sommer- und Sonnen-Tage voll Glanz und Klang und Lust und Ausgelassenheit. Und glaubt mir, lieben Freunde, auch in den Mauern dieses Hauses ist es so übel nicht, als es Euch in einzelnen gedrückten Augenblicken bedünken mag, oder als vermeintliche Gönner Euch weißmachen. Der Fuß, der leichter und freier in das offene Leben hinausstürmt, wenn die sogenannte Fessel der Disciplin nicht mehr um ihn klirrt, der strebt nachher wohl manchmal und unwillkürlich in die kindliche Sicherheit und Beschränkung dieser Räume zurück. Ihr alle werdet, früher oder später, gerührt oder gleichgültig, jener Schwelle Lebewohl sagen; nehmt dann, wie Ihr auch scheidet, wohin Euch das Schicksal auch zerstreut und fortreißt, nehmt als freundliches Wegegeleit, als treu-schirmenden Talisman das Bild eines edlen Mannes mit, der für Euch gelebt und für Euch gestorben ist! Und wenn Ihr nach Jahresfrist als reifende Männer in unsere Stadt zurückkehrt, wenn der Eine sein Vaterhaus, der Andere seine Geschwister, der Dritte seine Jugendfreunde hier aufsucht: o so gönnet auch seiner letzten engen Wohnung einen einsamen und ernsten Gang! Nicht wahr, ich darf in Eurem Namen mit der feierlichen Versicherung schließen, daß Jedweder unter Euch, wie Ihr heut um uns versammelt seid, den verwachsenen Hügel unter den neuen und fremden Gräbern wiederfinden wird, wenn auch weder der Marmor eines prunkenden Denkmals*) noch das stolze Gold einer lateinischen Inschrift Euch den schmalen Pfad zu demselben weist?! —

So die Rede Franz Dingelstedt's zur Erinnerung an Nikolaus Bach. Sie ist allen unvergeßlich geblieben, die an der Rhabanusfeier des Jahres 1841 in der Aula des Fuldaer Gymnasiums theilgenommen haben. Nach fünfzig Jahren haben wir sie hier zum erstenmal im Drucke veröffentlicht, wie zum Gedächtniß Bach's, so nicht minder auch zur Erinnerung an unseren hessischen Landsmann Franz Dingelstedt, dessen Andenken ja in seinem Geburtslande ganz besonders hoch gehalten zu werden verdient. F. Z.

*) Die Grabstätte Bach's auf dem städtischen Friedhofe zu Fulda ziert ein einfaches geschmackvolles Kreuz mit der Inschrift: „Haud ulli virtute secundus“, welches dem Verblichenen die Familie hat errichten lassen und für dessen Erhaltung dieselbe in pietätsvoller Weise Sorge trägt. D. Rd.

Kapitän Scheller.

Nach der Erzählung eines Verstorbenen.

Von Wilhelm Bennecke.

(Fortsetzung.)

Einige Zeit war vergangen, ich hatte mich verheirathet, und bei meinem Erstgeborenen war Scheller Pathe geworden, wenn auch nur par distance, da er keinen Urlaub erhalten konnte. Ueberhaupt hörte ich nur wenig von ihm. So verflossen fünf bis sechs Jahre, da las ich eines Morgens in der Zeitung, daß der Kapitän Scheller seinen Abschied erhalten habe, und wenige Tage später trat er selbst bei mir ein. Die große, aber sehr hager gewordene Gestalt war mit einem dunkeln Civilanzug bekleidet, über der schwarzen, hohen Kravatte lag ein verschwindend kleines Streifchen eines weißen Hemdkragens, die Handschuhe waren von gelbem Waschleder, die Kopfbedeckung bestand in einem geschweiften hohen Hut. Das kurz verschnittene Haar war schon ergraut, durch das mit Ausnahme eines unbedeutenden Schnurrbarts glatt rasirte Gesicht lief ein grasser Zug, dem ich vorläufig noch keine Deutung zu geben wußte. Er erzählte, daß er durch den Tod seines Vaters in den Besitz eines nicht unbedeutenden Vermögens gelangt sei, deshalb den Gamaschendienst quittirt habe und sich nun in der Residenz niederlassen wolle, um als unabhängiger Mann im engeren Freundeskreis seine Tage sich und Andern zum Genuß zu verbringen. Er freute sich über seinen kleinen Pathen, der nun schon ein herzhafter Junge geworden war, beschenkte ihn reichlich und versicherte meiner Frau mit einem gespenstigen Lächeln, daß der Bube, wenn er sich nur wacker halte, sein Herzblatt sein solle. Trotzdem Scheller sich thatsächlich sehr liebenswürdig zeigte, hatte seine Anwesenheit doch etwas Beengendes für uns gehabt, ein Gefühl, das auch nach seinem Fortgang sobald keiner freieren Gemüthsstimmung Platz machen wollte. Zweimal in der Woche an bestimmten Tagen lud Scheller

in der Folge ein paar alte Kameraden zu sich ein, es wurde dann getrunken, Tarok gespielt und aus thönernen Pfeifen geraucht. Zuerst ging Alles gut, bald aber sahen wir uns mit Erstaunen über Scheller's seltsames Gebahren an, das mit seinem früheren Wesen in gar keinem Zusammenhang stand.

Heute in sich gekehrt und wortkarg, war er bei der nächsten Zusammenkunft von einer krampfhaften Lustigkeit, die theils ansteckend wirkte, theils einen schaurigen Eindruck machte. Plötzlich aber zeigte er sich noch von einer andern Seite. Schon mehrmals hatte er davon gesprochen, daß er sich von einer Bremer Handlung einen großen Tabaksvorrath wolle kommen lassen, eine ausgezeichnete Sorte Knaster, die ihm dringend empfohlen worden sei und die kein Geschäft besser liefere, als gerade dasjenige, welches er uns nannte. Nach einigen Wochen, als wir uns wieder zum Tarok bei ihm einfanden, trafen wir ihn in der besten Laune, der Tabak war angekommen und stand in zwei großen Ballen in einer Ecke des geräumigen Spielzimmers. Eine Anzahl Thonpfeifen lag neben den Karten und dem gefüllten Fidibusbecher auf dem Tisch, welches Stillleben von zwei großen Wachskerzen beleuchtet wurde, denn die damaligen Oellampen gefielen Scheller nicht. Er öffnete feierlichst einen der Ballen, füllte einen umfangreichen Tabakskasten mit dem edeln Kraut, wir stopften uns die Pfeifen und dampften während des Spiels recht tapfer drauf los. Eine Stunde mochten wir gespielt und geraucht haben, da befiel Einen um den Andern von uns ein seltsames Uebelbefinden, wir bekamen Herzklopfen, kalter Schweiß trat uns auf die Stirn, und Magenschmerzen stellten sich ein; auch der Kapitän wurde davon befallen. Da wir noch nichts getrunken hatten, so wurde die Schuld auf den Tabak geschoben, sowie der erste aber in Scheller's Gegenwart diese Vermuthung äußerte, brach dieser in ein lautes Gelächter aus. „Hahahaha!" schrie er. „Wir sind Alle vergiftet, ich an der Spitze. Und daran ist Niemand Anderes Schuld als der Don Quixote! (Er nannte ihn jedoch mit seinem richtigen Namen.) Er will sich an mir rächen, von wegen dem Schuß, den ich ihm in der Neumeyer'schen Affaire beigebracht! Er hat mir die Adresse von dem Bremer Fabrikanten in die Hände gespielt, dieser ist sein Helfershelfer und hat mir Gift in den Knaster gemengt." Wir sahen uns an und wußten nicht, was wir dazu sagen sollten, vergeblich versuchten wir Scheller von dieser Idee abzubringen, er blieb dabei und schickte seinen Burschen zu einem Militärarzt, der ihm Gegengift geben sollte. Wir trennten uns, nachdem der Doktor erschienen war und unsern Zustand für völlig ungefährlich erklärt hatte.

Am andern Tag besuchte mich Scheller. Mein erstes Wort war, ihm lachend zuzurufen: „Nun, das Gift scheint dir ja nicht viel geschadet zu haben!" — „Der Doktor hat mir Gegengift gegeben," erwiderte er. „Ich bin diesmal noch so davon gekommen, du mußt mir nun aber den Gefallen thun und den Don Quixote heute noch fordern, er trachtet mir nach dem Leben, und ich weiß mir nicht anders zu helfen, als daß ich ihn todt schieße." Er sprach in vollem Ernst, und nun fing die Sache an, mir bedenklich zu werden. Ein stichhaltiger Grund den Herrn Don Quixote, welcher jetzt als Major bei der Garde stand, eine Ausforderung zugehen zu lassen, war für Scheller unstreitig nicht vorhanden, und ich bemühte mich vergeblich, ihm dies klar zu machen. Er blieb bei seiner Wahnvorstellung, daß der Major es auf ihn abgesehen habe, ohne sich indessen auf Beweise einzulassen und verließ mich sehr ungehalten, als ich mich entschieden weigerte, ihm in dieser Angelegenheit als Sekundant zu dienen. Nichts desto weniger ging ich an dem nächsten Spielabend, als ob Nichts vorgefallen wäre, zu ihm. Als ich bei ihm eintrat, war noch keiner der Anderen da, und ein Strahl unverkennbarer Freude flog für einen Augenblick über sein grasses Gesicht. Aus der Art und Weise seiner Begrüßung konnte ich schon entnehmen, daß er mein Erscheinen für ein Zeichen meiner veränderten Gesinnung in der Duellaffaire nahm. Ohne mich jedoch über diesen Gegenstand zu Wort kommen zu lassen, zog er mich neben sich auf ein altes Kanapee mit großgeblümtem Ueberzug und schüttete sein Herz vor mir aus. „Du kannst dir nicht vorstellen," sagte er zu mir, „was ich die ganze Zeit über schon gelitten habe! Der verdammte Don Quixote! Er und die andern, denen ich einen Denkzettel beigebracht habe — du weißt ja, in der tollen Periode, nach dem Tod des armen Neumeyer — sind gegen mich und mein Fortkommen verschworen, aber er, der Don Quixote, ist der Schlimmste der ganzen Rotte! Ich bin Kapitän geblieben, er ist Major geworden, er hat es fertig gebracht, daß ich vom Fürsten beim Avancement übergangen worden bin! Als mein Vater das Zeitliche segnete, stand es bei mir fest, sofort den Dienst zu quittiren, um den Chikanen der Sippschaft nicht länger ausgesetzt zu sein. Nun trachtet er mir sogar nach dem Leben, da er mir auf eine andere Weise nicht mehr beikommen kann! Niemand habe ich das bis jetzt vertraut, wie dir und du, Kamerad, du mußt ihn nun auch fordern! Nicht wahr, du thust es?" — Ich gerieth in eine peinliche Verlegenheit, ich konnte den Auftrag keines-

falls annehmen und wollte doch auch den alten Freund nicht zum zweiten Male in seiner auf mich gesetzten Erwartung täuschen. Noch besann ich mich auf einen Ausweg, als er mir an den Augen absehen mochte, was in mir vorging. Mit einem heisern Lachen stand er auf und rief: „Also auch du! Also auch du!" Weiter sagte er nichts; er trat an's Fenster und starrte auf die dunkele Straße hinab. In demselben Augenblick traten die beiden Kameraden ein und Scheller wandte sich diesen zu. Der Eine hatte neulich seine frisch gestopfte Pfeife mitgenommen und das verdächtige Kraut von einem Sachverständigen untersuchen lassen. Dieser hatte sein Urtheil dahin abgegeben, daß der Tabak noch etwas zu frisch sei, nach einiger Ablagerung würde derselbe vorzüglich werden. Scheller aber wollte davon nichts wissen, er hatte die beiden Ballen versiegelt und mit großen Buchstaben „Gift" daran geschrieben. So viel die Kameraden ihn auch in der Folge baten, ihnen von dem Tabak abzulassen, er war nicht dazu zu bewegen. Seine Spielabende gingen bald ein. Scheller ließ uns an dem nächsten Tage nach dem letzten Beisammensein durch seinen Burschen melden, daß er unwohl sei und Niemand bei sich sehen könne; ich war überhaupt unter den obwaltenden Umständen nicht in der Lage, ihn zu besuchen und so geschah es, daß ich ihn wohl ein Jahr lang nicht gesprochen hatte. Von der Idee, den Don Quixote zu fordern, mußte er abgekommen sein oder keinen Sekundanten gefunden haben, denn ich hörte nichts mehr davon.

(Schluß folgt.)

Der Lindenbaum.

Es steht 'ne mächt'ge Linde
Vor meinem Vaterhaus.
'Ne schön're ich nicht finde,
Zog doch so weit hinaus.

Und nun, nach langen Jahren
Im Abendsonnenschein
Nach manchen Pilgerfahrten
Kehr' ich zur Heimath ein.

Der erste Gang ist wieder
Zum trauten Vaterhaus,
Dort sang ich meine Lieder
Froh in die Welt hinaus.

Doch heute zieh' ich stille
Zum alten Pfarrhaus ein.
Denn es war Gottes Wille
Geschieden mußt' es sein.

Die Lieben all', sie ruhen
In stiller Todtengruft
Und uns, die wir noch thuen
Sein Werk, der Herr bald ruft.

Die Linde rauscht und singet,
Singt auch von Tod und Grab,
Gar ernst ihr Lied erklinget,
Ihr grüner Schmuck fiel ab.

Sie singt von alten Zeiten
Von Liebe, Lust und Leid
Und läßt vorübergleiten
Manch' Bild vergang'ner Zeit.

Sie singt von festem Glauben
An Gottes Wunderkraft,
Den selbst kein Tod kann rauben,
Weil er nur Leben schafft.

Sie singt von stillem Hoffen,
Das nicht zu Schanden wird,
Weil uns den Himmel offen
Gemacht der treue Hirt.

O du mit deinem Singen
Du alter Lindenbaum,
Du kannst zur Ruhe bringen
Mein Herz und seinen Traum.

Ekard Biskamp.

Aus Heimath und Fremde.

Der 19. Februar ist ein Gedächtnißtag in der Geschichte unseres Hessenlandes. An ihm starb vor fünfzig Jahren die vom hessischen Volke hochverehrte Kurfürstin Auguste, Gemahlin des Kurfürsten Wilhelm II., Tochter des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen. Die Kunde von dem am frühen Morgen des 19. Februar 1841 erfolgten Hinscheiden dieser edlen Fürstin erfüllte nicht nur die Bürgerschaft der Residenzstadt Kassel, sondern das ganze Land mit tiefster Trauer. Der letztwilligen Bestimmung der hohen Verblichenen zufolge wurden ihre irdischen Reste neben dem Mausoleum ihrer Schwiegermutter, der Kurfürstin Karoline, auf dem alten Friedhofe Kassels beigesetzt. Dort auch fanden

ihre Tochter, die Prinzessin Karoline, und ihr Sohn Friedrich Wilhelm, der letzte Kurfürst von Hessen, ihre Grabstätte. — „Fortleben wird noch bei späteren Geschlechtern das Andenken an die Würde und Hoheit ihrer Gesinnungen und in ihrem Leben, an jene hingebungsvolle Mildthätigkeit, womit sie Trost und Hilfe zu bringen unablässig bemüht war, an jenes unbeschränkte Wohlwollen und die Liebe, womit Hochdieselbe alles Gute und Edle umfaßte, zu ermuntern und zu fördern strebte.“ So schloß der Oberbürgermeister Schomburg den Nachruf, welchen er der Kurfürstin Auguste noch an deren Sterbetage in öffentlicher Sitzung der kurhessischen Ständekammer widmete. Und wer kennt nicht das Gedicht, das Goethe auf die Fürstin im Juli 1808 dichtete, als sie noch Kurprinzessin war und gleichzeitig mit ihm in Karlsbad weilte, das mit den Worten beginnt:

„Wohin Du trittst, wird uns verklärte Stunde,
Dir leuchtet Klarheit frisch vom Angesicht,
Vom Auge Gutheit, Lieblichkeit vom Munde,
Aus Wolken dringt ein reines Himmelslicht.“

So viel für heute. F. Z.

Die Ausführung des Grimm-Denkmals ist am 4. Februar durch das große Komité zu Hanau einstimmig dem Professor Eberle in München übertragen worden, nachdem der engere Ausschuß am Tage vorher mit dem anwesenden Künstler die Vertragsbestimmungen vereinbart hatte. Nach denselben übernimmt Prof. Eberle die Ausführung und Aufstellung auf dem Marktplatze zu Hanau. Das Denkmal ist, was die Hauptgruppe anlangt, nach dem bereits vorhandenen Entwurf Eberle's mit den Modifikationen anzufertigen, welche der technische Ausschuß angibt. Die Höhe der Hauptfiguren beträgt 3—3,20 Meter, und wird dazu die Sockelhöhe in entsprechendem Verhältniß stehen, so daß das Denkmal auf ca. 7 Meter Höhe kommen wird. Das Komité behält sich die Entscheidung vor, ob der Sockel lediglich aus glattem polirtem schwedischen Syenit mit Inschrift, oder aber mit entsprechenden architektonischen event. auch Bronce-Verzierungen hergestellt werden soll. Mit Steinsockel wird das Denkmal auf 80,000 Mark, mit Verzierungen auf 95,000 Mark zu stehen kommen. Die Hauptgruppe wird aus Bronceguß bestehen und soll in 1½ Jahr ein Hilfsmodell den Vertrauensmänner des technischen Ausschusses unterbreitet, ein Jahr später der Guß der Hauptgruppe vollendet sein. Bis zur Herstellung des Hilfsmodells hat das Komité Zeit, sich für die einfachere oder kostspieligere Ausarbeitung des Sockels zu entscheiden. Das Denkmal würde dann in 3½ Jahr fertig sein. Hanauer Ztg.

Hessische Bücherschau.

Geschichte von Hessen. Für hessische Schulen bearbeitet von P. Müller. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Gießen, Verlag von Emil Roth. 1889.*)

Der Verf. vorstehender Schrift, die für höhere und niedere Schulen, wie auch für weitere Kreise bestimmt ist, hatte sich, wie er selbst sagt, „schon seit Jahren eingehend mit der Geschichte seines Stammes beschäftigt.“ Trotz dieser jahrelangen, eingehenden Beschäftigung des Verf. zeigt die Schrift vielfache Mängel und Lücken, die auf einer ungenügenden Sammlung und unkritischen Benutzung der vorhandenen Litteratur beruhen. Zweifelhafte und umstrittene Vermutungen finden wir als sichere Thatsachen hingestellt; neben einzelnem von geringerer Wichtigkeit, das ausführlicher behandelt wird, bleibt manches ganz unerwähnt, das von ungleich größerer Bedeutung für die hessische Geschichte ist.

S. 2 lesen wir: „Dafür (für die Teilnahme an der Schlacht im Teutoburger Walde) mußten sie (die Chatten) sieben Jahre später (16 n. Chr.) der letzteren Rache empfinden. Während Cäcina, ein Unterfeldherr, die Cherusker hinderte, ihren Bundesgenossen beizustehen, überfiel Germanikus, des Drusus Sohn, die Chatten, verbrannte ihren Hauptort Mattium und nahm des Fürsten Arpus Gemahlin und Tochter gefangen.“ Bereits im Jahre 15 n. Chr. hat Germanikus den Feldzug gegen die Chatten unternommen, wobei er Mattium zerstörte. Darauf befreite er den belagerten Segestes und nahm des Arminius Gattin gefangen. Im folgenden Jahre erst nahm Silius die Gattin und Tochter des Chattenfürsten Arpus gefangen (Tac. Ann. I, 56—57; II, 7.). Einige Zeilen weiter lesen wir: „Im Jahre 44 unternahm der Statthalter Galba abermals einen Zug gegen die Chatten, wobei er den letzten Adler und eine Anzahl römischer Gefangenen, welche noch seit Varus' Niederlage in dem Besitz der Chatten geblieben waren, zurückbrachte“. Hier sind die Feldzüge des Sulp. Galba, des P. Gabinius und des L. Pomponius durcheinander geworfen. Auch in chronologischer Hinsicht ist die Darstellung falsch. Die Züge des Galba und des Gabinius fallen in das Jahr 41, derjenige des Pomponius, wobei in der Varusschlacht gefangene Römer den Chatten wieder abgenommen wurden, in das Jahr 50 (Dio Cass. LX, 8; Tac. Ann. XII, 27). Ebenda lesen wir: „Die Chatten führen in der Geschichte nicht immer denselben Namen, werden vielmehr zu verschiedenen Zeiten mit verschiedenen Namen benannt, als Batten,

*) Außer dieser einfacheren Ausgabe hat die Verlagsbuchhandlung 1890 noch eine „Illustrierte Geschichte von Hessen“ veröffentlicht. Beide Ausgaben sind geschmackvoll und gediegen ausgestattet. Der Text der beiden Ausgaben ist derselbe. —

Battaven, Battuaren, Soubatten (Sigubatten, d. i. Batten, welche an der Sieg wohnen), Kanninefaten, Chattuaren, Mattiaker, Hessen u. s. w. — — — So besiedelten die Batten, ein unzweifelhaft chattischer Zweig, die Insel, welche von Rhein, Leck und Waal gebildet wird" — — — Unkenntnis germanistischer Forschung spricht sich hierin aus, so selbstbewußt diese Worte klingen. Bekanntlich wird gerade von sehr hervorragender Seite den Bataven verwandtschaftliche Beziehung zu den Chatten abgesprochen, ebenso den Kannenefaten, Chattuariern u. s. w. Auf S. 3 werden wir wieder sehr überrascht durch des Verf. bestimmte Angaben: „Den bedeutendsten Einfluß auf die fernere Entwickelung des Chattenstammes hatte jedoch sein um die Mitte des 3. Jahrhunderts erfolgter Eintritt in den Bund der Franken." Woher weiß dies Herr P. Müller so genau? Gerade wieder von sehr hervorragender Seite (Waitz, dem auch Heinrich Brunner folgt) wird angenommen, daß die Chatten sich dem Reiche Sigiberts angeschlossen hatten und erst mit diesem unter Chlodowechs Herrschaft gekommen sind. Unrichtig ist, was Verf. S. 6 sagt: „Der Pfahlgraben bestand aus einem oder mehreren Erdwällen, hie und da durch einen Turm oder ein Kastell verstärkt". Der Pfahlgraben bestand (resp. besteht) nur aus einem Walle. Die Verstärkung durch noch einen oder zwei weitere Wälle ist eine mittelalterliche Zuthat, die der Limes erst später bekommen hat. S. 7 wird die alte Fabel von der Schlacht bei Zülpich 496 aufgewärmt. Völlig schief und unhaltbar sind wieder die ethnographischen Darstellungen auf S. 7—8: „Der Bund der Franken (Freien) umfaßte die Sigambern (sic?), Chatten, Chattuarier, Brukteren, Chamaven und Ampsivarier; die Hauptmacht des Bundes beruhte jedoch auf Sigambern, Ampsivariern und Chatten. — — Sie zerfallen in drei Unterstämme: die salischen oder Niederfranken, die ripuarischen, rheinischen oder Mittelfranken und die chattischen oder Oberfranken. Die Sigambern gelten als das Stammvolk der Niederfranken, die Ampsivarier der Mittelfranken und die Chatten der Oberfranken." Daß der Name „Sugambern" bereits seit 8 v. Chr. als Volksname ohne jede konkrete Bedeutung ist, ist dem Verf. offenbar ganz unbekannt. Von der Existenz von Zeuß, Müllenhoff, Rich. Schröder hat Herr P. Müller keine Ahnung. —

S. 8—10 wird uns mancherlei mehr oder weniger Wichtiges vom hl. Bonifatius erzählt. Notwendig wäre zweifellos vor allem hier die Angabe gewesen, daß wir 720 zum ersten Male dem Namen „Hessi" in einem Reiseberichte des hl. Bonifatius begegnen. S. 17—18 wird die Königswahl Konrads II. breit und ausführlich beschrieben. Dagegen sind wir sehr überrascht, kein Wort am Ende dieses Abschnittes von den Geschicken Hessens und von seiner Teilnahme an den schweren Kämpfen Heinrichs IV. zu lesen. Bekanntlich bildete gerade Hessen wiederholt und längere Zeit den Kriegsschauplatz, so besonders in den Kämpfen gegen Otto von Nordheim; in mehr denn fünfzig Schlachten und Treffen bluteten die Hessen für den deutschen König. —

Bei der Darstellung des 3. Abschnittes („Hessen unter den Landgrafen von Thüringen") vermissen wir die Forschungen von Knochenhauer; ebenso wenig hat der Verf. für die Darstellung des thüringisch-hessischen Erbfolgekriegs die Untersuchungen von Ilgen und Vogel berücksichtigt. Trotzdem vier Seiten auf Heinrich das Kind verwandt werden, finden wir eine empfindliche Lücke. Es ist nicht angegeben, daß derselbe 1292 von König Adolf von Nassau die dem Reiche übertragene Stadt Eschwege und das Reichsschloß Boyneburg zu Lehen empfing und hierdurch Reichsfürst wurde. Weiter vermissen wir sehr die Angabe von der feierlichen Erhebung von ganz Hessen zu einem unmittelbaren Reichslehen, zu einer unteilbaren Landgrafschaft und die Bestätigung der Erbverbrüderung zwischen den Häusern Hessen und Sachsen im Jahre 1373 durch Kaiser Karl IV. Auch von dem überaus wichtigen Ereignisse der Erbverbrüderung der Häuser Hessen, Sachsen und Brandenburg im Jahre 1457 zu Naumburg an der Saale lesen wir kein Wort. Bekanntlich spielte im Zeitalter der Reformation diese Erbverbrüderung eine überaus wichtige Rolle. — S. 33 wird uns wieder ein altes Märchen aufgetischt: „Schon frühe hatte er (Gutenberg) Versuche gemacht, Buchstaben in Holz auszuschneiden, sie aneinander zu reihen und auf Pergament oder Holz mit Farbe abzudrucken. Als ihn ein Aufstand der Mainzer Bürger gegen die Vorrechte der Patrizier nötigte, mit seinen Eltern nach Straßburg auszuwandern, setzte er auch da die Versuche fort. Schon im Jahre 1438 war er mit diesen soweit gekommen, daß er statt des Holzes Blei zum Ausschneiden der Buchstaben benutzte." —

Vielfache Lücken zeigt die Geschichte Philipp's des Großmütigen. Es fehlen: Lehnsvertrag mit Schaumburg, ständige Einrichtung des Hofgerichts zu Marburg und Einführung der „Philippina", Zug gegen Bamberg und Würzburg (1528), Schlacht bei Lauffen (1534), Abschluß der Konkordienformel (1536), Feldzug gegen Braunschweig (Schlacht bei Kahlfeld) 1545, Erbvertrag mit Henneberg (1554), Erbverbrüderung von 1555, Unterstützung der Hugenotten (Schlacht bei Dreux) 1562. Trotzdem der dreißigjährige Krieg ausführlicher behandelt wird, vermissen wir die Angabe der beiden Einfälle Christian's von Braunschweig in das hessische Gebiet 1621 und 1622 (bedeutendes Treffen bei Großen-Buseck am 20. Dezember 1621). Eigenartige Geschichtskenntnisse entwickelt der Verf. auf S. 51, wo er von „Tillys Sieg über Christian von Braunschweig und Ernst von Mansfeld bei

Höchst“ spricht. Bekanntlich ging die Schlacht bei Höchst gerade dadurch verloren, daß sich Christian zu einer Schlacht verlocken ließ, ohne die Vereinigung mit Mansfeld, der an der Bergstraße stand, abzuwarten. S. 53 wird wieder eine alte Fabel aufgewärmt: „Viele Dörfer und Gehöfte, deren Namen man heute noch nennt, verschwanden damals gänzlich vom Erdboden“ (während des dreißigjährigen Krieges). Landau und Wagner sind Herrn P. Müller offenbar unbekannt. Ein grober Anachronismus findet sich auf S. 59, wo von „Kurhessen“ schon während des siebenjährigen Krieges gesprochen wird. Anstatt des Gefechtes bei Amöneburg wären ebenda die für uns viel wichtigeren Treffen bei Grünberg (1761) und bei Nauheim (1762) zu nennen gewesen. Ein merkwürdiger Irrtum findet sich im 6. Abschnitt, Hessen unter seinen Großherzogen. Bereits am Ende des 4. Abschnittes hat Verf. von Hessen-Kassel Abschied genommen („Für die Folge werden wir uns nur mit Hessen-Darmstadt beschäftigen.“). Sehr erstaunt sind wir nun, auf S. 66, wo von den Kämpfen der hessen-darmstädtischen Truppen in den Revolutions- und Befreiungskriegen die Rede ist, zu lesen: „Auf dem Veteranendenkmal, welches 1852 auf dem Marienplatz zu Darmstadt errichtet wurde, sind die Namen von 27 Schlachten und 40 kleineren Treffen bezeichnet, an welchen die Hessen von 1792—1815 teilgenommen haben. Am 2. Dezember 1792 entrissen hessische Krieger mit glänzender Tapferkeit den Franzosen die Reichsstadt Frankfurt.“ Darauf folgt die Angabe der Errichtung des Denkmals durch Friedrich Wilhelm II. von Preußen an der Stelle des Sturmangriffes und die Mitteilung der Inschrift des Monumentes (die „Illustrierte Geschichte von Hessen“ bietet sogar eine Abbildung des Hessendenkmals in Frankfurt, wobei noch besonders auf den Text verwiesen wird). Diese Verwechselung und Annexion einer hessen-kasselischen Kriegsthat wirkt urkomisch. Erwähnenswert wäre jedenfalls die Teilnahme der hessen-darmstädtischen Truppen an der Unterdrückung des badisch-pfälzischen Aufstandes 1849 gewesen. Während im Nachbarlande sogar die bewaffnete Macht abfiel, scheiterten an den hessischen Truppen alle Versuche und Agitationsmittel der Umsturzpartei; gerade sie bildeten einen Damm, der der Ausbreitung der Revolution nach Mittel- und Norddeutschland Einhalt gebot, wie dies selbst Prinz Wilhelm von Preußen (der spätere große Kaiser) aussprach („er freue sich, Truppen zu sehen, die in erster Linie Deutschland vor der Anarchie bewahrt hätten“). Unrichtig ist die Angabe S. 77: „Auch die hessischen Truppen kämpften am 12. Juli (1866) bei Laufach tapfer gegen eine preußische Übermacht.“ Allerdings kämpften die Hessen bei Laufach „mit großer Bravour“ (Verluste: 66 Preußen, 777 Hessen, Generalstabsw. 617 ff.), aber keineswegs gegen eine Übermacht. Der hessischen Division stand bei Laufach, resp. Frohnhofen, nur eine Brigade gegenüber, deren Mannschaft außerdem sehr ermattet war (jedoch in trefflicher Stellung). Übrigens fand jenes Treffen nicht am 12. sondern am 13. Juli statt. — Dem Verf. dieser „Geschichte von Hessen“ wäre dringend zu empfehlen, vor der Publikation einer neuen Auflage sich doch noch etwas „eingehender mit der Geschichte seines Stammes zu beschäftigen.“ —

Laubach in Oberhessen, Januar 1891.

Dr. August Roeschen.

Briefkasten.

K. N. Kesselstadt. Wird in nächster Nummer veröffentlicht. Freundlichen Gruß.

Dr. J. R. Marburg. Gestatten Sie uns, Ihnen vor dem Abdrucke briefliche Mittheilung zu machen. Für die Einsendung selbst sagen wir Ihnen unseren verbindlichsten Dank.

G. Th. D. Marburg. Besten Dank und freundlichsten Gruß. Wir werden uns in der nächsten Nummer mit der fraglichen Angelegenheit beschäftigen. Ihrer Ansicht stimmen wir bei.

F. G. Marburg. Sehr erwünscht. Wir bitten, den Aufsatz möglichst bald einzusenden.

Nach Fritzlar. Besten Dank für Zusendungen.

v. S. Wanfried. Wird in der nächsten Nummer nachgeholt werden. Wir bedauern die Unterlassung, die nur auf einem Versehen beruht und die wir zu entschuldigen bitten.

F. U. Schmalkalden. Sie erhalten in aller Kürze brieflich Aufklärung. Einstweilen freundlichen Gruß.

Ph. L. Berlin. Die Kritik folgt in nächster Nummer. Wegen des Gedichtes beabsichtigen wir Ihnen einen andern Vorschlag zu machen.

v. S. München. Sie erhalten in den nächsten Tagen Antwort.

Dr. F. H. Straßburg. Eingetroffen und mit Dank angenommen. Mit der Veröffentlichung wird in einer der nächsten Nummern begonnen werden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 5. Kassel, 3. März 1891.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1891 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2847.

Stille Stunde.

Gleich einem schönen Heil'genbild,
So züchtiglich, so fromm und mild,
Erschien mir in der Jugendzeit,
Die ich geliebt, die blonde Maid.

In ihrem Aug' ein Himmelsstrahl,
Er tröstet mich in Sorg' und Qual,
Er tröstet mich in Leid und Noth
Und sprach doch nur von Schmerz und Tod.

Und sprach doch nur von Seligkeit,
Die außer aller ird'schen Zeit,
Von Sehnsucht nach dem sel'gen Raum
Nach diesem kurzen Erdentraum.

Sie schwand dahin, wie Sonnengold
Am Frühlingsabend, licht und hold,
Sie wußt' es kaum, daß sie gelebt,
Ein Engel sie gen Himmel schwebt.

W. Bennecke.





Ein hessischer Staatsmann in Oesterreich.

(Schluß.)

Das Verhalten der offiziellen Kreise wurde noch weitaus übertroffen durch die Beleidigungen und Verdächtigungen, mit welchen Wiener und Budapester Blätter die öffentliche Meinung über den Charakter und das Wirken Coch's nach dessen Sturz, ja selbst nach dessen Tode irre zu führen suchten. Am Tage nach Coch's Tode, am 9. Januar 1890, hatte ein Pester Blatt die Kühnheit zu schreiben: „Coch weilte als Vertreter des Barons Hirsch in Konstantinopel. Früher war er ein ausgezeichneter Beamter in österreichischem Dienste, verlor aber seinen hervorragenden Posten, als er durch einen Skandalprozeß kompromittirt worden war.“ Das ist alles, was das Budapester Organ der österreichisch-ungarischen Hochfinanz über einen der verdientesten Männer der Monarchie zu schreiben wußte, während es sonst die modernen Börsenkönige, einschließlich ihrer untergeordnetsten Agenten, nach byzantinischer Art verherrlicht. Coch war niemals ein Vertreter des Baron Hirsch, er war niemals durch einen Skandalprozeß kompromittirt, das mögen ihm die Agenten der Hochfinanz allerdings gewünscht haben, und da Coch zu ihrem Aerger aus seiner Stellung als unantastbarer Ehrenmann schied, so versuchten sie es, den Todten, welcher sich nicht vertheidigen kann, mit ihren Verleumdungen zu verschütten.

Einen befähigteren, charaktervolleren und pflichttreueren Diener als Coch hat Kaiser Franz Joseph nicht gehabt. Er bethätigte, was Sully einmal gesagt: „Wer einen Fürsten beglücken will, muß dessen Unterthanen bereichern.“ Kaiser Franz Joseph hat denn auch die Verdienste Coch's wiederholt anerkannt und ihm am 3. Dezember 1885 formell seine Anerkennung aussprechen lassen, nachdem er in einer Audienz zu demselben gesagt hatte, daß er sich um den Staat außerordentliche Verdienste erworben habe. Nach dem Sturze des Handelsministers Baron Pino hatte Coch Gelegenheit, sein Wirken und Streben in einer halbstündigen Audienz dem Kaiser darzulegen. Schließlich hat er den Kaiser um seine Entlassung, welche dieser indessen nicht bewilligte mit dem Bemerken, er werde persönlich die Sache untersuchen, Coch möge sich auf den Kaiser verlassen.

In der neueren Geschichte Oesterreichs steht Coch als praktischer Staatswirth und Finanzpolitiker mit seiner Befähigung, mit seinem Charakter gleich erhaben da und nur wenige Männer dürften in Oesterreich zu finden sein, welche sich um die wirthschaftliche Wohlfahrt von Volk und Staat, ja selbst um die Wiederbelebung und Kräftigung des österreichischen Staatsgedankens größere Verdienste erworben hätten, als der Schöpfer der österreichischen Postsparkassen. Geniale Männer haben, wenn sie ihrer Zeit vorauseilen, nur zu oft das traurige Geschick, bei ihren Zeitgenossen weder Anerkennung noch Verständniß zu finden. Coch selbst hat einmal in Bezug auf das, was ihm Oesterreich angethan, mit Diderot gesagt: „Die Dankbarkeit ist eine Bürde und jede Bürde ist dazu da, um abgeschüttelt zu werden“ und weiter hat er das Wort Goethes hinzugefügt: „Der Undank ist immer eine Art Schwäche. Ich habe nie gesehen, daß tüchtige Menschen undankbar gewesen wären.“ Daraus schloß er: Oesterreich ist undankbar, weil es schwach ist.

Wer wäre berufener gewesen die Regelung der Währung in Oesterreich-Ungarn durchzuführen als Coch? Von hervorragenden Staatsmännern Oesterreichs und Ungarns um sein sachverständiges Gutachten ersucht, hatte er sich im Stillen mit dieser schwierigsten und wichtigsten Frage der Habsburgischen Monarchie beschäftigt. Der Uebergang zur Goldwährung würde den Ankauf einer Menge Goldes bedingen, was Europa Verlegenheiten, dem Handel Oesterreich-Ungarns aber theueres Geld schaffen müßte. Nach Coch's Gedanken würde durch eine Ausbildung des Clearingverkehres zunächst eine Verringerung der Umlaufsmittel anzubahnen sein. Jeder Schritt darüber bedingt bereits Maßnahmen von einer so weitgreifenden Wirkung, daß für dieses Werk die Thätigkeit einer Persönlichkeit nothwendig ist, welche umfassende Erfahrungen auf dem Gebiete des Welthandels und der Finanzverwaltung besitzt. So lange indessen in Wien wie in Budapest die sog. Hochfinanz über den Finanzministerien waltet, wird an eine ernste und zielbewußte Inangriff-

nahme der Währungsherstellung behufs wirthschaftlicher Konsolidirung Oesterreich-Ungarns nicht zu denken sein.

Als Vertrauensmann des Grafen Fritz Dürckheim entwickelte Coch im Stillen auch eine politische Thätigkeit und hat mit seinem überzeugenden und patriotischen Rathe nicht unwesentlich dazu beigetragen, daß an höchster Stelle zu Wien die Erkenntniß von der Aufrichtigkeit der deutschen Reichsregierung, mit Oesterreich-Ungarn ein inniges Freundschaftsbündniß zu schließen, zum Durchbruche kam. Von Coch sind die bedeutenderen Reden des Grafen Fritz Dürkheim im österreichischen Abgeordnetenhause, u. a. die großen sozialpolitischen Reden vom 19. Januar 1870 und vom 28. April 1881 entworfen worden. Wer vom reichsdeutschen Standpunkt aus die soziale und wirthschaftliche Entwickelung Oesterreichs in den letzten Jahrzehnten unmittelbar und unbefangen beobachtet hat, wird zwar im Allgemeinen zu der Erkenntniß gekommen sein, daß Deutschland auch aus den Erscheinungen und Erfahrungen des befreundeten und stammverwandten Staates, wie aus denen der übrigen Kulturstaaten Lehren und Nutzen ziehen kann, daß aber im Allgemeinen die österreichischen Erscheinungen und Erfahrungen auf sozialem und wirthschaftlichem Gebiete für Deutschland nur von pathologischem Werth gewesen sind, daß sie weniger gezeigt haben, was auf diesem Gebiete positiv zu thun, sondern was vielmehr zu vermeiden ist, um zu gesunden Zuständen zu gelangen. Hiervon macht aber in gründlicher Weise das k. k. Postsparkassenamt in Oesterreich mit seiner Organisation eine ruhmvolle Ausnahme. Diese Einrichtung verdient von Deutschland nachgebildet zu werden und zwar in ihren Grundzügen so getreulich als möglich, nicht nur in Bezug auf die Organisation des Sparverkehrs, sondern auch hinsichtlich der Durchführung des Check- und Clearingverkehrs. In dieser Erkenntniß hatte bereits am 23. Mai 1885 die Mannheimer Handelskammer, als der deutsche Reichstag über den Entwurf eines Postsparkassengesetzes berieth, an das Reichsamt des Inneren eine Eingabe gerichtet, worin sie mit Hinweis auf die außerordentliche Vervolksthümlichung des Check- und Giroverkehrs in Oesterreich die Bitte aussprach, die Benützung der Postsparkassen zum Giro- und Checkverkehr nach dem Muster der österreichischen Postsparkassen in Erwägung zu ziehen. —

Was die Welt an Coch verloren, werden spätere Zeiten anerkennen. In dem k. k. Postsparkassenamt zu Wien hat er sich ein unvergängliches Denkmal seines Lebens und Wirkens geschaffen. Sein Name wird fortleben mit seinem großen, im höchsten Sinne staatserhalteuden Werke, welches fortan maßgebend sein wird für die finanzielle und wirthschaftliche Entwickelung des österreichischen Staates. Wenn die Völker Oesterreichs nach Beseitigung der dunklen Finanzgewalten zu dem Bewußtsein ihrer gemeinsamen wirthschaftlichen Interessen gelangen, wenn Volk und Staat in Oesterreich nach langer Stagnation wieder innerer finanzieller und wirthschaftlicher Kräftigung entgegenstreben, so wird der Name Coch's in vollem Glanze hervortreten und der Gründer und Leiter der österreichischen Postsparkasse als derjenige weitblickende Mann bezeichnet werden, welcher zuerst mit Erfolg die neuen sozialpolitischen Bahnen gewiesen und betreten hat, auf welchen allein das Heil und die Zukunft Oesterreichs zu finden sind. **P. D.**

Die hessischen Gefangenen im nordamerikanischen Freiheitskrieg.

Nachstehend bringen wir die Uebersetzung eines Artikels der New-York Times vom 10. November 1889 zum Abdruck, welcher uns von unbekannter Hand übersandt wurde. Die Mittheilungen des allem Anscheine nach bestens unterrichteten Verfassers werden nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit weitester Kreise in unserem Hessenland zu erregen. Der Umstand, daß der Verfasser von „The Hessians and the other German auxiliaries of Great Britain in the revolutionary war, New-York 1884", Herr Edward J. Lowell, Mittheilungen ähnlicher Art wiederholt in derselben Zeitung veröffentlicht hat, legt es uns nahe, in demselben den Verfasser auch dieses Artikels zu vermuthen.

„Reading, Penn. 9. Nov. 1889. Nur Wenigen dürfte etwas von dem Schicksal der hessischen Soldaten bekannt sein, welche im nordamerikanischen Freiheitskrieg von den Truppen der britischen Kolonien gefangen genommen wurden. Während jedermann sich ohne große Mühe über den Antheil, welchen die hessischen Truppen an dem Kriege gegen die Freiheitskämpfer nahmen und über die wichtige Rolle, welche sie in demselben spielten, unterrichten kann, wird er vergeblich in den Geschichtsbüchern nach Mitthei-

lungen über Ergehen und Schicksal der hessischen Gefangenen während ihrer Gefangenschaft und nach Beendigung des Krieges suchen. Und doch sprechen die vorhandenen Ueberreste eines Gefangenenlagers am südlichen Abhange des Penn-Berges, etwa eine englische Meile von der Stadt Reading entfernt, noch beredt von dem einstigen Aufenthalt und Leben dieser unglücklichen Gefangenen. Die Geschichte dieses Lagers ist die Geschichte der hessischen Gefangenen in Amerika von ihrer ersten Gefangennahme bis zu ihrem endlichen völligen Verschwinden von der Oberfläche der Gesellschaft.

Durch einen schmachvollen Vertrag mit Georg III. von England erklärte sich Landgraf Friedrich II. von Hessen im Jahre 1775 *) bereit, zur Fortsetzung des Krieges mit den amerikanischen Kolonien 17000 hessische Soldaten an England zu verkaufen. Als Kaufpreis empfing Friedrich II. annähernd 11 Millionen Thaler (8 Millionen Doll.) Zugleich war für jeden Hessen, welcher im Kriege fallen oder aus irgend welchem Grunde nicht in sein Vaterland zurückkehren würde, eine Entschädigungssumme von 700 Thalern (500 Doll.) ausbedungen, während für jeden nach Beendigung des Krieges wohlbehalten zurückkehrenden eine gleiche Summe zurückgezahlt werden sollte.

Ein großer Theil dieser hessischen Truppen traf im Anfange des Jahres 1776 in Amerika ein und nahm thätigen Antheil an den Kämpfen um New-York und in New-Jersey. Am 25. Dezember desselben Jahres 1776 wurde eine Abtheilung Hessen in einer Stärke von 1500 Mann vor Tagesanbruch bei Trenton von General Washington überrumpelt und mit ihrem Anführer, General Rall, gefangen genommen und zwei Tage später auf Washingtons Befehl unter Bedeckung nach Lancaster in Pennsylvanien gebracht. Da aber das leichter erreichbare Reading, damals schon eine beträchtliche aufstrebende Stadt, für die Aufnahme der Gefangenen geeigneter erschien, so wurden dieselben bald dorthin transportirt und in einem im Süden der Stadt angelegten Lager untergebracht. In entsetzlicher Weise wütete hier Krankheit unter den Gefangenen, Hunderte starben aus Mangel an geeigneter Nahrung und Pflege dahin. Im Mai des Jahres 1777, nach wenigen Monaten der Gefangenschaft, waren von den 1500 nur noch 300 Mann übrig. Die Todten fanden ihr Grab auf „Pottersfield“, dort belegen, wo heutzutage North Sixth-Streat near Walnut ist. Es bestand die Absicht, den kleinen Rest der Gefangenen im Jahre 1779 nach New-Jersey überzuführen, doch kam dieselbe nicht zur Ausführung. Ende Juni 1780 war die Zahl der Gefangenen bis auf 100 zusammengeschmolzen.

Ein Jahr später, am 16. Juni 1781, traf ein neuer Transport gefangener Hessen, 1050 Mann, im Lager ein. Sie waren mit General Burgoyne in Saratoga gefangen genommen und wurden jetzt durch die York-County-Miliz nach Reading gebracht. Zu ihrer Bewachung wurden von dem Befehlshaber der Besatzungstruppen von Reading zwei Kompagnien der Sixth Berks County Regular Militia unter dem Befehl des Major Bayley kommandirt. Bald darauf traf noch ein weiteres kleines Detachement Hessen ein, sodaß die Zahl der Gefangenen im Lager wieder auf 1200 Mann stieg.

Da das Verhältniß zwischen den Einwohnern von Reading, welche gute Patrioten waren, und den Gefangenen kein freundliches war, und häufig Reibereien und Schlägereien, welche zu Blutvergießen und Todtschlag auf beiden Seiten führten, stattfanden, so wurde wiederholt bei dem Continental Congress wegen dieser Belästigungen Klage geführt und die Entfernung der Gefangenen verlangt. In Folge dessen erging unter dem 27. Juni 1781 an Lieutenant Eckert ein Schreiben des Präsidenten des Continental Congress in dem es heißt: es scheine rathsam, das Lager auf eine der Höhen bei Reading zu verlegen, an eine Stelle, wo Holz und Wasser zur Hand sei, Oberst Morgan habe ein Stück Land bezeichnet, das William Penn's Söhnen gehört habe und wohl für diesen Zweck passend gelegen sei. Auf Grund dieses Schreibens wurden nun drei Männer, Lieutenant Valentin Eckert, Major Bayley und Oberst Wood in Lancaster mit der Auswahl eines geeigneten Platzes beauftragt. Nach einigen Schwierigkeiten einigten sie sich in der Wahl einer im Osten der Stadt am Bergeshang gelegenen Stelle für das Lager, auf der Baracken und Hütten zur Unterbringung der Gefangenen errichtet wurden. In dies neue Lager, das etwa 400 Fuß über Penn-Street liegt und 6 Acres umfaßte, wurden dann die Gefangenen übergeführt. Dasselbe hat den Namen Hessen-Lager, „the Hessian Camp“, den es damals erhielt, bis auf den heutigen Tag bewahrt. Ein herrliches Plätzchen auch in dieser Jahreszeit noch. Steht man dort oben, so hat man vor sich Reading, eine blühende Industriestadt, mit reichen Landsitzen in meilenweitem Umkreise, und dunkelblaue Hügel erstrecken sich nach allen Seiten, soweit das Auge reicht. Der Lagerplatz selbst ist nur mit Gras bewachsen, aber von dichtem Gehölz umsäumt. Eine

*) Der Vertrag wurde im Januar 1776 unterzeichnet. — Wir glauben an der Darstellung des Verfassers nichts ändern zu dürfen. Vergl. Hessenland II. S. 4 ff.

fortlaufende Reihe durcheinander geworfner Steine an seinem Rande ist der letzte Ueberrest der einstigen starken Brustwehr, mit der das Lager umgeben war. Die auf Befehl des Continental Congress errichteten Baracken waren unansehnliche Bauwerke, die aber in der jahrelangen traurigen Gefangenschaft den Hessen willkommenen Schutz gegen Wind und Wetter im Winter, gegen die heißen Sonnenstrahlen im Sommer gewährten. Noch im Jahre 1841 standen die meisten dieser Baracken und Hütten, wenn auch stark verfallen, um dann dem Erdboden gleich gemacht zu werden.

Zur Bewachung des Lagers wurden vom Lieutenant Eckert 80 Mann von der Besatzung in Reading kommandirt, die sich in Abtheilungen von je 40 Mann ablösten, denn diese geringe Anzahl hielt man für ausreichend zur Bewachung. Diese Wache war auf's Beste bewaffnet. Den Gefangenen wurden alle Waffen, selbst die Taschenmesser abgenommen. Sie mußten Holz zur Feuerung herbeischleppen, Wasser aus den nächsten Quellen holen und andere niedrige Dienste im Lager verrichten. Die Verpflegung war eine sehr kärgliche. Einige der Gefangenen wurden im weiteren Verlaufe des Krieges sammt Pferden, welche mit erbeutet waren, zur Dienstleistung an benachbarte Farmer, Bauunternehmer und Maschinenfabriken vermiethet. So an Georg Ege, Besitzer einer Eisenhütte in Charming Forge, an John Patton, Besitzer des Berkshire Hüttenwerks, das während des Krieges den Freiheitskämpfern Kanonen und Kugeln im Werthe von ca. 60000 Mark (£ 2894) lieferte.

Es mag auffällig erscheinen, daß die Hessen niemals versucht haben, ihre Wächter zu überwältigen und sich zu befreien. Steine und Stöcke hätten ihrer Ueberzahl genügende Waffen gegen die 40, wenn auch gut bewaffneten Wachtmannschaften geboten. Aber ihre Kraft war gebrochen, schlechte Ernährung und dabei Anstrengung aller Art hatten ihre Gesundheit erschüttert. Und was hätten sie für Hoffnung haben können durch das von amerikanischen Truppen angefüllte Land ihren Weg zur Freiheit zu finden! Ein sicherer Tod durch die Hand dieser mit Haß gegen sie erfüllten Freiheitskämpfer wäre ihr sicheres Loos gewesen. Größer noch war ihre Furcht vor den im Lande herumstreifenden Indianern, eine Furcht, welche auch ihre Wächter theilten. Wie groß diese Furcht war, zeigt eine Begebenheit, welche sich am Weihnachtstag 1781 zutrug. Früh am Morgen dieses Tages wurde das Lager durch das Erscheinen von 20 mit Flinten bewaffneten Indianern überrascht und in panischen Schrecken versetzt. Es waren amerikanische Soldaten, Nachzügler von Van Campen's Truppen, auf dem Wege von Mc-Clure's Fort in Sunbury nach Washington's Lager in Philadelphia, welche sich den Scherz gemacht gatten, als Indianer bemalt und mit Federn geschmückt, das Lager zu erschrecken. Ihre Absicht gelang ihnen vollständig. Bei ihrem Erscheinen war es der Wachtposten, welcher zuerst nebst der gesammten Wache Reißaus nahm. Ein Gleiches thaten aber auch die vermeintlichen Indianer selbst, welche eine solche Uebermacht im Lager nicht vermuthet hatten und schleunigst ihr, wie sie glaubten, bedrohtes Leben in Sicherheit brachten. Zitternd vor Furcht, nicht wissend, wohin sie fliehen sollten, um sich der Gefahr skalpirt oder wieder ergriffen zu werden, zu entziehen, blieben die armen Gefangenen allein und unbewacht im Lager zurück. Währenddem schlugen die Wachtmannschaften überall Lärm und stürzten über Hals und über Kopf nach Reading mit dem Angstrufe „ganz Niagara mit seinen Indianern ist losgelassen.“ In Reading aber wußte man von dem Scherz und schickte die Ueberlisteten mit Hohn und Spott nach dem Lager zurück.

Als der Krieg zu Ende war, 1784, erhielten die Hessen ihre Freiheit wieder. In wenigen Wochen waren sie wie durch Zauberei verschwunden. Ein Theil wurde von gewissenlosen und betrügerischen englischen Unternehmern aufgegriffen, welche sie nach Deutschland zurückbrachten um die ausgesetzte Rückkehrprämie von 700 Thalern einzustreichen, andere wurden von Neuem gefangen und um's Leben gebracht, ehe sie einen sicheren Platz erreichen konnten. Die meisten zerstreuten sich auf die umliegenden Farmen in Berks County, um sich wie Sklaven zu verdingen. Die Nachkommen dieser sind die einzigen Hessen, welche bis auf diesen Tag in und um Reading noch vorhanden sind.

Ein Gefühl der Demüthigung und Erniedrigung hat ihre Väter, so lange sie lebten, nicht verlassen, und sie selbst verheimlichen ihre Abkunft auf das Sorgfältigste, wie ein Skelett im Hause vor des Nachbars Blicken. Und mit Spott und Verachtung blickten stets die deutschen Farmer des Schuylkill-Thales, welche während des Krieges gute Amerikaner waren, auf die ehemaligen hessischen Gefangenen. Ja bis auf die gegenwärtige Generation hat sich dies Gefühl erhalten. „Those d — cowardly Hessians, afraid to strike“ hieß es von den Arbeitern in Reading, welche sich an dem großen Eisenbahnstrike vor zwei Jahren nicht betheiligen wollten, bei den Strikenden in Pottswille, Port Richmond und Philadelphia.

Die alten hessischen Familien bekennen sich niemals als solche, und beleidigt und ohne

Zögern würden sie die Frage, ob ihre Urgroßväter wirklich Hessen waren, verneinen. Es gibt aber in und bei Reading noch viele ehrenwerthe und wohlhabende Familien, welche bekanntermaßen von jenen unglücklichen hessischen Söldnern abstammen, denen ihr Unglück als Verbrechen angerechnet wird." **J. R.**

Es kann uns nicht Wunder nehmen, in dem obigen von einem Amerikaner geschriebenen sensationellen Artikel der New-York Times wieder den landläufigen Verleumdungen der Hessen, wegen ihrer Betheiligung an dem amerikanischen Krieg auf Seiten der Engländer, zu begegnen. Indem wir gegen Ausdrücke wie „schmachvoller Vertrag", „Verkauf hessischer Soldaten" und die sonstigen Entstellungen mit aller Entschiedenheit Protest erheben, verfehlen wir nicht, auch unsererseits auf den in den Nummern 1—5 des Jahrganges 1888 unserer Zeitschrift enthaltenen Aufsatz „Ueber die angeblich nach Amerika verkauften Hessen" zu verweisen. — Dem hochgeschätzten Herrn Einsender des Artikels aber statten wir für seine Mittheilung unseren verbindlichsten Dank ab.

Die Redaktion.

Ludwig von Siegen zu Sechten,

Landgräflich Hessen-Kasselischer Oberstlieutenant, der Erfinder der sog. Schwarzkunst.

Von Franz Gundlach.

Am Montage nach dem Sonntage Oculi (6. März) 1458 bescheinigt „Johannes Egkehardes von Siegen, Schrieber vnd Diner des wolgeborn vnd Edeln Junghern Philipps Graven zcu Nassaw vnd zcu Sarbrugk", daß er von dem Landgrafen Ludwig (II., dem Herzhaften) von Hessen für „getreuwen willigen vnd angenomen Dinst" mit einer jährlichen Rente von sechs Gulden Geldes „zcu Rechten manlehen" beliehen sei. Johann Eckhard von Siegen stammte aus einem Kölner Patriziergeschlechte, welches auch zur Westphälischen Ritterschaft gehörte. — Arnold von Syegen, Burger vnnd Burgermeister zu Köln, besaß um 1527 die sogenannten Arnoldshäuser in Köln, sowie vor der Stadt die Höfe Comar und Klettenberg. Am Donnerstag nach Margarethe (14. Juli) 1530 stellt derselbe zu Augsburg einen weiteren Lehensrevers aus, nach welchem er von dem Landgrafen Philipp dem Großmüthigen von Hessen für sich und seine Leibeserben mit dem Hof und Gut zu Sechten (unweit Bonn) lehensweise bedacht wird. — Ein vermuthlicher Nachkomme Arnolds, Johann von Siegen, wird als Fürstlicher junger Herrschaft Hofmeister im Ritter-Collegio und Regierungsrath zu Kassel im Jahre 1620 genannt. Er war mit einer Holländerin, Anna von Perez, der Wittwe eines Hermann von Breil und Tochter des Marcus de Perez und der Ursula Lopez de villa nova vermählt und erzeugte in dieser Ehe neun Kinder, von welchen 1674 noch vier am Leben waren. Von diesen war Ludwig von Siegen das jüngste.[1]) 1609 in Holland geboren, kam er in den traurigsten Jahren des dreißigjährigen Krieges nach Kassel an den Hof des jungen Wilhelm des Sechsten und wurde hier Page, dann Kammerjunker und zuletzt, nachdem er einige Zeit als Oberstwachtmeister dem Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel gedient hatte, Oberst-Lieutenant im Heere der Landgräfin Amelie Elisabeth von Hessen. Ludwig von Siegen war von etwas schmächtiger Gestalt und zeigte schon früh ein nachdenkliches und fast finsteres Wesen, welches noch dadurch besonders unfreundlich erschien, daß er sein struppiges Haar — nach der Sitte damaliger Zeit — bis an die Augen herabgekämmt trug und wenig sprach und noch seltener lächelte. Seine Lieblingsbeschäftigung war das Zeichnen, und dadurch, daß er seine Mitschüler, die Zöglinge der von dem Landgrafen Moritz 1618 gestifteten Ritterakademie, in freien Stunden portraitirte, erlangte er mit der Zeit eine so große Fertigkeit, daß er mit wenigen Strichen eine überraschende Aehnlichkeit hervorzubringen wußte. Von großem Interesse war auch für ihn das Studium von Kupferstichen aller Art, besonders reizten ihn die damals schon sehr verbreiteten Kupferstiche der Künstlerfamilie Merian in Frankfurt a. M., und er suchte

[1]) Anna von Perez besaß aus ihrer ersten Ehe noch einen Sohn, Markus von Breil, welcher holländischer Kapitän-Lieutenant war und bei seiner in Utrecht wohnenden Mutter verstarb.

sich durch eine Reihe von Versuchen auch eine gewisse Fertigkeit im Kupferstechen zu erwerben. Aber seine militärische Laufbahn vergönnte ihm in der rauhen Kriegszeit nur wenige Mußestunden, um sein Zeichnentalent auszubilden, bis ihn im Jahre 1641 eine gewisse Ungnade bei der Landgräfin veranlaßte, sich zu seiner Mutter, welche sich nach dem Tode ihres Mannes nach Holland zurückgezogen hatte, zu begeben. Hier erwachte seine alte Leidenschaft zum Zeichnen und Kupferstechen auf's Neue, angeregt durch die vielen Künstler und Kunstwerke dieses interessanten Landes, in welchem die Kunst gleichsam den Mangel an schöner Natur ersetzen zu wollen schien. Er machte die Bekanntschaft verschiedener holländischer Maler und Kupferstecher und nahm schließlich seinen Aufenthalt in Amsterdam, um sich selbst zu vervollkommnen, und bei seinen wiederholten Versuchen in der Behandlung der Kupferplatten erfand er plötzlich eine ganz neue Art in Kupfer zu arbeiten.

Bis dahin hatte man nämlich die Zeichnung mit dem Grabstichel in die geglättete Kupferplatte geritzt, gestochen und geschnitten, oder auch nur punktirt; Siegen dagegen wählte die entgegengesetzte Manier, indem er die Kupferplatte mit einem Messer von bogenförmiger Klinge und zwei Griffen, der Wiege, so sehr nach allen Richtungen zerschnitt, daß dieselbe eine ganze rauhe Fläche annahm, in welche er nun mit einem Schabeisen seine Zeichnung ohne Contour flach eintrug, bald mehr, bald weniger tief; dadurch erzielte er eine äußerst feine Abschwächung von Licht und Schatten in den weichsten Uebergängen, welche im Abdrucke fast die Wirkung eines getuschten Bildes hervorbrachte. Die Sache erscheint so einfach, und doch war vor ihm noch keiner der vielen Kupferstecher auf diesen Gedanken gekommen. Nach verschiedenen kleineren Versuchen, welche über alle Erwartung günstig ausfielen, faßte er den Plan, in dieser neuen Manier das Portrait seiner bisherigen Gebieterin, der Landgräfin Amelie Elisabeth, auszuarbeiten. In Kassel hatte er nicht nur seine Kameraden, sondern auch die Angehörigen der fürstlichen Familie und die Landgräfin selbst öfters im Geheimen gezeichnet, und da er aus damaliger Zeit noch ein recht ähnliches Bild der hessischen Heroine in der von ihr getragenen Wittwentracht in seiner Studienmappe aufbewahrt hatte, so unternahm er mit großem Eifer sein Werk und wählte dazu eine so große Kupferplatte, wie er es bis dahin noch nicht gewagt hatte. Es war im Frühjahre 1642, als er diesen Entschluß gefaßt hatte, und schon am 19./29. August 1642 übersandte er von Amsterdam dem Landgrafen Wilhelm VI. von Hessen die ersten Abdrücke von dem Bilde der Landgräfin-Mutter mit einem eigenhändigen Schreiben jenes Datums (alten und neuen Styls), welches unter den Manuskripten der Kasseler Landesbibliothek noch jetzt vorhanden ist [2]). Er sagt in demselben unter anderem:

„Weiln aber ich eine gantz newe jnvention
„od sond bahre noch nie gesehene arth
„hierinne erfunden, Von solchem kupffer
„(nit wie von gemeinen mit thausendē)
„alhier nur etlich wenige wegē subtilheit
„d arbeit abdruckē habe lassē könnē vnd
„dwegen nur etliche zu verehrē habe, Alß
„hab zu vordst ahn Ihr Furst. gnaden ich
„billig den anfang machē vnd jnsondheit
„Deroselben lauth darunnd stehender schrifft
„es Vndthenig auch dediciren sollē vnd
„wollen . . . . ."

und ferner bemerkt er, daß

„kein kupfferstecher od kunstler außdenkē
„noch errathen könne, wie dieses werck
„gemacht werde".

Die dem erwähnten Briefe beigegebenen Stichproben sind leider nicht mehr aufzufinden und mögen im Laufe der Zeiten verloren gegangen sein, da sie nicht gleich dem Briefe der Repositur eines Archivs anvertraut wurden. Es kommen zwar in Kunstversteigerungs-Katalogen zuweilen einzelne dieser ersten Abdrücke vor, jedoch nur äußerst selten. So weist z. B. der Katalog XII von C. G. Börner in Leipzig vom Jahre 1874 auf Seite 124 unter Nr. 1744 ein solches Blatt aus dem Kabinet des Hofraths und Professors Dr. Karl Friedrich Heinrich Marx in Göttingen auf, mit dem Bemerken, daß dieses Kapitalblatt von höchster Seltenheit die mit der Feder in 1643 veränderte römische Jahreszahl 1642 trage. — Auch in Frankfurt a. M. kam vor einer Reihe von Jahren dasselbe Blatt in der Sammlung einer Frau von Brentano vor und soll mit 120 Thalern bezahlt worden sein. Ein sehr wohlerhaltenes Exemplar sieht man unter Glas an der Wand des Kupferstichkabinets im Königl. Museum zu Berlin und zwar mit der gestochenen Unterschrift: Amelia Elisabetha. D. G. Hassiae Landgravia etc. Comitissa Hanoviae Muntzenb. Illustrissimo ac Celsissimo Pr: ac Dnno. Dnno. Wilhelmo VI. D. G. Hassiae Landgr: etc. hanc Serenissimae matris et Incomparabilis Heroinae effigiem, ad vivum a se primum depictam novoq. jam sculpturae modo expressam dedicat consecratq. L. a.

---

[2]) Dieser Brief existirt auch in einem meisterhaften Abdruck, welcher ebenfalls auf der Kasseler Bibliothek aufbewahrt wird, und zwar in dem handschriftlichen Nachlasse Landau's in dem Fascikel „Maler und Kupferstecher". Diesem Abdruck sind die angeführten Stellen entnommen.

Sichem (sic!) — Aō. Dni. M.D.C.XLIII. Aber auch hier ist augenscheinlich die ursprüngliche Schlußziffer II in III verändert, und wir haben mithin einen der ersten Abdrücke aus dem Jahre 1642, dem Jahre der Erfindung, vor uns. Diese veränderte Jahrzahl hat zur Folge gehabt, daß in vielen gedruckten Nachrichten die Erfindung dieser sogenannten Schwarz- oder Schab-Kunst in das Jahr 1643 irrthümlich verlegt wird, während der vorgedachte Originalbrief des Erfinders vom 19./29. August 1642 das Jahr der Erfindung auf das Bestimmteste darthut. Ebenso sicher ist damit erwiesen, daß Ludwig von Siegen der wirkliche Erfinder war, und daß der zuweilen als solcher genannte Prinz Robert von der Pfalz die bei Siegen erlernte Kunst nur zu größerer Vollkommenheit brachte [3]. — Der Ausübung dieser Kunst, welche die Italiener Mezzotinto nennen, sind nach Siegen besonders die Gebrüder Vaillant gefolgt; in Holland [4]) und England wurde sie sehr gepflegt. Graf Léon von Laborde hat ihr während seines längeren Aufenthaltes zu Kassel als Gesandtschaftsattaché eine besondere Schrift gewidmet unter dem Titel: Histoire de la gravure en manière noire, par Léon comte de Laborde, Paris 1839, und derselben außer verschiedenen Abbildungen auch den erwähnten Originalbrief Siegens in der Kasseler Bibliothek in chemisch hergestelltem Abdruck beigegeben. Von Siegens Portrait der L. Amelie Elisabeth hat man verschiedene kleinere Nachstiche.

[3]) Man sehe den Gothaischen Hofkalender für das Jahr 1781, S. 110.

[4]) Hier besonders Blodeling, von Gohle und P. Schenck.

Ein Portrait des L. v. Siegen selbst, 1644 von R. A. Persyn nach dem Leben gezeichnet und in Kupfer gestochen und mit der Devise: Sunt artibus arma decori versehen, führt die aus damaliger Zeit herrührende Unterschrift in vergilbter Tinte: „L. von Siegen, Ein Heßischer Obrist Lieutenant d. Erfinder der sogenannten Schwartz-Kunst in Kupfer zu arbeiten." Dieses Blatt wird nach neueren Ermittelungen für ein unicum gehalten und befindet sich gegenwärtig in der Großherzogl. Hess. Museumsbibliothek zu Darmstadt.

Schließlich gedenke ich einer in Leipzig und Wien 1771 erschienenen Schrift: „Idée générale d'une Collection complette d'Estampes avec une Dissertation sur l'origine de la gravure et sur les premiers Livres d'Image", in welcher S. 208 folgende Stelle vorkommt: Ce n'est pas le Prince Robert, qui ait inventé la manière noire, comme Vertue et quelques autres Auteurs l'avancent. Ce fût le Lieutenant-Colonel de Siegen au Service du Landgrave de Hesse, qui grava la première pièce dans ce genre, et c'est le Portrait d'Amelie Elisabeth Landgrave de Hesse, executé en 1643 (!). Le Prince Palatin Robert l'apprit de lui et l'apporta dans son second voyage avec le Roi Charles II en Angleterre.

Anmerkung: Das an dem mehrgedachten Originalbriefe befindliche, noch wohl erhaltene kleine Siegel in schwarzem Lack zeigt unter einem mit Büffelhörnern gezierten Helm im Schilde zwei große von der linken Schildseite in das Feld reichende Spitzen und hat oben herum zugleich die Anfangsbuchstaben des Namens L. V. S. Etwas abweichend beschrieben wird dies Wappen in Dr. E. H. Kneschke's neuem allgemeinem deutschen Adels-Lexikon, Leipzig 1868, Band 8, S. 489.

Professor Dr. Wilhelm Gies †.

Die Fuldaer Gelehrtenschule kann sich rühmen, daß in ihr von Alters her, von jenen Zeiten an, in welchen noch das Trivium und Quadrivium herrschte, bis zur Gegenwart das Studium der Mathematik mit ganz besonderem Eifer und Erfolge betrieben wurde. Eine große Anzahl hervorragender Mathematiker sind aus ihr während ihres mehr denn elfhundertjährigen Bestehens hervorgegangen, unter ihnen ein Athanasius Kircher, der größten Gelehrten Einer des 17. Jahrhunderts, gleich berühmt als Mathematiker und Naturforscher, wie als Sprachkundiger und Archäologe. Und waren es nicht im vorigen Jahrhundert die gelehrten Benediktinermönche, die sich neben dem Studium der Philosophie und der Theologie mit Vorliebe der Mathematik und den Naturwissenschaften hingaben und als Lehrer dieser Wissenschaften Treffliches leisteten? Welchem Fuldaer sind die Namen Gotthard Siebert, Aegid Heller, Placidus Dickert, Burkard Schell unbekannt? Diese Vorliebe für die exakten Wissenschaften scheint denn auch nach Aufhebung des Benediktinerkonventes zu Anfang dieses Jahrhundert als glückliche Erbschaft auf die neu entstandenen Gelehrtenschulen übergegangen zu sein. Auch an diesen Anstalten wirkten tüchtige Mathematik-Lehrer, keiner aber von denselben hat sich größere Verdienste erworben, als jener, man kann wohl sagen berühmte Mann, dessen irdische Hülle am 15. Februar zu Fulda unter

zahlreicher Betheiligung von Leidtragenden der Erde übergeben wurde: der Professor Dr. Wilhelm Gies. Mehr denn vierzig Jahre hat er an dem Fuldaer Gymnasium als Lehrer der Mathematik wird der Naturwissenschaften eine segensreiche Thätigkeit entfaltet, er war eine Zierde dieser Anstalt. Weit und breit in der wissenschaftlichen Welt wird sein Name mit hoher Achtung genannt, tausende von Schülern hat er herangebildet, die ihm in dankbarer Verehrung ergeben sind und gleich allen, die ihn kannten, sein am 12. Februar erfolgtes Hinscheiden aufrichtig und tief betrauern. Wir halten es für unsere Pflicht, diesem hervorragenden Gelehrten, der zu den geistig bedeutendsten Männern unseres Hessenlandes zählte, einen besonderen Nachruf zu widmen und bedauern nur, daß unsere Kräfte zu schwach sind, um seine Verdienste so würdigen zu können, wie es sich gebührt. Möge dies recht bald von berufener fachmännischer Seite geschehen.

Wilhelm Gies war am 3. September 1813 zu Neustadt im Kreise Kirchhain als dritter Sohn des dortigen Bürgermeisters geboren. Seine Eltern verlor er frühzeitig, ein Onkel, der nachmalige Domkapitular Anselm Henkel, nahm sich seiner Erziehung an und bestimmte ihn für den geistlichen Stand. Wilhelm Gies besuchte das Lyceum zu Fulda und das Pädagogium zu Marburg, widmete sich aber nach Absolvirung des letzteren nicht dem Studium der Theologie, sondern der Philologie. Im Herbste 1831 wurde er auf der Landesuniversität Marburg immatrikulirt. Später ging er zum Studium der Mathematik und Naturwissenschaften über und unterzog sich am 20. September 1836 dem Fakultätsexamen, das er rühmlichst bestand. Hierauf nahm er die Stelle als erster Lehrer an der Bezirksschule zu Therwyl in der Schweiz (Kanton Basel=Land) an. Nachdem er dieser Anstalt drei Jahre lang vorgestanden hatte, kehrte er in sein Heimathland Kurhessen zurück und wurde im Oktober 1839 mit der Versehung der Stelle eines Lehrers der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Hersfeld beauftragt. Im Juli 1840 wurde er zum Hilfslehrer befördert und im März 1841 in gleicher Eigenschaft an das Gymnasium zu Fulda versetzt.

Hier möge uns gestattet sein, eine persönliche Erinnerung einzuschalten. Im Sommersemester 1841 begann Wilhelm Gies seinen Unterricht am Fuldaer Gymnasium. Der Schreiber dieser Zeilen war damals Sekundaner. Ihm und seinen Mitschülern imponirte das feste, sichere, energische Auftreten des neuen Lehrers ganz gewaltig, die Klarheit seines Vortrages erfüllte uns mit Bewunderung, trotz seines Ernstes faßten wir Vertrauen und fühlten uns zu ihm hingezogen, und da wir in Tertia durch einen trefflichen Lehrer, den Dr. Julius Hartmann, den Freund Dingelstedt's, gut in die Mathematik eingeführt worden waren, so fand auch er Gefallen an seinen Schülern der Sekunda, mit denen er gleich an den Pfingsttagen einen Ausflug in die Rhön unternahm, welcher sich für uns zu einem ebenso angenehmen wie lehrreichen gestaltete. Hier lernten wir auch die Gemüthsseite unseres neuen Lehrers kennen und schätzten ihn um so mehr. Hier gab er sich, wie er war, frei von jeder Einseitigkeit und Pedanterie, und wie sein Vorgänger Dr. Julius Hartmann, der im Jahre zuvor an das Gymnasium zu Marburg versetzt worden war, zeigte er sich als warmen Verehrer der Poesie und Uhland erklärte er für seinen Lieblingsdichter.

Im Mai desselben Jahres wurde Dr. Wilhelm Gies zum ordentlichen Gymnasiallehrer ernannt und im Januar 1869 zum Oberlehrer und Prorektor befördert, auch wurde ihm der Titel „Professor" verliehen. Körperliche Beschwerden, die sich mit zunehmendem Alter einstellten, die u. a. auch die Schwächung seiner Sehkraft zur Folge hatten, und die damit verbundene Besorgniß, die Disziplin in den Unterrichtsstunden nicht mehr in derselben Weise aufrecht erhalten zu können, wie er dies von jeher gewohnt war, bestimmten ihn zu Anfang des Jahres 1882 um die Versetzung in den Ruhestand einzukommen, die ihm dann auch unter höchst ehrenvoller Anerkennung seiner ausgezeichneten Leistungen und unter Verleihung des rothen Adlerordens vierter Klasse vom 1. Oktober des genannten Jahres ab gewährt wurde. Seine ehemaligen Schüler aber ließen es sich nicht nehmen, ihm bei dieser Gelegenheit eine ganz besondere Ehrung und Huldigung darzubringen.

(Schluß folgt.)

Kapitän Scheller.

Nach der Erzählung eines Verstorbenen.

Von Wilhelm Bennecke.

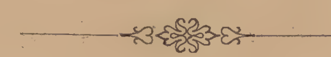
(Fortsetzung.)

Es mochte, wie gesagt, ein Jahr verflossen sein, da erhielt eines Tages meine Frau den Besuch eines Fräuleins Bender, einer Nichte des Kapitäns. Ihr Vater hatte ebenfalls dem Offizierkorps angehört und war vor Kurzem gestorben; er hatte in einer von der Residenz entfernten Garnison gestanden, war aber von seinen jungen Jahren her mir und manchem anderen älteren Offizier in der Hauptstadt wohl bekannt gewesen. Fräulein Bender, welche schon frühe ihre Mutter verloren hatte, überraschte uns durch die Mittheilung, daß ihr Onkel sie zu sich genommen habe, denn bis jetzt war der alte Junggeselle und Sonderling stets sehr abgeneigt gewesen, eine Frauenhand um sich walten zu lassen. Als ich die junge Dame, ein fein erzogenes hübsches Mädchen, auf manche kleine Eigenheiten des früheren Freundes hinwies, denen sie Rechnung tragen möge, meinte sie mit einem herzigen Blick: Mit Lust und Liebe lasse sich Vieles erreichen und die habe sie in ihren neuen Wirkungskreis mitgebracht. Wir wünschten ihr das Beste und trugen ihr die herzlichsten Grüße an den Kapitän auf. Einige Tage später machte meine Frau dem Fräulein Bender einen Gegenbesuch und wußte, als sie nach Hause kam, nicht genug über Scheller's Wunderlichkeiten zu erzählen. Er hatte sie, seine ursprüngliche Galanterie nicht verleugnend, in der liebenswürdigsten Weise in seiner Wohnung herumgeführt und dabei war gar manches Merkwürdige zu Tage getreten. In einer Ecke des ehemaligen Spielzimmers standen immer noch die versiegelten Ballen mit dem Tabak. In Schellers Wohnstube waren auffallend große Ansammlungen von Fliegen bemerkbar gewesen und meine Frau hatte, ohne sich dabei etwas zu denken, ihre Verwunderung darüber ausgesprochen. Sogleich war Schellers Gesicht ganz verändert geworden und mit seinem gezwungenen Lachen hatte er gesagt: „Ja, ja, merken Sie das auch? Wer sollte es auch nicht! Wo sie herkommen, diese Thiere —? Meine Feinde bringen sie her! Sie sammeln sich die Eier in Federspulen, besuchen mich, thun freundlich mit mir und streuen sie dann in die Dielenritze. Sie gönnen mir mein bischen Ruhe nicht!" Dabei ließ er aber ganz außer Acht, daß in dem Hause eine Gastwirthschaft mit Ausspann war, welcher Umstand die zahlreichen Fliegen sehr leicht erklärlich machte. In einem anderen mit ganz dunkler Tapete versehenen Zimmer befand sich weiter Nichts, als ein schwarz angestrichener Sarg und ein Schemel. „Um's Himmelswillen, Herr Kapitän", hatte meine Frau bei diesem Anblick ausgerufen, „was soll denn das bedeuten?" Lächelnd war von ihm der Deckel in die Höhe gehoben worden — in dem Kasten befand sich wohlgeordnet eine von ihm selbst angelegte Käfer- und Schmetterlingssammlung. So wußte er Allem ein eigenartiges, düsteres Gepräge zu geben, Fräulein Bender aber schien sich ganz zufrieden bei ihrem Onkel zu fühlen. — Nach diesem Besuch kam Scheller zum ersten Male an dem Geburtstag meines Söhnchens, das seinen Vornamen führte, wieder zu uns, aber leider waren meine Frau und ich gerade ausgegangen. Das Dienstmädchen öffnete ihm die Kinderstube und sah noch, wie er alle Taschen voll Spielsachen, den kleinen Christian auf den Schoß nahm und mit ihm zu schäkern anfing. Das Mädchen ging hinaus — nach einigen Minuten hörte sie plötzlich die Thüre heftig zuschlagen — sie eilte aus der Küche und erblickte den Kapitän, wie er, mit verzerrtem Gesicht, unter gellendem Lachen und lautem Husten die Treppe hinunterstürzte. Drinnen fand sie meinen Jungen weinend und von den Spielsachen nichts, als einen großen Hampelmann, den Scheller wahrscheinlich in der Eile verloren hatte. Weder das Mädchen, noch wir, wußten aus dem Kinde herauszubringen, was geschehen war. Erst später sollte uns etwas Klarheit darüber werden. Meine Frau war mit Christian an einem hübschen, aber etwas windigen Herbsttag auf einen der Plätze der Residenz spazieren gegangen, als der Kapitän daher kam und sie anredete. Er war ganz heiter und gesprächig und als er nach Christian fragte, rief meine Frau den Jungen, welcher in der Nähe herumspielte, zu sich. Er sprang herbei und da die Luft ihm den Hals etwas trocken gemacht haben mochte, räusperte er sich ein wenig, indem er dem Kapitän das Händchen gab. Da fing dieser sich ebenfalls zu räuspern an, aber auf eine ganz übertriebene Weise, schnitt eine schreckliche Fratze, hustete so laut und anhaltend, daß es über den ganzen Platz hinschallte, sodaß die Leute stehen blieben, und rief: „Fängst du auch schon an?!" Dann ging er, ohne Abschiedsgruß, mit langen Schritten davon.

Er mußte in solchen Zufälligkeiten eine Verhöhnung seiner Person erkennen, an einer weiteren fixen Idee leiden. —

Als die Trauerzeit für Fräulein Bender um war, wurde sie, ohne daß der Kapitän, der gesellschaftlich nun völlig zurückgezogen lebte, Einwendungen dagegen erhob, von mehreren Offiziersfamilien auf die Kasinobälle geführt und hier machte sie die Bekanntschaft des Majors von der Garde, des Herrn Don Quixote. Derselbe war ein Mann Mitte der Vierzig, mit eleganten Manieren, einer ordengeschmückten Brust und der Aussicht auf ein schnelles Avancement, da er einer der geistvollsten Offiziere unserer kleinen Armee war und die Aufmerksamkeit des Fürsten auf sich gezogen hatte. Dabei war er jedoch intrigant und ein Lebemann erster Sorte. Das hübsche Gesicht und das liebenswürdige Wesen des jungen Mädchens mochten eine gewisse Anziehungskraft auf ihn ausüben, vielleicht aber auch die Aussicht, daß sie, selbst schon vermögend, die Erbin des Kapitäns sein würde — kurzum, der Major war auf Schritt und Tritt hinter ihr her und auch sie schien seiner Bewerbung nicht unfreundlich entgegen zu kommen.

(Schluß folgt.)



Weihjlied. [1])

(Schwälmer Mundart).

Schloff, Kendche, schloff!
Mon frieh [2]) da steihjst de off [3]),
Da weis ich der die bongte Küh,
Dos Felche ö dos weiße Hüh [4]).

Die Sonn es schie
Is Bettche scho gegieh. [5])
Im Himmel wacht dr liewe Gött,
Dêr dich ö see geschaffe höt.

Sü, süssü, sü!
Nü düh die Ööje [6]) zü.
Höst dü die Ööje zügemôcht,
Da schläffst de güt die gânze Nôcht.

Ö kemmt die Sonn
Mon frieh, meng Schatz, da hon [7])
Ich der de Kaffie [8]) scho gekocht
Ö Hôsebrodche [9]) metgebrocht.

So, sosso, so!
Da lacht meng Kendche froh
Ö schlengt die Häng [10]) mer em de Hâls.
Günôcht [11]), meng Schatz! Gött wâls! [12])

Kurt Kuhn.

1) Wiegenlied, 2) morgen frühe, 3) stehst du auf, 4) bunte Kuh, das Füllchen und das weiße Huhn, 5) gegangen, 6) Augen, 7) haben, 8) Kaffee, 9) Hasenbrot, 10) Hände, 11) gute Nacht, 12) Gott walte es!

Aus Heimath und Fremde.

Zweier geschichtlicher Vorträge haben wir hier Erwähnung zu thun, die jüngst in Kassel gehalten wurden. Am 19. Februar sprach Dr. Karl Scherer in der Hauptversammlung des Kasseler Zweigvereins des „Allgemeinen deutschen Sprachvereins“ über den Grafen Ernst von Schlieffen. Die auf gründlichen Studien beruhenden interessanten Ausführungen des Redners über den verdienstvollen Krieger und Staatsmann, den eifrigen Förderer von Kunst und Wissenschaft, den späteren Einsiedler von Windhausen, der zu den ältesten Vertretern der Sprachreinigungs-Bestrebungen gehörte, wurden mit lebhaftem Beifalle aufgenommen. — Am 23. Februar hielt Pfarrer G. W. Wissemann im „Vereine für hessische Geschichte und Landeskunde“ den angekündigten Vortrag über „die Kunst der Glasmalerei mit besonderer Beziehung auf Hessen.“ Auch dieser Vortrag des als vortrefflicher Redner bekannten Herrn Pfarrers fand allgemeinen Beifall.

Die „Kasseler Allgem. Zeitung“ vom 20. Februar schreibt:

„Marburg. Die hiesige Elwert'sche Buchhandlung erwarb in den letzten Tagen in Amsterdam eine alte Handzeichnung von Marburg von P. von Liander, welche eine besondere Beachtung verdient. Dieselbe stammt aus der Zeit von 1750. Alle älteren Ansichten von Marburg von Dilich, Merian ꝛc. sind sämmtlich von SO. aufgenommen, die hier erwähnte von NO. Auf dem Schlosse sind die Bauten nördlich vom Rittersaal, welche längst abgetragen sind, sichtbar.“

Hieran anschließend, können wir melden, daß in der Buchhandlung von Baier u. Co. zu Kassel aus dem Nachlasse eines hohen kurhessischen Militärs 24

kleine Pläne von Gefechten und Belagerungen der alliirten hessisch-hannoverschen Armee unter dem Herzog von Braunschweig während des siebenjährigen Krieges zum Verkauf ausgestellt sind, z. B. Belagerung von Kassel, Belagerung des Schlosses von Marburg, Schlacht bei Wilhelmsthal, Gefecht am Sandershäuser Berg. Ebendaselbst aus derselben Quelle: ein auf Leinwand gezogener, einen Quadratmeter großer alter Plan der Schlacht bei Wilhelmsthal.

Der billige Preis dürfte die Acquisition dieser seltenen kartographischen Schätze durch Geschichtsvereine oder Private sehr räthlich erscheinen lassen.

R.-L.

Es liegen uns folgende neue Schriften vor, deren Besprechung wir uns, wegen Mangels an Raum, für später vorbehalten müssen: „Das russische Volk und Heer“ von O. Wachs; „Hausinschriften aus Marburgs Umgebung“ von Julius Freund; „Geschichte der Stadt Karlshafen und ihrer französischen Kolonie“ von R. Francke.

Universitätsnachrichten. An Stelle des von Marburg an die Universität Leipzig berufenen Professors der Geschichte Dr. Karl Lamprecht ist Professor Dr. Goswin Freiherr von der Ropp zu Breslau (früher in Gießen) zum ordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Universität Marburg berufen worden. Prof. Freiherr von der Ropp, geboren am 5. Juni 1850 zu Goldingen in Kurland, ist der Verfasser folgender Schriften: Erzbischof Werner von Mainz, 1871; Hanserecesse von 1431/76, 1875 ff.; Zur deutsch-skandinavischen Geschichte des XV. Jahrhunderts, 1876; Deutsche Kolonien im 12. u. 13. Jahrhundert, 1886; ꝛc. ꝛc. — Der außerordentliche Professor Dr. Gustav Krüger zu Gießen hat den an ihn ergangenen Ruf zu gleicher Stellung in der theologischen Fakultät zu Göttingen angenommen.

Todesfälle. Am 31. Januar starb zu Fulda nach längerem Leiden im 72. Lebensjahre der praktische Arzt Dr. med. Friedrich Joseph Bauer. Geboren war derselbe am 5. Mai 1819 zu Amöneburg als Sohn des Physikus Dr. J. B. Bauer. Er besuchte die Gymnasien zu Marburg und Fulda und trat nach absolvirtem Studium auf der Landesuniversität als Militärarzt in das kurhessische Garderegiment. In dieser Stellung machte er 1848/49 den Feldzug in Schleswig-Holstein mit. Später trat er in den Zivildienst über und wirkte seit 1857 als Arzt in Fulda. Hier hatte er eine ausgedehnte Landpraxis und galt für einen sehr tüchtigen, umsichtigen und zuverlässigen Operateur und Geburtshelfer. Seit mehreren Jahren war ihm auch die Stelle als städtischer Impf- und Armenarzt übertragen worden. Seine unermüdliche opferwillige Thätigkeit, seine vortrefflichen Charaktereigenschaften sicherten ihm die Hochschätzung aller, die ihn kannten. Von ihm kann man sagen, daß er keinen Feind hatte. Er ruhe in Frieden. —

Am 16. Februar verschied zu Petersburg im 37. Lebensjahre der Botschaftsrath bei der deutschen Gesandtschaft Karl Freiherr von Dörnberg, Sohn des am 13. Februar 1858 zu Frankfurt a. M. verstorbenen kurhessischen Geheimen Legationsraths und Bundestagsgesandten Philipp Freiherrn von Dörnberg. Karl Freiherr von Dörnberg war am 21. Oktober 1854 zu Paris geboren, widmete sich der diplomatischen Laufbahn, war längere Zeit Legationsrath bei der deutschen Gesandtschaft in Bukarest, dann Botschaftsrath in Rom und hat bei der jüngsten Zusammenkunft des Reichskanzlers von Caprivi mit Crispi in Mailand beim Reichskanzler Dienst gethan; vor einigen Monaten wurde er als Nachfolger von Pourtales zum Botschaftsrath nach Petersburg ernannt, dort erkrankte er vor Kurzem an einer Bronchialentzündung so schwer, daß der Luftröhrenschnitt ausgeführt werden mußte; einer inneren Verblutung ist er dann am 16. Februar erlegen. Der Verblichene zählte zu den tüchtigsten unter unseren jüngeren Diplomaten.

Am 21. Februar starb plötzlich an einem Schlagflusse, bei der Ausübung seiner Praxis, der Kreisphysikus Dr. Adolf Seitz von Gersfeld im Alter von 55 Jahren. Der Verstorbene, seit 1867 in Gersfeld als Arzt thätig, erfreute sich allgemeiner Hochschätzung und Beliebtheit. Sein Andenken wird in Ehren bleiben.

Nachtrag zur hessischen Todtenschau von 1890. Am 25. Februar starb zu Wanfried a. d. Werra Karl Friedrich Franz Joseph von Scharfenberg, Großhändler und lange Jahre k. k. Konsul zu Havana, Insel Cuba, geb. am 26. Mai 1812. — Am 3. September starb zu Bad Ems im Alter von 76 Jahren der Hofbuchdrucker Heinrich Christian Sommer, Herausgeber des „Lahn-Boten“ und eifriger Förderer des Obstbaues und der Blumenzucht, geboren zu Breitenbach am Herzberg als Sohn des bekannten Naturforschers und Wundarztes Konrad Sommer.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 6. **Kassel, 17. März 1891.**

Das **„Hessenland“**, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1891 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2847.

Nach Wintersleid.

Nun weine nicht! Zu Ende
Ist nun des Winters Macht.
Es kommt mit reicher Spende
Der Frühling über Nacht.
Mit Lerchen und mit Schwalben,
Mit Glanz und Duft und Licht,
Mit Blüthen allenthalben —
Mein Herz, nun weine nicht!

Und all, was Du getragen
An schlimmer Schmerzen Last,
Was in den trüben Tagen
Du still gelitten hast,
Es sei verweht, verschollen
In des Vergessens Nacht!
Herzlieb, wir aber wollen
Uns freu'n der Lenzespracht.

Blick auf! Es soll nicht bangen
Noch zweifeln Dein Gemüth,
Da uns aus lichtem Prangen
Der Lenz entgegenblüht.
Der Lenz, der halb verborgen
Schon drauss am Fenster kost —
Mein Lieb, nun fort die Sorgen,
Mein Lieb, nun sei getrost.

D. Saul.



Kurfürst Wilhelm I. in Fulda.

Von F. Zwenger.

Keiner der kleineren Staaten Deutschlands hatte zu Anfang dieses Jahrhunderts so viele Wandelungen zu bestehen, als das Fürstenthum Fulda. Innerhalb dreizehn Jahren war es einem sechsmaligen Regierungswechsel ausgesetzt. Nachdem 1802 das altehrwürdige Hochstift Fulda säkularisirt worden war, erhielt es den Erbprinzen Wilhelm Friedrich von Oranien-Nassau zum Landesherrn. Nach der Schlacht von Jena (14. Oktober 1806) kam es unter französisches Gouvernement, am 1. Mai 1810 wurde es als ein Bestandtheil dem Großherzogthum Frankfurt zugetheilt. Die Schlacht von Leipzig machte dem letzteren ein Ende. Das Departement Fulda wurde von den alliirten Mächten als erobertes Land angesehen, und seine einstweilige Verwaltung wurde am 6. November 1813 dem k. k. österreichischen Generalgouvernement zu Frankfurt übertragen. In Folge des Artikels 40 der Bestimmungen des Wiener Kongresses erfolgte dann die Uebergabe des Departements Fulda an Preußen am 27. Juli 1815. Dieselbe wurde durch den k. k. österreichischen bevollmächtigten Minister Freiherrn von Hügel und durch den königl. preußischen Geheimen Regierungsrath von Motz vollzogen. Das Protokoll wurde im Schlosse zu Fulda unterzeichnet.

Die damalige Herrschaft Preußens über das Fürstenthum Fulda sollte nicht lange dauern. Schon am 16. Oktober 1815 wurde zwischen Preußen und Kurhessen ein Vertrag abgeschlossen, der die Abtretung des Fürstenthums Fulda an Kurhessen bezweckte. Preußen war bei den Unterhandlungen durch den Präsidenten Konrad Sigmund von Haenlein, Kurhessen durch den Geheimen Regierungsrath George Ferdinand von Lepel vertreten. Dem Kurfürstenthum Hessen wurde das Fürstenthum Fulda mit Ausnahme der Bezirke Dermbach und Geisa, welche an das Großherzogthum Sachsen-Weimar fallen sollten, zugesprochen. Ferner sollten dem Kurfürsten von Hessen die ritterschaftlichen Gerichte Lengsfeld, Mansbach, Buchenau und Wehrda übergeben werden. Dagegen trat der Kurfürst von Hessen an Preußen die niedere Grafschaft Katzenellnbogen, die Herrschaft Plesse, das Kloster Höckelheim, die Aemter Neuengleichen, Uchte, Auburg, Freudenberg und die Propstei Gollingen, welche nachher, mit Ausnahme der niederen Grafschaft Katzenellnbogen, an Hannover übergingen, an das Großherzogthum Sachsen-Weimar die Stadt Vacha mit den Aemtern Frauensee, Völkershausen und Lengsfeld nebst einem Theile der Vogtei Kreutzberg und des Amtes Friedewald ab. Durch das Fuldaer Protokoll vom 7. Februar 1816 wurde dem Kurfürstenthum Hessen auch das Amt Salmünster mit Uerzell, Sannerz und dem Hutten'schen Grunde zugesprochen, wogegen das Amt Weyhers mit Ausnahme der Dörfer Melters und Hattenroth an Oesterreich abgetreten wurde, um von diesem an das Königreich Bayern übergeben zu werden.

Preußen führte die Regierung über das Fürstenthum Fulda bis zu Ende Januar 1816 fort.

Die neuen Erwerbungen vereinigte der Kurfürst von Hessen unter dem Namen eines Großherzogthums Fulda mit seinen übrigen Staaten. Am 31. Januar 1816 erließ derselbe eine Proklamation an die Bewohner des Großherzogthums Fulda, welcher am 5. Februar das Uebernahmepatent desselben folgte. Diese Aktenstücke lauten:

Von Gottes Gnaden Wir Wilhelm der Erste, Kurfürst und souverainer Landgraf von Hessen, Großherzog von Fulda, Fürst zu Hersfeld, Hanau und Fritzlar, Graf zu Katzenellnbogen, Dietz, Ziegenhain, Nidda und Schaumburg 2c. 2c.

Urkunden und bekennen hiermit, das Wir in Folge der Verhandlungen des Kongresses zu Wien, behufs der nöthig befundenen Ausgleichungen im nördlichen Deutschland, mit Sr. Königl. Majestät von Preußen übereingekommen sind, verschiedene der von Uns bisher besessenen Ländertheile abzutreten, und als Entschädigung dafür denjenigen Theil des vormaligen Departements Fulda, welcher des Königs von Preußen Majestät durch die Wiener Kongreß-Akte überwiesen worden ist, mit Ausnahme der Bezirke Dermbach und Geisa, mithin namentlich folgende Bezirke:

Neuhof, Fulda mit der Stadt dieses Namens, Johannesberg, Großenlüder, Burghaun, Hünfeld, Eiterfeld, Haselstein und Bieberstein (letzteren mit Ausnahme der nach der Wiener Kongreß-Akte zur Disposition Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich verbleibenden Ortschaften)

mit allen Landeshoheits-, Oberherrlichkeits-, Lehens-, Domanial- und anderen Rechten in Besitz zu nehmen, auch von den ritterschaftlichen Gerichten Lengsfeld, Mansbach, Buchenau und Wehrda, nebst dem Dorfe Wenigentaft, den durch kriegerische Ereignisse verlorenen Besitz wieder zu ergreifen, und im Einverständniß mit den hohen alliirten Mächten diese sämmtliche vorgenannte Bezirke und Ortschaften unter dem Titel und Namen des

Großherzogthums Fulda

mit Unseren Staaten zu vereinigen.

Indem Wir dieses hiermit thun, versehen Wir Uns zu sämmtlichen Einwohnern erwähnten Großherzogthums, insbesondere der Geistlichkeit, Ritterschaft, dem Bürger- und Bauernstande, Lehnleuten, Einsassen und überhaupt einem jeden, wes Standes und Würden er sein möge, daß er die ihm nun gegen Uns, als seinem Landesherrn, obliegenden Pflichten willig übernehmen und solche getreulich erfüllen werde.

Wir werden dagegen sie sämmtlich in Unseren Schutz zu nehmen und ihnen Unsere landesväterliche Vorsorge und Gnade eben so, wie Unseren übrigen Unterthanen, angedeihen zu lassen nicht anstehen.

Urkundlich Unserer allerhöchsteigenhändigen Unterschrift und beigedruckten Kurfürstlichen Siegels.

So geschehen zu Kassel, den 5. Februar 1816.

Wilhelm, Kurfürst.

Bewohner des Großherzogthums Fulda!

Durch das von Mir vollzogene Patent habe Ich Euch mit Meinen Unterthanen, Euren Nachbarn, vereinigt. Es ist dieses in Folge derjenigen Uebereinkunft geschehen, welche ich zur Beförderung der nach den Wiener Kongreß-Verhandlungen nöthig geschienenen Territorial-Ausgleichungen im nördlichen Deutschland mit Seiner Königlichen Majestät von Preußen geschlossen habe.

Ich habe darnach von mehreren Meiner geliebten Unterthanen Mich trennen und dadurch höheren Staats-Zwecken ein Opfer bringen müssen, welches Meinem Herzen wehe thut, und Mir nur dadurch erleichtert wird, daß Ich in Eurer Anhänglichkeit, Eurer Treue, Eurer Unterthanenliebe Ersatz dafür zu finden hoffe; eine Hoffnung, welche Ihr gewiß nicht unerfüllt lassen werdet!

Niedergebeugt durch die mit anhaltenden Kriegen stets verbundenen Lasten, sehntet Ihr Euch schon lange nach einem anderen besseren Zustande. Die Wunden, welche die letztverflossenen Jahre Euch schlugen, sind zwar zu tief, um alsbaldiger Heilung fähig zu sein; doch unter des Allmächtigen Beistand wird es Meine stete Sorge sein, mit der wieder eintretenden allgemeinen Ruhe auch in Eure Hütten Frieden und häuslichen Wohlstand zurückzuführen, und es wird Mir die süßeste Beruhigung gewähren, zu sehen, wie Ihr vereint mit Meinen treuen Hessen, künftighin einen in sich selbst befestigten wohlgeordneten Staat bilden werdet!

Eure Religion, Eure kirchlichen und Schulanstalten, reinchristliche Denkungs- und Handlungs-Art auch unter Euch zu schützen und zu pflegen, die unparteiischste Gerechtigkeit auch bei Euch vorwalten zu lassen, Eurem Fleiß und Eurer Industrie Hilfs-Quellen zu eröffnen, wird mein ernstliches Bemühen sein.

Mögen Eure Söhne, in die Reihen Meiner braven Truppen tretend, eben so sehr zur Erhaltung der inneren Ruhe, als, im Falle neuer Gefahr, zu des Vaterlands Rettung beitragen; mögen sie sich würdig zeigen, *den bewährten* Kriegs-Ruhm der Hessen zu theilen!

Ein Sinn belebe alle, die von nun an den Namen Hessen führen, und mit frohem Gefühle erinnere einst noch der späte Enkel sich dieser glücklichen Vereinigung!

Kassel, den 31. Januar 1816.

Wilhelm, Kurfürst.

Die Besitznahme des nunmehrigen Großherzogthums Fulda für Kurhessen erfolgte am 5. Februar 1816 durch den kurhessischen Kommissarius, den Oberappellationsgerichts-Präsidenten Ferdinand von Schenk zu Schweinsberg. Fulda kannte diesen Mann aus der oranischen Zeit. Er war, zum Geheimrath des Prinzen von Oranien gehörig, auch nachdem sein Fürst in der preußischen Armee gegen Napoleon ein Kommando geführt hatte, in Fulda zurückgeblieben, von den einrückenden Franzosen festgenommen und nach Mainz gebracht worden. Dem Herrn von Schenk stand als zweiter Kommissarius der Geheime Kammerrath Friedrich Heinrich Karl Fulda zur Seite. — Beide hohe Beamten erregten Vertrauen und in der That haben sie dasselbe auch gerechtfertigt, indem sie alles thaten, um den Uebergang zu der neuen Herrschaft der Bevölkerung Fuldas zu erleichtern. Weniger war dies freilich mit den hessischen Beamten geringeren Grades der Fall, welche sich in die Fuldaer Verhältnisse nicht zu schicken wußten und nur zu häufig durch ihre rücksichtslose Derbheit verletzten.

War man auch in Fulda, früherer Zeiten eingedenk, den Hessen nicht besonders hold, so war doch die Proklamation des Kurfürsten von seinen neuen Unterthanen gut aufgenommen worden, was man sich sonst auch von den Eigenheiten und der festhaltenden, karg verschlossenen Hand des neuen reichen Landesfürsten erzählen mochte.

Auf den Monat Mai des Jahres 1816 war die Ankunft des Kurfürsten Wilhelm in Fulda zur Einnahme der Huldigung angesagt. Alles beeiferte sich zu einem glänzenden Empfang. Leider sollte es dabei nicht ohne schweifwedelnden Servilismus abgehen, der doch sonst den biederen Altfuldaern nicht eigen war. Ganz besonders that sich darin ein alter Sonderling, der Advokat Adam Diez, hervor. Er fühlte sich poetisch angehaucht, und wie er im Jahre zuvor zur Verherrlichung Preußens ein Gedicht geschmiedet hatte, das mit dem Reime schloß

Ja, Lob und Ehr und Preis
Gebührt fürwahr dem tapfern Preuß!

so verkündete er jetzt drollig genug das Heil, welches dem Fuldaer Lande durch seine Verbindung mit Hessen erblühen würde. Die physiologisch=anschauliche Weise, in der er diese Vereinigung schilderte, spottet der Wiedergabe, und gab hinlänglichen Stoff zum Lachen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Justizmord.

Historische Skizze von F. Zwenger.

Ein Justizmord war es, den das schwedische oligarchische Regiment verübte, als dasselbe am 13. März 1719 den Freiherrn von Schlitz, genannt von Görtz, den Minister und Günstling Karl's XII., einen Hessen von Geburt, öffentlich hinrichten ließ. Was immer auch dieser Staatsmann verschuldet haben mag, so gewissenlos auch seine staatsmännischen Grundsätze gewesen sein mögen, die Verurtheilung und Hinrichtung desselben bleibt ein dunkler Fleck — und zwar nicht der einzige — in der Geschichte Schwedens.

Georg Heinrich, Freiherr von Schlitz, genannt von Görtz, entstammte einem fränkischen reichsritterschaftlichen Geschlechte, das schon im frühen Mittelalter die reichsunmittelbare Herrschaft Schlitz an der Fulda erworben hatte und in nahen Beziehungen zu den Landgrafen von Hessen und zu dem angrenzenden Hochstifte Fulda stand. Georg Heinrich von Görtz war 1668 als der Sohn des Hauptmanns im fränkischen Kreise Philipp Friedrich von Görtz und einer von Minnigerode geboren. Nach Beendigung seiner Studien zu Jena, wo er im Zweikampfe ein Auge verlor, verschaffte ihm sein Oheim, der kurbrandenburgische Kammerpräsident von Görtz, eine Bestallung als Kammerherr in holsteingottorpischen Diensten. Beim Ausbruche des nordischen Krieges folgte er dem Herzoge Friedrich IV. von Gottorp in das Feldlager des Königs Karl XII.; nach der Schlacht bei Klissow (1702) überbrachte er die Nachricht von dem Tode seines Gebieters der Wittwe des Gefallenen, der Herzogin Hedwig Sophie, nach Stockholm, die ihn als Regentin für ihren unmündigen Sohn Karl Friedrich (geb. 1700) zum Geheimen Rathe ernannte. 1706 führte ihn eine diplomatische Mission von Neuem in Karl's XII. Hauptquartier nach Alt=Ranstädt. Georg Heinrich von Görtz erwarb sich das Vertrauen dieses Königs, den er bis 1715 auf allen seinen Zügen begleitete. Derselbe übertrug ihm im letztgenannten Jahre die oberste Leitung der Finanzen und der auswärtigen Angelegenheiten. Es ist nicht unsere Aufgabe, den verschlungenen Irrwegen der Politik von Görtz zu folgen. Wir wollen uns nur mit seiner Persönlichkeit beschäftigen. Seine Geschmeidigkeit und Findigkeit, seine Keckheit und Kaltblütigkeit — Görtz rühmte sich seines „Ministerialphlegmas“ — wuchsen mit den größeren Verhältnissen, in die er sich hineingestellt sah. Berühmt und berüchtigt sind seine Finanzoperationen, seine Einführung der kupfernen Werthzeichen, die den Gesammtwerth des schwedischen Nationalvermögens repräsentiren sollten. Görtz wurde das Vorbild für einen Law in Frankreich, dessen anfängliche Erfolge mit den Mississippiaktien, dann wieder in England die Südseekolonie ꝛc. anregten. Eine hohe staatsmännische Begabung und bewundernswürdige Hingebung für die Sache, der er sich jedesmal weihte, ist Görtz nicht abzusprechen, aber er bleibt, wie einer seiner Biographen schreibt, „der Typus für die anrüchige Kabinetspolitik des 18. Jahrhunderts, er zählt zu den Virtuosen unter jenen Roulettespielern der hohen Politik, die mit kleinen Mitteln Großes erreichen wollten.“ Der Tod Karl's XII., — derselbe wurde bekannt=

lich am 11. Dezember 1718 in den Laufgräben von Friedrichshall erschossen — kreuzte seine weitgehenden Pläne, und nun triumphirten die zahlreichen Feinde von Görtz.

Unmittelbar nach Karl's XII. Tode erfolgte in Schweden eine Adels-Revolution, welche längst vorbereitet war. Der schwedische Senat ließ die Nachricht vom Tode des Königs nicht eher bekannt machen, als bis er alle Maßregeln ergriffen hatte, um sich der Regierung zu bemächtigen. Er ließ nicht allein sogleich den Freiherrn von Görtz und dessen Vertraute verhaften, sondern ernannte auch mit Umgehung des jungen Herzogs von Holstein, eines Sohnes von Karl's älterer Schwester, die jüngere Schwester des verstorbenen Königs, Ulrike Eleonore, welche mit dem Erbprinzen Friedrich I. von Hessen-Kassel vermählt war, zur Regentin. Außerdem wurde das Recht dieser Prinzessin an den Thron nur unter der Bedingung anerkannt, daß sie in eine völlige Umänderung der bisherigen Verfassung einwillige; und endlich ward schon auf den Februar 1719 ein Reichstag ausgeschrieben, um eine neue Verfassung einzurichten.

Die neue Revolution in Schweden bestätigte gleich Anfangs durch das Verfahren gegen Görtz den alten Satz, daß unter allen Despotieen die einer aristokratischen Oligarchie die furchtbarste und verderblichste ist, weil sie dauerhafter ist, als die demokratische, welche ihrer Natur nach nur vorübergehend sein kann, und weil eine monarchische Despotie sich am Ende selbst isolirt. Görtz wurde vor ein Gericht gestellt, welches aus einem Ausschusse der Stände, d. h. aus lauter Feinden des Angeklagten bestand.

Vorsitzender des über den Freiherrn von Görtz eingesetzten Blutgerichts war der Präsident des im Februar 1719 versammelten schwedischen Reichstags, Peter Ribbing, welcher ebenso wie der bekannte Oberrichter Jakob's II. von England, Jeffreys, und der in der französischen Revolution berüchtigt gewordene Staatsankläger Fouquier-Tinville, eine traurige Unsterblichkeit erlangt hat. Die Geschichte dieser drei Männer beweist, daß keine Staatsverfassung an und für sich gegen die Frevel der Leidenschaft schützt. Der Engländer wüthete im Auftrage eines Monarchen; der Franzose trotzte dem Recht im Vertrauen auf den herrschenden Haufen und der Schwede sprach im Namen adeliger Oligarchen den Gefühlen der Menschheit öffentlich Hohn.

Das Gericht über Görtz, der, so lange er in schwedischen Diensten war, immer nur mit Einwilligung oder auf Befehl des Königs Karl XII. gehandelt hatte, verletzte, wie F. C. Schlosser in seinem bekannten Werke: „Geschichte des 18. Jahrhunderts", 1. Bd. S. 196 schreibt, Gesetz und Herkommen, Schicklichkeit und Anstand, Regel des Verfahrens und Billigkeit auf gleiche Weise; der Erfolg war derselbe, welchen der Mißbrauch der Rechtsformen stets zu haben pflegt. Görtz ward, obgleich man sein ehemaliges Betragen in Holstein als gewissenlos verabscheute, durch diesen Prozeß der Gegenstand allgemeiner Theilnahme und das Verfahren seiner politischen Gegner brachte dieselben in allgemeine Verachtung. Unter vierhundert Anklagepunkten gegen Görtz war kein einziger, der eine Prüfung ausgehalten hätte; man erlaubte daher auch nicht, daß eine solche angestellt wurde, und machte den Minister verantwortlich für das, was sein König gesündigt hatte. Görtz allein sollte den Münzzetteln einen gezwungenen Umlauf im Reiche gegeben haben; Görtz hätte, wie diese Heuchler von Richtern, um die Bauern zu erbittern, sich ausdrückten, Kupfermünzen zu einem Gehalt, der mit ihrem inneren Werthe in keinem Verhältnisse stehe, mit dem Bildniß heidnischer Götzen ausprägen lassen. Die Beisitzer dieses Blutgerichts leisteten keinen Eid, dem Beklagten ward keine der gesetzlichen Rechtswohlthaten verstattet, es wurden ihm keine Vertheidiger gegeben. Er ward nur einmal verhört und mußte während dieses Verhörs vier Stunden lang stehen; die Protokolle wurden einseitig und nach Belieben geführt und nicht vorgelesen; die Anklage erst mitgetheilt, als das Todesurtheil schon gefällt war. Das schmähliche Urtheil des Blutgerichts ward gleichwohl von der Mehrheit des Reichstags bestätigt, nur neun Stimmen des letzteren waren gegen den Justizmord. Der Präsident Peter Ribbing charakterisirte seine Roheit durch den Ausruf: „Was bedarf es der Formen, als Schelm hat er gelebt, als ein Schelm muß er auch sterben."

Am 13. März 1719 wurde Görtz öffentlich zu Stockholm enthauptet. Er starb mit würdiger Fassung. Einige Stunden vor seinem Tode machte er sein Testament, worin er seinem Bruder, dem holsteinischen Oberstlieutenant Otto Heinrich von Görtz, eine jährliche Rente auf seine in Holstein erworbenen Güter festsetzte, die Güter selbst seinem einzigen Sohn Georg Heinrich, und jeder seiner beiden Töchter, die ihm von seiner Gattin Christiana Magdalena, geb. von Reventlow geboren waren, 100000 fl. vermachte. Zu seiner Grabschrift bestimmte er die Worte: Mors regis fidesque in regem et ducem est mors mea. Sein Leichnam wurde auf dem Richtplatze eingescharrt, jedoch von seinem Kammerdiener bei Nacht ausgegraben und nach Schlitz in die Gruft seiner Väter übergeführt. Die Verwandten des Hingerichteten ehrten die Treue des wackeren Dieners durch einen Freisitz in Schlitz und noch jetzt lebt daselbst sein Gedächtniß.

Der Schwiegersohn des Hingerichteten, K. von Moser, hat zuerst in der uns vorliegenden Schrift: „Rettung der Ehre und der Unschuld des Freiherrn von Schlitz, genannt von Görtz" (1776) das unregelmäßige Verfahren seiner schwedischen Richter der verdienten Kritik unterworfen. —

Sieht man von anderen schlimmen Seiten seines Charakters, die sein Stand als Diplomat und Staatsmann zu Anfang des vorigen Jahrhunderts mit sich brachten, ab, so muß man anerkennen, daß Freiherr Georg Heinrich von Schlitz, genannt von Görtz, ein Mann von großer Energie und mit außerordentlichen Fähigkeiten begabt war. Er war vertraut mit den Sprachen der alten Klassiker und redete und schrieb außerdem die meisten neueren europäischen Sprachen. Der König Karl XII. schätzte ihn hoch, weil er dessen verwegenen Plänen nie die Beistimmung versagte, wenn er auch dieselben so viel als möglich zu mäßigen suchte, um ihnen das Abenteuerliche zu benehmen. Einen unversöhnlichen Feind hatte er in der orthodoxen schwedischen Geistlichkeit, die ihn für einen Freigeist hielt und es ihm nicht verzeihen konnte, daß er ihre Unduldsamkeit und Scheinheiligkeit aus Staatsgrundsätzen mit aller Entschiedenheit bekämpfte.

Friedrich der Große schreibt über ihn: „Görtz était né pour être ministre d'Alexandre ou de Charles XII." —

Professor Dr. Wilhelm Gies †.

(Schluß.)

Bei dem Scheiden aus seiner mehr denn 41jährigen ununterbrochenen verdienstvollen Thätigkeit als Lehrer an dem Gymnasium zu Fulda widmeten ehemalige Schüler des Professors Dr. Wilhelm Gies, welche, nachdem sie Mathematik und Naturwissenschaften studiert hatten, nun selbst als Lehrer an höheren Lehranstalten wirkten, ihrem früheren Lehrer als Zeichen der Verehrung und Dankbarkeit ein prachtvoll ausgestattetes Album mit ihren Photographien in Kabinetsform, das der Professor der Physik an der Universität zu Marburg Dr. Franz Melde dem Gefeierten überreichte. Das Album trug vorn auf der Deckelplatte die beiden Jahreszahlen 1841—1882. als diejenigen, welche den Anfang und den Schluß der Wirksamkeit des Professors Gies am Fuldaer Gymnasium bezeichneten, und auf dem ersten Blatte folgten die Widmungsworte: „Dankbare Schüler ihrem hochverehrten Lehrer, Herrn Professor Dr. Wilhelm Gies, bei seinem Scheiden vom Gymnasium zu Fulda, Michaelis 1882".

Die Namen der 22 Betheiligten waren: Geheimer Hofrath Dr. Wilhelm Schell, Professor an der polytechnischen Hochschule zu Karlsruhe; Oberlehrer Dr. Eduard Auth I am Gymnasium zu Kassel; Regierungs- und Schulrath Dr. Julius Ernst, Mitglied des Bezirkspräsidiums zu Straßburg; Professor Dr. Franz Melde an der Universität Marburg; Oberlehrer Dr. Eduard Auth II am Gymnasium zu Kassel; Professor Dr. Richard Mauritius am Gymnasium zu Koburg; Professor Dr. Konstantin Gutberlet an dem Priesterseminar zu Würzburg; Professor Dr. Heinrich Schäfer an der höheren Bürgerschule zu Heidelberg; Oberlehrer Dr. Karl Ackermann an der Realschule zu Kassel; Oberlehrer Dr. Karl Uth an dem Realgymnasium zu Wiesbaden; Oberlehrer Dr. Karl Weidenmüller an dem Gymnasium zu Marburg; Oberlehrer Dr. August Reum an der Realschule zu Barmen; Oberlehrer Dr. Valentin Kramm an dem Realgymnasium zu Kassel; Lehrer Dr. Heinrich Ide an der Realschule zu Kassel; Lehrer Emil von Keitz an dem Realprogymnasium zu Duderstadt; Professor Dr. Ferdinand Braun an der Universität Straßburg; Oberlehrer Dr. Christian Ernst an der Realschule zu Straßburg; Oberlehrer Johann Schäfer am Lyceum zu Kolmar; Lehrer Karl Hoffmann am Gymnasium zu Fulda; Lehrer Dr. August Kiel am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin; Lehrer Dr. Friedrich Weis am Gymnasium zu Weilburg; Dr. Adolf Linz am Gymnasium zu Hersfeld.

Gleichzeitig überreichte Professor Dr. Melde im Auftrage der Gesellschaft zur Beförderung der gesammten Naturwissenschaften zu Marburg dem Professor Dr. Gies das Diplom, durch welches derselbe in Anerkennung seiner erfolgreichen Lehrthätigkeit und seiner literarischen Leistungen zum Ehrenmitglied ernannt wurde, und Oberlehrer Dr. Ackermann überreichte dem Gefeierten das Diplom der Ehrenmitgliedschaft des Vereins für Naturkunde zu Kassel.*) — Einen Fackelzug, den die damaligen Schüler ihrem verehrten scheidenden Lehrer zu bringen beabsichtigten,

*) Professor Dr. Gies war außerdem korrespondirendes Mitglied der Wetterauischen Gesellschaft für Naturkunde zu Hanau und Ehrenmitglied des Vereins für Naturkunde zu Fulda, zu dessen Mitbegründern er zählte und dessen langjähriger Vorsitzender er war.

hatte der schlichte Gelehrte, allen geräuschvollen Ovationen abhold, dankend abgelehnt.

Die Hauptbedeutung des Professors Gies liegt in seiner ausgezeichneten Lehrgabe. Wir haben schon bei anderer Gelegenheit hervorgehoben, daß unter ihm das Fuldaer Gymnasium gewissermaßen als Pflanzschule für die mathematischen Wissenschaften gelten konnte, wie einst vor mehr als 1000 Jahren unter dem Abte Eigil Fulda für die hohe Schule der Baukunst angesehen wurde. Ein zutreffendes Urtheil über Professor Gies befindet sich im Jahrgange 1883 der Zeitschrift für mathematischen Unterricht, das aus der Feder eines warmen Verehrers und dankbaren Schülers stammt. Wir können es uns nicht versagen, dasselbe hier wieder zu geben:

„Gies war ein gottbegnadeter Lehrer. Er verstand es wie Wenige, seine Schüler für die von ihm vertretenen Wissenschaften zu begeistern. Sein Unterricht zeichnete sich aus durch meisterhafte Klarheit und Anschaulichkeit, überall suchte er und verstand er es, die Schüler auf das Wesen der Sache hinzuführen und das Denkvermögen in hohem Grade anzuregen — und das ist ja der Kernpunkt des ganzen mathematischen Unterrichts. Nichts war ihm verhaßter als Oberflächlichkeit, als mechanisches Abrichten und Dressiren, als das vielfach zu Paradezwecken geübte Einpauken. Wie hoch seine pädagogische und didaktische Erfahrung und seine reichen Kenntnisse auch bei den vorgesetzten Behörden geschätzt wurden, geht u. a. daraus hervor, daß er bei dem in kurhessischen Zeiten für die Kandidaten des höheren Lehramtes vorgeschriebenen zweiten, praktischen Examen lange Jahre hindurch Mitglied der Prüfungskommission war."

Die Thätigkeit des Professors Gies beschränkte sich aber nicht allein auf den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht am Gymnasium, er war ein Gelehrter von umfassendem allgemeinem Wissen, wissenschaftliche und gemeinnützige Bestrebungen verfolgte er mit lebhaftem Interesse, sein Rath und sein Urtheil hatten Gewicht, sie trafen fast stets das Rechte. Er besaß eine ausgezeichnete Rednergabe, und in früheren Jahren hielt er oft in Vereinen wissenschaftliche Vorträge, die vortrefflich nach Form- und Inhalt namentlich Lehren aus der Physik zum Gegenstand hatten und sich eines ungetheilten Beifalls seitens des Publikums erfreuten, wußte er sie doch ebenso verständlich und lehrreich, wie fesselnd zu gestalten.

Auch als Fachschriftsteller hat er sich einen geachteten Namen erworben. Im Wintersemester 1842/43 schrieb er die Dissertation „De helicibus, quae superficiebus rotatione sectionis conicae genitis inscribuntur", auf deren Grund ihm im Februar 1843 von der Universität Marburg die philosophische Doktorwürde verliehen wurde. Im Jahre 1847 gab er die Schrift „Anleitung zum Bestimmen der offenblüthigen Gewächse für Anfänger, besonders für Schüler der kurhessischen höheren Schulen" heraus, der dann „Die Flora für Schulen. Zum Gebrauche beim botanischen Unterricht in Deutschland und der Schweiz und zum Selbstbestimmen der Pflanzen", Leipzig 1853 (3. Auflage 1873) und 1859 die Schrift „Ueber den naturwissenschaftlichen Unterricht an Gymnasien" folgten. 1851 erschien zu Fulda sein „Leitfaden für einen gründlichen Unterricht im Rechnen", 1867 seine „Anleitung zur methodischen Behandlung des Rechenunterrichts an Volksschulen und den unteren Klassen höherer Lehranstalten" (Fulda bei G. Nehrkorn), und 1875 sein „Uebungsbuch für den Rechenunterricht".

Gleichen Schritt mit seinen hervorragenden Geistesgaben, mit seinen reichen Kenntnissen auf fast allen Gebieten des Wissens hielten seine vortrefflichen Charaktereigenschaften, in deren Lob alle einstimmig sind, die ihn kannten. In seinen politischen Ansichten — er huldigte den liberalen Anschauungen — war er entschieden und konsequent.

Mit voller Genugthuung und erhebendem Selbstgefühl konnte Professor Dr. Gies auf seine langjährige segensvolle Lehrthätigkeit zurückblicken. Er war ein Muster an Eifer und Pflichttreue, sein Name wird fortleben in der ruhmvollen Geschichte der Fuldaer Gelehrtenschule, zu deren hervorragendsten und verdienstvollsten Vertretern er zählte. Er war, um uns eines biblischen Spruches zu bedienen, nicht nur ein Berufener, er war auch ein Auserwählter. Ehre seinem Andenken.

F. Z.



Kapitän Scheller.

Nach der Erzählung eines Verstorbenen.

Von Wilhelm Bennecke.

(Schluß.)

Von dem Groll und dem Verdacht, welchen der Kapitän gegen den Major hegte, hatte dieser jedoch keine Ahnung, denn er selbst schien das Duell, wie die ganze Neumeyer'sche Affaire längst vergessen zu haben, wenigstens hatte in Wirklichkeit Niemand gehört, daß er dem Kapitän den Schuß in den Arm je nachgetragen habe. Der Wahrheit muß ich die Ehre geben, obgleich der Major auch mein Freund nicht war. Das Verhältniß zwischen ihm und der jungen Dame gedieh immer weiter und eines Nachmittags sollte der Major bei dem Kapitän um die Hand seiner Nichte anhalten. Diese hatte dabei, um ihren Onkel, dessen Widerwillen gegen den Amoroso übrigens auch sie nicht kannte, günstig zu stimmen, noch etwas Besonderes in Petto. Der Kapitän, aus Furcht vor Gift, welches ihm beigebracht werden könnte, ließ sich das Essen von seinem Burschen täglich aus einer anderen Garküche holen und war auch nach der Ankunft seiner Nichte von dieser seltsamen Handlungsweise nicht abzubringen gewesen. Daß ihm die Speisen, welche er bei dieser wechselvollen Methode erhielt, nicht immer behagten, war ganz natürlich und ebenso natürlich war es, daß in Folge dessen seine Laune sich nicht besser gestaltete. Nun hatte seine Nichte, nach vielem Bitten, es endlich bei ihm durchgesetzt, einmal selbst für ihn kochen zu dürfen. Als er nach langem Widerstreben ihr die Erlaubniß dazu ertheilte, sagte er jedoch, wie sein Bursche gehört haben wollte: Du wirst seh'n, Elise, es passirt Dir etwas — die Sache wird nicht verschwiegen bleiben! — aber Elise war so voll frohester Zuversicht auf ihre Kochkunst, daß sie dem Major den Nachmittag gerade dieses Tages bezeichnete, seine Werbung bei dem Kapitän vorzubringen. Aber der Teufel, oder sonst wer, trieb sein schadenfrohes Spiel dabei! Die Suppe war aufgetragen und hatte Scheller vortrefflich gemundet, er fing schon an, sich den Schnurrbart zu streichen, wie er es lange nicht gethan, da trug der Bursche das Gemüse und den Braten auf. „Wo bleiben die Kartoffeln?“ fragte der Kapitän. Der Bursche flüsterte der Nichte etwas zu. Diese steht auf und geht hinaus, der Kapitän, mißtrauisch, wie er war, folgt ihr und sieht, daß die Kartoffeln, bereits angerichtet und zum Serviren bereit, theils schwärzlich, theils grasgrün aussehen. „Da hast Du's!“ schreit er mit seinem furchtbaren Lachen. „Da hast Du's! Sie haben Gift in das Wasser gethan! O, ich wußte es wohl! Ich wußte es wohl!“ Elise war vernichtet, wie es gekommen, wußte weder sie noch der Bursch. Vergeblich suchte sie ihren Onkel zu beruhigen — der unglückliche Zufall war nun einmal da, das verdächtige Aussehen der Speisen nicht abzuleugnen. Der Bursch, schneller besonnen, als das junge Mädchen, wollte die Kartoffeln vor den Augen des Kapitäns verzehren, zum Zeichen, daß sie nicht schädlich seien, aber Scheller riß ihm die Schüssel aus der Hand und warf sie durch das Fenster auf den Hof. Seine Nichte wußte nicht, was sie anfangen sollte; er führte sie mit sich in sein Zimmer, hieß sie in feierlichem Ton sich setzen und erzählte ihr die Geschichte seines Lebens, von dem Tode Neumeyers an bis auf den gegenwärtigen Tag. Er nannte den Namen des Majors als den seines Todfeindes, und als er geendet, bemerkte er erst, daß Elise ohnmächtig geworden war. Er rief nach Essig, die erstorbenen Lebensgeister des jungen Mädchens zurückzurufen, das nun plötzlich mit entsetzlicher Klarheit die Lage, in der sie sich mit dem Major befand, erkannt hatte. Elise war noch nicht wieder völlig zu sich gekommen, als der Bursch den Major meldete, der verabredungsgemäß erschien. Erst war der Kapitän, welcher den Zusammenhang ja nicht wissen konnte, starr, dann ließ er den Herrn Don Quixote eintreten und die Szene, welche nun folgte, kann man sich besser denken, als sie zu beschreiben ist. All' der jahrelange verhaltene Grimm des bedauernswerthen Mannes goß sich auf den Major, er beschuldigte ihn der Hinterlist, der Verrätherei, des Meuchelmords. Elise, welche sich wieder erholt hatte, warf sich zwischen sie und umschlang den Major, der, die Hand an den Degen gelegt, den wüthenden Kapitän mit stolzen Blicken maß. Als dieser seine Nichte in den Armen seines Feindes sah, von ihm sogar mit vertraulichem Namen angeredet, erreichte sein Zorn den Höhepunkt und er schleuderte dem Major Beleidigungen in's Gesicht, welche diesem jedes Einlenken unmöglich machten. Er ging und schickte dem Kapitän seinen Sekundanten. Nun hatte Scheller endlich erlangt, was er schon längst gewünscht, mit der Waffe in der Hand konnte er dem Verhaßten noch einmal gegenüberstehen. Das Duell fand statt und der Major blieb auf

dem Platz. Der Tod Neumeyers war gerächt und zwar in einer Weise, welche den Gedanken erwecken mußte, daß hier das Schicksal eine merkwürdige Vergeltung geübt hatte, denn wie Neumeyer sich nicht mit dem Polen hätte zu schlagen brauchen, so würde es dem Major Niemand haben verübeln können, wenn er die Beleidigungen, die der Kapitän ihm zugefügt, als die Ausbrüche eines geistig Gestörten betrachtet hätte. So aber bestimmte es der ewig waltende Richter, daß der Major gerade in dem Augenblick, wo das Leben ihm in den Armen eines geliebten Weibes erst recht begehrenswerth erscheinen mußte, von der tödtlichen Kugel hinweggerissen wurde. Neumeyers junges, frisches Leben hatte er vernichten helfen, ob in hämischer Freude am Bösen oder aus toller Verblendung, mag dahingestellt bleiben, und nun fiel er selbst ein Opfer des Wahnwitzes. Gottes Wege sind dunkel, aber gerecht! —

Der Kapitän wurde zu Festung verurtheilt und saß seine Zeit auch ab. Als er wieder frei kam, stand er völlig allein in der Welt da. Elise war aus der Residenz, in der sie so Schreckliches erlebt, in ihren Geburtsort zurückgezogen und hat sich später mit einem höheren Justizbeamten recht glücklich verheirathet. Der Kapitän lebte nun ganz seinem düstern Verfolgungswahn hin, der ihm alle Lust am Dasein raubte. Er hatte sich eine Wohnung vor dem Thore gemiethet und besorgte alle seine Einkäufe selbst. In einen langen, weißen, leinenen Rock gekleidet, eine Art lederne Jagdmütze auf dem Kopf, auf dem Rücken einen Ranzen oder Schubsack, erschien er wöchentlich zweimal an den Markttagen in der Stadt; auch das Trinkwasser holte er sich selbst an einem entlegenen Brunnen. Oft traf ihn meine Frau auf dem Markt und wenn sie ihn mit „Guten Morgen, Herr Kapitän!“ anredete, so erwiederte er leise, mit einer chevaleresken, aber abwehrenden Handbewegung: „Jetzt nicht, verehrte Frau, jetzt nicht! Hier bin ich mein Knecht!“ — Hörte er Jemand husten, so fing auch er an in schreckenerregender Weise zu husten; in Folge dessen wurde er mehrfach aus der Kirche gewiesen.

Ich traf mit dem Kapitän Scheller nicht wieder zusammen, aber eines Nachts träumte mir, daß er zu mir eintrat und Abschied von mir nahm. Es war ein sehr lebhafter und beängstigender Traum, sodaß ich ganz unwohl erwachte. Als am Morgen die Zeitung kam, fiel mein erster Blick auf die Todesanzeige des Kapitäns. Er war in der Nacht plötzlich gestorben.

Einem Todten.

I.

Ich wollte einst Dich schreibend schildern,
Da fiel der Stift mir aus der Hand.
Das heißt: In fremdem Forste wildern!
Dein Herz hat Gott allein gekannt.
Und Deines Lebens ernste Zeichen
Zu deuten — mir kommt es nicht zu.
Du sprachst nicht viel, und doch Dein Schweigen
Ließ mehr als Deine Reden zu.

II.

Einst glaubte ich: Du seist nicht wahr!
Nun aber seh' ich's sonnenklar:
Wahr scheint uns nur, was wir versteh'n.
Du mußtest unverstanden geh'n,
Weil mir vom Auge nicht die Binden
Gesunken waren, Dich zu finden
Mit klarem Blick im tiefsten Wesen,
Nun kann ich Deine Seele lesen.
Dir nahe kommen in Gedanken —
Da Zweige schon Dein Grab umranken
Und über eignen Lebens Weh'n
Die Sonne sank von ihrer Höh'n.

III.

Vorüber nun Dein schwerer Kampf
Um die Erkenntniß ew'ger Wahrheit.
Ein tiefer, letzter Athemzug,
Dann ew'ge Ruh — dann stete Klarheit,
Begraben jedes Zweifelwort!
Du bleibest still, was Du gewesen!
Gott hat den gült'gen Richterspruch
Der müden Seele schon gelesen.
Du bettelst kein Gedenken Dir,
Liegst still dem Leben abgewendet
Und fragst nicht, wer des Lorbeers Zier
Und wer die Rosen Dir gespendet.

IV.

Du wirst mir niemals wieder sagen:
Kehr um! Kehr um! Du handelst schlecht!
Sie haben Dich zu Grab getragen,
Und was ich thu', ist Jedem recht.
Die Augen, welche mir nicht logen,
Zerfielen längst. Ein neu Geschlecht
Hat ringsumher die Welt bezogen,
Und was ich thu', ist Jedem recht.

IV.

Auf Deinem Grab die Edeltanne,
Treibt mächtig aus in jedem Jahr.
Bald deckt ihr lang Geäst den Hügel,
In dem Du schlummerst, ganz und gar.
Und ihre Wurzel hat durchzogen
Schon längst Dein moderndes Gebein.
Der Saft in ihren grünen Nadeln
Kann leicht Dein rothes Herzblut sein.
Geh' ich vorbei an Deinem Grabe,
Senk' leise betend ich mein Haupt.
An das, was in mir gut und heilig,
Hast Du mit reinem Sinn geglaubt.

Th. Keiter.

Der schwarze Ritter.

Wer mag nicht gerne lesen, wenn draußen webt die Nacht,
Von unsrer Väter Wesen und Herrlichkeit und Pracht!
Gar Seltnes sie berichten, die Wappenbücher alt,
Unheimliche Geschichten und Mären mannigfalt.

Aus den vergilbten Blättern spricht die Vergangenheit,
Mit rothgemalten Lettern, verschnörkelt, wie die Zeit,
Sie geben ernste Kunde von manchem alten Brauch,
Es paßt zur nächt'gen Stunde wohl solch ein Moderhauch. —

Wird zu dem Grab geleitet der Fürst im Hessenland,
Voran ein Ritter reitet in schwarzem Stahlgewand.
Er muß den Herren melden zur letzten Ruhe an, —
Schon manchem guten Helden ward also aufgethan.

An's Kirchenthor der Degen pocht mit der Eisenhand.
„Wer kommt?" tönt's ihm entgegen. — „Ein Fürst ist's von Brabant!
Der Herr im Land zu Hessen, der nun im Grabe still
Des Lebens Sturm vergessen, der Ruhe pflegen will!" —

Dann öffnen sich die Pforten. Den Fürsten, starr und bleich
Nimmt auf der stille Orden im unterird'schen Reich.
Doch kündet auch die Sage, es holt zum frühen Grab
Der Tod am dritten Tage den schwarzen Ritter ab.

Zum letzten ist's geschehen vor nicht gar langer Zeit,
Und heute noch wir sehen des Ritters Eisenkleid.
Die Löwenburg bewahret die schwarze Rüstung auf —
Wird Keiner mehr sie tragen — die Zeit nahm andern Lauf.

Wilhelm Bennecke.

Bos bleiwt? [1]

(Schwälmer Mundart).

Sillst [2]) dü ee Gleck mol fenge [3]),
Sei igedänk,
Es es Geschänk
Bie alles söst hei enge [4]).
Hei enge kann nechts ewig seng [5]),
Es blieht die Bläum [6]) ö wälkt so schweng [7]).

I sorjeschwere Zeihre [8]),
Ach, kemmt dos Leed [9])
Ö macht sich breet [10])
Ö wed is Häz der schneihre [11]),
Ö macht der Brast [12]) met Allgewält,
Höst dü im Häz kin Drost, kin Hält.

Drem schloff nür net, nee stähle
Im Glööwe [13]) dich
Fest innerlich,
Domet der Gött net fähle [14]),
Bann zwenge well dos eegne Häz [15])
Im Läwe dich ägyptewäts [16]).

Ö gest dü schmäzbelòre [17])
I schwerem Leed,
Gött im Geleet [18]),
Of rüche, donkle Pfòre [19]),
Da fählt der nechts. Gött läßt dich net,
Ö bann dü leihst [20]) om Stärwebett.

Kurt Nuhn.

---

1) Was bleibt? 2) solltest. 3) finden. 4) sonst hier unten. 5) sein. 6) Blume. 7) welkt so schnell. 8) In sorgenschweren Zeiten. 9) Leid. 10) breit. 11) und wird in's Herz dir schneiden. 12) Brast = schwerer Druck auf dem Herzen. 13) Glauben. 14) fehle. 15) eigne Herz. 16) ägyptenwärts. 17) schmerzbeladen. 18) Geleite. 19) Auf rauhen, dunklen Pfaden. 20) liegst.

Aus alter und neuer Zeit.

Johann Balthasar Schupp. Zu den bedeutendsten Humoristen und Satirikern des 17. Jahrhunderts zählt in erster Linie Johann Balthasar Schupp (Schuppius), ein Hesse von Geburt. Er entstammte einer angesehenen Patrizierfamilie in Gießen, sein

Vater war Bürgermeister dieser Stadt. Als sein Geburtstag wird der 1. März 1610 angegeben. Schon mit 15 Jahren bezog Johann Balthasar Schupp die Universität Marburg; von einer längeren Reise nach dem Norden Deutschlands, nach Livland, Polen, Kopenhagen &c., von der er sich rühmte, daß er 250 Meilen zu Fuß bis nach Königsberg zurückgelegt habe, kehrte er 1631 nach Gießen zurück. Kaum 21jährig, erwarb sich Schupp in Marburg die Magisterwürde mit dem Rechte, Vorlesungen halten zu dürfen. Wie gewaltig diese Ehre den Graduirten zu Kopfe zu steigen pflegte, schildert er in der Geschichte seiner vierfachen Hochmuthsanfälle ungemein drastisch. Von 1635 bis 1646 war Johann Balthasar Schupp Professor der Geschichte und Beredtsamkeit in Marburg, später Hofprediger in Braubach, in welcher Eigenschaft er bei dem Westfälischen Friedensschlusse die feierliche Friedenspredigt in Münster hielt, und zuletzt Hauptpastor in Hamburg, wo er am 26. Oktober 1661 starb. Er hat 47 Schriften hinterlassen, die zum Theil erst von seinen Söhnen in Druck gegeben worden sind. Vilmar schreibt in seiner „Geschichte deutschen National-Literatur“ über ihn: „Dieser thätige, lebhafte und launige Mann war ein erklärter Gegner der Opitzischen Poesie, und *nachgerade auch ein Gegner der ganzen beschwerlichen* und unnützen Schulweisheit seiner Zeit. Seine Schriften sind voll Humors und Witzes, in einem natürlichen lebendigen Stile, der von der geschraubten Prosa seiner Zeit auf unglaubliche Weise absticht, voll launiger Treuherzigkeit und treuherziger Laune, voll Anschaulichkeit und voll der glücklichsten Griffe aus dem wirklichen Leben — unter denen die des 17. Jahrhunderts weit zu den besten zu zählen, wenn sie nicht wirklich die besten sind. Ebenso waren auch seine Predigten, frei von der steifen Gelahrtheit aller seiner damaligen Kollegen im evangelischen Deutschland, volksmäßig, treffend, zuweilen derb, aber höchst eindringlich und mitunter ergreifend; eine davon, eine der damals üblichen Neujahrsgratulationen, hat so viel treffliche Züge, daß sie, von dem der damaligen Sitte Angehörigen abgesehen, noch heute als ein Muster der Volksberedtsamkeit gelten muß. Gerade diese Predigten aber erregten den Haß, wahrscheinlich zunächst den Neid seiner Hamburger Kollegen, und es entspannen sich hitzige Streitigkeiten, denen wir eben die meisten seiner humoristischen und satirischen Schriften zu danken haben“. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und in der ersten des 18. wurden Schupp's Schriften förmlich verschlungen. Einzelne von ihnen erlangten an 100 Auflagen, bis sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ein Umschwung vollzog und Schupp fast völlig vergessen wurde. Erst dem bekannten Literarhistoriker J. H. F. Wachler, s. Z. Professor in Marburg, gebührt das Verdienst, in seinen „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen National-Literatur“ (1819) Johann Balthasar Schupp wieder in das Andenken der Zeitgenossen zurückgerufen zu haben; und heute liegt eine große Anzahl von Schriften über ihn vor, von denen wir nur diejenigen des Hessen A. Vial (Mainz 1857), von E. Oelze (Braunschweig 1862), K. E. Bloch (Berlin 1863) und Th. Bischof (Nürnberg 1890) anführen wollen. Wir behalten uns vor, bei anderer Gelegenheit ausführlicher auf Johann Balthasar Schupp und seine Schriften zurückzukommen. **F. Z.**

Schöneberg. Zu den Kolonieen, welche in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die um ihres Glaubens Willen aus Frankreich entflohenen Protestanten (Hugenotten) unter dem Landgrafen Karl in Hessen angelegt haben, gehört auch der am Fuße des Schöneberg (Sconenberg) im Kreise Hofgeismar gelegene Ort gleichen Namens. Die darauf bezügliche Inschrift in der Kirche, welche sich in der Mitte des Ortes an der denselben durchziehenden Landstraße befindet, und zwar gerade über der Kirchthür lautet, folgender Maßen:

> C'est icy le temple de Dieu. Chrétiens venez dans ce saint lieu avec amour, respect et crainte. L'adorez dedans sa maison sainte.
>
> Par les liberalités et sous le regne du magnamine prince Charles I L. Z. H. les habitants de Schöneberg ont fait élévé ce temple à la gloire de Dieu le 14 Septembre 1705.

Demnach war die Kolonie im Jahre 1705 gegründet worden und führte von Anfang an den Namen Schöneberg.

Die Inschrift widerlegt die Angabe von Engelhard, Erdbeschreibung der Hessischen Lande (Kassel 1778) Th. I, S. 352, wonach dieser Ort gleichzeitig mit Kelse, zwischen Grebenstein und Hofgeismar, nemlich 1700 angelegt und ursprünglich Friedrichsdorf genannt worden sei.

Diese Benennung wäre dann zu Ehren des Sohnes des Landgrafen Karl, des späteren Landgrafen und Schwedenkönigs Friedrich I. geschehen, während das ebenfalls in der Nähe von Hofgeismar westlich davon gelegene Friedrichsdorf im Jahre 1775 unter dem Landgrafen Friedrich II. angelegt worden, welcher außerdem noch mehrere nach ihm benannte Ortschaften gegründet und mit aus anderen Landestheilen sich angebenden Unterthanen bevölkert hat, um die durch den siebenjährigen Krieg verwüsteten Gegenden wieder urbar zu machen: vgl. Engelhard a. O., S. 33 fg., Wigand, Erdbeschreibung (Kassel, 1825) S. 41. **N.**

Aus Heimath und Fremde.

„O alte Burschenherrlichkeit".

Zu Anfang dieses Jahres entbrannte bekanntlich ein heftiger Streit über die Autorschaft des Liedes „O alte Burschenherrlichkeit", der außerordentlich viel Staub aufwirbelte. In den „Burschenschaftlichen Blättern" wurde angezweifelt, daß der am 21. Juli 1880 zu Eschwege verstorbene Sanitätsrath Dr. Eugen Höfling der Dichter des herrlichen Liedes sei, und in hohem Grade gehässig waren die Bemerkungen, welche die Gegner an ihre Annahmen knüpften. Dank den jetzt vorliegenden Erklärungen des Herrn Dr. W. Brill in Eschwege, eines jüngeren Kollegen und Freundes, und des Herrn Geheimen Rathes C. F. v. Stiernberg in Kassel, eines alten Studiengenossen und Verbindungsbruders Höfling's vom Lyceum zu Fulda und der Universität Marburg her, kann nunmehr die Frage als endgiltig zu Gunsten Höfling's entschieden betrachtet werden. Bei dem Interesse, welches die Angelegenheit in Anspruch genommen, halten wir es für angezeigt, nachstehend beide Erklärungen ihrem vollen Wortlaut nach wiederzugeben. Dienen doch dieselben noch ganz besonders zum näheren Verständnisse der Sache selbst.

I.

„In den „Burschenschaftlichen Blättern" vom 12. Januar findet sich ein Artikel, welchen Dr. W. Erman mit der Absicht hat erscheinen lassen, zu beweisen, daß der Dichter des Liedes „O alte Burschenherrlichkeit" nicht der hier in Eschwege verstorbene Sanitätsrath Höfling gewesen sein könne und demnach Höfling als Liederdichter zu streichen und die Gedenktafel an seinem Sterbehause zu entfernen sei.

Wir, die Bewohner von Eschwege, sind entrüstet darüber, daß man die Ehrenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit unseres allgemein so hochgeschätzten und verehrten verstorbenen Mitbürgers in Frage zieht. Alle wir, die ihm nahe gestanden haben, seinen Charakter und seine geistigen Eigenschaften gekannt haben, wir kommen auch nach der Ausführung Dr. Erman's nicht zu dem Resultat wie dieser, sondern wir sind der festen Ueberzeugung nach wie vor, daß Höfling das Lied „O alte Burschenherrlichkeit" gedichtet hat, und daß Alles, was Dr. Erman als Beweis hiergegen anführt, nur beweist, daß den 69 Jahre alten Manne sein Gedächtniß etwas im Stich gelassen hat.

Im Folgenden gedenke ich, diese unsere Auffassung als die richtige darlegen zu können.

Vom Jahre 1865 bis zum Tod Höfling's 1880 habe ich in freundschaftlicher Beziehung zu ihm gestanden und habe besonders ein sehr angenehmes kollegiales Verhältniß zu ihm gehabt. Nicht nur mein Urtheil ist es aber, sondern hierzu bekennen sich unbedingt Alle, welche demselben einigermaßen näher gestanden haben — Höfling war ein Mann von ganz besonderen Anlagen, von einer sehr bedeutenden geistigen Entwicklung und im Besitz eines großen Schatzes von allgemeinem Wissen, auch war er, was besonders zu erwähnen ist, dichterisch recht beanlagt. (Derselbe hat uns durch manches sehr schöne Gelegenheitsgedicht erfreut.) Diese dichterische Befähigung ist theilweise auf seine Kinder übergegangen. Von Charakter war Höfling stets bescheiden, tolerant gegen Jedermann und vor allen Dingen wahrheitsgetreu.

Derselbe stand in hohem Ansehen bei seinen Mitbürgern wie bei seinen Kollegen; er war Vorsteher des hiesigen Bürgerausschusses und wohl 30 Jahre lang Vorsitzender unseres Meißnerschen ärztlichen Vereins.

Schon seit einer Reihe von Jahren vor seinem Tode lebte Höfling sehr zurückgezogen, fast jeden gesellschaftlichen Verkehr vermeidend, und war auch außer jeglicher Beziehung zu akademischen Kreisen, sodaß es kaum denkbar ist, er habe überhaupt in den letzten 10 Jahren ein Kommersbuch zu Gesicht bekommen.

Die außerordentliche Zurückgezogenheit des im geselligen Verkehr so sehr liebenswürdigen, interessanten Mannes veranlaßten mich mit meinem Freunde Direktor Dr. Kießler (jetzt Realgymnasial-Direktor in Gera), einen Versuch zu machen, ob wir ihn wieder für den Verkehr gewinnen könnten. Wir luden ihn daher im Sommer 1877 zu einer Partie an einen unserer schönen Werraberge ein. Zu unserer großen Freude erschien der alte Herr nebst Familie. Wir freuten uns zusammen des herrlichen Sommerabends und wurden so froh gestimmt, daß wir auch Lieder sangen. Als ich das Lied „O alte Burschenherrlichkeit" angestimmt hatte (in der Ueberzeugung, daß Höfling das Lied noch unbekannt sei), sagte mir der Kollege mit besonders freudigem Ausdruck: „Da höre ich ja einen alten Bekannten." Ich wunderte mich, daß er dieses Lied kennen wollte, während mir dasselbe erst nach meiner Studienzeit, erst nach 1861 bekannt geworden war. Dann sagte er meinem Freunde und mir, daß er selbst das Lied gedichtet habe und zwar als „Maulesel", er habe als solcher Verkehr gehabt mit Studenten, auch habe er einem Kommers derselben beigewohnt, an welchem auch „alte Herren" theilgenommen hätten. Der Kontrast zwischen den flotten Burschen und den in das traurige Philisterthum Eingetretenen, den er da wahrgenommen, habe ihn zu dem Liede veranlaßt. Auf meine Frage, ob ich dem Herausgeber des Lahrer Allgemeinen Kommersbuchs seine Erklärung mittheilen dürfe mit dem Ersuchen, künftig dem Liede seinen Namen zuzufügen, gab er dies gern zu. Höfling freute sich über die schöne, passende Melodie des Liedes und erkundigte sich nach dem Komponisten.

In demselben Jahre feierte die Universität Marburg ihr 350jähriges Jubiläum. Um meinem Kollegen

eine Freude zu machen und ihm die gebührende Anerkennung zu verschaffen, überredete ich ihn, was mir nicht leicht wurde, mit nach Marburg zu gehen, ohne jedoch ihm über meine Absicht Mittheilung zu machen. Nur mein verstorbener Kollege und Korpsbruder Knorz hatte Kenntniß von dem Plan, Höfling gelegentlich des Festkommerses als den Dichter des Liedes „O alte Burschenherrlichkeit“ verkündigen zu lassen.

Unter den Liedern des Festprogramms fand sich, wie zu erwarten, auch dieses Lied. Als es gesungen werden sollte, begab ich mich mit meinem Freunde zu dem Ehrenpräsidenten Professor Dr. Scheffer und theilte ihm mit, daß der Dichter des zu singenden Liedes unter uns weile und der Sanitätsrath Höfling aus Eschwege sei.

(In dem Berichte über diese Jubelfeier wird angegeben, zwei Studenten hätten dies gethan. — Mein Freund und ich waren damals schon über 40 Jahre alt und schon lange als praktische Aerzte thätig. An einem solchen Tage erscheint alles in rosigem Lichte und so haben wir alte Knaben in unseren Teutonen-Mützen noch einmal als Studenten gegolten.)

Professor Scheffer erklärte sich sehr erfreut über diese Mittheilung und ersuchte den Vorsitzenden (den jetzigen Gymnasial-Direktor Dr. Buchenau), uns zu Höfling zu begleiten und sich von diesem Angaben zu erbitten über die Entstehung des Liedes. Nachdem dies geschehen und nachdem das Lied gesungen war, verkündete Professor Scheffer mit anerkennenden Worten, daß der mitanwesende Höfling der Dichter des Liedes sei. Freund Knorz und ich hoben unsern alten Herrn Kollegen auf den Tisch, damit ihn Alle sehen konnten. Hunderte von Händen mit vollen Schoppen reichten zu ihm hinauf, um ihn zu begrüßen.

Unter den über 800 Festtheilnehmern waren 25, welche vor Höfling studiert hatten, und über 30, welche gleichzeitig mit ihm studiert hatten, darunter eine Anzahl Professoren und im Uebrigen solche, welche direkt oder durch ihre studierenden Söhne in Verbindung mit der Universität geblieben waren. Keiner von Allen hat irgend welchen Widerspruch erhoben gegen diese feierliche Proklamation.

Zwei Jahre nach Höfling's Tod haben alte Korpsstudenten dem Dichter des Liedes eine Gedenktafel gestiftet. Mein verstorbener Freund und Korpsbruder Direktor Vogt und ich veranstalteten eine Feier zur Anbringung der Tafel an das Sterbehaus Höfling's.

Die S. C. S. C. von Göttingen und Marburg erschienen vollzählig und in vollem Wichs, fast alle übrigen deutschen Hochschulen hatten Vertreter geschickt. Wir feierten das Andenken des Dichters durch einen großartigen Fackelzug und folgenden Kommers.

Regierungsrath Wiegand aus Erfurt war als Vertreter der stiftenden alten Korpsstudenten erschienen und übergab feierlich am Sterbehaus des Gefeierten die Gedenktafel dem Bürgermeister Gebhard, welcher im Namen der Stadt dankte und versicherte, daß die Stiftung in treuem Gewahrsam behalten werden würde.

Die Bürger von Eschwege waren alle gern bereit, dem Andenken ihres hochgeschätzten Höfling zu Liebe die heranziehenden Studiosen und übrigen Gäste zu beherbergen und zu bewirthen. Die ganze Stadt feierte damals das Fest mit.

Der Bericht über diese Festlichkeit ist fast in allen größeren Blättern seiner Zeit zu lesen gewesen, die „Illustrirte Zeitung“ hat zugleich Höfling's Bild gebracht.

Niemand hat irgendwo einen Widerspruch erhoben gegen die Autorschaft Höflings. Jetzt, nach 13 Jahren, erklärt Dr. Erman — Höfling ist nicht der Dichter des Liedes, weil seine Angaben widerlegt werden durch das Auffinden des gedruckten Liedes vom Jahre 1825.

Wie mancher von uns hat in seiner Jugendzeit Verse verbrochen — wenn er nach 52 Jahren gefragt würde, wann und unter welchen Umständen hast Du diese Verse gemacht, dann würde die Antwort in den allermeisten Fällen wohl noch ungenauer ausfallen, und es würden leicht frühere oder spätere Ereignisse mit in Beziehung gebracht werden.

Höfling hat angegeben, er habe das Lied als Mauleſel gemacht, es ergiebt sich aus dem Fund des Herrn Dr. Erman, daß er es schon als Primaner gedichtet hat. — Nun, was einer als Maulesel zu dichten im Stande ist, das kann er recht gut auch als Primaner geleistet haben. Daß er es schon als Gymnasiast gedichtet hat, erklärt es auch, warum das Lied im „Freimüthigen“ ohne Namensunterschrift steht — als Gymnasiast durfte Höfling nicht seinen Namen nennen, denn seine Lehrer würden es ihm gewiß sehr übel genommen haben, wenn er schon Burschenlieder dichtete.

Höfling war schon frühzeitig geistig sehr entwickelt, das geht daraus hervor, daß er schon als 18jähriger Jüngling die Hochschule beziehen konnte (für damalige Zeit etwas Ungewöhnliches). Dieser früh entwickelte, dichterisch beanlagte und mit lebhafter Phantasie begabte junge Mann war recht wohl im Stande, dieses Lied zu dichten. Hat es doch jüngst eine bekannte Schriftstellerin vermocht, ein Kommerslied zu dichten, welches bei einem Preisausschreiben den ersten Preis gewonnen hat.

Wenn man nicht annehmen will, daß der Verleger des „Freimüthigen“ selbstständig die passende Ueberschrift hinzugefügt hat, so hat es auch nichts Befremdendes, daß der junge Dichter, der sich die Gedanken eines von der Hochschule in das Philisterthum Uebergetretenen so lebhaft vorgestellt hat, dem Lied auch eine entsprechende Aufschrift gegeben hat,

zumal er hierdurch erst recht den Verdacht der Autorschaft vermied.

Auch die Angabe Höfling's, daß seine Freunde sein Gedicht in der „Didaskalia“ hätten abdrucken lassen, während es hier nicht, sondern im „Freimüthigen“ abgedruckt wurde, hat aus denselben Gründen nichts Befremdendes, um so weniger, weil er den Druck nicht selbst besorgt hat. Alle, die Schüler eines Gymnasiums gewesen sind, werden mir zustimmen, daß sie selbst, wenn sie als Primaner etwas der Art hätten veröffentlichen wollen, sie gewiß auch die Vorsicht gebraucht hätten, das Lied lieber zunächst in einem weniger bekannten und an einem entfernten Orte erscheinenden Blatte veröffentlichen zu lassen.

Die meisten älteren studierten Herren, welche über eine so vieljährige Erfahrung zu verfügen haben, die werden, das ist meine feste Ueberzeugung, sich mit mir einverstanden erklären, daß die falschen Angaben Höfling's recht wohl die Folge von Gedächtnißfehlern sein können.

Um noch einmal kurz zusammen zu fassen, worauf es bei der vorliegenden Frage ankommt — Höfling hat aus seiner Erinnerung 1877 erklärt, er habe das fragliche Gedicht als Maulesel, also 1826, gemacht, dasselbe sei nicht von ihm, sondern durch Freunde damals veröffentlicht worden, und zwar in der „Didaskalia“.

Dr. Erman hat nun entdeckt, daß das Gedicht schon 1825 gedruckt war, und zwar im „Freimüthigen“, und schließt daraus, daß Höfling das Gedicht nicht gemacht, daß er sich dagegen die Autorschaft widerrechtlich angemaßt habe.

Darauf erwidern wir: Bis jetzt ist es Keinem eingefallen, daran zu zweifeln, daß Höfling das Gedicht 1826 habe machen können; Jeder, der Höfling gekannt hat, würde auch vor der Entdeckung Dr. Erman's daran nicht gezweifelt haben, daß Höfling 1825 schon im Stande gewesen ist, ein solches Lied zu dichten.

Das Erscheinen im „Freimüthigen“ beweist aber geradezu, daß das Gedicht zu einer Zeit gemacht worden ist, wo der Verfasser seinen Namen noch nicht veröffentlichen durfte.

Selbst die, welche Höfling gar nicht gekannt haben, müssen zugeben, daß es wohl undenkbar ist, daß Jemand es wagen sollte, sich als Verfasser eines ihm unbekannten Liedes zu bezeichnen, da jeden Tag der eigentliche Dichter, oder solche, die den Dichter kannten, mit vernichtenden Zeugnissen gegen ihn auftreten konnten. —

Aber der durchaus ehrenhafte Charakter Höfling's, die allbekannte Anspruchslosigkeit des alten Herrn schließen jeden Verdacht aus, er habe sich eine Autorschaft angemaßt, auf die er kein Recht hatte.

Wollen wir schließlich das Zeugniß derer, die Höfling auch nur einigermaßen gekannt haben, anrufen, so würde es ein Leichtes sein, von Allen durch Unterschrift Folgendes bekräftigen zu lassen:

1. Höfling ist 1825 fähig gewesen, das Lied „O alte Burschenherrlichkeit“ zu verfassen,
2. Höfling ist nicht fähig gewesen, eine so ehrlose Handlung zu begehen, wie sie ihm von Dr. Erman vorgeworfen wird.

Daher wollen wir, die Bewohner von Eschwege, welche den Mann in seinem wahren, bescheidenen Wesen gekannt haben und viele Jahre mit ihm zusammen leben durften, seine Ehre nicht antasten lassen und werden treue Hüter sein des Ehrenschildes an seinem Sterbehaus.

Eschwege, den 12. Februar 1891.

Dr. Wilhelm Brill.“

II.

„Die ersten kurzen Ferien meiner Studienzeit hatte ich in der Familie meines Freundes Franz Lieblein zu Fulda zugebracht. Es war das in der Christwoche 1825. Zu dieser Zeit trafen wir eines Tages bei einem alten Schulkameraden, dem Sohne des Musiklehrers Namens „Andres“*), der sich der Musik gewidmet hatte, mit Eugen Höfling und Weinzierl, dem späteren Landtags-Abgeordneten und Stadtschreiber von Fulda, zusammen, die beide erst vor Kurzem von einer längeren Wanderung durch Deutschland zurückgekehrt waren. Höfling hatte damals „Andres“ gebeten, ihm zu einem von ihm verfaßten Gedicht eine Melodie zu komponiren. Das Gedicht wurde vorgelesen. Es war das Lied „O alte Burschenherrlichkeit“. Mein Freund Franz Lieblein, der selbst nicht unbedeutendes Talent zum Dichten besaß und schon als Schüler mit der Redaktion des „Frankfurter Journals“ in Verbindung stand, hatte damals eine Abschrift von dem Lied genommen und dasselbe im Jahre 1826 in der „Didaskalia“ veröffentlicht. Viele Jahre nachher traf ich mit Höfling wieder in Eschwege zusammen, wo er Arzt und Physikus und ich Landrath war; auch zu dieser Zeit war mitunter noch die Rede von dem Lied.

Kassel, im März 1891.

C. F. von Stiernberg,
vormals Kurhessischer Ministerial-Vorstand und Geh. Regierungsrath.“

Eugen Höfling war Marburger Burschenschafter. Seltsam, Korpsburschen stiften dem Dichter des Liedes „O alte Burschenherrlichkeit“, dem alten Burschenschafter, eine Gedenktafel. Ein burschenschaftliches Blatt versucht es, dem alten Bundesgenossen den Lorbeer von dem Haupt zu reißen, ein Korpsbursche, der ehemalige Marburger Teutone Dr. W. Brill übernimmt die Vertheidigung der Ehre

*) Es ist damit der im April 1871 zu Fulda verstorbene Seminarlehrer Dr. Georg Andreas Henkel, bekannt als ausgezeichneter Musiker und Komponist, gemeint.

und des Rechtes des angegriffenen Burschenschafters und führt sie mit großer Wärme und vielem Geschicke durch, und schließlich spricht ein alter Burschenschafter, der Geheime Rath von Stiernberg, ein Jugendfreund und Studiengenosse Höflings, der trotz seines hohen Alters von 83 Jahren sich noch eines ausgezeichneten, nimmer versagenden Gedächtnisses und seltener Frische des Geistes rühmen kann, das entscheidende erlösende Wort, das genau mit dem übereinstimmt, was wir einst selbst aus dem Munde des oben erwähnten, im Jahre 1885 verstorbenen Stadtsekretärs Dr. J. Weinzierl vernommen haben. Wer kann sich da noch unterfangen, die Autorschaft Höflings in Zweifel zu ziehen?! —

Sollte hier nicht eine kurze Schilderung des Lebenslaufes unseres hessischen Landsmannes Eugen Höfling, dessen Gebeine jetzt schon fast elf Jahre der Rasen deckt, dessen Gedächtniß aber unter uns fortleben wird, und das wir in Liebe und Treue pflegen wollen, am Platze sein? Ich will es wagen.

Eugen Höfling war am 8. Oktober 1808 zu Fulda als Sohn des Kaufmanns J. Wilhelm Höfling geboren. Er besuchte mit ausgezeichnetem Erfolge das Gymnasium und Lyceum seiner Vaterstadt. Mitschüler von ihm waren u. A.: Karl von Vangerow, der *nachmalige berühmte Pandektist*, C. F. von Stiernberg, Karl Renouard, der bekannte hessische Militärschriftsteller, Franz Lieblein, Joseph Weinzierl 2c. Nach Absolvirung des Lyceums, an welchem schon akademisches Leben und Treiben vorwaltete, bezog Eugen Höfling im Herbste 1826 die Universität Marburg, um sich dem Studium der Medizin zu widmen. Hier war er, gleich seinen Kommilitonen von Stiernberg, Lieblein, Weinzierl, ein eifriges Mitglied der Burschenschaft „Germania“. Nachdem er noch die Universitäten Würzburg und Heidelberg besucht hatte, unterzog er sich im Winter 1830 zu Marburg der medizinischen Fakultätsprüfung und wurde auf Grund seiner Inaugural-Dissertation „de Ichthyosi praemissis nonnullis de cutis affectionibus in genere, am 23. Dezember des genannten Jahres zum Doktor der Medizin promovirt. Sind wir recht unterrichtet, so ging damals Dr. Eugen Höfling mit der Absicht um, sich zu Heidelberg als Privatdozent in der medizinischen Fakultät zu habilitiren. Doch nahm er von diesem Plane Abstand und widmete sich der Laufbahn als praktischer Arzt. Er bestand zu diesem Zwecke die Staatsprüfung und hielt sich einige Zeit, mit Studien beschäftigt, in seiner Vaterstadt Fulda auf. Hier hatte sich damals ein kleiner „namenloser“ Verein gebildet, dessen Zweck in der Pflege der buchonischen Dichtung und Geschichte gipfelte. Er bestand nur aus fünf Mitgliedern; die Freunde kamen an jedem Montage von 4 bis 7 Uhr in ihren Wohnungen der Reihe nach zusammen, um einander ihre eigenen Dichtungen und Erzählungen vorzulesen und dieselben zu beurtheilen. Zu ihnen gehörte unseres Wissens auch Eugen Höfling. Die anderen Mitglieder waren der Gymnasiallehrer Dr. Kilian Wolf, Hermann Müller, der Referendar Balthasar von Boxberger und G. Andreas Henkel.

Im Jahre 1834 finden wir Dr. Eugen Höfling als praktischen Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer in Hünfeld. Einige Jahre später siedelte er nach Friedewald über, wurde dann zum Physikus in Naumburg und schließlich zum Kreisphysikus in Eschwege ernannt, auch wurde ihm der Titel „Sanitätsrath“ verliehen. Hier war er bis zu seinem am 21. Juli 1880 nach nur kurzem Krankenlager erfolgten Tode unermüdlich thätig. Er war ein geschickter, gewissenhafter und humaner Arzt, zu dem die Patienten ein außerordentliches Zutrauen hatten. Und wie er sich in seiner amtlichen Stellung die Achtung und Hochschätzung seiner Vorgesetzten erworben, so war dies auch im bürgerlichen Leben der Fall. Dr. Höfling zählte zu den beliebtesten und angesehensten Persönlichkeiten der Stadt und des Kreises Eschwege, und allenthalben, wo er vorher gewirkt, hatte er das beste rühmlichste Andenken hinterlassen.

In seiner Jugend war Dr. Eugen Höfling vielfach mit literarischen Arbeiten beschäftigt — und manche vortreffliche medizinische Abhandlung veröffentlichte er in Fachschriften. Aber nicht allein der Medizin, auch den Naturwissenschaften, insbesondere der Entomologie, hatte er seine eingehenden Studien zugewandt. Er war eine Autorität in der Kenntniß der Fauna seines Geburtslandes, und die in der Rhönbeschreibung von Dr. Joseph Schneider, 2. Auflage 1840, enthaltene „Fauna Rhoenana“ ist von ihm verfaßt. — Im Jahre 1844 erschien von Dr. Eugen Höfling die Schrift „Botanisches und chemisch-technisches, latein-deutsches Wörterbuch zum Uebersetzen der Pharmakopöe, zunächst der „Pharmacopoea Hassiae electoralis“.

Ueber Eugen Höfling, den Dichter, ein andermal.

F. Z.

Soeben ist der dritte Nachtrag zur Bibliotheca Hassiaca von Realschuldirektor Dr. Karl Ackermann in Kassel erschienen Die vorliegende Zusammenstellung schließt sich unmittelbar an den vor zwei Jahren herausgegebenen zweiten Nachtrag zur Bibliotheca Hassiaca an. Sie enthält, vereinzelte früher übersehene Werke und Aufsätze abgerechnet, die in den Jahren 1889 und 1890 erschienene landeskundliche Literatur über unser Hessenland, und zeigt, daß sowohl größere Arbeiten zur Landeskunde unserer Heimath, wie insbesondere dieser gewidmete Einzelarbeiten nicht an Zahl und ebensowenig an Werth sich vermindert haben. Daß auch dieser Nachtrag mit außerordentlichem Fleiße und großer Sachkenntniß ausgearbeitet ist, brauchen wir wohl

nicht erst zu betonen, das ist bei allen Arbeiten, die wir Herrn Dr. Karl Ackermann verdanken, der Fall. Der Verfasser hat sich durch die Herausgabe dieses Repertoriums unserer landeskundlichen Literatur ein höchst schätzenswerthes Verdienst erworben, dem auch gleich bei dem Erscheinen der ersten größeren Sammlung im Jahre 1884 die volle Anerkennung zu Theil wurde. Und gleich den beiden früheren wird auch der vorliegende neue Nachtrag von Allen, die sich für unsere heimathliche Literatur interessiren, freudig begrüßt werden, denn „Schand ist's Fremdling zu sein auf rühmlichem Boden der Heimath.“

Universitätsnachrichten. Gießen. Der Professor der Kirchengeschichte Dr. Müller hat einen Ruf an die theologische Fakultät in Breslau erhalten und angenommen. An seiner Stelle ist Professor Dr. Krüger zum Ordinarius ausersehen, der seiner bereits gemeldeten Berufung nach Göttingen nicht Folge leisten wird. — Professor Dr. Behrens in Jena wird dem an ihn ergangenen Ruf als ordentlicher Professor der neueren Sprachen an die Gießener Universität Folge leisten. — Dr. G. Honigmann hat sich in der medizinischen Fakultät als Privatdozent für innere Medizin habilitirt. — Der Geheime Medizinalrath Professor Dr. Eckhardt in Gießen, ein geborener Kurhesse, und zu Ende der vierziger Jahre Prosektor an der anatomischen Anstalt zu Marburg, verläßt mit dem Schlusse des Semesters den Lehrstuhl der Anatomie, wird aber noch für die Zukunft die Professur für die Physiologie behalten. Bei Gelegenheit seines Scheidens aus einer Stellung, die er über vier Jahrzehnte innegehabt hatte, wurde ihm am 26. Februar von seinen jetzigen Zuhörern und einer größeren Anzahl früherer Schüler als Zeichen ihrer Anhänglichkeit, Dankbarkeit und Verehrung ein solenner Fackelzug gebracht.

Todesfälle. Es starben: am 12. Januar zu Wasenberg bei Ziegenhain der Pfarrer W. L. Kempf; am 7. Februar zu Hofgeismar im 72. Lebensjahre der Oberamtmann August Wendelstadt; am 11. Februar zu Jesberg im 87. Lebensjahre der Metropolitan Karl Theyß; am 16. Febr. zu Hombressen im fast vollendeten 82. Lebensjahre der Oberförster a. D. Wilhelm Bauer; am 20. Februar zu Grebenstein im 64. Lebensjahre der Stabsarzt a. D. Dr. med. Karl Leibrock; am 7. März zu Kassel im Alter von 73 Jahren der Stiftssyndikus a. D. Karl Georg Wiskemann; am 8. März zu Fulda im 56. Lebensjahre der Oberförster a. D. Gustav Thomas Bechtold.

Anzeigen.

Berichtigungen.

In Nr. 4, S. 58, Spalte 2, Zeile 10 v. u. ist anstatt „L. Pomponius“ zu lesen: P. Pomponius. **Dr. A. R.**

In dem Nekrologe des Professors Dr. Wilhelm Gies, vorige Nummer, Seite 69, Spalte 2, Zeile 27 von oben, muß es statt: „Im Mai desselben Jahres“ heißen: „Im Mai 1843“.

Zum Abonnement auf das 2. Quartal c. unserer Zeitschrift „Hessenland“ laden ergebenst ein

Kassel, im März 1891. **Redaktion und Verlag.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 7. Kassel, 2. April 1891.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1891 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2847.

Hessische Jägerparade.

(1762).

Hoch lodern die rothen Flammen
Des Schlosses zu Friedewald,
Die Gebälke stürzen zusammen schon,
Daß weit es die Luft durchschallt.
Und in das Prasseln donnern hinein
Französische Feuerschlünde,
Als ob ihr Donner im Feuerschein
Des Himmels Einsturz verkünde.

Weh! Gegen versengende Gluthen
Ist nutzlos jeglicher Kampf;
Des Schlosses Helden verbluten nicht,
Sie ersticken in Qualm und Dampf.
Da ruft der feindliche General:
„Nicht soll sie das Feuer verzehren,
Die tapfer gefochten mit blankem Stahl,
Soll freier Abzug noch ehren!“

Und vor achttausend Franzosen
Schritt drauf ein Zug einher,
Der stolz aus des Brandes Tosen trug
Die blitzende, blutige Wehr.
Nur sechszig zählte der Feind heraus,
Nur sechszig hessische Jäger;
„Was? ziehen die Regimenter nicht aus
Mit Führer und Fahnenträger?“

Da lachten die biedern Hessen
Und sprachen, „Herr General,
Das möge Frankreich vergessen nie:
Die Tausende hier an Zahl,
Die hielten wir sechszig allein im Schach;
Und wäre der Brand nicht gekommen,
Ihr hättet auch heute noch nicht so jach
Die Parade uns abgenommen.

Carl Preser.



Kurfürst Wilhelm I. in Fulda.

Von F. Zwenger.

(Fortsetzung.)

Der Kurfürst kam am 20. Mai 1816 in Begleitung des Kurprinzen über Vacha nach Fulda, nachdem er vorher Hersfeld und Schmalkalden mit seinem Besuche bedacht hatte. An der Grenze des neugeschaffenen Großherzogthums Fulda wurde er von dem Präfekten Lothar Herquet bewillkommt, auch hatten sich dort der Oberstlieutenant Friedrich Gerhard von Katzmann an der Spitze der Landsicherheitshusaren, Landforstmeister Ernst Friedrich Hartig, an der Spitze der berittenen Forstoffizianten und die Justiz- und Verwaltungsbeamten der Aemter Haselstein und Eiterfeld mit 24 uniformirten Jünglingen und Landsturmmännern zu Pferd, zum feierlichen Empfange aufgestellt. Von da ging der Zug, begleitet von den Husaren, den Forstoffizianten und der berittenen jungen Mannschaft nach Rasdorf und Hünfeld, wo das Mittagsmahl eingenommen wurde. Ueberall waren Ehrenpforten und Opferaltäre angebracht, die Beamten der Ortschaften, durch welche der Zug ging, und der Umgegend, begrüßten den Kurfürsten durch feierliche Anreden, die Schuljugend sang Lieder, Gedichte wurden überreicht. Von Hünfeld wurde die Reise nach Fulda fortgesetzt. An der Grenze des Zentamts Fulda wurde der Kurfürst von den Beamten der Aemter Fulda, Bieberstein und Großenlüder empfangen und von diesen nebst dreißig Mann ländlicher Ehrengarde, in Husarenuniform, bis zu der unfern des Wirthshauses zur kalten Herberge (Leipziger Hof) errichteten Ehrenpforte begleitet. Bei der Ankunft dortselbst streute die in Spalieren geordnete Schuljugend vor dem Wagen des Kurfürsten unter lauten Vivatrufen Blumen auf den Weg. An der Ehrenpforte war die gesammte Geistlichkeit, die Aktuarien, Schultheisen und Gemeindenachbarn der Zenten Fulda, Bieberstein und Großenlüder in Ordnung aufgestellt. Ein 94jähriger Greis überreichte dem Landesherrn namens der Unterthanen der genannten drei Aemter ein Gedicht, und als der Beamte der Zent Fulda eine Ansprache hielt, in welcher Liebe, Treue, Anhänglichkeit und Gehorsam aller Gegenwärtigen angelobt wurde, da betheuerte dies der Greis nach altdeutscher Sitte namens Aller durch den Ausruf: „Dieses ist wahr, bei meinem Silberhaar!“ In Fulda hatte sich eine aus angesehenen Bürgern bestehende Ehrengarde gebildet, die dem Kurfürsten bis zu der Ehrenpforte bei der kalten Herberge entgegenritt und sich dann dem Zuge anschloß. Unfern der Stadt Fulda war auf dem erhabensten Punkte der Landstraße eine sehr geschmackvolle, auf acht Säulen ruhende Ehrenpforte errichtet, deren Vorderseite die Inschrift: „Wilhelm, Langersehnter“, die Rückseite aber die Worte: „Nimm zu den tapferen Hessen auch die treuen Fulder auf!“ sehen ließ. Die Aufschrift stammte von Karl Arnd und sollte eigentlich „Heil Dir Wilhelm! Dein Vaterherz nimmt zu den tapferen Katten auch die treuen Buchanier (sic) auf!“ lauten. Die hessischen Kommissare von Porbeck und Fulda hatten aber obige Aenderung vorgenommen. Karl Arnd ist aufrichtig genug, in seiner Selbstbiographie*) zu gestehen, daß ihm, den man nicht für den Verfasser hielt, mancher Tadel über die charakterlose Servilität der Inschrift zu Ohren gekommen sei.

An jener Ehrenpforte überreichte der Vorstand der Stadt Fulda, Regierungsrath Anton Thomas, dem Kurfürsten die Schlüssel der Stadt. Hinter der Ehrenpforte bis zu dem mit Laubwerk, Kränzen und Bäumen geschmückten Paulusthore waren der Klerus, die Geistlichen des Franziskanerklosters, die Lyceisten, die Gymnasiasten, die Mädchen und Knaben der Stadt- und Domschulen mit ihren Lehrerinnen und Lehrern, der alte Bürgerausschuß mit der Stadtfahne, dann der Landsturm der Stadt und der Vorstädte in Ordnung aufgestellt.

Gegen 5 Uhr Nachmittags erfolgte unter dem Geläute aller Glocken der Einzug in die festlich geschmückte Stadt. Im Schloßhofe wurde der Kurfürst von dem Besitznahme-Kommissarius,

*) Karl Arnd's Leben, von ihm selbst beschrieben. Frankfurt a. O. bei Christian Winter, 1869, Seite 89.

dem Ober-Appellationsgerichts-Präsidenten Ferdinand von Schenk zu Schweinsberg, dem Domkapitel und der gesammten Militär- und Zivil-Staatsdienerschaft empfangen und zur Stiege des Schlosses geleitet. 120 gleich gekleidete, mit Blumen und Bändern geschmückte junge Mädchen bildeten Spalier. Abends war die ganze Stadt beleuchtet. Der alte Herr war sehr gerührt und soll zu den Vertretern der Fuldaischen Bürgerschaft geäußert haben: „Sagen Sie den Fuldaern, daß sie es nicht reuen würde, mich zum Großherzog bekommen zu haben."

Am andern Tage — den 21. Mai — war nach der Parade große Cour und Festtafel im Schlosse und am Abend besuchte der Kurfürst das Liebhabertheater im Orangeriegebäude. Der Verein der Musenfreunde hatte daselbst eine besondere Festlichkeit veranstaltet.

Am Mittwoch den 22. Mai 1816, Abends 9 Uhr, brachten die Lyceisten und Gymnasiasten unter Anführung gewählter Marschälle einen Fackelzug mit Musik. Abgeordnete der Studierenden überreichten bei dieser Gelegenheit Serenissimo ein Gedicht, das ein Lyceist verfaßt hatte. Nach beendeter Musik und ausgebrachtem dreimaligem Lebehoch, bewegte sich der Fackelzug nach dem Domplatze, wo unter Absingung eines vom Kanzleirath F. E. Petri verfaßten Liedes nach der Melodie von God save the King, die Fackeln verbrannt wurden.

Um auch die Ankunft des Kurfürsten in religiöser Hinsicht zu feiern, fand am 23. Mai ein feierliches Dankfest statt. Um 9 Uhr Vormittags hielt der Propst und Generalvicarius Heinrich von Warnsdorf, dem der Landesfürst an diesem Tage die Dekoration des goldenen Löwenordens 1. Klasse verliehen hatte, in der Domkirche ein feierliches Hochamt mit nachfolgendem Te Deum. Der Kurfürst und der Kurprinz wohnten mit ihrem Hofstaate diesem feierlichen Gottesdienste bei und wurden bei ihrer Ankunft von der Geistlichkeit an dem Portale empfangen und ebenso zurückgeleitet. Nach beendetem Gottesdienst überreichten sechs in ihre Nationaltracht gekleidete schmucke Bauernmädchen und eben so viele junge Burschen aus dem Amte Großenlüder dem Kurfürsten ein die Wünsche besagten Amtes aussprechendes Gedicht und fanden ganz besonders freundliche Aufnahme. Für den Abend desselben Tages hatte der Verein der Musenfreunde in dem Vereinssaale (Orangeriegebäude) einen glänzenden Ball veranstaltet, dem der Kurfürst und der Kurprinz mit sichtlichem Vergnügen beiwohnten.

Am 24. Mai besuchte der Kurfürst in Begleitung seines Generaladjutanten, Generalmajors H. A. von Thümmel und seines Flügeladjutanten, des Kammerherrn, Stallmeisters und Rittmeisters Karl von Buttlar, die Landesbibliothek und trug sich als „Wilhelm K. G.-Herzog zu Fuld" in das Fremdenbuch ein. Am Abend desselben Tages fand im Saale der Musenfreunde ein vom herzoglich sachsen-meiningischen Kammermusikus Wassermann veranstaltetes Konzert statt, zu dem aber nur der Kurprinz erschien. Am Vormittag des 25. Mai erfolgte die Abreise des Kurfürsten nach Hanau.

Das waren die Festlichkeiten, welche die Stadt Fulda ihrem neuen Landesherrn während seiner fünftägigen Anwesenheit bot. Der Kurfürst schien von der Aufnahme, die er bei seinen neuen Unterthanen in der Hauptstadt des zu einem Großherzogthum avancirten ehemaligen Fürstenthumes Fulda gefunden, sehr befriedigt zu sein, bis auf die Theatervorstellung und den — Platzregen von Gedichten, der sich über ihn ergoß. Die in den meisten der letzteren sich breit machende überschwengliche Liebedienerei soll — unser Gewährsmann ist der Bauinspektor Karl Arnd — sogar auf einen so selbstherrlichen Regenten, wie doch der Kurfürst einer war, einen nichts weniger als günstigen Eindruck gemacht haben.

Es liegt uns eine große Anzahl jener Gedichte, mit welchen der Kurfürst damals angesungen wurde, vor, deutsche und lateinische, in allen möglichen Versmaßen, und wir müssen gestehen, daß sie auch uns wegen der darin kundgegebenen servilen Gesinnung höchst peinlich berührt haben. Auch erheben sich nur wenige über die Mittelmäßigkeit, am besten sind verhältnißmäßig noch die lateinischen. Fulda scheint damals keine Heimstätte der Poesie gewesen zu sein. Wir können es uns nicht versagen, hier ein sog. Leistengedicht wiederzugeben, das der Pfarrer Römheld von Burghaun dem Kurfürsten in Hünfeld überreichte. Es kann als Muster der übrigen dienen:

„**W**ähle Buchonia dir nur unter den Fürsten in DeutschlanD:
Immer ist doch der Katten Beherrscher der Edelste BestE;
Lang ersehnt von dem Volk, wie von den Kindern ein VateR.
Hier ist Hülf' und Rath, Gerechtigkeit, Ordnung und TreuE,
Ein Beglücker des Lands, das huldigt dem mächtigen SzepteR.
Lern' Ihn kennen, den Weisen, den Milden, den Redlichen ganz erST,
Mehr, als And're zuvor, wird Dieser dir sein der GeliebtE! —

Muse, verhülle dein Haupt! (Schluß folgt.)

Johann Friedrich Schannat.

Eine Lebensskizze, entworfen von Dr. Cornelius Will.

Unter allen den Forschern, welche sich im Laufe mehrerer Jahrhunderte um die Geschichte des altehrwürdigen Klosters und des berühmten Hochstifts Fulda verdient gemacht haben, nimmt zweifelsohne Johann Friedrich Schannat*) die erste Stelle ein, und wie ihm bei seinen Lebzeiten die größte Anerkennung als gelehrter Forscher zu Theil ward, so muß ihm auch in der Geschichte der deutschen Historiographie der Ruhm dauernder Verdienste um die Wissenschaft in reichem Maße zuerkannt werden. Wie wohlbegründet seine Ansprüche in dieser Beziehung sind, darüber kann schon ein Blick auf die stattliche Reihe seiner Werke genügenden Aufschluß geben und wir haben um so mehr Veranlassung, dieselben hier in ihrer Gesammtheit aufzuführen, als die Verzeichnisse derselben in der neuesten einschlägigen Literatur überhaupt theilweise mangelhaft sind und für viele Leser dieser Zeitschrift nicht zugänglich sein dürften:

1. Histoire du comte de Mansfeld, Luxemburg 1707. 12°.
2. Vindemiae literariae Collectio I et II, Fuldae et Lips. 1723, 24. fol.
3. Corpus traditionum Fuldensium. Lipsiae 1724. fol.
4. Tractatus de Clientela Fuldensi. Frankof. 1726. fol. Mit Codex probationum.
5. Dioecesis Fuldensis cum sua hierarchia. Francof. 1727. fol. Mit Codex probationum. fol.
6. Sammlung alter histor. Schriften u. Dokumente. Frankf. 1727. 4°.
7. Vindiciae quorundam archivi Fuldensis diplomatum. Frankofurti 1728. fol.
8. Historia Fuldensis. Accedit integer. cod probationum. Francof. 1729. fol.
9. Historia episcopatus Wormatiensis. Francof. 1734. Mit cod. probationum. fol.

Die aus Schannat's literarischem Nachlaß herausgegebenen Werke:

1. Histoire abregée de la maison Palatinate,
2. Concilia Germaniae,
3. Eiflia illustrata,

siehe unten.

Schannat erblickte als Sohn eines fränkischen Arztes am 23. August 1683 das Licht der Welt zu Luxemburg.*) Nachdem er noch außerordentlich jung das Studium der Rechtswissenschaft zu Löwen absolvirt hatte, indem er im Jahre 1705 in collegio utriusque iuris almae universitatis generalis studii oppidi Lovaniensis die professio ablegte und den gradus Baccalaureatus utriusque iuris erlangte, erhielt er, 22 Jahre alt, eine Advokatur bei dem Parlament zu Mecheln. Auch wurde er Licentiat, wie man daraus ersieht, daß das Familienwappen, bestehend in drei fünfblättrigen Rosen auf goldenem Pfahl in blauem Feld, für Joh. Fried. Schannat, iuris utriusque Licentiatus, de cuius promotione agitur, am 24. Nov. 1707 Luxemburgi ausgeführt wurde. Die praktische Thätigkeit scheint ihm jedoch keine Befriedigung gewährt zu haben und immer mehr bildete sich bei ihm die Neigung zur historischen Wissenschaft aus. Schon im Jahre 1707 begegnen wir der ersten Frucht seiner geschichtlichen Forschung, nämlich der Geschichte des Grafen von Mansfeld. Am meisten aber fühlte sich der junge Rechtsanwalt zu archivalischen Studien hingezogen und weil er glaubte, als Kleriker leichteren Zutritt zu den urkundlichen Schätzen der Archive zu finden, trat er in den geistlichen Stand.**) Und in der That eröffnete er sich dadurch die Wege für seine so erfolgreiche und ruhmgekrönte Forscherlaufbahn. Zur Verfolgung derselben dienten seither fast ausschließlich die vorhandenen Werke Schannats als Marksteine, die Strecken zwischen diesen aber erschienen bis jetzt ziemlich leer und dunkel. Endlich ist eine Leuchte aufgegangen, welche das Leben und die Entstehungsgeschichte der zahlreichen für die Geschichte Fulda's und Deutschland's so werthvollen Schriften unseres Schannat in vielfacher Beziehung in das seither vermißte Licht versetzt.

Der im Jahre 1889 erschienene 39. Jahresbericht des k. k. Obergymnasiums der Benediktiner zu Melk in Niederösterreich enthält nämlich eine für die Geschichte der deutschen

*) Eine kurze Lebensbeschreibung J. F. Schannat's ist nach der „Allgemeinen Deutschen Biographie", Bd. 30, in Nummer 12 unserer Zeitschrift „Hessenland" vom 12. Juni 1890 enthalten. D. Red.

*) In einer Kopie seines Taufscheins heißt es: Frid. Ign. Schannat iuris utriusque Licentiatus ex perhonesto ac spectabili connubio progenitus Domini Johannis Georgii Sch., medici in hac urbe, et Dominae Catharinae Pletscheit baptizatus 23. Juli 1683.

**) Offenbar war er für denselben schon von früher Jugend auf bestimmt, denn in den Ueberresten von Schannat's Papieren zu Prag findet sich auch ein Ordinariatszeugniß, nach welchem Johannes Fridericus Channat (!) a. 1694 am 14. Mai in ecclesia st Trinitatis Sanctimonialium ord. s. Augustini congreg. B. M. Virg. primam clericalem tonsuram erhielt.

Historiographie in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts überaus schätzenswerthe Arbeit „Ueber Bernhard Pez und dessen Briefwechsel.“ Vom Gymnasiallehrer P. Eduard Ernst Katschthaler. (Melk 1889. Selbstverlag des Obergymnasiums.) Aus dieser, wenngleich kleinen, Schrift können viele vollkommen quellenmäßige Nachrichten über Schannat geschöpft werden, da von diesem nicht weniger als 38 eigenhändige, in französischer Sprache geschriebene Briefe im Kloster Melk aufbewahrt werden und über ihn zahlreiche andere Schreiben in dem 844 Stück enthaltenden Schatz an Briefen vielfache und sehr erwünschte Aufschlüsse gewähren. Nach überaus gefälliger brieflicher Mittheilung des Herrn Prof. Katschthaler befinden sich auch in dem literarischen Nachlaß Schannat's zu Prag, von welchem unten Erwähnung geschieht, noch vielfache Nachrichten über seinen wissenschaftlichen Verkehr mit den Maurinern, besonders Montfaucon, den Jesuiten Sollier, Steyerer, Crassier und Harzheim, endlich mit Weihbischof Hahn in Bamberg, (welcher durch Schannat an Pez in Melk empfohlen dortselbst und in Göttweih zu einem tüchtigen Geschichtsforscher herangebildet wurde), Senckenberg und Buchels. Wir glauben daher einestheils eine Pflicht gegen den um die tausendjährige Geschichte des Klosters, der Stadt und des geistlichen Fürstenthums Fulda so sehr verdienten Forscher zu erfüllen, anderntheils aber auch allen Freunden der Geschichte Buchoniens und ganz Deutschlands einen willkommenen Dienst zu erweisen, wenn wir an der Hand des uns neuerdings durch P. Katschthaler in so dankenswerther Weise gebotenen Materials dem mit seinen historischen Quellenstudien eng verknüpften Lebenslauf Schannat's nachgehen, um die großartigen Resultate seines unermüdlichen Fleißes auch außerhalb der Kreise der Fachgelehrten durch eine kurze Lebensskizze zur rechten Würdigung zu empfehlen.

Es war ein ebenso entscheidender wie glücklicher Entschluß für den von Schannat erwählten Beruf im Dienste der Geschichtswissenschaft, als er sich wahrscheinlich im Jahre 1720 nach Melk begab, um sich unter Leitung von Bernhard Pez den gründlichsten historischen Studien zu widmen. Der gelehrige Schüler gewann wohl bald die Ueberzeugung, daß er in dem stillen Kloster den Meister gefunden, dem er sich ganz anvertrauen dürfe, und so erfüllte ihn gegen denselben die größte Hingebung und rührende Anhänglichkeit; für das Kloster Melk aber bewahrte er sein ganzes Leben hindurch aufrichtige Dankbarkeit. „Ich weiß recht gut“, sagt er einmal in einem Briefe an Pez, „wie groß meine Verpflichtungen Ihnen gegenüber sind, als daß ich nicht versuchen sollte, mich mein Leben lang dafür erkenntlich zu zeigen.“ Dieses Verhältniß durchzieht die gesammte im Jahre 1721 beginnende Korrespondenz Schannat's mit B. Pez, und erscheint er überall in derselben als eine sehr liebenswürdige und gewinnende Persönlichkeit. Nach etwa einem Jahre lenkte Schannat seine Schritte wieder donauaufwärts und hielt sich einige Zeit in Linz auf, von wo er die zahlreichen benachbarten Klöster in Oberösterreich besuchte, welche reiche Ausbeute für seine Sammlung der Concilien in Deutschland boten. Hierauf nahm er seinen Wohnsitz in Würzburg, da ihm nicht nur diese Stadt, sondern auch die Archive und Bibliotheken der Klöster Frankens erhebliches Material für seine Forschungen gewährten. Namentlich bei dem bischöflichen Bibliothekar Sigler*) und dem Abte des Schottenklosters St. Stephan in Würzburg wurde ihm in Folge der Empfehlung von Pez gute Aufnahme zu Theil. Leider befand er sich noch in sehr dürftigen Verhältnissen, so daß er nur mit Mühe den Monatsbetrag von 15 fl. für Tisch und Wohnung *im vornhinein zahlen* konnte.

(Schluß folgt.)

---

*) Wir wollen nicht unterlassen, hier gelegentlich auch der Nachrichten zu gedenken, welche sich aus der vorliegenden Schrift über den mit der Fuldaischen Geschichtsforschung in Berührung gestandenen Gelehrten Konrad Sigler ergeben.

In einem Briefe an B. Pez schrieb er am 14. Februar 1711 aus Fulda über dessen Plan der Herstellung einer Benediktiner-Bibliothek und sprach über dieses große und schwere Werk seine Bewunderung aus „zumalen nicht unbekannt, wie so viele and was für wackere Männer aus diesem heiligen Orden zu denen mittleren Zeiten in der christlichen Welt geleuchtet und gelehrt haben, von deren Schriften heute gar viele non exiguo reipulicae literariae damno ermangeln. Denn was würde nicht das Buch, so Bonifacius geschrieben de historia et missionis suae laboribus, und welches noch vor hundert Jahren in hiesiger Bibliothek gestanden, andere vorjetzo zu verschweigen, in der alten Geographie und Historie des alten saeculi für ungemeinen Nutzen schaffen.“

Sigler war bis zum Jahre 1711 im Dienste des Fürstabts von Fulda gestanden, als er aber bei Gelegenheit der Krönung Kaiser Karls VI. zu Frankfurt öfter vom sächsischen Hofe zu Unterhandlungen mit dem päpstlichen Nuntius verwendet wurde, trat er in sächsische Dienste und begleitete den sächsischen Hof nach Italien. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm der Besuch zahlreicher Bibliotheken gestattet, welche er zu historischen Studien ausbeutete. Indessen mußte er doch im Jahre 1712 über die Alpen zurückeilen, da ihm die Stelle eines Bibliothekars und Sekretärs des Fürstbischofs von Würzburg reservirt worden war. In diesem Amte verblieb er bis zu seinem Tode im Jahre 1723.

Ein poetischer Wettstreit, geführt zu Marburg jetzt vor hundert Jahren.

Von G. Th. Dithmar.

Auch Marburg erfreute sich einer Blütheperiode der Poesie. Ich habe jedoch nicht jene ältere Blüthezeit vor Augen, das sechszehnte Jahrhundert, als ein Euricius Cordus und Eobanus Hessus, Meister in der Sprache Roms, hier ihre carmina schufen, die noch jetzt unsere Bewunderung verdienen. Ich versetze mich in das letzte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, also in die Zeit, wo die Sterne erster Größe, ein Goethe und Schiller, ihren Glanz ausstrahlten. Besaß Marburg auch nicht in jener Zeit Dichter von gleicher Größe, so lebten und dichteten doch in unserer Stadt hochbegabte Männer, deren Namen und Werke noch jetzt im Gedächtniß fortleben: ein von Wildungen, ein K. W. Justi, ein David Busch, ein Engelschall (von ihm: „Schnell, begleitet von zwei treuen Hunden" 2c.), ein Eschstruth, ein von Waitz u. A.*) Der Mäcenas dieser Runde von Sängern war der in hohem Ansehn stehende Geheime Justizrath, Vizekanzler und Professor an der Universität Erxleben. Oftmals wurden ihm von Anhängern und Freunden edle Gaben als Zeichen der Dankbarkeit gewidmet.

Im Jahre 1790 verabredeten sich drei von Marburgs Dichtern, ihrem Gönner, dem Herrn G. J.-R. Erxleben einen poetischen Neujahrswunsch für das nahe anrückende Jahr 1791 zu schreiben. Die Form dieses Neujahrswunsches wurde fest bestimmt. Nämlich verschiedene nicht unglückliche Versuche, nach aufgegebenen Endreimen Gedichte auszuarbeiten, veranlaßten die Herren v. Wildungen, Busch und v. Waitz, dieser nicht leichten Aufgabe formgerecht nachzukommen. Dem Herrn Erxleben, dem Beglückwünschten, ward die Entscheidung überlassen, welchem von den drei eingesandten Gedichten der Vorzug und der Preis gebühre. Als Siegespreis sollte nach gethaner Verabredung der drei Sänger dem Verfasser von I, nämlich dem v. Waitz, wenn er der Ueberwinder wäre, eine Berlocke, dem Autor II, Busch, wenn's ihm gelänge, eine Partie Prikken (Neunaugen), und dem Dichter von III, v. Wildungen, wenn er die Gegner ausstäche, Pulver und Schrot, jeder Preis einen Thaler werth, auf Kosten der Ueberwundenen zuerkannt werden; Jedwedem also im Falle des Sieges ein Preis, der in sein Fach oder in seine Passion einschlüge. v. Waitz scheint viel auf das Aeußere gehalten, Busch scheint ein gutes Frühstück geliebt zu haben. v. Wildungen war ein leidenschaftlicher Jäger, daneben war er ein begabter Dichter, der bedeutendste vielleicht seiner Zeit in dem Lande Hessen. Lange Zeit haben sich von ihm die Verse hier im Gedächtniß erhalten:

Holdes Grün, wie lieb' ich dich!
Augenlust bist du für mich,
Bist, so wahr ich Waidmann bin,
Aller Farben Königin.

Sein Grab mit einem Denkstein ist bis zu diesem Tag im Forstgarten wohl erhalten.

Zum Neujahrswunsch für Erxleben waren die verabredeten vorgeschriebenen Reime:

Büffel, Küßt, Trüffel, Gerüst, Scheitern, Qualm, Leitern, Salm, Asche, Bär, Tasche, Hehr, Leber, Reis, Heber, Eis, Fluchen, Knall, Buchen, Stall (von einem Schall gelesen), Schnizzeln, Duft, Kizzeln, Kluft.

Wir sind nun darauf gespannt, wie die Aufgabe von den drei Wettstreitenden gelöst wird, welcher von denselben den Beglückwünschten in geschickter Art preisend, einmal von den aufgegebenen Worten den richtigen Gebrauch machen und dieselben dann auch ohne harten Zwang durch sinnvolle Verse in ungekünstelten Zusammenhang bringen wird. Denken wir auch, wie ja damals auch geschah, nicht einstimmig über den Werth der einzelnen Gedichte, der Geschmack ist ja verschieden, so haben wir doch Ursache, jedem der drei Gedichte Beifall zu zollen, und so mögen denn die Leser dieselben kennen lernen, Interesse daran finden und sie gerecht beurtheilen. Das Versmaß ist der damals noch wenig gebrauchte alte Alexandriner.

I. Das Gedicht von v. Waitz lautet so:

Geschenke trägt im Osten heut der träge Büffel,
Indeß ein Schmeichlerheer die gnäd'gen Hände küßt.
Am Fürstentische prangt die leckerhafte Trüffel
Und mancher Wunsch erschallt von Kanzel und Gerüst.
So soll, mein Theuerster, dies Herzenslied nicht scheitern,
Dem Wunsch des Freundes ziemt nicht leerer Worte Qualm,
Der Vers strebt nicht umher, erhöht auf Himmelsleitern
Zu des Parnassus Höh'n vom Munde glatt wie Salm:
Er wünscht Dir Wonne, Heil bis über Grabes Asche.
Wie dort im Norden strahlt am Firmament der Bär,
Indeß Fortuna Dir mit Gaben füllt die Tasche.
So glänze Themis Dir stets heilig, hoch und hehr.
Dein froher Sinn, der stets der Freudigkeit Beleber,
Gewähr Dir mehr Genuß bei mag'rer Kost und Reis
Als Pracht dem Wollüstling, wenn seine Hand den Heber
In tiefe Fässer taucht bei vollen Schüsseln Eis.

*) Dichtende Frauen gab es damals wohl nicht in Marburg. Jetzt fehlt es glücklicher Weise hier nicht an Dichterinnen.

Nie soll das Schicksal Dir, dem Glücklichen, hie fluchen,
Nie schreck ein Unheil Dich wie plötzlich Donnerknall,
Leb' so vergnügt wie unterm Schatten kühler Buchen
Der Schäfer lebt und mancher Knecht im Bauernstall!
Laß nur Fortunens Hand an Deinem Scheitel schnizzeln,
Bald opfern wir ihr dann gerechten Weihrauch-Duft,
Sie wird dann schmeichelnd jeden Deiner Wünsche kizzeln,
Und weichet nicht von Dir bis an des Grabes Kluft.

II. Die Gratulation des Prof. D. Busch.

Im goldgestickten Rock, im abgetragnen Büffel,
Schmückt alles heute sich und gratulirt und küßt.
Aus der Pastete dampft das Feldhuhn und die Trüffel,
Und manches fette Kalb bestieg das Blutgerüst.
Der Braten zischt am Feu'r von vierundzwanzig Scheitern,
Es sprudelt — doch hinweg mit all' dem Küchenqualm!
Ein Odendichter lieh mir seine Himmelsleitern.
Horcht auf! Denn jetzt beginnt mein Gratulanten-Salm!
„Hoch hebe sich Dein Ruhm, du Phönix aus der Asche.
Cujaz und Godofreds, vom Südpol bis zum Bär,
Der fern im Norden glänzt. Am Hals und in der Tasche
Trag Alt und Jung Dein Bild und halt es hoch und hehr.
Infarktus müssen nie im Bauch noch in der Leber
Dich foltern, immer grün Dein Körper wie ein Reis,
Das Alter beug' ihn nicht gleich einem krummen Heber
Und Deinen Scheitel bleich der Jahre Silbereis!
Nie müss' aus Deinem Schlaf ein Trunkenbold Dich fluchen,
Nie schrecke Dich daraus der Bursche Peitschenknall.
Erquickend schlafe Du, wie unter kühlen Buchen,
Beglückte Liebe schläft bei Philomelens Schall.*)
Spät müsse noch für Dich Cupido Pfeile schnizzeln,
Und Flora hülle Dich in steten Rosenduft.
Sanft müsse Dich Freund Hein mit seiner Hippe kizzeln,
Ein Pigal hau' den Stein zu Deines Grabes Kluft."

(Gab es einen Bildhauer Pigal? Ist Pigal vielleicht ein Beiname des Nahl gewesen?)

III. Die Arbeit des Herrn v. Wildungen.

Mich ekelts, Theuerster! wenn heut' der Mann im Büffel
Dem sammtnen Mann die Hand beim festen Glückwunsch küßt.
Wär' ich ein sammtner Mann, wahrhaftig keine Trüffel
Schenkt' ich dem Sängerschwarm vom Harlekins-Gerüst.
Dir aber sing ich selbst. Laßt meine Kunst nicht scheitern
Ihr Musen! Hört mein Fleh'n bei dieser Lampe Qualm,
Steigt jetzt zu mir herab auf goldnen Himmelsleitern
Und gebt dem Liede Kraft, sonst bleibt es matter Salm.
„Sei glücklich, bied'rer Freund! Dich lieb' ich bis zur Asche,
„Lüg' ich, so würge mich des Forstes Wolf und Bär.
„Trüg' ich ein Diadem, und Du die Hirtentasche,
„Doch wär' Dein Freundschaftskuß mir heilig stets und hehr.
„Wärst Du ein schaler Kopf — frei red' ich von der Leber,
„Denn niedrer Schmeichelei gebührt kein Lorbeer-Reis,
„Wie Judas falsch und stolz wie ein Licent-Erheber,
„Kalt blieb ich gegen Dich wie Nova Zemblas' Eis.
„Heut' wünsch' ich Dir beim Styx, doch halt! ich will nicht fluchen,
„Als Waidmann schwör' ich nur bei meiner Büchse Knall,
„Mehr Freuden, als im Lenz dort Blätter an den Buchen,
„Mehr als Insekten sind in meiner Doggen Stall.
„Doch lange will ich nicht an diesem Glückwunsch schnizzeln,
„Dein edles Herz verschmäht ja allen Weihrauch-Duft,
„Auch würd' ich schlecht Dein Ohr durch harte Reime kizzeln,
„Wozu man heut' mich zwang. — Wie schlöss' ich sonst mit Kluft?"

(Mir für meine Person würde es angenehmer lauten, wenn der mit Stall endende Vers etwa verändert würde in:
„Mehr als mein Schimmel je gestriegelt ward im Stall.")

*) Der Verfasser hat sich verlesen. Hier sollte stehen Stall; etwa: in eines Esels Stall!

Diese Streitgedichte wurden dem Herrn Geh. Justizrath, Professor Erxleben als poetische Wünsche zu dem neuen Jahr 1791 dedicirt (ohne Namensunterschrift). Der Beglückwünschte schwankte, welchem Lobgedicht von den dreien er den ersten Preis zuerkennen sollte. Da er sich selbst in dieser Streitsache nicht für eine kompetente Instanz hielt, sandte er, um ein Gutachten bittend, die Arbeiten an den damaligen außerordentlichen Professor der Dicht- und Zeichnungskunst und Poet zugleich Joseph Friedrich Engelschall, welcher keinen Anstand nahm, das Gedicht Nr. II für das gelungenste und preiswürdigste zu erklären. Die Entscheidungsgründe Engelschall's lauten:

„Da in dem Gedicht (Nr. II) das Ineinanderfügen aller einzelnen Theile zu einem arrondirten Ganzen, der ungezwungene Fluß der Rede und ein harmonischer Versbau sehr wesentliche Eigenschaften eines schönen Gedichts sind, so glaube ich, ohne die beiden übrigen herabzuwürdigen, demjenigen Gedicht den Vorzug einräumen zu müssen, welches anfängt: „Im goldgestickten Rock, im abgetragnen Büffel" 2c.

Urkundlich meiner Namensunterschrift und beigedruckten Insiegels.

Marburg, am 12. Januar 1791.

(L. S.) J. F. E."

Nach Empfang des von Engelschall ertheilten Gutachtens ließ Erxleben ein Dankschreiben an die drei Sänger ergehen, welches lautet:

„Wäre mir ein Funke des Dichterfeuers, wäre mir ein Spürchen der Ihnen ganz eigenen Gaben zu Theil worden, so fänge ich eine Ode oder versuchte wohl gar, nach der Weise: Büffel, küßt mich vernehmen zu lassen. Da aber mir armen Wicht am ganzen Körper nicht ein poetisches Aederchen schlägt, da mich das poeta nascitur zurückscheucht, so nehmen Sie meinen Dank für die poetischen Neujahrswünsche in einer nackten und kunstlosen Prosa an.

Nun soll ich gleich dem Hirtenknaben Paris über drei schöne Wesen ein Urtheil fällen, soll zwar über keinen goldenen Apfel, doch über Prikken, Schrot und Berlocken erkennen. Ich bin nicht bestochen wie jener, sondern bekenne frei, daß nach meinem Dafürhalten das Lied, welches anhebt: „Im goldgestickten Rock, im abgetragnen Büffel" unter den mir vorgelegten drei vortrefflichen Geistesprodukten den Preis errungen habe. Schwerlich kann Ihnen mit Darlegung der Gründe meines Urtheils gedient sein. Ich fürchte durch die: Obwohlen, Sintemalen und Weniger nicht 2c., womit wir Fakultisten uns auszudrücken pflegen, Sie zu ermüden. Empfehle mich gehorsamst."

Nachdem so dem Herrn D. B. (David Busch)

der Preis zuerkannt worden war, wurden am 12. Januar 1791 die Prikken verabredetermaßen abgeliefert und auf des Siegers Zimmer Abends in einer ausgesuchten Gesellschaft unter frohen Scherzen zu allgemeinem Wohlbehagen verzehrt.

Nach errungenem Sieg stimmte Busch einen Jubelgesang an, welchem die gleichen Reime untergelegt waren:

Mein sind die Prikken — mein! Du mit dem grünen Büffel,
Den übern Nacken hin ein kahler Fuchsschwanz küßt,
Hohly! Bestelle mir ein Frikassee mit Trüffel
Und einen welschen Hahn 2c.

Busch triumphirt mit diesen Worten u. s. w., welche den Hauptinhalt angeben, über den Forstmann v. Wildungen. Doch es war zu früh triumphirt, denn das Blatt sollte sich bald wenden.

Von Wildungen nahm nun scheinbar „nach der verlorenen Schlacht" Abschied von der Poesie, und dieses Gedicht verdient es wohl, daß wir es vollständig wiedergeben. Wie vorher der Busch'sche Triumphgesang, sind auch hier kunstvoll die anfänglich vorgeschriebenen Reime beibehalten worden.

Wenn König Löwe brüllt, verstummt der kühnste Büffel,
Ich seh's, nicht jeder wird von Grazien geküßt.
Nicht jeder Hund entdeckt die tiefverborg'ne Trüffel —
Wohlan! So schleich' auch ich beschämt vom Kampfgerüst.
O Muse! Mußte so Dein stolzer Liebling scheitern?
Verschmähst Du so sein Fleh'n, so seines Opfers Qualm?
Verräth'risch brechen sie, die morschen Himmelsleitern,
Nun wälzt er sich im Sand, wie ein gefang'ner Salm.
Mein sonst geliebtes Lied verbrenn' ich nun zu Asche.
Schön sang ich wie ein Staar, nun brumm' ich wie ein Bär,
Verwünschtes Mißgeschick! Mit immer leerer Tasche!
Ha! Deinen Launen ist auf Erden nichts zu hehr!
Ihr Freunde! rathet mir, sagt, welches Fisches Leber
Den Dichtergeist verscheucht? — Bei dürrem Lorbeer-Reis
Briet ich sie gerne, tränk durch Deutschlands größten Heber
Den ganzen Leyhe aus und wälzte mich in Eis.
Umsonst! Den Sieger stört des Ueberwund'nen Fluchen
Im Prikkelschmause nicht! So schmaußt beim Donnerknall
Der Löwe ruhig fort. — Der Blitz trifft hohle Buchen,
Beim Hafer stört er nicht das stolze Roß im Stall.
Fahr hin! du schwere Kunst, ein Lied voll Geist zu schnizzeln
Aus Reimen ohne Geist! Des Schmeichlers Weihrauch-Duft
Soll künftig mir umsonst die fein're Nase kizzeln —
Ich seh's, vom Helikon trennt mich noch manche Kluft!

Der so klagende, den Sieger auf seine Weise geiselnde Dichter sollte jedoch bald getröstet und in die ihm gebührende Ehre eingesetzt werden und zwar durch keinen Geringeren als den damals in Göttingen lebenden Professor Bürger, der von Erxleben selbst als Oberappellationsinstanz um eine endgültige Entscheidung in diesem poetischen Wettstreit angegangen wurde.

(Schluß folgt.)

Die Schwedensäule.

Zu Merfeld an dem Rheine
Ragt eine Säule weit,
Erbaut aus Quadersteine
Einst in der Schwedenzeit.
Als ein Erinn'rungszeichen
Hat sie dahin gestellt
Herr Gustav ohne Gleichen,
Der königliche Held.

Ein Leu, hochaufgerichtet,
Steht auf dem Säulenknauf,
Das Haupt, vom Helm umdichtet,
Schaut nach des Rheines Lauf,
Den einst in kleinem Nachen
Der Held im Sturm bezwang,
Es sollt' der Löwe wachen
Hier wohl Jahrhundert' lang.

Das Schwert in seinen Klauen
Glänzt hell im Sonnenschein,
War rings im Land zu schauen,
Thalauf, thalab am Rhein.
Doch bald mußt' er es missen,
Das stolze Zeichen schwand,
Es ward ihm schnöd entrissen
Von eines Buben Hand.

Nach Wien ward es gesendet
Zum Kaiser Ferdinand,
Doch der das Schwert entwendet,
Gar übeln Lohn er fand.
Nicht güldne Kett', noch Ringe,
Sie wurden ihm zu Theil,
Nur eine hanfne Schlinge
War billig für ihn feil.

In seiner Ritterhalle
Der deutsche Kaiser saß,
Um ihn die Schranzen alle,
Die strengen Blicks er maß.
Der Frevler in der Mitten
Noch trotzig schaut' er drein,
Er wußt', der Freunde Bitten
Würd' nicht vergebens sein.

Da rief mit finstern Mienen
Der Kaiser Ferdinand:
„Der so mir wollte dienen,
Auf immer sei verbannt!
Daß er mit frevlen Händen
Des Helden Ehrenmal
Entweihen konnt' und schänden,
Rächt meines Zornes Strahl!

Er flieh' aus meinen Landen,
Getilgt sein Name sei,
Er leb' und sterb' in Schanden
Für seine Büberei.
Am Feinde soll man ehren
Das Große, Tapfre auch,
Sein Denkmal nicht versehren,
Das ist des Edlen Brauch!"

Bei diesem Kaiserworte
Der Schranzen Schaar erbleicht,
Der Frevler aus der Horde
Sich stumm von dannen schleicht.

Das Große, Tapfre ehren
Soll man am Feinde auch,
Sein Denkmal nicht versehren,
Das ist des Edeln Brauch!

Wilhelm Bennecke.

Anm. Der hessische Chronist Winkelmann nennt als Ort, in dessen Nähe die Schwedensäule steht, den Flecken Merfelden. In Erfelden wird jetzt noch die Stube gezeigt, wo Gustav Adolph in der Nacht vom 6. auf den 7. Dezember 1631 übernachtete. Da größere Fahrzeuge nicht zur Stelle waren, ließ der König seine Truppen auf zwei Scheunenthoren über den Rhein setzen. Das Denkmal ist renovirt worden und der Löwe trägt wieder das Schwert in der Pranke.

Aus alter und neuer Zeit.

Die Görtzschen Nothdaler. In Nr. 6 des diesjährigen „Hessenlandes" behandelt ein Aufsatz mit dem Titel: „Ein Justizmord" das tragische Ende des schwedischen Minsters von Görtz und erwähnt dabei seine Einführung kupferner Werthzeichen. Letztere sind allen Münzsammlern wohl bekannt, und es dürfte von Werth sein, hier einiges Weitere über sie zu erfahren.

Es gab in Schweden Reichsthaler, Silberthaler und Kupferthaler, deren Werthe im Verhältniß 6:3:1 standen. Als nun Karl XII. gegen Norwegen, Dänemark und England kriegerisch vorgehen wollte, wozu es ihm aber an Geld und Kredit fehlte, wurden von 1715 an auf Vorschlag von Görtz die kleinen Nothdaler geprägt, die nur einen Werth von etwa drei Pfennigen hatten, aber durch königliches Edikt einen Zwangskurs von einem Silberthaler bekamen. Sie tragen die Inschrift I(.) DALER. S. M. (Silfwer Munz.) Natürlich war die Gefahr der Nachprägung eine sehr große; daher ließ Görtz mit immer neuen Stempeln prägen in der Absicht, die einmal ausgegebenen alsbald gegen neue einwechseln zu lassen unter Ungültigerklären der früheren, was aber nicht geschehen zu sein scheint. Von 1715 bis 1719 sind 18 Millionen Nothdaler geprägt worden und zwar mit 10 verschiedenen Stempeln:

1. Königskrone. 1715.
2. Pallas mit dem schwedischen Wappen. PVBLICA. FIDE. 1716.
3. Krieger. WETT OCH WAPEN. 1717.
4. Krieger und Löwe. FLINK OCH FARDIG. 1718
5. Saturn mit der Sense und einem Kinde. SATVRNVS. 1718.
6. Jupiter mit Blitzen und dem Adler. IVPITER. 1718.
7. Mars mit Schild und Lanze. MARS. 1718.
8. Phoebus mit einer Fackel in einem Strahlenkranze. PHOEBVS. 1718.
9. Merkur mit dem Schlangenstabe. MERCVRIVS 1718.
10. Die Hoffnung mit dem Anker. Hoppet. 1719.

Der letzte (10.) scheint nicht in Umlauf gekommen zu sein, er ist auch der seltenste. Trotzdem alle Nothdaler sofort nach dem Tode ihres Urhebers nach Möglichkeit eingezogen wurden, haben sie sich doch in großen Mengen erhalten, auch bei Nichtsammlern. Früher zahlte man für die ganze Reihe fünf Thaler, jetzt kaum noch einen.

Viel seltener ist der sog. 11. Nothdaler mit dem Kopfe des Barons Görtz und der Inschrift GEORG. HEINR. BARO DE GÖRTZ. — A. AET. 66. — CARET LEGE NECESSITAS. Dieser scheint kein eigentliches Geldstück gewesen zu sein und ist wohl erst nach dem Tode des Ministers geprägt worden.

Unter den Klagepunkten gegen Görtz war der erste die Einführung der kupfernen Nothdaler, die allerdings eine Stockung des Handels und eine Vertheuerung aller Lebensmittel zur Folge gehabt hatte. Am größten aber war des Volkes Wuth über die „heidnischen Götzen" auf den Nothdalern; sie findet ihren Ausdruck in den Worten, die dem Unglücklichen bei seiner Gefangennahme eine Frau aus dem Volke zurief: Unser Gott hat dich in unsere Hände gegeben; siehe nun zu, ob die deinigen, die du uns statt der Münze gegeben, dich retten werden. — Und auf dem Wege zur Richtstätte rief dem unschuldig Verurtheilten das Volk zu: Esto nu flink och fardig med denen Wett och Wapen? (Bist du nun flink und fertig mit deinem Witz und deinen Waffen?)

P. W.

Ein Pagenstreich. Am 27. Februar 1821 Morgens 6 ½ Uhr war Kurfürst Wilhelm I. (Landgraf Wilhelm IX.) im Bellevueschloß zu Kassel gestorben. Seinem Wunsche gemäß wurde die Leiche nach Wilhelmshöhe übergeführt und in der Gruft der von ihm erbauten Löwenburg beigesetzt. Die Beisetzung fand statt am 14. März, die Ueberführung erfolgte am Abend zuvor, und bald nach Mitternacht

langte der von Fackelträgern umgebene, fast endlose Trauerzug in Wilhelmshöhe an. Militär- und Zivilbeamte kehrten zu Pferd und zu Wagen nach der Stadt zurück, auch das nach Tausenden zählende Publikum zerstreute sich bald. Der Sarg des Kurfürsten wurde unter feierlichem Zeremoniell im großen Mittelsaal des Schlosses aufgebahrt, wo die hohen und höchsten Hofchargen ihren verewigten Fürsten umgaben. Doch die Herren waren ermüdet von den Gemüthsbewegungen und Anstrengungen der letzten Tage, Einer nach dem Anderen zog sich zurück in die angrenzenden Gemächer, und bald waren nur noch zwei jugendliche Pagen die einzig Wachenden im schwarzverhängten, hohen Saal. Erfüllt von der Wichtigkeit und dem Ernst ihres Dienstes standen sie in der kleidsamen Tracht der Leib-Pagen längere Zeit regungslos da, bis auch sie, von der Müdigkeit übermannt wurden und mit halb zufallenden Augen niedersanken auf die Stufen des Katafalks. Immer stiller wurde es um sie her, nur ab und an bewegte ein leiser Luftzug die Trauerfahnen und Blumengewinde, oder es knisterte eine der zahllos brennenden Wachskerzen. Von der Terrasse herauf dröhnte der gedämpfte Schritt der Doppelposten, und von den Wänden schienen die Bilder der hessischen Fürsten und Landgrafen gespenstisch herabzublicken. War es ein Gefühl der Furcht oder die Besorgniß, einzuschlafen, was die Pagen veranlaßte, plötzlich aufzuspringen und im Saal herum zu gehen? Der Ernst und die Trauer wollten wohl nicht länger haften in den jugendlichen Gemüthern, sie suchten nach einem Ausweg, und derselbe war auch bald gefunden. Auf einem der goldenen Pfeilertische stand eine prächtige Uhr, ein Kunstwerk aus alter Zeit, dem die Jünglinge jetzt ihre ungetheilte Aufmerksamkeit schenkten, sie konnten sich auch nicht versagen mit dem daneben liegenden Schlüssel die Uhr leise, ganz leise aufzuziehen, um das Werk in Bewegung zu setzen. Doch dieser Vorwitz sollte nicht unbestraft bleiben, es war nämlich keine gewöhnliche Uhr, sondern eine Spieluhr und zum größten Schrecken der Pagen begann sie in lauten, hellen Tönen zu spielen: So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage! Diese, immer von Neuem wiederholte Melodie des alten Dessauer-Marsches lockte den entsetzten Hofdienst in den Trauersaal, und einen vernichtenden Blick warf der alte, sonst so wohlwollende Oberhofmeister von Thümmel auf die beiden Schuldigen, die zerknirscht da standen, ohne daß es ihnen möglich gewesen wäre, die unglückselige Uhr zum Schweigen zu bringen.

So tief und unvergeßlich war der Eindruck dieser Stunde auf die beiden Pagen — dieselben hießen Albrecht von Bardeleben und Adolf von Bork — daß sie bis in ihr hohes Alter die Erinnerung festhielten an diesen ihren Pagenstreich. —

T. v. B.

Aus Heimath und Fremde.

In der Monatsversammlung des „Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde“ am Montag den 23. März theilte der Vorsitzende, Major K. von Stamford, mit, daß die diesjährige Generalversammlung nicht, wie auf der vorjährigen Generalversammlung zu Fulda beschlossen worden sei, in Wolfhagen, sondern in Frankenberg und zwar am 29., 30. und 31. Juli stattfinden werde. Als Grund zu dieser Aenderung wurde die Schwierigkeit der Reise nach Wolfhagen angeführt, da diese althessische Stadt noch keine Bahnverbindung habe. Herr Pfarrer Wissemann beendete sodann seinen in der vorigen Versammlung begonnenen Vortrag über „Die Kunst der Glasmalerei mit besonderer Beziehung auf Hessen“ und erntete für seine interessanten Ausführungen ebenso, wie das vorige Mal, lebhaften Beifall.

Am 21. März feierte zu Marburg der Geheime Regierungsrath Dr. Friedrich Münscher, welcher länger als ein Menschenalter — von 1850 bis 1884 — dem Marburger Gymnasium als Direktor in ausgezeichneter Weise vorgestanden hat, seinen 86. Geburtstag. Aus Marburg wird uns anläßlich dieser Feier von befreundeter Seite geschrieben:

Als jugendlichen Greis von nun 86 Jahren sehen unsere Augen hier kräftigen Schrittes einen Mann dahin schreiten, der noch immer, ungeachtet seines hohen Alters, für eine einmal in Angriff genommene Sache voll seltener Energie thätig ist, den ehemaligen Gymnasial-Direktor Geheimen Regierungsrath Dr. Friedrich Münscher, geboren im Jahre 1805 als Sohn des Professors der Theologie Dr. Wilhelm Münscher im Kugelhofe dahier. Nachdem er seit dem Jahre 1833 eine ordentliche Lehrerstelle am Gymnasium zu Hanau bekleidet hatte, wurde er um Ostern 1850 zum Direktor des Gymnasiums seiner Geburtsstadt ernannt. Er war in dieser Stellung Vilmar's Nachfolger. Die Leitung des hiesigen Gymnasiums führte Dr. Münscher mit reichem Segen, in welches Lob gewiß seine Schüler ohne Ausnahme gern einstimmen werden. Seinen Unterricht ertheilte er, vorzüglich in der Religion, mit Klarheit, Ruhe und einer die Herzen gewinnenden Liebe zur Sache. Als Vorstand der Anstalt erwarb er sich in hohem Grade das Vertrauen und die Liebe seiner Kollegen, die von ihm eine stets sich gleich bleibende wohlwollende Behandlung erfuhren. In Disziplinarfällen der Schüler war er bedachtsam, gerecht und niemals allzustreng. Er verfaßte eine Geschichte der unter seiner Leitung stehenden Gelehrtenschule und lobte in derselben ganz besonders die Zeit von 1856 bis 1868 als eine blühende. Ihm war es vergönnt, im Juni 1874 sein 25jähriges Direktorial-

Jubiläum und im April 1883 sein fünfzigjähriges Dienst-Jubiläum zu feiern. Sein frisches Alter möge Gott noch lange erhalten! —

Auch wir bringen dem verdienten Gelehrten, dem trefflichen Forscher auf dem Gebiete unserer vaterländischen Geschichte, dem unsere Zeitschrift „Hessenland“ viele werthvolle Beiträge verdankt, unsern herzlichsten Glückwunsch mit dem Zurufe ad multos annos dar.

Wir freuen uns, berichten zu können, daß soeben im Verlage von Gustav Fritzsche in Hamburg das II. Heft der „Deutschen Volkslieder in Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt, mit einfacher Klavierbegleitung, geschichtlichen und vergleichenden Anmerkungen herausgegeben von Johann Lewalter“ erschienen ist. Wir werden darauf in einer späteren Nummer unserer Zeitschrift zurückkommen.

Todesfälle. Wie bereits in der vorigen Nummer kurz gemeldet, starb am 7. März zu Kassel der Stiftssyndikus a. D. Karl Georg Wiskemann. Wir entnehmen dem „Kasseler Tageblatt“ folgende Angaben über den Lebenslauf des Verblichenen: „Als Sohn des zu Witzenhausen verstorbenen Pfarrers Wiskemann wurde der Verewigte am 26. Januar 1818 zu Rockensüß im Kreise Rotenburg geboren und besuchte, nachdem er die erste Vorbildung bei seinem gelehrten Vater genossen, das Gymnasium zu Hersfeld und nach absolvirtem Abiturientenexamen die Universitäten Marburg und Göttingen, um sich dem Studium der Rechte zu widmen. Nach vollendetem Studium war er zunächst als Unterstaatsprokurator in Eschwege, dann als Referendar in verschiedenen Stellungen thätig und wurde sodann zum Obergerichtsassessor in Marburg ernannt. Seine hervorragende juristische Befähigung war die Veranlassung, daß Wiskemann nach verhältnißmäßig kurzer Zeit mit dem verantwortlichen Posten eines Syndikus der durch Landgraf Philipp geschaffenen ritterlichen Stifte Kaufungen und Wetter betraut wurde, deren Vermögens- und Rechtsverhältnisse unter der Einführung der Ablösungsgesetze eine durchgreifende Aenderung erfuhren. Sein von scharfem juristischen Geiste getragener Beirath war sowohl hierbei wie bei der Durchführung des späteren Verkoppelungsgesetzes für das Stift von hohem Werthe. Im Sommer vorigen Jahres trat Wiskemann in den wohlverdienten Ruhestand und lebte hier in Kassel im Kreise seiner Freunde und Studiengenossen. Er starb in Folge eines Herzleidens im Alter von 73 Jahren, tief betrauert von Allen, die ihn gekannt haben.“ Einen warmen Nachruf hat Freiherr H. von Dörnberg im Namen der Obervorsteher des Stiftes Kaufungen und Wetter dem Verblichenen in Kasseler Blättern gewidmet, worin dessen seltene Hingabe an seinen Beruf, seine ausgezeichnete Pflichttreue, seine hervorragenden Geistesgaben, seine persönliche Liebenswürdigkeit und sein segensreiches Wirken überhaupt ganz besonders hervorgehoben werden.

Am 23. März starb zu Kassel plötzlich in Folge eines Herzschlages im 67. Lebensjahre der königl. preußische Kammerherr Benjamin Rieß von Scheurnschloß, Rittergutsbesitzer zu Dillich im Kreise Homberg. Der Verblichene war als Sohn des ehemaligen kurhessischen Bundestagsgesandten Geheimen Rathes Rieß von Scheurnschloß am 15. September 1824 zu Kassel geboren. Er besuchte zu seiner militärischen Ausbildung die kurhessische Kadettenanstalt und wurde nach Absolvirung derselben Lieutenant im kurhessischen Leibregimente. Im Verfassungsstreit von 1850 nahm er gleich der Mehrzahl seiner Kameraden den Abschied und trat in Hamburgische Dienste, die er aber 1854 wieder verließ, um das Rittergut Dillich zu übernehmen. In Hamburg hatte er sich mit Fräulein Antonie Rücker verheirathet, mit welcher er in glücklichster Ehe lebte. Später nahm er seinen Wohnsitz in Kassel, um sich hier der Erziehung seiner Kinder zu widmen. Während des deutsch-französischen Krieges 1870/71 errichtete er in seiner Wohnung zu Kassel, Bellevue 9, ein Privat-Lazareth, in welchem viele verwundete und kranke Soldaten Heilung und die liebevollste, sorgfältigste Pflege fanden, der sich der Verewigte selbst in der aufopferndsten Weise hingab. Bald darauf wurde er zum königl. Kammerherrn ernannt. Zu Anfang der achtziger Jahre verlegte er seinen Wohnsitz ganz nach Dillich und brachte nur noch die Wintermonate in Kassel zu. Der Verblichene stand wegen seiner edlen Charaktereigenschaften in hohem Ansehen und erfreute sich allgemeiner Beliebtheit. Armen und Hilfsbedürftigen war er ein stets bereiter Freund und Helfer in der Noth, und unvergessen wird sein Wohlthätigkeitssinn bleiben, den er in großartiger Weise bethätigte.

Am 23. März verschied nach längerem Leiden im 67. Lebensjahre der frühere Dirigent des städtischen Schulturnwesens in Kassel, Konrad Boppenhausen. Ursprünglich von Beruf Buchdrucker, wandte sich Boppenhausen mit Eifer der zu Anfang der fünfziger Jahre behördlicherseits noch mit Argwohn betrachteten Turnerei zu und gehörte zu den Mitbegründern der „Kasseler Turngemeinde“, deren Uebungen er auch leitete. Er war es mit Herrn Chr. Reul zuerst, der auf die Wichtigkeit des Schulturnens aufmerksam machte und in den Kasseler städtischen Schulen den ersten Turnunterricht gab. Als die Wohlthat des Turnens für die Jugend immer mehr anerkannt wurde, gab Boppenhausen den Buchdruckerberuf ganz auf und wurde zum Leiter des gesammten städtischen Schulturnens ernannt. Auch die Gründung der „Freiwilligen Turnerfeuerwehr“ deren Hauptmann er bis zuletzt war, ist sein Werk.

Der Verblichene war eine allgemein bekannte und beliebte Persönlichkeit, deren Hinscheiden lebhafte Theilnahme hervorgerufen hat. (K. Allg. Ztg.)

Am 26. März verschied zu Schöneberg bei Berlin der Marburger außerordentliche Professor der Mathematik Dr. Benno Klein. Derselbe war, der „Oberh. Ztg.“ zufolge zu Stolp am 5. Oktober 1846 geboren, habilitirte sich am 25. April 1881 an der Universität Marburg als Privatdozent für das Fach der Mathematik und wurde im Herbste d. J. zum außerordentlichen Professor ernannt. Von ihm sind folgende Schriften erschienen: Ueber die geradlinige Fläche dritter Ordnung und deren Abbildung auf einer Ebene. Berlin 1876 (Inaugural-Dissertation); Theorie der trilinear-symmetrischen Elementargebilde, Marburg bei Elwert 1881. Noch vor wenigen Wochen erschien in den Mailänder „Annali di Matematica“ als II. Theil die Abhandlung Klein's: „Theorie der Elementartripel einstufiger Elementargebilde, und ein III. Theil, der selbstständig veröffentlicht werden sollte, wurde darin angekündigt. So ist der Gelehrte mitten aus seinem erfolgreichen Schaffen abberufen worden. Um die neuere Geometrie, der seine Forschungen zugewandt waren, hat er sich wohlverdient gemacht.

Briefkasten.

C. W. Marburg. Wird in der nächsten Nummer gebracht.

C. A. v. D. Marburg. Erhalten. Verbindlichsten Dank. Mit dem Abdrucke wird in Nr. 9 unserer Zeitschrift begonnen.

G. Th. D. Marburg. Noch rechtzeitig eingetroffen. Zusendungen mit größtem Interesse gelesen. Herzlichsten Gruß.

C. C. Marburg. Es wird um nähere Angabe Ihrer Adresse zwecks brieflicher Mittheilung gebeten.

K. N. Kesselstadt. Mit Dank angenommen. Freundlichen Gruß.

P. W. Leipzig. Wie Sie sehen, gleich benutzt. Besten Dank.

F. H. Straßburg. Sie erhalten in den nächsten Tagen den Korrekturabzug nebst brieflichen Mittheilungen.

A. R. Laubach. Entschuldigen Sie gütigst, daß wir Ihnen noch nicht unseren pflichtschuldigen Dank ausgesprochen haben. Dies wird aber in aller Kürze brieflich nachgeholt werden.

H. G. Mainz. Unmöglich.

☛ Von heute an werden unserer Zeitschrift in zwangloser Folge **Beilagen** in Oktavformat beigegeben, welche unter dem Titel

Hessische Offiziere in Preußischen Diensten,

ein namentliches Verzeichniß derjenigen ehemals Kurhessischen Offiziere enthalten, welche nach der Annexion im Oktober 1866 in die Königlich Preußische Armee übertraten und bei diesem Uebertritt bereits Stabsoffiziere waren, bezw. später in der Preußischen Armee zu Stabsoffizieren befördert wurden. Zusammengestellt am 1. März 1891 und der Reihenfolge nach geordnet nach der letzten Charge und der Anciennetät in der Kurhessischen Armee von einem früheren Kurhessischen Offizier.

Anzeigen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 8. Kassel, 16. April 1891.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1891 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2847.

Frühlingslied.

Ueber ein Weilchen
Blühen die Veilchen
Wieder im Grün,
Würzige Düfte
Säuselnd die Lüfte
Milde durchziehn.

Vöglein im Walde
Singen nun balde
Wieder ihr Lied,
Kommen gezogen
Ueber die Wogen
Fern aus dem Süd.

Sonnige Strahlen
Wieder bemalen
Fluren und Hain,
Nur meine Schmerzen
Tief in dem Herzen,
Bleiben allein.

Carl Weber.



Johann Friedrich Schannat.

Eine Lebensskizze, entworfen von Dr. Cornelius Will.

(Schluß.)

Wiederholt und ausgiebig scheint Schannat von B. Pez durch Geldbeträge unterstützt worden zu sein, zum Theil für seine handschriftlichen Arbeiten und Entdeckungen, die er Pez vermittelte. Auch für Eckhart, den hochverdienten Geschichtsforscher und damaligen kurfürstlichen Bibliothekar zu Hannover, arbeitete er und bedauerte in einem Briefe nur, daß er noch nichts für ihn gefunden habe, obwohl er dies sehr wünschen würde, um seine Geldmittel aufzubessern.

Eckhart schickte an Pez einen Betrag von 100 fl., damit er dieses Geld für Schannat verwende; zugleich bittet er Pez, ihm dessen Briefe immer zu schicken und lesen zu lassen, denn daraus könne er etwas lernen. Schannat erkennt dies Wohlwollen Beider dankbar an, da ihm hierdurch seine kleinen Reisen ermöglicht wurden. Dafür sollen sie stets Herren über alles sein, was er gesammelt und beobachtet habe. Auch war Schannat für den damaligen Professor in Marburg und späteren Bibliothekar Schmincke thätig, indem er demselben Beiträge zu seiner Sammlung der Monimenta hassiaca lieferte, wofür ihm 50 Thaler Honorar bewilligt wurden.

Auf seinen Bibliotheksreisen durch Hessen und Franken kam Schannat auch nach Aschaffenburg, wo ihm die Durchsicht der großen Sammlungen des berühmten Jesuiten Gamans gestattet wurde. Dieselben waren die Frucht dreißigjährigen Sammlerfleißes und enthielten eine erstaunliche Menge werthvoller Schriften. In Würzburg konnte Schannat längere Zeit keinen Zutritt in die bischöfliche Bibliothek erhalten, bis es ihm endlich durch den Einfluß der Jesuiten gelang, den Widerstand des Bibliothekars Sigler zu überwinden. Aus der bedrängten Lage, in welcher sich Schannat in Würzburg befand, wurde er durch die Empfehlung von B. Pez befreit. Demselben war nämlich durch den Fürstabt Konstantin von Buttlar das Anerbieten gemacht worden, eine Geschichte der Abtei Fulda zu verfassen, allein Pez mußte diese Arbeit aus Rücksicht auf seine begonnenen Werke ausschlagen und auch sein Bruder, sowie die P. P. Hueber und Meichelbeck ließen sich nicht für dieselbe bereit finden. Da empfahl Pez dem Fürstabt Konstantin als geeignete Kraft für die Bearbeitung einer Geschichte seiner Abtei den ebenso fleißigen, wie tüchtigen Schannat. Wirklich kommt eine Vereinbarung zu Stande, wonach Schannat eine Geschichte von Fulda in zwei Bänden Folio zu liefern sich verpflichtet, deren erster die Geschichte der Gründung und die Reihenfolge der Aebte, der andere nur urkundliches Material zur Beweisführung enthalten soll. Dafür wurden ihm freie Wohnung und Tisch, sowie ein Jahresgehalt von 200 fl. und zwei Monate Ferien zugesichert.

Schannat sandte auch aus Fulda manche Beiträge an Pez und gab ihm getreulich Bericht über seine und anderer literarische Unternehmungen. Häufig fragt er um dessen Rath oder Urtheil, da er nichts ohne seine Anleitung unternehmen wolle. Bezeichnend für dies Verhältniß sind seine Worte: „Da Sie mein Orakel sind, so bitte ich Sie, wenn Ihnen etwas einfallen sollte, was meinen Gegenstand fördert, mir davon Mittheilung zu machen und mich mit Ihrer Gelehrsamkeit zu unterstützen."

Seine Bemerkungen über andere Gelehrte sind freilich in ihrer Schärfe, wie Katschthaler richtig urtheilt, nur auf die Vertraulichkeit des Briefwechsels berechnet. Beispielsweise nennt er Lünig, der „Das teutsche Reichsarchiv", ein Sammelwerk von 24 Folianten, herausgab, einen merkwürdigen Compilator von einer unendlichen Menge von Kleinigkeiten, der nicht zufrieden ist, damit schon zwei Verleger ruinirt zu haben, sondern noch einen dritten sucht.

Ueber das Prachtwerk des gelehrten Abtes Gottfried Bessel, das Chronicon Gotwicense, erwähnte er, daß seines Erachtens der Prälat besser gethan hätte, ihm den Titel „otium Gotwicense" zu geben; wenigstens hätte man dann eine richtigere Vorstellung von diesem Werke. Besonders schlecht ist er auf den Jesuiten Seyfried, Professor der Geschichte in Würzburg, zu sprechen, der für die Geschichte Frankoniens sammelte und den werthvollen literarischen

Nachlaß des P. Gamans aus dem Kollegium zu Aschaffenburg, wo ihn Schannat besichtigte, erhalten hatte.

Mit großem Eifer erfaßte Schannat die Bewältigung seiner Aufgabe, eine Geschichte von Fulda zu verfassen, aber neben derselben beschäftigte ihn auch noch die Sammlung der deutschen Concilien, sowie der Plan, eine Diplomatik von Deutschland herauszugeben, da Mabillons Werk zu weitschweifig erscheine, die Urkunden zu wenig berücksichtige und besser den Titel „de re antiquaria“ führen solle. In seinem Werke beabsichtige er, wie er in einem Briefe vom 9. Oktober 1725 schreibt, viele Originalurkunden mit den Siegeln der Könige und Kaiser bis auf Friedrich I. zu bringen. Auch hatte er schon eine große Zahl ausgezeichneter Stücke des Mittelalters gesammelt, welche er B. Pez zur Ausgabe überlassen, als er durch Zufall selbst zur Anlage einer Quellensammlung bestimmt wurde. Es hatte nämlich der Fürstabt Konstantin von Fulda eine Druckerei daselbst einrichten lassen und wünschte, daß früher ein Probedruck dort gemacht werde, bevor die große Geschichte von Fulda unter die Presse komme. Schannat beschloß in Folge dieses fürstlichen Wunsches eine Sammlung von Anecdota herauszugeben, welcher er den Titel „Vindemiae literariae“ gab; ebenso in Anspielung auf das Wappen des Fürstabtes, als in Bezug auf die Zeit der Weinlese, in der er sich damit beschäftigt hatte. Als Vorarbeit seiner Geschichte von Fulda gab er einen Urkundenband über Fulda heraus. Gleichzeitig verfaßte er noch mehrere andere Werke über Fulda und begann sogar eine Sammlung historischer Schriften in deutscher Sprache, obwohl ihm wegen seiner französischen Muttersprache das Deutsche große Schwierigkeiten machte. Eine solche Arbeitsleistung war nur durch eine unermüdliche Thätigkeit möglich, wie sie bei Schannat vorhanden war. Er schildert einmal seine Lebensweise folgendermaßen: Ich stehe regelmäßig früh um 5 Uhr auf und trinke Thee; dann arbeite ich bis 9 Uhr. Um diese Zeit besuche ich das Hochamt und bete dabei mein Brevier; hierauf kehre ich zu meiner Arbeit zurück, welche ich ohne Unterbrechung bis 7 Uhr Abends fortsetze. Mittags wünsche ich nichts, als einige Tassen Kaffee mit einem weißen Brode, was mir Schlag 12 Uhr gebracht wird. Was mein Nachtmahl betrifft, so ist es stets gut und schmeckt mir um so besser.

Von besonderem Interesse sind die literarischen und freundschaftlichen Beziehungen Schannat's zu Eckhart und dessen Gemahlin. Wiederholt kommt er in Briefen an Pez auf das Geschick Eckhart's und seiner Familie zurück. So erzählt er, daß derselbe nach seinem Uebertritt zur katholischen Kirche von der Universität Würzburg als Bibliothekar angenommen, von dem Fürstbischof zum Hofrath ernannt wurde, und von ihm den Tisch sowie eine Equipage zur Verfügung erhielt. Nach nicht ganz zwei Jahren meldete Schannat an Pez, daß auch Eckhart's Gemahlin katholisch geworden und deren Tochter ohne Vorwissen der Eltern im 16. Jahre in das Ursulinerkloster zu Würzburg eingetreten sei. Es mag Eckhart wohl nicht leicht gefallen sein, dem Befehle des Fürstbischofs entsprechend gegen das im Jahre 1727 zu Frankfurt erschienene Werk Schannat's „Dioecesis Fuldae cum sua hierarchia“ zu polemisiren, worüber er sich bei seinem Freunde entschuldigte. Es war das dasselbe Werk, wogegen sich zwei andere Gegner erhoben, darunter Chilian Mainberg, dessen Buch die größten Beleidigungen und Verleumdungen gegen Schannat und Fulda enthielt. Unter diesem Pseudonym vermuthete er den P. Seyfried oder Fr. Jos. Hahn in Göttweih, einen jungen Geistlichen, der früher von Schannat an Pez empfohlen, unter ihm in Melk gearbeitet hatte und hierauf als Mitarbeiter des Abtes Bessel nach Göttweih gekommen war. Der Fürstabt von Fulda setzte sogar einen Preis von 100 fl. für denjenigen aus, welcher den Autor entdecken würde, und das Buch sollte öffentlich durch die Hand des Scharfrichters unter Trommelwirbel verbrannt werden.

Als Eckhart, der unermüdliche würzburgische Bibliothekar, im Jahre 1730 starb, hinterließ er, wie es im Schreiben Schannat's ersichtlich, ungeordnete Vermögensverhältnisse, sodaß seine Söhne auf die Hilfe des Fürstbischofs angewiesen waren.

Einmal eröffnete sich eine für die geschichtlichen Forschungen in Fulda hochwichtige Aussicht, indem P. Bernhard Pez aus Melk nach Fulda überzusiedeln gedachte. Auf eine bezügliche Aeußerung antwortete Schannat am 28. Februar 1724: „Wie ich aus Ihrem lieben Briefe ersehe, fangen Sie an, sich an dem Orte, wo Sie sind, unbehaglich zu fühlen, und Sie möchten, wie ein zweiter Otloh hieher kommen, um hier glücklichere und ruhigere Tage zu verleben und mit mehr Genugthuung die Studien fortzusetzen, welche Sie begonnen haben. Mit Freuden würde er zwar seine Gegenwart begrüßen, doch zweifelt er, ob seine Oberen die Wünsche von ihnen beiden billigen und ob Seine Majestät selbst dies zulassen werde, da es durchaus nicht der Residenz zu Ehren gereichen würde und den Anschein hätte, daß sich die Gelehrten vielmehr von dort entfernen, statt daß dieselben etwa

durch alle Mittel dahingezogen und dort vortheilhaft angestellt werden."

Es unterliegt keinem Zweifel, daß sich die Verhältnisse zu Melk (es hatte sich nämlich das Gerücht verbreitet, daß die großen Stifte Melk, Klosterneuburg und Heiligenkreuz zu Gunsten des neuerrichteten Erzbisthums Wien säkularisirt werden sollten, wozu der milde Papst Innocenz XIII. seine Zustimmung zu geben bereit sei), welche Pez zu der Absicht der Auswanderung veranlaßt hatten, sich wieder nach seinem Wunsche gestalteten und so setzte derselbe im folgenden Jahre 1725 seine Studienreisen fort. Diese waren besonders trotz der Türkenkriege von gutem Erfolg in Steiermark begleitet, sodaß Schannat die seltenen Entdeckungen Pezens unter Glückwünschen begrüßt.

Obgleich sich Schannat um diese Zeit (1725 bis 1729) durch seine oben angeführten Werke einen allgemein geschätzten Namen als Förderer der fuldischen Territorial- und deutschen Kirchengeschichte erwarb, so brachte er es doch nicht zu einer gesicherten Lebensstellung, sondern er blieb wandernder Historiograph, zumal da Fürstabt Konstantin im Jahre 1726 gestorben war. Nach der Vollendung des Manuskripts der Historia Fuldensis im Jahre 1729 übernahm er den Auftrag des hohen und niederen Klerus von Worms, die Geschichte dieses Hochstifts zu schreiben und siedelte deshalb dorthin über. Bei dem Abschied von Fulda erhielt er zwar ein seine Werke in hohem Maße anerkennendes Schreiben des Fürstabts, aber die materielle Entlohnung fiel sehr mager aus, da dieselbe in einigen Gold- und Silbermedaillen mit dem Bild des Fürst-Abts im Werth von 100 Gulden und einer gleichen Summe in Dukaten bestand, welche das Kapitel auszahlte.

Dahingegen wurde Schannat von dem Kurfürsten von Mainz ein Jahresgehalt von 500 Thalern auf die Dauer seiner Arbeit in Worms zugesichert. Auch während derselben verlor er seinen Plan einer Sammlung von deutschen Concilien bis zum Concil von Konstanz nicht aus dem Auge, und kam er mit Dr. Pfaff in Tübingen überein, daß ihm dieser seine Kollektionen für die gleiche Arbeit überließ. Die Aussicht für dieselbe gestaltete sich besonders günstig, als der Kardinal Erzbischof von Mecheln bei dem Papste Clemens XII. für Gewährung einer Jahresrente an Schannat eintrat, wenn derselbe verspreche, nach Vollendung der Historia episcopatus Wormasiensis sich ganz den deutschen Concilien zu widmen. Dieses Abkommen kam jedoch nicht zu Stande, und als Schannat im Jahre 1733 seine Wormser Geschichte vollendet hatte, fand er einen neuen Herrn und Gönner an dem Erzbischof in Prag, Moriz Gustav Grafen von Manderscheid. In dessen Auftrag sollte er eine historische, genealogische und topographische Beschreibung der Eifel abfassen, da aus dieser Gegend die Familie der Grafen von Manderscheid stammt.

Mit der gewohnten Thatkraft widmete sich Schannat dieser Arbeit und berichtet über dieselbe in seinem letzten Briefe an Pez, datirt Mannheim, den 7. Dezember 1734. Um diese Zeit und schon etwas früher war eine kleine Mißstimmung zwischen jenem und Schannat eingetreten, weil dieser mit gewohntem Freimuth über das von Pez im Kloster Zwiefalten aufgefundene und von ihm herausgegebene Leben des heiligen Trudpert in einer mit Pez nicht übereinstimmenden Weise geurtheilt hatte. Dieser besaß nämlich die tadelnswerthe Eigenschaft, sich gegen jede Aenderung einer einmal gefaßten Meinung zu verschließen, selbst wenn eine solche durch die besten Gründe als irrig dargethan wurde, und war gegen jede tadelnde Bemerkung sehr empfindlich. Indessen übte Schannat große Nachsicht mit dieser Schwäche seines Freundes und schrieb ihm noch am 16. Dezember 1732 von Heidelberg aus das Distichon:

> Diversum sentire duos de rebus iisdem
> innocua licuit semper amicitia.

Ebenso schmerzte Schannat das Gerücht, daß Pez mit dem Exjesuiten Roderique in brieflichen Verkehr getreten sei. Derselbe war aus dem Jesuiten-Kollegium in Köln, wo Eckhart vor seinem Uebertritte mit ihm befreundet wurde, ausgetreten und nach Würzburg gekommen, wo er der Mitarbeiter desselben wurde. Schannat nennt beide das Duumvirat von Würzburg, über dessen Despotismus und Zweifelsucht allen Gelehrten gegenüber er sehr erbittert ist. Auch hatte Roderique durch ein wässeriges Werk, wie er es nennt, über die Abteien Malmedy und Stavelot den alten Streit zwischen diesen beiden wieder erneuert, die ihm befreundeten Mauriner Martène und Durand, weil sie Stavelot den Vorzug gaben, sehr schlecht behandelt und auch Fulda, dessen Rechte und Archive, darin angegriffen. Deshalb bemerkte er gegenüber Pez: „Ich wünsche nur, daß Sie aus diesem Verkehre Nutzen ziehen; denn Ehre gibt es dabei für Sie nicht zu erwarten."

Den Höhepunkt der Befriedigung dürfte Schannat's Sammeleifer und Forschungstrieb wohl gefunden haben, als er im Jahre 1735 die Gelegenheit erhielt, mit Unterstützung des Erzbischofs von Prag das als reichste Schatzkammer für die Geschichtskunde aller Zeiten berühmteste Land, den auch für historische

Quellenforschung klassischen Boden Italiens zu besuchen.

Das Ziel seiner Studien auf der ambrosianischen Bibliothek zu Mailand und auf der vatikanischen in Rom war wiederum die Vervollständigung seiner Sammlung für die deutschen Concilien und für die im Auftrage des Grafen Manderscheid begonnene Eiflia illustrata. Leider sollte Schannat die Früchte dieser Saat nicht reifen sehen, da er am 6. März 1739 plötzlich zu Heidelberg verschied. Doch wurde die Ernte des von ihm bereiteten Feldes von anderen Händen eingebracht. So veröffentlichte aus seinem Nachlaß La Barre Beaumarchais, Histoire abrégée de la maison Palatinate. 1740. Im Uebrigen wurde der literarische Nachlaß Schannat's durch den Erzbischof von Prag im Jahre 1747 käuflich erworben, und es erschienen aus demselben vom Jahre 1759 bis 1790 Concilia Germaniae, quae Job. Friedrich Schannat primo collegit, dein Jos. Hartzheim auxit. (Col. Agripp.) 11 Bände in Fol. (Von Band VI. an betheiligten sich an der Fortsetzung die Jesuiten Scholl, Neissen, Hesselmann). Die Eiflia illustrata erschien erst viel später, indem der preußische Landrath Georg Bärsch im Jahre 1825 den I. Band in zwei Abtheilungen zu Aachen herausgab. Vom II. Band erschien die erste Abtheilung 1829 zu Aachen, die zweite 1844 zu Trier. Der III. Band, welcher auch den Separattitel führt: Die Städte und Ortschaften der Eifel, topographisch und historisch beschrieben von Georg Bärsch, 2 Bände in 4 Abtheilungen, wurde in den Jahren 1852, 1854 und 1855 zu Aachen herausgegeben.

Möge unsere aphoristische Darstellung von Schannat's Forscherlaufbahn daran erinnern, daß ein vollkommenes Lebensbild von ihm noch fehlt in der Ahnenreihe der neueren Geschichtsforscher. Die verdienstvollen Arbeiter, welche im 16., 17. und 18. Jahrhundert für den Bau der deutschen Geschichte unverdrossen Material herbeigeschafft und auch manchen Edelstein vor der Vernichtung geschützt haben, sind in der That der pietätvollsten Beurtheilung würdig, und wenn ihre Leistungen auch nicht in jeder Beziehung den heutigen Anforderungen an wissenschaftliche Werke genügen, so darf man nie vergessen, daß unsere Zeit in jeder Beziehung den Schaffenstrieb durch reiche Mittel unterstützt und die geistige Arbeit vielfach erleichtert. Freilich darf sich ein Mann, welcher Schannat ein biographisch-literarisches Denkmal setzen will, wie er es verdient, seine Aufgabe nicht allzuleicht vorstellen, aber es fehlt ja heutzutage nicht an geeigneten Kräften für ein solches Werk. Hoffen wir, daß dasselbe in nicht allzuferner Zeit von geschickter Hand begonnen und mit der rechten Umsicht zur Ausführung gebracht wird.

Ein poetischer Wettstreit, geführt zu Marburg jetzt vor hundert Jahren.

Von G. Th. Dithmar.

(Schluß.)

Ich lasse Erxleben's Schreiben an Bürger wörtlich folgen:

Species facti!

„Drei Freunde verabredeten sich, nach gemeinschaftlich bestimmten Endreimen dem G. J.-R. E. einen Neujahrswunsch zu verfertigen, zugleich wurde es diesem erlaubt, dem Verfasser des Gedichts, welches ihm das beste scheinen würde, eine ausgeworfene Prämie zuzuerkennen.

Die Neujahrswünsche Nr. I. II. III. namenlos liegen vor. Der Besungene wagte es (nachdem er den Professor der Dichtkunst E. um ein Gutachten angegangen), den Werth derselben zu bestimmen, und obwohl der Sänger (von Nr. II) die Prämie (die Prikken) wirklich erhalten hat, so bezweifeln doch Einige, ob das gefällte Urtheil mit den Regeln der Kunst übereinstimme, oder vielleicht nur dem eigenen Gefühl des Schiedsrichters, welcher sich ohnehin nicht für kompetent hält, gemäß wäre? Mehrere Freunde, Freundinnen und Verehrer des Herrn Professor Bürger wünschen daher die Meinung des ersten Kunstverständigen über diesen Vorzugsstreit zu erfahren, und der Einsender vereinigt seine Bitte hiermit um so mehr, als er von diesem zuverlässigen Oberappellationsgericht eine allenfallsige reformatoriam sich gerne gefallen lassen kann."

Bürger erfüllte die an ihn gerichtete Bitte alsbald.

Aus der brieflichen Antwort Bürger's, die hier zu viel Raum einnehmen würde, die übrigens

auch schon im Jahr 1874 in Berlin neu an's Licht getreten ist, hebe ich eine Stelle hervor, welche für das schöne Geschlecht besonders ehrenvoll ist.

„Beide Gedichte, nach obiger Reihenfolge II und III, haben mannigfaltige, nicht gemeine Schönheiten, daß die Wahl wohl in Verlegenheit setzen kann! — Doch erblicke ich in dem Gedicht III (des v. Wildungen) mehr Gabe der Erfindung, mehr Anordnung und Gestalt des ganzen Inhalts, mehr Gewandtheit des Ideengangs, mehr Bestimmtheit und Kraft des Ausgangs und mehr Fertigkeit in der Versifikation. Es erscheint als ein vollständiges, richtig und mannigfach zergliedertes Ganzes, welches bei dem Zwange vorgeschriebener Endreime wahrlich! nicht wenig sagen will." Bürger schreibt ferner: „Schon hatte ich soweit geschrieben, als ich erst Gelegenheit fand, die drei Gedichte meiner schwäbischen Elise, der es nicht an Geist und ästhetischer Beurtheilungskraft fehlt, ohne weiteres nur ganz flüchtig vorzulesen. Der Laut meines Mundes war noch nicht verklungen, als sie schon für das von mir bevorzugte entschied. Eine solche Bestätigung mag nun freilich für viele hochgelahrte Herren wenig Kraft haben; aber wahrlich! wahrlich! ich sage euch, ihr hoch und tief gelahrten Herren! bei mir gilt in Geschmackssachen das Urtheil und die Entscheidung eines geistreichen, durch theoretischen Schulwitz noch nicht verstimmten oder gar abgestumpften Weibes mehr als zehn nicht ganz schlechter Männer Urtheil. Kein Mann trifft das Fleckchen so schnell und sicher als ein wohlorganisirtes Weib. — Wenn Ihr, hochwertheste Herren in Marburg, etwa künftiges Neujahr euch wieder nicht um den besten Wunsch solltet vertragen können, so fragt nur das nächste, das beste Weib von Geist und Empfindung. —

Noch Eins! Nachdem ich durch Unpäßlichkeit einige Tage an der Vollendung dieses Gutachtens verhindert, während der Zeit aber in den Stand gesetzt worden bin, die drei Gedichte mehr als zwanzig Personen, Männlein und Fräulein, vorzulesen, so kann ich nunmehro noch hinzufügen, daß auch nicht eine einzige Stimme für ein anderes als Nr. III sich erklärt habe. Ich kann nicht leugnen, daß ich nunmehro wissen möchte, wen von den dreien ich durch mein Responsum gestreichelt oder geharkt hätte. Gegen die Letzteren bitte ich mir von Ihrer Autorität einen sicheren Geleitsbrief aus, wenn anders nicht, wie billig zu hoffen, der Gestreichelte und seine Partei mich in ihrer Mitte unter den Schutz ihrer Waffen und Schilde nehmen sollten.

Göttingen, am 24. Januar 1791.

Ew. Wohlgeboren

gehorsamster Diener und Freund

G. A. Bürger."

Wildungen ging also schließlich als Sieger aus der interessanten Marburger Sängerfehde hervor.

Zum Beschluß stehe hier noch der Dank- und Triumphgesang Wildungen's an Bürger. Aller guten Dinge sind drei. Wildungen hat sich nochmals dem schon zweimaligen Zwang der verabredeten Endreime in gefälliger Weise anbequemt. Wir bewundern gewiß alle die ihm verliehene poetische Gabe.

Quodsi me lyricis vatibus inseris
Sublimi feriam sidera vertice.
Horatius, Ode I.

Dank, edler Bürger, Dir! Ich galt für einen Büffel,
Du rächest meine Schmach. O sei dafür geküßt!
Dein Meisterlob ist mir was Cyperwein und Trüffel
Dem feinen Züngler ist. Auf Marburgs Kampfgerüst
Sah ich zum Siegeskranz gerechte Hoffnung scheitern,
Manch halbgelehrter Duns, gehüllt in Tobaks Qualm,
Rief spöttisch: „Die Natur hat ihre Stufenleitern,
Der Sperling ist kein Staar, die Grundel ist kein Salm."
Jetzt glaubt' er, kröch' ich gleich im Staub und in der Asche,
Nein! Beim Apoll! Ich blieb so stoisch wie ein Bär
Wenn ihn die Biene sticht. Ich stürzte meine Tasche
Und zahlte still den Preis, — denn heilig stets und hehr
War Richterausspruch mir. Zwar fing es um die Leber
Mich ernst zu wurmen an, als mit dem Lorbeer-Reis,
Das mir gebührte, sich hochmüthig der Erheber
Des Preises brüstete; doch schien ich kalt wie Eis.
Bis plötzlich Phoebus selbst — noch hör' ich Manchen fluchen —
Mein sei der Preis entschied. So schreckt ein Donnerknall
Den sichern Schäfer auf im Schatten hoher Buchen,
So bebt das bange Lamm, durchbricht ein Wolf den Stall.
Doch still nun schnöde Kunst! Ein rauhes Lied zu schnitzeln
Aus Reimen ohne Sinn! Des Lobes Ambraduft
Soll selbst aus Bürgers Hand nie meinen Dünkel kitzeln
Denn ach! Von Ihm, von Ihm trennt mich noch manche Kluft.

Ich füge zu dem vorstehenden Bericht über den poetischen Wettstreit, welcher hier in Marburg betreffend eine Gratulation zu dem Neujahr 1791 geführt wurde, etwas Biographisches bei.

Zuerst kommt der Mann in Betracht, welchem die Gratulation galt:

Johann Heinrich Christian Erxleben war am 14. April 1753 als der Sohn eines Geistlichen zu Quedlinburg, dem Geburtsort Klopstock's, geboren, erhielt im Jahre 1778 in Göttingen, wo er unter Kästner, Gatterer, Feder Jura studirt hatte, die juristische Doktorwürde. Mit dem Jahre 1783 kam er als ordentlicher Professor der Rechte nach Marburg, wo er sich in demselben Jahre mit der einzigen Tochter des Geheimraths Homberg zu Bach (gest. 1784) vermählte. Im Jahre 1795 ward er zum Vizekanzler der Universität ernannt. Am 19. April 1811 starb er ohne Kinder zu hinterlassen. Das steinerne Haus über dem Markte (jetzt den Gebrüdern Zeiße gehörend) wird mitunter jetzt noch das Erxleben'sche genannt.

Der berühmteste, weil begabteste unter Marburgs Dichtern des letzten Dezenniums in dem vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderts ist

nach meinem Ermessen Dr. L. H. Eberhard Heinrich Friedrich von Wildungen, geboren zu Cassel am 24. April 1754, „ein ächtes Kind des holden Lenzes“, gestorben am 15. Juli 1822 als kurhessischer Oberforstmeister, dessen Grab in dem sogenannten Forstgarten ein Denkmal mit der Inschrift schmückt: „Hier ruht ein Mann (oder Freund der Natur), der im Leben selten geruht hat.“ In der westphälischen Zeit war er dem König Jérome zugethan, welchem er bei einer Anwesenheit in Marburg vorgeritten hat. Als er nun bei der Rückkehr des Kurfürsten Wilhelm des Ersten diesem vorritt, soll der neue Herr, auf jenen Vorritt anspielend, ihm zugerufen haben: „Wildungen gut reiten gelernt haben.“ Er wohnte zuletzt und starb in dem nach Hans von Dörnberg genannten „Dörnberger Hof“, jetzt Sternwarte. Seine schriftstellerische Thätigkeit galt hauptsächlich dem Forst und der Jagd, daher kam es, daß er sogar mit der Ritterwürde des neapolitanischen Dianenordens beehrt wurde. Von seinen Schriften am meisten erwähnenswerth sind: „Waidmanns Feierabende, ein neues Handbuch für Jäger und Jagdfreunde.“

Daß der Mitstreiter B. kein anderer gewesen ist als der Professor der Medizin David Busch, geboren zu Marburg am 5. Juli 1755, erkenne ich aus seiner an anderer Stelle ersichtlichen poetischen Thätigkeit, z. B. stehen von ihm Gedichte in den „Marburger Anzeigen“ und in dem von Eschstruth herausgegebenen hessischen Musenalmanach. Er hat Wildungen um mehr als 10 Jahre überlebt, denn er starb im Jahre 1834. Sein Haus in der Untergasse ging nach seinem Tode über in den Besitz des Herrn Baukommissar von Milchling, eigentlich von Schutzbar. Einer seiner Söhne war gleichfalls hier Professor in der medizinischen Fakultät und ging als solcher einer ehrenvollen Berufung folgend im Jahre 1830 nach Berlin, allwo er als Gynäkolog sich einen Namen erwarb.

Was nun den dritten wettstreitenden Poeten betrifft, der als W—z unterzeichnet ist, so bin ich bei einem Herrn von Waitz stehen geblieben, bei einem Glied der in Hessen berühmten Familie Waitz von Eschen. Er hieß Wilhelm und war ein Sohn des Ministers Friedrich Sigmund Waitz von Eschen (gest. 1808), kam verwundet aus dem amerikanischen Krieg zurück und ward Forstmeister; er war ein Schwager des Ministers Karl Wilhelm von Meyer (gest. 1806), der 1791 Regierungsrath in Marburg war. Wahrscheinlich besuchte Wilhelm von Waitz um jene Zeit seine Schwester (Frau von Meyer); daß er sich nur kurze Zeit hier aufgehalten hat, geht aus einem wahrscheinlich von ihm herrührenden Gedicht („Abschied von —“) hervor, in welchem es heißt: „Wo das Geschick auch mich für meine Sünden allhier fünf Monden schmachten ließ gleich einem Opferlamm.“ Er starb im Jahre 1794, 41 Jahre alt.

Die Murhard'sche Stadtbibliothek in Kassel im Jahre 1890/91.

Das mit dem 1. April abgelaufene Rechnungsjahr 1890/91 ist für die Weiterentwickelung der Bibliothek ein so bedeutungsvolles gewesen, daß es wohl angezeigt erscheint, an dieser Stelle eingehender über die Vermehrungen und Zuwendungen zu berichten, welche die genannte städtische Anstalt zu verzeichnen in der Lage ist.

Die Bibliothek hat in dem genannten Zeitraume einen Zuwachs von 5669 Bänden erfahren, von denen käuflich 390 erworben, 5279 Bände aber von Freunden und Gönnern der Anstalt als Geschenke überwiesen worden sind. Es ist dies ein hocherfreulicher Beweis der Opferwilligkeit und auch dafür, daß in immer weiteren Kreisen unserer Stadt und deren Umgebung die Aufmerksamkeit auf das noch jugendliche, aber kräftig sich entwickelnde städtische Bildungsinstitut gelenkt wird. Es hat dazu in nicht geringem Grade der Umstand beigetragen, daß immer mehr bekannt wird, welche Schätze, besonders auch für die Geschichte unserer Stadt und die mit deren Schicksalen so eng verflochtene hessische Landesgeschichte, bereits in der Bibliothek vorhanden sind, und daß das Bestreben der Bibliotheksverwaltung dahingeht, diese Sammlungen noch in jeder Weise zu vervollkommnen. Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung liefert wohl der Umstand, daß allein in diesem Jahre die Sammlung von orts- und landesgeschichtlichen Abbildungen, Plänen und Portraits um 1330 Stück gewachsen ist, von denen die große Mehrzahl, über 1000 geschenkt worden sind; desgleichen sind in dem genannten Zeitraume 151 hessische resp. Kasselsche Urkunden und sonstige Handschriften der Bibliothek zugewiesen worden.

Das Jahr 1890/91 ist aber nicht allein durch die überaus reichen und werthvollen Geschenke von Archivalien, Literalien 2c. ein für die Bibliothek

besonders wichtiges gewesen, es verspricht vielmehr in noch viel wesentlicherer Art für die Anstalt so wie für unsere Stadt von Bedeutung zu werden, da es eine Anzahl von äußerst werthvollen Vermächtnissen gebracht hat. Zunächst ist hervorzuheben, daß ein hiesiger Herr der Bibliothek testamentarisch seine auf vielen Gebieten geradezu unerreicht dastehenden kostbaren Sammlungen von hessischen Gegenständen aller Art, bestehend aus großartigen hessischen Münzsammlungen, Medaillen, Gläsern, Thonwaren, Porzellanen und sonstigen Kunstgegenständen, Waffen, Erinnerungen aller Art an die hessischen Regenten, Portraits hessischer Persönlichkeiten, Uniformen, Kostümen 2c. nebst einer ansehnlichen Summe zur Erweiterung dieser Schätze überwiesen hat.

Ferner ist anzuführen, daß der Bibliothek von den beiden Fräulein Emilie und Mathilde von der Embde hier eine andere und ebenfalls sehr werthvolle und wichtige Stiftung überwiesen ist. Die genannten Damen, welche schon vor Jahren der Stadtbibliothek den Nachlaß des bekannten hessischen Künstlers Werner Henschel, bestehend aus den Originalgypsabgüssen von dessen Werken, und ein in künstlerischer wie wissenschaftlicher Beziehung gleichmäßig wichtiges großes Album hessischer Pflanzen, gemalt von Fräulein Emilie von der Embde, testamentarisch gesichert hatten, haben kürzlich noch aus ihren sonstigen künstlerischen Schätzen eine reiche Schenkung gemacht. Letztere ist der Bibliothek besonders von Wichtigkeit, einmal dadurch, daß sie aus zahlreichen vortrefflichen Oelgemälden und Aquarellen der bekannten Kasseler Künstler August von der Embde, Emilie von der Embde und Karoline Klauhold, geb. von der Embde, besteht, dann aber auch deshalb, weil die Gemälde meist Portraits hessischer bezw. Kasseler Persönlichkeiten und Landschaften aus unserer Umgebung darstellen. Vergrößert wird die Bedeutung des Vermächtnisses dadurch, daß sämmtliche Skizzenbücher, Albums, Stiche und Bücher mit überwiesen worden sind.

Außerdem ist zu berichten, daß auch Fräulein Albertine Duysing hier, welche der Bibliothek kürzlich bereits ein, wahrscheinlich von Tischbein gemaltes, großes Oelportrait des hessischen Kanzlers Calckhoff und verschiedene Bücher geschenkt hat, neuerdings ihre gesammten Bücherschätze sowie eine Anzahl interessanter und werthvoller hessischer Portraits von Tischbein 2c. und sonstige Bilder und Gegenstände vermacht hat. Die letztere Stiftung erhält noch ganz besondere Wichtigkeit für die Stadtbibliothek dadurch, daß zu ihr auch der Nachlaß der durch ihre Beziehungen zu W. v. Humboldt in den weitesten Kreisen des gebildeten Deutschland bekannten Charlotte Diede, bestehend aus Briefen, ihrem Schreibtisch und verschiedenen anderen Erinnerungen, gehört. Da Charlotte Diede in literarhistorischer Beziehung eine nicht unbedeutende Rolle spielt, so wird gerade dieser Theil des gütigen Geschenkes von Fräulein Duysing die Blicke weiterer Kreise auf die Anstalt lenken und dieser manchen Besucher Kassels zuführen. Es ist Aussicht vorhanden, daß gerade der Diede'sche Nachlaß bald neben anderen historischen Sammlungen der Bibliothek dem Publikum zugänglich gemacht werden kann.

Schließlich sei noch erwähnt, daß die hessischen Sammlungen der Stadtbibliothek von Fräulein Briede durch Ueberweisung des Ordens vom eisernen Helm und der hessischen Kriegsdenkmünze für 1814/15, beide aus dem Nachlasse des verstorbenen Oberstlieutenants Briede, ferner durch Herrn Gutsbesitzer Oesterheld in Menglers durch eine 580 Stück enthaltende hessische Siegelsammlung und schließlich durch Herrn Lion hier durch Beiträge zur hessischen Kostümkunde bereichert worden sind. Weitere recht bedeutende Zuweisungen sind fest versprochen worden, z. Th. von hoher Seite.

Bleibt das allgemeine Interesse auch in Zukunft der Stadtbibliothek erhalten, so kann man sich wohl der Hoffnung hingeben, daß aus diesem, von Kasseler Bürgern begründeten und von solchen erweiterten und ausgebauten Institute mit der Zeit eine weit über die Grenzen Kassels gewürdigte Anstalt entstehen wird.

Durch Ueberweisung von Büchern und sonstigen Literalien haben sich im Jahre 1890/91 als Freunde und Gönner der Bibliothek bewährt: Herr Kaufmann Abel 13 Bände, Direktor Dr. Ackermann 6, Aerztlicher Verein 49, Maler Ahnert 1, stud. phil. Hans Altmüller 2, Rektor Amelungk 2, Fräulein Arnold 135, Frau Arnthal 37, Herr Geh. Ob.-Baurath a. D. Aßmann 52, Rektor Bachmann 1, Apotheker Behre 4, Dr. Berghöffer in Frankfurt a. M. 1, Bibliotheca Nacional in Buenos-Aires 57, Bibliothek der höheren Töchterschule 7, Herr Stadtschulrath Bornmann 16, Rektor Braun 2, Mechanikus Breithaupt 36, Buchhändler Brunnemann 35, Freiherr von Buttlar-Elberberg in Fritzlar 1, Frau Amtsgerichtsrath Calaminus 12, die Stadt Kassel 1683, Frau von Cölln 14, Herr Direktor Diehls 1, W. Drewfs 1, Fräulein Albertine Duysing 47, Frhr. von Eberstein in Berlin 2, Dr. Eskuche 1, Reg.-Sekr. Faßhauer 1, Hofbuchhändler Freyschmidt 2, Fräulein Fulda 21, Herr Senator Dr. Gerland in Hildesheim 4, Steuerrath Gehrmann 2, Maler Giesse 4, Rektor Gild 2, Baron A. von und zu Gilsa 2, Dr. Gläßner 71, Großhändler G. Goldschmidt 2, Lehrer Gonnermann 1, Redakteur Gosewisch 1, Gebr. Gotthelft 170, Frau Geh.-Rath Grandidier 84, Baron von Griesheim 157, Dr. Hauptmann 1, Rentier Hentze 270, Kaufmann Herbordt 2, Lehrer Hock 1, Hofbibliothek in Darmstadt 1, Hoffmann und Meyer 45, Kaufmann G. Joost 1, Hofbuchhändler Klaunig 23, Bürgermeister Klöffler 66, Dr. von Knoblauch in Marburg 1, Baumeister Köhler 70, Direktor Dr.

Krummacher 109, Dr. Kupfer 5, Kaufmann Lion 1, Rentner Loewenthal zu Wilhelmshöhe 2, Bibliothekar Dr. Lohmeyer 27, Konsul Luckhardt 1, Lehrer Lüttebrandt jun. 35, Photograph Machmar 27, Maler Metz 1, Geh. Reg.-Rath Mittler 19, Dr. jur. Mollat in Leipzig 27, Stadtbaurath von Noel 1, Realschullehrer Nüsse 2, das Oberbürgermeisteramt 1, Gutsbesitzer Oesterheld in Menglers 9, Dr. jur. Osius 42, Rektor Peter 4, Landgerichtsrath Pfeiffer 3, Fräulein Pfläging 1, Herr Direktor Dr. Quiehl 2, Inspektor Quentin in Haina 11, Photograph Ritzmann 2, Oberlehrer a. D. Röse 20, Major v. Roques 1, Hofphotograph Rothe 732, Bureauassistent Schaefer 4, Buchdruckereibesitzer Scheel 32, Dr. Scherer 1, Frau Schomburg zu Wilhelmshöhe 1, Dr. Schotten 11, die Schüler der Kunstgewerbeschule 1, Dr. Simon 18, Rektor Spangenberg 4, Deutscher Sprachverein in Kassel 2, Dr. Sprengel in Keilhau 2, die Stadtbibliothek in Köln 3, die Stadtschuldeputation der Residenz 84, Dr. Stehlich 36, Hofsattler Stephani 21, Oberamtmann Thon 2, Fräulein von Trott 7, Herr Stadtbibliothekar Dr. Uhlworm 69, Rektor Ullmann 5, Direktor Dr. Vogt 2, Vorstand der Fischerei-Ausstellung in Kassel 290, Dr. Warlich 13, Frau Präsident von Weyrauch 1, Herr Dr. Wiederhold 8, Geh. Med.-Rath Dr. von Wild 229, Direktor Dr. Wittich 4, L. Wolff 1, Architekt Zahn 20, Friseur Zahn 94, Dr. Zimmermann in Wolfenbüttel 5 und Herr Zwenger in Fulda 1.

Verzoj nür net! [1])

(Schwälmer Mundart).

Bos drührst da dü? Gedold, Gedold! [2])
Wül hänkt die biestre Nöcht
De Schleijer noch om Himmel of,
Bie see's vo je gemöcht; [3])
Doch gückt die Sonn ehr is Gesecht,
Verschwengt [4]) die Nöcht; ehr Schleijer brecht.

Bos zojst [5]) da dü? Gedold, Gedold!
Es dânzt im Schöömgewänd
De Hößigsreije [6]) Meer ö Storm;
Doch hebt dr Härr die Händ,
Da lege Wend ö Woje [7]) sich,
Ö frengdlich grißt dr Himmel dich.

Bos klähst [8]) da dü? Gedold, Gedold!
Seng ööch die Beem etzt kôhl [9])
Ö frosterstarrt, met Schnei bedôcht
Dr Bêrk, dos Wessedôl, [10])
Dr Friehleng kemmt; dr Wenter flieht,
Ö lostig klengt dr Vehlche [11]) Lied.

Verzoj nür net! Gedold, Gedold!
Bann jüchzt der Fengd [12]) bie nie.
Met der es Gött; hä es dr Härr
Ö liewt dich. Wett dü mieh? [13])
Drem zoj nür net! Gedold, Gedold!
Noch grißt dich Gött i senger Hold. [14])

Kurt Kuhn.

[1]) Verzage nur nicht. [2]) Was trauerst denn du? Geduld, Geduld! [3]) Wohl hängt die finstere Nacht den Schleier noch am Himmel auf, wie sie's von jeher gemacht. [4]) verschwindet. [5]) zagst. [6]) Es tanzt im Schaumgewand den Hochzeitsreihen. [7]) Dann legen Wind und Wogen. [8]) klagst. [9]) Sind auch die Bäume jetzt kahl. [10]) mit Schnee bedeckt der Berg, das Wiesenthal. [11]) Vöglein. [12]) jauchzt der Feind. [13]) Willst du mehr? [14]) Noch grüßt dich Gott in seiner Huld.

Aus alter und neuer Zeit.

Der Ort der Fürstenversammlung 1073 und der Sammelplatz des königlichen Heeres 1073 und 1075. Mit Zähigkeit erhält sich in geschichtlichen Handbüchern (Röth-Stamford, Geschichte von Hessen, Kassel 1886, S. 58; Heßler, Geschichte von Hessen, Kassel 1891, S. 27) die Angabe, daß die Fürstenversammlung im August 1073 von Heinrich IV. bei Kappel am Spieße, der alten Grenzscheide von Ober- und Niederhessen (4 Meilen nordw. Hersfeld), abgehalten worden sei. Dieser Angabe gegenüber müssen wir auf das Korrespondenzbl. d. Gesammtv., Jahrg. 1876, Nr. 1, S. 4 ff., verweisen, wo Dr. Frhr. Schenk zu Schweinsberg gezeigt hat, daß der Ort jener Fürstenversammlung, „quae dicitur Capella haud procul ab Herveldia", das heutige Grebenau (3 Meilen südw. Hersfeld) ist. Letzterer Ort hat seinen alten, noch 1527 gebräuchlichen Namen Cappel oder Wald-Cappel mit dem (erst im 13. Jahrh. entstandenen) der gräfl. Ziegenhain'schen Burg daselbst (Grabanowa) vertauscht. In dem von Kappel-Grebenau ½ Meile südw. gelegenen Dorfe Udenhausen hatte Heinrich IV. 1071 auf dem Zuge von Hersfeld zur Synode nach Mainz Rast gehalten.

Der Sammelplatz des königlichen Heeres im Oktober 1073, der auf jener Fürstenversammlung festgesetzt wurde, sowie derjenige im Jahre 1075, war, wie Dr. Frhr. Schenk zu Schweinsberg im Korrespondenzbl., Jahrg. 1877, S. 26 ff. näher ausgeführt hat, das jetzt wüste Kirchdorf Breitingen zwischen der Stadt Rotenburg a. d. Fulda und dem Dorfe Lispenhausen, nicht Breitenbach zwischen Hersfeld und Alsfeld (wie u. a. Röth-Stamford a. a. O.)

oder Breitingen a. d. Werra (wie thüringische Autoren angeben).

Die königlichen Heere marschirten in den Sachsenkriegen wohl auf der alten, schon 736 erwähnten Heerstraße zwischen Mainz und Thüringen. Diese alte wetterauer Heerstraße passierte den oben erwähnten Ort Kappel-Grebenau. Sie nahm folgende Richtung: Kappel-Grebenau, Burg Wartenberg (jetzt wüst), über die Schlitz, Landenhausen, Stockhausen, Schlechtenwegen, Steinfurt, Krainfeld, Volkartshain, Oberseemen, unterhalb Ortenberg über die Nidder (An der Nidder-Brücke zwischen Selters und Conradsdorf stand der erste Posten der Geleitsreiter nach Frankfurt, Archiv f. hess. Gesch. Bd. VIII, S. 458); von da wohl: Altenstadt, Heldenbergen, Vilbel, Kastel. —

Laubach, 5. April 1891. **Dr. A. R.**

Die Verteidiger von Friedewald. In dem Gedicht: „Hessische Jägerparade“ (1762) in letzter Nummer des „Hessenland“ werden 60 hessische Jäger als Verteidiger von Friedewald gegen 8000 Franzosen gefeiert. Dies ist geschichtlich unrichtig. Jene tapferen Krieger waren Hannoveraner. Augenscheinlich liegt eine Verwechselung vor mit der tapferen Verteidigung der Schlösser Ulrichstein oder Frankenberg durch hessische Truppen, welche Kriegsereignisse in die nämlichen Tage (Aug. 1762) fallen. Vergl. „Hessenland“ 1887, S. 349.

Laubach, 5. April 1891.

Dr. A. R.

Aus Heimath und Fremde.

Am 28. März starb zu Frankfurt a. M. der gemüthvolle Dichter Friedrich Stolze, der Herausgeber der „Latern“, die ja auch bei uns in Hessen, wenigstens im Hanauischen und im Fuldaischen s. Z. eine große Verbreitung gefunden hatte. Welcher Beliebtheit sich dieser durch die trefflichsten Charaktereigenschaften ausgezeichnete echt deutsche Mann in seiner Vaterstadt Frankfurt und weit darüber hinaus erfreute, das hat sich so recht an der großartigen Theilnahme gezeigt, die sich bei seiner Erkrankung, bei seinem Hinscheiden und bei seinem Begräbnisse kundgab. Der Mitbegründer unserer Zeitschrift und hochgeschätzte Mitarbeiter D. Saul hat dem edlen Verblichenen in der „Frankfurter Zeitung“ einen warmen Nachruf gewidmet und in der „Frankfurter Latern“ ein formvollendetes und tief empfundenes Gedicht veröffentlicht, das hier zum Abdrucke zu bringen, wir uns nicht versagen können.

Friedrich Stoltze †.

Just da die Finken wieder schlagen,
Wie Du einst sangst so hochgemuth,
Hat man zum Friedhof Dich getragen,
Dich, der in unsern Herzen ruht.

Der junge Lenz, mit dessen Preise
Dein frohes Lied uns oft erfreut,
Er ist es, der zur letzten Reise
Den Weg mit Blüthen Dir bestreut.

Der Deine Stirne schmückt, die bleiche,
Mit einem Lorbeer, voll und rein,
Nun, da Dein Mund, der liederreiche,
Sich schloß, um ewig stumm zu sein.

Es ist der Tod ein rauher Dränger;
Er rief, da bist Du uns entfloh'n:
Die Freiheit weint um ihren Sänger,
Die Vaterstadt um ihren Sohn.

Schlaf' wohl! Von Deiner Gruft gekommen,
Noch harren wir in frischem Gram:
Und doch! Du bist uns nicht genommen,
Als in den Arm der Tod Dich nahm.

Es bleibt uns, was Du uns gegeben
In Deinem Wesen, Deinem Wort;
Du lebst ein zweites theu'res Leben
In unserm Angedenken fort.

Am 5. April starb zu Kassel im Alter von 63 Jahren der Oberst z. D. Christian Bödicker, ein in den weitesten Kreisen bekannter, verdienter Offizier, der sich wegen seiner vortrefflichen Charaktereigenschaften und seiner persönlichen Liebenswürdigkeit allgemeiner Hochschätzung und Beliebtheit erfreute. Geboren war derselbe im Jahre 1828 zu Kassel als jüngster Sohn des kurhessischen Generallieutenants Ludwig Bödicker. Nachdem er die Kadettenschule zu Kassel absolvirt hatte, wurde er am 25. Juli 1846 zum Sekondelieutenant im kurhessischen Jägerbataillon ernannt, in welchem er bis zum Hauptmann avancirte. Nach der Einverleibung Kurhessens in Preußen wurde er zunächst Hauptmann im 1. schlesischen Jägerbataillon Nr. 5 zu Görlitz. Im deutsch-französischen Kriege zeichnete er sich bei Weißenburg, Wörth und bei Sedan, sowie bei der fünfmonatlichen Belagerung von Paris, während welcher er in dem Orte Ville d'Array im Kantonnement auf Vorposten lag, dergestalt aus, daß ihm das eiserne Kreuz erster Klasse verliehen wurde. Am 6. September 1870 war er zum Major und Kommandeur des Jägerbataillons Nr. 5 befördert worden; am 18. Oktbr. 1871 wurde er als Bataillons-Kommandeur in das 2. oberschlesische Infanterieregiment Nr. 23 nach Neiße versetzt und am 22. März 1876 zum Oberstlieutenant befördert. Am 9. Mai 1878 wurde er zum Kommandeur der 8. Gendarmeriebrigade in Koblenz ernannt, wo er bis zu seinem Uebertritte in den Ruhestand am 16. Mai 1885 verblieb, nachdem er am 18. September 1880 zum Obersten befördert worden war. Nach seiner Pensionirung nahm er seinen Wohnsitz in seiner Vaterstadt Kassel. Es war ihm beschieden daselbst die letzten Jahre seines Lebens im glücklichsten Familienleben und im angenehmsten Umgange mit treuen Freunden zu verbringen. Sein Andenken werden Alle, die ihn kannten, stets in Ehren halten.

Am 4. April feierte unser hessischer Landsmann, der Landesvermessungsrath bei der Königlichen Landesaufnahme Dr. J. August Kaupert in Berlin sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum. Unser Heimathland Hessen kann mit Stolz auf diesen seinen Sohn blicken. Er war in den vierziger und fünfziger Jahren in hervorragender Weise an der Herstellung der Generalstabskarten von Kurhessen betheiligt, die lange Zeit für die besten von allen galten. Auch noch weitere vortreffliche Karten von Hessen hat er in späteren Jahren in verjüngtem Maßstabe entworfen, die heute noch ihren vollen Werth haben. Außerdem hat er in noch jugendlichem Alter eine Niveaukarte von Kurhessen in Gemeinschaft mit N. Hildebrand, Cäsar, Reuter u. A. in 112 Blättern in den Jahren 1841 u. flgg. herausgegeben, welche 1857 von K. Armann in Kassel lithographirt wurde. Johann August Kaupert ist in Kassel am 9. Mai 1822 geboren. Er entstammt einer aus Kaufbeuren eingewanderten Familie, in der Kunstsinn und Kunstverständniß heimisch waren. Sein Vater war der ausgezeichnete, am 2. September 1863 verstorbene Gold- und Silberschmied Christian Wilhelm Kaupert. Von seinen älteren Brüdern hat sich Werner Kaupert, gestorben am 5. Juni 1883 zu Kassel, durch seine vortrefflichen Kunstarbeiten in Gold und Silber gleichfalls einen geachteten Namen erworben. Von ihm ist u. A. das in einem silbernen Schreibzeuge bestehende Hochzeitsgeschenk für den Prinzen Wilhelm von Preußen, den jetzigen deutschen Kaiser, angefertigt. Und den anderen Bruder, den berühmten Bildhauer Gustav Kaupert in Frankfurt a. M., welcher Hesse kennt ihn nicht? Ist er doch der Schöpfer des herrlichen Hessen-Löwendenkmals in der Aue zu Kassel. J. August Kaupert widmete sich dem Landmesserfache, er machte seine Studien unter dem Landmesser-Inspektor C. K. Normann in Fulda und trat am 4. April 1841 in den Dienst der topographischen allgemeinen Landesvermessung des vormaligen kurfürstlich hessischen Generalstabes. Am 1. Januar 1867 wurde er dem königlich preußischen Generalstabe beigegeben und im März 1868 zum Vermessungs-Inspektor bei der topographischen Abtheilung desselben ernannt. Im Jahre 1867 trat er zur kartographischen Abtheilung über, in welcher er bei der Redaktion der Sektionen der Karte des deutschen Reiches im Maßstabe von 1 : 100 000 heute noch thätig ist. Im Jahre 1879 wurde er zum Landes-Vermessungsrath mit dem Range eines Rathes vierter Klasse befördert und im Jahre 1889 wurde ihm von der philosophischen Fakultät der Universität Straßburg die Doktorwürde honoris causa verliehen. An seinem Jubiläumstage wurden ihm reiche Ehrungen zu Theil. Von dem Kaiser wurde er zum Geheimen Kriegsrath ernannt. Die Kapelle des Eisenbahnregiments begrüßte den Jubilar früh $\frac{1}{2}$9 Uhr mit einer Morgenmusik. Hieran schlossen sich die Gratulationen des Chefs des Generalstabes und des Chefs der Landesaufnahme, des Offizierkorps und des Beamtenpersonals der Landesaufnahme. Seitens des Offizierkorps wurde dem Jubilar eine Stutzuhr mit dem Reiterstandbilde Kaisers Wilhelm I. als Ehrengeschenk überreicht; die Beamten des Landesvermessungswesens stifteten eine Statuette Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm II. aus schwarzem Marmor. Außerdem gingen viele Glückwunsch-Telegramme hochgestellter Persönlichkeiten ein. Möge es dem Jubilar, unserem hessischen Landsmanne, noch recht lange vergönnt sein, in gleich verdienstvoller Weise zu wirken wie seither.

Am Freitag den 3. April hielt im hessischen Geschichtsverein zu Marburg der Oberst a. D. J. W. Nebelthau einen interessanten Vortrag „zur Geschichte der ältesten hessischen Zeitung und ihres Begründers“; es ist die heutige „Hanauer Zeitung“, die, 1678 von dem Hanauer Bürger Justus Boeuf gegründet, siegreich den Sturm zweier Jahrhunderte überdauert hat. Wir werden später auf die Geschichte dieser Zeitung zurückkommen.

Die Einweihungsfeier der neuen Universitätsaula zu Marburg ist, wie die „Oberh. Ztg.“ meldet, nunmehr auf Freitag, den 19. Juni festgesetzt worden. Die Arbeiten zur Fertigstellung der Innenräume sind in vollem Gange und der im Untergeschosse befindliche neue Senatssaal sowie das theologische und das juristische Seminar bereits vollendet und zur Ingebrauchnahme ausgestattet. Auch sind die Maler Linnemann und Ballin aus Frankfurt a. M. mit sechs Gehilfen gegenwärtig eifrig mit der Deckenmalerei der neuen Aula beschäftigt, ebenso werden die Seitenwände der letzteren, jedoch nur provisorisch, bis zur Einweihungsfeier künstlerisch ausgeschmückt. Zu dem zu letzterem Zweck bereits vorhandenen großen Oelbild Kaiser Wilhelms I. traf vor einigen Tagen auch ein solches von Kaiser Friedrich ein, welches von Professor Ziegler in Berlin gemalt, den Kaiser in Kürassier-Uniform und Lebensgröße darstellt. Ein drittes Bild, den Begründer der Universität, Philipp den Großmüthigen, darstellend, ist bekanntlich auf Veranlassung des Kommunallandtages durch den Maler Walter Merkel zu Kassel in der Ausführung begriffen. Alle diese Einzelheiten lassen bereits deutlich die großartig künstlerische und dem Aeußeren des Baues entsprechend stilvolle Ausführung des Aula-Innern selbst dem Laien klar vor Augen treten und erkennen, daß das Gebäude in seiner harmonischen Gesammtheit eine hervorragende Zierde der Stadt Marburg werden wird.

Dem Nekrologe des Professors Dr. Gies in Nr. 6 unserer Zeitschrift haben wir noch hinzuzufügen, daß

das demselben von ehemaligen Schülern, die nachmals selbst als Lehrer wirkten, bei seinem Scheiden aus dem Gymnasialdienst im Herbst 1882 gewidmete Album, außer den 22 genannten, noch die Namen folgender drei Herren trägt, die sich später noch unterzeichnet hatten: Dr. Karl Braun S. J., Direktor der Sternwarte zu Kalocsa, Dr. Adolf Dronke, Direktor des Realgymnasiums zu Trier, und Dr. Karl Kuhn. —

In der vorigen Woche wurde zu Fulda in Folge der neuen baupolizeilichen Bestimmungen der Pult'sche Theatersaal geschlossen, um von der Besitzerin durch Umbau anderen Zwecken als den bisherigen, den Musen gewidmeten, zugeführt zu werden. Wir erwähnen dieses Vorkommnisses, weil der Pult'sche Saal, wenn auch erst in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts erbaut, doch eine reiche Geschichte aufweisen kann, die des kulturhistorischen Interesses nicht entbehrt. Hier fanden s. Z. die Vorstellungen des trefflichen Fuldaer Liebhabertheaters statt, dessen selbst Goethe rühmend gedenkt, hier wurden die ausgezeichneten Konzerte unter Leitung eines Michael Henkel aufgeführt, hier wurden wissenschaftliche Vorträge gehalten, hier auch hatte die Muse Terpsichore eine Heimstätte. Wir werden bei anderer Gelegenheit auf die Geschichte dieses Saales zurückkommen.

Universitätsnachrichten. Der Großherzog von Hessen hat sich auf Bitten des Rektors und des Senates der Universität Gießen die Würde eines „Rector Magnificentissimus" der alma Ludoviciana beigelegt. — Professor Dr. Göbel, Direktor des botanischen Universitäts-Instituts zu Marburg, welcher Ende Juli v. J. zu wissenschaftlichen Zwecken eine Reise nach Südamerika unternommen hatte, ist am 22. März wieder nach Marburg zurückgekehrt. — Die fürstlich Jablonowski'sche Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig hat den Preis ihrer mathematisch-naturwissenschaftlichen Sektion (für eine Arbeit über die optischen Anomalien der Krystalle) dem Privatdozenten der Mineralogie Dr. Reinhard Brauns in Marburg zuerkannt. — Privatdozent Dr. Walther Lotz in Leipzig, geborener Kurhesse, ist als Honorarprofessor an die staatswissenschaftliche Fakultät der Universität München berufen worden und wird diesem Rufe am 1. Oktober d. J. Folge leisten. Dr. Walther Lotz, geb. 1865 zu Kassel, hat sich erst im Februar v. J. als Privatdozent in Leipzig habilitirt, seine akademische Laufbahn ist sonach eine glänzende. Er beschäftigt sich vorzugsweise mit dem Studium des Bankwesens. Eingeführt hat er sich mit einer „Geschichte der deutschen Notenbanken bis zum Jahre 1857", mit welcher er 1888 in Straßburg bei der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät den Doktortitel erwarb. Noch im nämlichen Jahre erschien von ihm zu demselben Gegenstande ein zweites größeres Werk unter dem Titel „Geschichte und Kritik des deutschen Bankgesetzes vom 14. März 1875", dem dann später eine dritte Schrift „Die Technik des deutschen Emissionswesens" folgte. — Der Privatdozent der neueren Sprachen Dr. Schwan, geborener Gießener, seither in Berlin und während des letzten Winters aushilfsweise in Greifswald, hat einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Jena erhalten und angenommen. — Der Professor der Anatomie Dr. Stoehr in Bern hat einen Ruf an die Universität Gießen erhalten.

Anzeigen.

☛ Hierbei eine Beilage: „**Hessische Offiziere in Preußischen Diensten**" von einem früheren Kurhessischen Offizier. (Fortsetzung.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel



№ 9. Kassel, 1. Mai 1891.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1891 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2847.

Frühlingspredigt.

Voll Lerchengeschmetter die strahlende Luft,
Maiglockengeist in dem Walde,
Am grünenden Raine Blauveilchen voll Duft,
Voll blühender Sprossen die Halde:
O jauchze, mein Herz, in den Aether
hinein,
Das kann nur der wonnige Frühling sein.

Lichtgrün, wie in flüssiges Gold erst getaucht,
Erglänzen die Blätter der Buchen,
Waldmeister hat würzig den Forst schon durch-
haucht,
Wo fröhliche Seelen ihn suchen;
Und wird er der Blume des Weines gesellt:
Das duftet wie waldige Frühlingswelt.

Der Frühling, ein Pred'ger im herrlichsten Dom
Von Blüthen und Blumen und Blättern,
Er predigt bei Maiwein und Veilchenarom,
Und Lerchen Choräle d'rin schmettern!
O lausche voll Andacht, mein jubelndes Herz,
Denn diese Predigt führt himmelwärts!

Carl Preser.



Zwei neue Gedichte des Euricius Cordus (1486—1535),

mitgetheilt und übersetzt von C. Krause.

Euricii Cordi

ex Nosematostichis Elegiae duae, altera ad discipulos, altera ad filios, ut addiscant.

Elegia ad discipulos.

Ter latuit verso, ter pleno apparuit ore
signiferam toties mensa Diana[1] viam,
sectaque decubuit seges exonerataque vitis
et suus autumnum paene reliquit honor,
dum gravis invasit, tenet et mea corpora morbus
officiumque negant languida membra suum.
Nec mihi tu visa es, quid agas, studeasne, iuventus,
ut discas, fidei tradita turba meae.
Quam timeo, absenti ne grex pastore vagetur,
ne ferus incurrat vos lanietque lupus,
ne mala neglectam tentent contagia caulam
nataque difformi pustula tabe fluat.
Expers consilii scio quid non audeat aetas,
quam facile in vitium prona iuventa cadat.
Namque quid utile sit, quid honestum, nescit et odit;
nil, nisi quod suadent vina Venusque, placet.
Haec ego sollicita mecum dum mente voluto,
impatiens longas increpo saepe moras;
saepe meas supra reieci stragula vires,
et novus in ludum me tulit ire furor.
Sed trepidis frustra tentans vestigia nervis
in tristem recidi decubuique torum.
Non praesente licet vos compellare loquela,
missa sed heu! solito non pede Musa venit.
Est nigra palla, tegit demissum lumina peplum;
ex habitu tristis noscitur illa suo.
Composito taciti precor auscultate tumultu,
quae nostro vobis nomine verba ferat.
Te volo — mandanti debes parere magistro —
sub ferula quisquis vivis alumna mea,
ut recolas, patria cur huc mihi missus ab ora
tam miser externo sis peregrinus agro:
non certe ut mereas saevi inter classica Martis

aut Paphiae miles castra sequare deae[2],
non procul incertas vagus ut sectere volucres,
nec quocunque pedes te tulerint ut eas.
Non ita commonuit te flens discedere mater
nec voluit, certum est, sedulus ista pater,
illius ut duros cepit tua vulga labores
ac aliquot dulcis iugera forte soli.
„Quidquid agis“, dixit, „rogo te, carissime fili,

[1]) Als Mondgöttin.
[2]) Der Venus, die in Paphos auf Cypern einen Tempel hatte.

Zwei Elegieen

des Euricius Cordus aus seinen Leidensgedichten, die eine an seine Schüler, die zweite an seine Söhne, damit sie lernen.

Elegie an die Schüler.

Dreimal verhüllte sich schon, dreimal mit gerundetem Antlitz
kehrt' auf dem Sternenpfad wieder Diana zurück;
Garben bedeckten das Feld, schon waren die Reben entlastet,
fast ganz zeigte der Herbst jeglichen Schmucks sich beraubt:
da überfällt mich und hält mich in Banden gefährliche Krankheit
und es versagen erschöpft schier mir die Glieder den Dienst.
Nicht mehr sehe ich dich, was du treibst, ob du lernest, du junges
Volk, deß gutes Vertrau'n mich zum Erzieher erkor.
Ach wie besorge ich doch, daß ohne den Hirten die Herde
sich zerstreut und der Wolf euch überfällt und zerfleischt,
daß den verwaiseten Stall ansteckende Seuche ergreife,
daß eine schreckliche Pest Blattern und Eiter erzeugt.
Denn was waget der Einsicht baar nicht alles die Jugend,
und zur Sünde wie leicht treibt sie abschüssiger Weg!
Was ihr nütze und gut, das weiß sie nimmer und haßt es;
das nur gefällt ihr, was Liebe und Wein ihr befiehlt.
Während ich dieses bekümmerten Sinns bei mir überdenke,
schelte ich, keine Geduld kennend, den langen Verzug,
oftmals werf' ich zurück, der Schwäche vergessend, die Decke,
und ein erneuerter Drang faßt mich, zur Schule zu gehn.
Aber vergeblich, den Schritt mit zitternden Füßen versuchend
sinke ich wieder zurück ach! auf das traurige Bett.
So da's mündlich zu euch mir versagt zu reden, so send' ich —
nicht ist ihr Fuß es gewohnt — ach! nun die Muse zu euch.
Schwarz ist ihr Kleid, es bedeckt ein langer Schleier die Augen,
so in dem äußern Bild kündet die Trauer sich an.
Stillet das Lärmen jetzt und höret, ich bitte euch, schweigend,
was für Worte ich ihr euch zu vermelden vertraut.
Also künd' ich — du mußt dem Befehle des Lehrers gehorchen —
wer du als Zögling auch unter die Ruthe mir kommst,
denke daran, weshalb du hieher aus der Heimath entsendet
also kläglich und fremd weilst im entlegenen Land:
dazu gewiß nicht, daß der Drommete des schrecklichen Kriegsgotts
du nachfolgst, noch dem Dienst Paphischer Göttin dich weihst,
nicht daß du fernhin schweifst, um trügliche Vögel zu fangen,
noch daß du gehest, so weit immer der Fuß dich nur trägt.
Nicht so ermahnte dich doch beim Scheiden weinend die Mutter,
noch hat der Vater gewiß Solches geheißen zu thun,
als du den sauern Verdienst des Fleißes im Beutel davontrugst,
und vom Gütchen wohl auch einige Morgen dazu.
„Was du auch thust“, so sprach er, „ich bitte, mein theuerer Sohn, dich:

pro nulla videas ne bona merce cadant,
ingenuas, propter quas hinc proficisceris, artes
atque probos mores, hoc fac ut aere pares".
Quae iuvenes alto mandata reponite corde,
sit vacuos ingens vos rediisse pudor.
Adsiduis totas studiis impendite vires
nec fugiat fervens omnia ferre labor.
Algete et sudate, famem tolerate sitimque
et quaecunque instant discite dura pati.
Advenit illa dies, haec qua meminisse iuvabit,
altaque succedet post mala tanta quies.
Dulce fluet quondam post haec absinthia nectar
iamque laboratus farra rependet ager.
Observate volans nunquam revocabile tempus;
nullus eat, quin sit linea ducta, dies.
Non pigra iam teneros ignavia tentet ephebos,
ne pudeat seros nil didicisse senes,
praesertim quo tanta micant hoc lumina saeclo
et rediens Musis surgit ubique nitor.
Praeteritis veniam damus et concedimus annis,
quando rudes adeo balba loquuntur avi
deque bonis plus quam pueriliter artibus errant,
infesti doctis invidulique viris.
Illius hoc aevi vitium caelique putetis;
non, melius qui tunc instituisset, erat.
At melior venit nostris fortuna diebus,
non ea barbaries quae fuit ante manet.
Hanc tandem veniens Alcides conficit hydram
auspice Germanis natus Erasmus[1] ave,
neve renascenti rursum cervice valescat,
multus ei fidam fert Iolaus opem.
Quam si non possum vacua praestare pharetra,
pone tamen laetus proelia cerno comes,
et bis „io paean!" et „io" bis clamo „triumphe!
perdit io vires pessima lerna suas."
Me non paeniteat vos usos esse magistro,
non puto quod damno dedecorique fui,
nec, sua confectis redeant modo robora membris
et mihi vos quondam visere detur, ero.
Omnia si nequeo, non dediscenda docebo;
monstratam properi fortiter ite viam;
non mala deerrantes ad Scolon semita ducat,
sed sacra qua praepes flumina fodit equus.
Durus et has fateor primum est accessus ad undas
et teneros urunt aspera saxa pedes.
Ad laetos tamen inde locos et amoena vireta
quemque colunt Musae devenietis agrum,
perpete quo ludens cithara spatiatur Apollo
et faciles nectunt laurea serta deae.
Qui sua si dederint adflato numina cordi,
dulcior adfectum non retinebit amor.

Elegia ad filios.

O mihi plus cari quam propria lumina nati,
solamen quondam deliciumque meum,
pro quibus usque pio tot curas pectore gessi,
ut melior vobis quam mihi vita foret, —
sed frustra, saevae non sic voluere sorores,
quae nigra difficili pollice fila trahunt —
cernitis exsangui languentem corpore patrem
in misero dudum triste iacere toro,
et quod nil aliud videam quam flebile fatum,
ni quis ab aetherea mox iuvet arce deus.
Nulla magis vis est, sua nervi munia linquunt

[1]) Der Niederländer Erasmus kann nur im weitern Sinne zu den Deutschen gerechnet werden.

nicht für käuflichen Tand wende die Gelder mir auf,
sondern die Wissenschaft, um derentwillen du ausziehst,
ehrbare Sitten, nur das sollst du erwerben für's Geld."
Solche Gebote verwahrt, ihr Jünglinge, tief in dem Herzen,
kehrt nicht zum ärgsten Schimpf leer in die Heimath zurück.
Jegliche Kraft müßt ihr auf emsige Studien richten,
seid mit heißem Bemühn Alles zu tragen bereit.
Frieret und schwitzet, ertragt den Hunger und Durst, und was immer
euch für Leiden umdrohn, lernt sie bestehn in Geduld.
Einst wird kommen der Tag, wo fröhlich ihr dessen gedenket
und wo Ruhe und Rast folgt auf so mancherlei Leid.
Süßer Nektar alsdann wird strömen nach solcherlei Wermuth,
und das bestellete Land bringet euch reichliche Frucht.
Haltet die flüchtige Zeit zu Rath, die nimmer zurückkehrt,
ohn' einen Strich zu ziehn möge kein Tag euch vergehn.
Nimmer als zartes Kind soll Trägheit zeigen der Zögling,
sonst schämt spät sich der Greis, daß er so wenig gelernt,
sonderlich jetziger Zeit, in der solch Sterne erstrahlen,
und den Musen auf's Neu' herrliche Ehre erglänzt.
Ja der vergangenen Zeit verzeihen wir gerne in Nachsicht,
wenn so stammelnd das Wort unserer Väter ertönt,
wenn sie mit kindischem Sinn die guten Künste verachten,
wenn ihr neidischer Haß alle Gelehrten verfolgt.
Das war der Zeiten Schuld und des Himmels, dürfen wir sagen,
niemand war, der sie besser zu lehren vermocht.
Aber ein glücklicher Loos ist unsern Tagen erschienen,
frei von der Barbarei sind wir, der früheren, jetzt.
Endlich zermalmt' ein Alcid' in glücklichem Kampfe der Hyder Köpfe: Erasmus, der Sohn unsers germanischen Lands,
und daß auf's Neue ihr Haupt nicht wachse und wieder erstarke,
mancher Jolaus beut treu ihm zur Hülfe sich an.
Ich zwar vermag — mein Köcher ist leer — kaum solche zu leisten,
aber von ferne erfreut schau ich den Kämpfenden zu,
rufe „Hurrah!" und „Hurrah!" und „Triumph! die abscheuliche Schlange,
seht doch, wie sie, Hurrah! jetzo die Kräfte verliert."
Möge es nimmer euch reu'n, daß ihr mich als Lehrer erkoren;
glaube, ich hab' euch nicht Schaden und Schande gebracht;
werd' es auch nicht, wenn nur die erschöpften Glieder auf's Neue
wieder gesunden und euch wieder zu sehn mir vergönnt.
Kann ich auch Alles nicht, doch nicht zu Verlernendes will ich
lehren, gehet ihr nur schnell den gewiesenen Weg.
Führe nicht Irrweg euch nach Skolos; dort wo des Rosses
Huf einst bohrte den Quell, dorthin geleit' euch der Pfad.
Mühvoll ist's Anfangs, ich gesteh's, dem Quelle zu nahen,
brennen den zarten Fuß wird euch der steinige Weg.
Aber gar bald zum fröhlichen Ort, zum lieblichen Haine,
welcher der Musen Sitz, führt euch das endliche Ziel.
Hier lustwandelt Apoll und rühret die Saiten der Zither,
Lorberkränze zugleich windet der Göttinnen Huld.
Und wem diese einmal den Busen begeisterten, nimmer
wird ihm ein süßerer Drang schwellen das liebende Herz.

Elegie an seine Söhne.

O ihr Söhne, so heiß mir geliebt, noch über der Augen
Sterne, dereinst mir zum Trost, einst mir zur Wonne bestimmt,
für die stets ich im Herzen so mancherlei Sorgen getragen,
daß euch ein glücklicher Loos würd' als dem Vater zu Theil —
ach vergeblich, es war nicht so von den mächtigen Schwestern,
die unerbittlich die Schnur spinnen, die schwarze, verhängt —
blutlos, erschöpft seht ihr den siechen Vater gefesselt
schon seit langer Zeit hier an das freudlose Bett;
schauet, ich sehe vor mir nichts weiter als trauriges Ende,
wenn nicht ein Gott Rettung sendet von himmlischer Burg.
Hin ist die Kraft, und die Nerven versagen dem Körper die Dienste,

nec vegeto palpans sanguine vena salit.
Informis macies et plurima mortis imago
pallet et est nullus qui fuit ante color.
Caligant obscuri oculi retroque recedunt,
vix ab anhelanti spiritus ore venit.
Quam gemo, quam durae pungunt praecordia spinae
et quam lugubri flebile voce queror,
praesentes quoties ego vos, mea viscera, cerno
nec scio, quis parvos postmodo tutor alat,
cogito, pupillos quae vos urgebit egestas
quamque breves linquam quas habeatis opes.
Ferrea non plenos claudit mihi capsa locellos,
nulla suburbano praedia rure iacent.
Exiguum superest, nec plus fuit ante, salinum;
non patinae, non id diminuere canes.

Sic re paene miser veluti sum nomine Codrus[1],
una potest totam rhedula ferre domum.
Nil vos heredes aliud sperare potestis
quam mala quae nullus carmina Phoebus amat.
Sed tamen est, quod magna mihi solatia praebet
quodque unum multi muneris instar erit:
non ero dedecori nec per malefacta pudori,
candida adhuc turpi nomina labe carent;
exprobrare potest me vobis nemo parentem
vel „tuus illud et hoc“ dicere „fecit avus.“
Hunc quoque vos oro famae servate nitorem;
addite huic vestra clarius arte iubar,
quodque ego non potui, Parnassi attingite culmen,
me procul ex imo fonte bibisse sat est.
Obstiterant rigidae, sed iam periere, salebrae,

lenior ad sacram vos via ducit aquam.
Horrida barbaries venerandis cedere Musis
cogitur, hanc dudum figit Apollo feram.
Mille modo auctores hoc illuxere sub aevo,
qui longo ignoti delituere situ,
et totidem scribunt priscis certantia saeclis
Germano nati nuper in orbe viri.
Splendida quos inter lux emicat unus Erasmus,
e medio qualis vertice, Phoebe, soles.
Nempe sua omne quod est tenebrosum illuminat arte
et iuvat ingenii dexteritate sui,
utraque cui debet multas facundia grates
antiquusque sacrae relligionis honor.[2]
Solus hic ad studium moresque piumque magister
est satis et dignus solus ubique legi,
dignus, qui doctis figens vestigia plantis
non aliud calcet quam violeta solum.
Quam bene quod nasci vobis his contigit annis;
deest aliud, modo quam discere velle, nihil.
Discite nec faciles ideo contemnite Musas,
nulla quod hae dederant emolumenta mihi.
Candidior veniet, quae vos fortuna beabit,
atque suus studiis forte redibit honor,
quem pius Augustus magno dedit ante Maroni;
qui sit Maecenas multus amicus erit.
Quod si nulla etiam pro versu dona feratis,
dulce animum tamen est erudiisse decus
grataque curarum requies et vera voluptas:
plurima vel sterilis commoda Musa dabit.
O quoties ubi me tristis penuria pressit
et gravis in maesto sollicitudo fuit,
„redde meos“, dixi famulo, „mihi redde libellos“,

magnaque mox parva est charta notata mora.
Tunc si digna legi placuissent carmina, risi
et mihi sum visus maximus esse deus.

[1]) Name eines armen Dichters bei Juvenal III, 203. Derselbe Scherz in den Epigr. des Cordus: Ad Naevolum I, 49.
[2]) Gemeint ist die Ausgabe des Neuen Testamentes 1516.

kaum pulsirend noch rollt in den Adern das Blut.
Mager, entstellt und bleich und des Todes vielfaches Abbild
bin ich, vom Antlitz wich jegliche Farbe hinweg.
Schon wird dunkel das Aug' und sinkt in die Höhlen zurücke,
kaum noch ein Athemzug dringt aus dem keuchenden Mund.
Ach wie ich seufze! es sitzt mir ein scharfer Dorn in dem Herzen,
ach und wie weinerlich klingt mir das klagende Wort,
sehe ich euch, mein Fleisch und Blut, bei mir gegenwärtig,
ohne zu wissen, wer, Kleine, euch künftig ernährt,
denk' ich daran, Unmünd'ge, wie auf euch lasten die Armuth
wird, wie winzig das Gut, das ihr als Erbe bekommt.
Nicht umschließt mir ein eiserner Schrank die gefülleten Kasten,
kein Landgut liegt mir draußen auf städtischer Flur.
Nur ein dürftiges Erbe mir blieb, war auch früher nicht größer,
nicht hat's Schüssel und Topf, nicht hat's der Würfel verzehrt.
So bin ich fast in der That wie von Namen ein ärmlicher Codrus,
all' mein Habe und Gut trägt mir ein Wägelchen fort.
Könnet als Erbe von mir nichts weiter als schlechte Gedichte
hoffen, welche Apoll nimmer zu loben vermag.
Aber es giebt doch Eins, das großen Trost mir gewähret,
das mir schon ganz allein vielerlei Gaben ersetzt:
Nimmer zur Schande und Scham durch Uebelthaten gereichen
werde ich euch; mein Nam', makellos ist er und rein.
Niemand nennet dereinst mit Vorwurf eueren Vater,
spricht: „Eu'r Vorfahr hat Dieses und Jenes gethan.“
Suchet auch ihr solch glänzenden Ruf euch immer zu wahren,
fügt noch durch euere Kunst schönere Strahlen hinzu.
Steigt ihr, was mir selber versagt, zur Höh' des Parnassus,
mir ist's genug, daß weit unten vom Quell ich geschlürft.
Rauher und holpriger Weg — er verschwand schon — stand mir entgegen,
jetzt führt sanfterer Pfad euch zu dem heiligen Quell.
Denn der barbarische Wust muß weichen den herrlichen Musen,
längst dies wilde Gethier sank von Apollo's Geschoß.
Tausend der Schriften sind in den jetzigen Zeiten erstanden,
welche begraben zuvor lagen in ewigem Staub.
Tausende schreiben jetzt, was ebenbürtig der Vorzeit:
Männer, welche gebar jüngst das germanische Land.
Einzig darunter erstrahlt hell glänzend das Licht des Erasmus,
gleichwie des Phöbus Feu'r mitten von himmlischer Höh'!
Denn er erhellt überall das Dunkel durch treffliche Gaben,
seiner Talente Geschick schaffet uns Nutzen und Lust.
Jede der beiden Sprachen verdankt ihm vieles, die alte
Ehre der Religion stellt' er, der heiligen, her.
Er allein schon genügt als der Sitten und Wissenschaft Lehrer;
daß man ihn allwärts liest, deß ist er würdig allein.
Sein Fuß, dessen Spur mit gelehrten Sohlen sich eindrückt,
hat es durch Veilchenau'n immer zu wandeln verdient.
Herrlich, daß euch vergönnt, in den heutigen Zeiten zu leben,
nichts fehlt euch, nur allein lernen zu wollen ist noth.
Lernet und nicht deshalb verachtet die freundlichen Musen,
weil ich durch sie bisher keine Erträgnisse fand.
Heiterer wird für euch einstmals das Geschick sich gestalten,
kehret der Wissenschaft würdige Ehre zurück,
welche der fromme August dem berühmten Maro bewiesen;
auch wohl mancher Mäcen stellt in dem Freunde sich ein.
Wenn ihr jedoch für das Lied auch keinerlei Gaben davontragt,
immer, zu bilden den Geist, bleibt es ein süßer Genuß
und eine liebliche Rast von Sorgen und wahres Vergnügen:
ja wenn die Muse auch kargt, schafft sie doch Glückes genug.
Ach wie so oft, wenn Noth mich kläglich drückte und Armuth,
Kummer und Traurigkeit schwer auf dem Herzen mir lag,
sagt' ich zum Famulus dann: „Hol' her, hol' her mir die Bücher.“
Alsbald sonder Verzug füllten die Blätter sich an.
Schienen die Verse sodann mir würdig gelesen zu werden,
lacht' ich, ein großer Gott glaubt' ich im Geiste zu sein.

Non ita laetitia locuples effertur avarus,
cum fulvas numerans versat et audit opes.
Nil magis optavi, quam dexter ut esset Apollo,
ille meae curae deliciaeque meae.
Non alia incessit me distraxitque cupido,
unus hic obsedit fervida corda furor,
quem permutassem nullo pro Gange nec Hermo
nec toto similis quem beat unda Tago. [1]
Omnia carminibus cedant vel quae bona mittit
dives ab extremo Ser Arabusque mari.
Verae haec divitiae, quas nulla aerugo nec aetas,
ipsa nec horrisoni conteret ira Iovis.
Perpetui vivent Musarum munere vates,
ultima dum terram clauserit igne dies.
Non tamen id verum de me promittere possum,
non tam longa meis stat sua meta libris,
ut quos pauper aquae potor sine numine scripsi,
nec labor ignavo sed mihi lusus erant.
Addite, quod doctis non praeceptoribus uti
contigerit, quales hoc modo tempus habet.
Non Italos ego nec Graecos Gallosve petivi,
patria sunt tantum cognita rura mihi.
Hic pater ignaris vicina per oppida ludis
me dedit, hic praeter barbara nil didici.
His male neglecti ter quattuor egimus annos
nec tuum adhuc notum, Tityre [2], nomen erat.
Firmior interea iam pubem emiserat aetas
tractaque sunt vitae bis duo lustra meae.
Quam puer ut vidit sua temnere tela Cupido,
protinus adversum me fera bella tulit
imaque traiciens penitus praecordia dixit:
„Tu quoque quod doleas, perfide, vulnus habe.“
Formosae capior succensus amore puellae
et novus insolito me coquit igne furor.
Virginei hunc mores castique decentia vultus
atque expers omni crimine vita fovet.
Nescio quis sensim suasit conubia fervor,
ipsa tori coepit sancta placere fides.
Nulla quies, donec cupidae data sponsio dextrae
nexaque legitimus frena momordit Hymen.
Hoc mihi tunc primum sunt visae tempore Musae,
quas doctus patriis intulit Horlus [3] agris.
Has ubi conspexi comitantem cominus Hessum,
longinquo coepi tramite pone sequi.
Sed post me clamosa pedem revocavit Egestas
et rebus iussit consuluisse meis,
apprensamque mihi pervellens acriter aurem
„quin“ inquit „victum quaeris, egene, tuum.“
Quid facerem?“ Geminae traxerunt pectora curae:
hinc domus, hinc dulces me tenuere deae.
Sic neutram potui totus contingere partem,
nulla igitur res est nullaque vena mihi.
Qualicunque tamen stillarunt carmina versu,
multis non adeo displicuere viris.
Nec vobis ea displiceant, aliquando videte
diciteque: „Haec nostri sunt monumenta patris.“
Et mea si quis adhuc post funera carpserit osor,
nullus, Maeonides quae tulit ante, pudor.
Plura forent vobis dicenda, sed arida lingua
haeret et exusta fauce loquela cadit.
Vivite felices bis aeternumque valete.
Amplius adfari non mihi forte datur.

Nicht so hebt sich vielleicht voll Stolz der begüterte Geizhals,
wenn er die Haufen Golds zählt und das Klingen vernimmt.
Wünscht' nichts sehnlicher dann, als daß mir Apollo gewogen,
er, mein einziger Trost, einzige Wonne zugleich.
Keinerlei andere Lust durchdrang mich, hielt mich gefangen;
solche Begeistrung allein schwellte das stürmische Herz.
Nicht mit des Ganges Strom noch des Hermus hätt' ich getauschet,
nicht mit dem Tagus, den ähnliche Woge beglückt.
Nichts geht über das Lied, ja selbst nicht die Güter des reichen
Serers und Arabers, die fernher die Meere durchziehn.
Das ist der köstlichste Schatz, den nimmer der Rost noch das Alter,
selbst nicht des Donnergotts Zorn zu vernichten vermag.
Ewig leben hinfort durch die Gabe der Musen die Sänger,
bis einst am jüngsten Tag endet im Feuer die Welt.
Freilich ich selber vermag das nimmer von mir zu versprechen,
meinen Büchern ist nicht solch' eine Dauer bestimmt.
Ohne Begeistrung ja, als ein armer Schlucker des Wassers,
schrieb ich und ernsten Fleiß, trieb es zum Spiele allein.
Nehmt noch dazu, daß es mir solch' treffliche Lehrer zu finden
nirgend geglückt, wie man heutigen Tags sie besitzt.
Nicht zu den Griechen, noch auch Franzosen und Italienern
bin ich gewallfahrt, blieb einzig im heimischen Land.
Hier in die Nachbarstädt' hat auf niedere Schulen der Vater
einst mich gesandt, und gelernt hab' ich Barbarisches nur.
Uebel verwahrlost bin ich daselbst zwölf Jahre geblieben,
und selbst, Tityrus, du wurdest mir nimmer bekannt.
Mählich wuchs mir indessen der Bart und die männliche Vollkraft
voller Lustren vier schwanden des Lebens dahin.
Als nun Cupido, der Schelm, mich seine Geschosse verachten
sah, da weckt' er alsbald feindlich mir blutigen Krieg,
traf mir mitten das Herz, mit dem Pfeil durchbohrend, und sagte:
„Dir auch treuloser Wicht, sei eine Wunde beschert.“
Werde sofort von Lieb' eines schönen Mädchens ergriffen,
neues Feuer entfacht nimmer geahnete Gluth,
durch jungfräuliche Sitt' und des keuschen Antlitzes Schönheit
und ein Leben, in dem nirgend ein Makel, genährt.
Bald nun treibt mich, ich weiß nicht wie, mein Feuer zur Heirath,
denn nur die heilige Treu wünscht' ich des ehlichen Bands.
Fand nicht Ruhe, bevor ich die schmachtende Rechte gereichet,
bis den gesetzlichen Bund Hymen, der göttliche, schloß.
Damals war's, wo zuerst ich die Musen sah — der gelehrte
Horlus führte sie einst ein in das hessische Land —.
Als ich in ihrer Nähe verweilend Hessus erblickte,
wagte ich hinterdrein ihnen zu folgen von fern.
Aber es zog mit Geschrei mich die Armuth wieder zurücke,
Hieß mich auf Gelderwerb lieber zu nehmen Bedacht,
griff mir das Ohr und zupfte es scharf und sagte: „Du armer
Teufel, suche vielmehr, was du zum Leben bedarfst.“
Was nun zu thun? es erfüllten die Brust mir doppelte Sorgen:
hier die Familie, dort hielten die Musen mich fest.
Konnte daher auch keins von beidem völlig erreichen,
habe nicht Gut noch auch Dichtertalente erlangt.
Doch wie auch immer der Vers, von welchem die Lieder mir tropften,
Manchen gab es bisher, der sie so übel nicht fand.
Und so mögen auch euch sie gefallen, künftig sie lesend
„Denkmale sind's“, so sprecht, „die uns der Vater geschenkt.“
Doch wenn nach meinem Tode manch' Neider sie übel zerzauset,
was einst Homerus ertrug, braucht mir nicht Schande zu sein. —
Mehr noch wäre vielleicht euch zu sagen, doch stocket die trockne
Zunge, der Gaumen ist dürr, mühsam entringt sich das Wort.
Lebt glücklich und nochmals glücklich, in Ewigkeit lebet
wohl! ein Weitres an euch ist mir vielleicht nicht vergönnt.

1) Die genannten Flüsse galten als goldführend.
2) Name eines Hirten bei Vergil.
3) Jakob Hurle, so lautet die Namensform in der Erfurter Matrikel 1498, auch Horle und Horlaeus genannt, ein tüchtiger Schulmann in Frankenberg und hier Lehrer des Eobanus Hessus.

Die Kenntniß der beiden vorstehenden Elegieen verdanke ich einer beinahe zufälligen Benachrichtigung von Seiten der Münchener Königlichen Hof- und Staatsbibliothek, bei der ich nach Ausgaben der Epigramme des Cordus angefragt hatte. Anfangs glaubte ich, als ich den mir gänzlich unbekannten Titel las, an ein Mißverständniß, fand aber, als mir von der genannten Bibliothek das Schriftchen freundlichst eingesandt war, daß die Elegieen wirklich ächte Gedichte des Cordus waren, die dieser 1516 in Erfurt während einer längeren Krankheit niederschrieb und veröffentlichte, daher er sie mit dem etwas sonderbaren Titel „Krankheitsverse“ (Leidensgedichte) bezeichnete. Keiner der bisherigen Biographen hat die beiden Gedichte, auch nicht einmal ihren Titel gekannt und aufgeführt, und man muß daraus schließen, daß das Münchener Exemplar eines der wenigen vorhandenen, wenn nicht das einzige ist, das sich erhalten hat. Ein neuer Abdruck dürfte daher zweckmäßig und Vielen willkommen sein. Es schien hierbei aus manchen Gründen geboten, die ursprüngliche Orthographie in die heute übliche umzusetzen.

Das Büchlein, durchgehends mit gothischen Lettern, Erfurt s. a., gedruckt, führt den Titel: Euricii Cordi ex Nosematostichis Elegiae duae altera ad discipulos, altera ad Filios ut addiscant.

Idem discipulis suis.

Ecce recurrentes Iani venere calendae
et colitur laeta festus in urbe dies.
Ultro citroque volant missae per compita strenae,
ut novus ad votum faustiter annus eat.
Dat quod quisque potest. Tenues, mea munera, versus
an placeant, dicet sacculus ipse mihi.

Excussum Erphordiae per Matthaeum Maler. 4°.

Das Titelgedicht beweist, daß der Dichter seine Elegieen zu Neujahr 1517 an seine Gönner herumsandte, um eine klingende Gegengabe dafür einzutauschen. Es ging später auch in die 2. Ausgabe der Epigramme über (1520. Epigr. II, 82), in die erste (1517) nahm es der Dichter nicht auf, ohne Zweifel, weil er es eben bereits auf den Krankheitselegieen hatte drucken lassen. Daß diese letztern aber im Dezember 1516 erschienen, ergiebt sich daraus, daß die Widmung des ersten Buches der Epigramme, datirt Ostern 1517, deutlich darauf Bezug nimmt. Cordus schreibt nämlich an den Erfurter Domherrn und Universitätslehrer Henning Goede, er habe diese Epigramme im „vergangenen Winter“ als „trauriger Wassertrinker (aerumnosus aquae potor)“ und obendrein krank niedergeschrieben. Auch in der zweiten Elegie V. 93 bezeichnet der Dichter sich als pauper aquae potor und in beiden beschreibt er seine Krankheit, die ihn nach dem Eingange der ersten Elegie im Oktober (1516) befiel und drei Monate dauerte. Während seines langwierigen Krankenlagers beschäftigte er sich mit der Dichtkunst, schrieb Epigramme und die beiden Elegieen, ein Beweis, daß sein Zustand nicht so verzweifelt war, wie er ihn darstellt. Denn es ist klar, daß wir in den Elegieen eine poetische Studie vor uns haben, in der sich die geschichtliche Wahrheit den dichterischen Zwecken unterordnen muß. Der elegante, schöne und fließende Vers ist dem Dichter die Hauptsache und er hat in der That — wenn man von wenigen vereinzelten Mängeln absieht, z. B. Elegie I, 78 non puto, quod —, I, 12 difformis statt informis, ebenso II, 58 violetum unlat. — eine schöne Probe seines Talentes abgelegt. Das Thema, das er sich gestellt hat, ist das Lob der Wissenschaft und der Dichtkunst, daneben die Klage über seine Armuth. Und daß er in dem letzten Punkt nicht übertrieben hat, geht aus anderen gleichzeitigen Quellen, z. B. aus den Briefen Mutians, zur Genüge hervor. Die eingeflochtene Verherrlichung des Erasmus, der als ein zweiter Herkules die Hydra Barbarei überwunden (I, 69) und dem auch die „alte Ehre der heiligen Religion“ Vieles verdankt, führt ebenfalls auf das Jahr 1516, zu dessen Anfang das griechische Neue Testament des Erasmus, das so überschwänglich bewunderte Werk, erschienen war.

Eine ähnliche Studie hatte Cordus schon im Jahr 1515 in Erfurt veröffentlicht. Es war das „Danklied an die hessischen Quellnymphen“, die den Dichter bei einer Reise in die Heimath Simtshausen, Januar 1515, vor Wassersgefahr im Thale der Schwalm geschützt hatten. (Vgl. hierüber Krause, Eur. Cordus. Hanau 1863, S. 37 ff.) Auch hier hat er ohne Zweifel die Farben sehr stark aufgetragen, und man kann kaum sagen, was an der Schilderung von dem im Flusse forttreibenden, halbtodten Dichter Wahrheit oder Dichtung ist. Daß aber die letztere überwiegt, geht schon aus den heitern Scherzen hervor, mit denen des Dichters Freunde Mutianus Rufus und Eobanus Hessus das Gedicht aufnahmen.

Eben aus diesem Dankliede lassen sich die Familienverhältnisse, die in unseren Elegieen vorausgesetzt werden, ergänzen. Die Söhne nämlich, an welche die zweite Elegie gerichtet ist, sind ohne allen Zweifel die beiden ältesten Söhne unseres Dichters, welche dem am 18. Februar 1515

geborenen Valerius vorausgehen und von denen es im Dankliede V. 132 f. heißt:

ut geminos taceam, carissima pignora, natos,
et quod adhuc clausum viscera pondus habet.

Den ältesten derselben kennen wir sonst nicht, er mag frühe gestorben sein; dagegen wurde der folgende, Namens Philipp, mit seinem jüngeren Bruder Valerius 1527 an der Universität Marburg immatrikulirt. Die beiden ältern mögen, als der Vater die Krankheitselegie an sie richtete, doch wohl angehende Abcschützen gewesen sein, wenn die Widmung einer lateinischen Elegie einigermaßen einen Sinn haben soll. Valerius war damals erst 10 Monate alt. Hiernach müßte Cordus außerordentlich frühe, etwa 1508 oder 1509 geheirathet haben, und er bestätigt dies auch durch seine eigenen Angaben. (An die Söhne V. 115 f.)

Außer dieser Mittheilung über seine erste Liebe und seine Verheirathung sind besonders die wenn auch kurzen Berichte von seiner ersten Jugenderziehung und von den besuchten Schulen zur Ergänzung unserer bisherigen Kenntniß hiervon wichtig. Man kann nämlich aus diesen biographischen Bemerkungen, indem man sie mit anderen gleichfalls bisher unbekannten Quellen in Verbindung bringt, ganz überraschende Aufschlüsse über manche bisher dunkle Punkte in der Jugendgeschichte des Cordus gewinnen, und es läßt sich sogar der ursprüngliche Name des Dichters, der sich bis dahin immer noch in ein undurchdringliches Geheimniß gehüllt hat, mit unumstößlicher Sicherheit feststellen. Die Untersuchung und Zusammenfassung aller einschlägigen Punkte muß indeß einer besonderen Darstellung vorbehalten werden.

Faience- und Porzellanfabriken in Alt-Kassel.*)

Von Professor Dr. A. von Drach.

In dem 1767 erschienenen „Versuch einer genauen und umständlichen Beschreibung der hochfürstlich-hessischen Residenz- und Hauptstadt Cassel" findet sich auf S. 315 die Notiz, daß zu Kassel im Jahre 1680 eine Faience- oder, wie sie damals hieß, Porcellainfabrik vom Landgrafen Karl angelegt und dazu ein eigenes Gebäude in der Schäfergasse errichtet worden sei. Zunächst von Georg Kumpfe, der 1691 starb [1]), geleitet, wurde sie am 12. März 1694 an Johann Esajas de Lattré aus Hanau [2]) auf vier Jahre verpachtet. Dieser Kontrakt wegen der Porcellain-Backerei ist das älteste auf uns gekommene Aktenstück über die Fabrik. Die Pachtsumme betrug jährlich 70 Thaler, und erhielt der Beständer die Bewilligung des Porcellainmachens und Handels frei und ohne Tragung einiger bürgerlichen und anderer Beschwerungen.

Ueber die Fabrikate giebt Johann Just Winkelmann in seiner zu Bremen 1697 herausgekommenen gründlichen Beschreibung der Fürstenthümer Hessen und Hersfeld folgende Nachricht: „Man machet zu Cassel schöne Porcellanen-Schüsseln, Teller und Krüge, wie auch daselbst und zu Homburg vor der Höhe die schönsten Gläser verfertigt werden". Von 1698 ab folgte ein einjähriger Betrieb auf herrschaftliche Rechnung; hienach finden wir die Porcellainhütte zunächst an einen Holländer Dirk Janson van Schie überlassen und nach dessen Tode (1700) an Dietrich de Vos und Louis Verschier verpachtet. Der Betrieb war unbedeutend (nur 3—4 Arbeiter) und gelangte erst unter dem nächsten Pächter Philipp Houttem, welcher kein gelernter Porzellanarbeiter, sondern Löwenwärter in der Menagerie des Landgrafen war, zu einiger Bedeutung während der Zeit von 1711—1717. Die Arbeiter waren zum größten Theile Holländer. Die Erzeugnisse konnten mit denen der holländischen und deutschen Fabriken konkurriren und wurden bis nach Sachsen, Preußen und Böhmen ausgeführt, wie aus erhaltenen Aktenstücken ersichtlich ist. Der Werth der Produktion betrug jährlich ungefähr 3000 Thaler und, wie es ausdrücklich heißt, bekamen dadurch viele Leute im Lande Nahrung. Houttem mußte jährlich 150 Thaler Pacht zahlen; er übernahm die Fabrik auf 6 Jahre und konnte die ganze

*) Die Direktion des Bayerischen Gewerbemuseums zu Nürnberg hat uns den Abdruck dieses in der Bayerischen Gewerbe-Zeitung veröffentlichten Aufsatzes, welcher den Hauptinhalt von am 13. und 14. November v. J. im Handels- und Gewerbeverein zu Kassel gehaltenen Vorträgen wiedergibt, freundlichst gestattet. D. Red.

1) In Jakob Hoffmeisters gesammelten Nachrichten über Künstler und Kunsthandwerker in Hessen seit etwa dreihundert Jahren, ist über ihn S. 65 Folgendes angegeben: Kumpfe, Georg, fürstl. Porcellainmacher und Lakai, daselbst begraben den 30. März 1691.

2) Daselbst bestand seit 1663 schon eine Faiencefabrik in der Art der Delfter Werkstätten.

Pachtsumme von 900 Thalern im Voraus entrichten. Aus einem Schriftstück aus dem Jahre 1714 ersehen wir, daß die zum Porzellanbacken nöthige Erde aus der Wehlheider Gemarkung genommen wurde. Mehrere Bauern beschweren sich nämlich darüber, daß ihnen die Erde ohne Entgelt genommen werde, obschon dadurch ihre Ländereien verschlechtert würden. Im September 1717 gab Houttem die Sache auf, weil er angeblich bereits 4000 Thaler zugesetzt habe; Streitigkeiten mit seinem Schwiegersohn Franz Janson aus Antwerpen, den er als Theilhaber angenommen hatte, hatten ihm den weitern Betrieb verleidet. Auch vor Uebernahme der sechsjährigen Pacht waren ihm durch einen nach Kassel verschriebenen Porzellanmaler Jan de Kooning Unannehmlichkeiten entstanden; es scheinen überhaupt, wie aus vorliegenden Untersuchungsprotokollen zu erkennen ist, die fremden Arbeiter meist wüste Gesellen gewesen zu sein.

Um 1718 gerieth die Fabrik in Stillstand; sie wurde, nachdem sich Unterhandlungen mit dem Kommerzien-Kommissarius Heinrich Friedrich von Horn aus Braunschweig zerschlagen hatten, endlich 1719 an einen Kasseler Bürgerssohn, Namens Johann Heinrich Koch, welcher in ihr seine Lehrzeit bestanden hatte, für 20 Thaler pro Jahr verpachtet. Derselbe konnte jedoch wegen mangelnder Geldmittel nichts Besonders leisten und gerieth 1724 in Konkurs. Es übernahm sie hernach Johann Christoph Gilze, von Geburt ein Hesse, der 14 Jahre, wie er in seinem Gesuch angibt, in der Braunschweiger Manufaktur Meister gewesen war.[1] Ihm gelang es, die Fabrik wieder in die Höhe zu bringen und bis zu seinem 1735 erfolgten Tode zu behaupten. Im ersten Vertrag (vom 8. Juni 1724) wurden ihm besonders günstige Bedingungen gewährt, namentlich heißt es darin: „7) Ist dem Beständer dieße pfachtung auf fünff jahr und zwar ohne einig pfachtgeld, umb solche wiederumb in guten stand und aufnehmen zu bringen eingewilliget worden.“ Bei der am 15. April 1729 erfolgten Verlängerung wird ihm sub 9 aufgegeben: „hat sich der Fabrique nach bestem vermögen zu bedienen, daneben aber sich jederzeit auch guter und tüchtiger waare zu befleißigen, anbey zu suchen, daß solche noch mehreres verbeßert und wenigstens etwas recht feines gemacht werde“. Ein 1726 aufgenommenes Inventar belehrt uns über die Betriebseinrichtungen und ergibt sich daraus, daß die in der Schäfergasse liegenden Gebäulichkeiten ziemlich umfangreich waren. Ein Vorderhaus mit 5 Fenstern Front, Mittelgebäude, worin die Maler- und Glasurstuben, Seitengebäude und Hinterhaus mit einer durch ein Pferd getriebenen Glasurmühle, sowie ein altes und neues Brennhaus waren vorhanden. Gilze's Waaren sind mit einer aus H mit angehängtem L (= Hessenland) gebildeten Marke, unter welcher sich noch der Buchstabe G befindet, gezeichnet; sie zeigen eine Bemalung in selbstständigem, deutschen Geschmack, während frühere Stücke (zum Theil auch mit der angegebenen Marke) sich noch unmittelbar an Delfter bez. orientalische Vorbilder anschließen. Sein Sohn, Fr. Ludwig Gilze, welcher seinen Angaben nach sich in Holland und Meißen ausgebildet hatte, übernahm im August 1735 den weiteren Betrieb und führte ihn bis kurz vor seinem am 4. November 1740 erfolgten Tode unter großen finanziellen Schwierigkeiten fort.[1] Der damalige Kammerrath Waitz, dem als Chef des Berg-, Salz- und Hüttenwesens die Fabrik unterstellt war, hatte ihn zuletzt mit Geldmitteln unterstützt[2]) und war dadurch genöthigt worden, sich weiter der Manufaktur anzunehmen. Diesem vorzüglichen Beamten[3]) gelang es, die Fabrik nicht nur bis zum Jahre 1764 zu erhalten, sondern den Landgrafen Friedrich II. dafür zu interessiren, daß im Jahre 1766 eine ächte Porzellanfabrik auf herrschaftliche Kosten angelegt und damit verbunden wurde. Daß auch in der Zwischenzeit die Fabrik nur mit genauer Noth sich halten konnte, beweist Folgendes. Auf Veranlassung von Waitz waren der Fabrik von der Ausbeute des Richelsdorfer Bergwerks im Jahre 1741 einhundert Zentner Kupfer zur Verwerthung verabfolgt worden, und sollte der Betrag dafür innerhalb 3 Jahre vom Ueberschuß der

1) Man hatte vorher auch nach Delft geschrieben, um von dort einen Meister zu gewinnen, und danach mit zwei Porcellainmachern, Samuel und Johannes Siegfried, in Unterhandlung gestanden.

1) Auch seine Stiefmutter bereitete ihm allerlei Aergerniß, namentlich dadurch, daß sie einem Christian Rupprecht aus Neuhaldensleben, welcher sie heirathen wollte, die Pachtung der Fabrik zuzuwenden und ihren Sohn daraus zu verdrängen suchte.

2) In einem Bericht an den Landgrafen Friedrich I. aus dem Jahre 1741 sagt Waitz, daß er „zur Erhaltung dieser ihm committirten Fabrique und um den ersten kleinen Vorschuß wieder herauszuziehen, unvermerkt einen weiteren Vorschuß von 1800 Thlr. habe darein stecken müssen“.

3) Als während des siebenjährigen Krieges die Franzosen Hessen besetzten und deshalb Landgraf Wilhelm VIII. Kassel verlassen und sich nach Rinteln begeben hatte, übernahm der inzwischen zum Staatsminister emporgestiegene Waitz die Regierung und leistete dadurch seinem Vaterland wesentliche Dienste. Er gewann sich die Achtung von Freund und Feind in seltenem Maße. Kaiser Franz I. ehrte seine Verdienste durch Erheben in den Reichsfreiherrnstand und Friedrich der Große berief den hochbetagten Mann 1774 als königlich preußischen Staatsminister und Chef des Berg- und Salzwesens nach Berlin. Er starb aber bald darauf am 7. November 1776. Geboren war er zu Gotha im Jahre 1698.

Fabrik zurückgezahlt worden. Dies konnte jedoch nicht geschehen; es kam daher 1751 in Frage, ob nicht, „nachdem die nahe gelegenen neu angerichteten ausländischen Fabriquen den sonstigen Abgang merklich hemmen, und die Fabrique allen Fleiß anzuwenden hat, daß sie ohne weiteren Zuschuß fortgetrieben werde“, entweder jener Betrag der Fabrik förmlich erlassen werden solle, oder „die Fabrique eingestellet und das Gebäude zu einem andern Gebrauch aptiret, oder zu Gelde gemacht, mithin solchergestalt der Verlag wieder herausgezogen werden solle“. Daß Letzteres nicht geschah, ist dem nun in der Stellung eines „Ober Saltzgräfen“ befindlichen Waitz zu verdanken, welcher am 27. April 1751 zu berichten hatte: „In welcher Verfassung sich die Porcellainfabrique anjetzo befindet? Ob Vortheil oder Schaden dabey, und ob selbige ferner beyzubehalten, verträglich?“ Auf seine Erklärungen hin blieb sie bestehen, und es liegen Inventare aus dem Jahre 1764 vor, welche uns über die Fabrikgebäude sowohl als über den damaligen Betrieb Aufschluß geben. Im Formenverzeichniß finden sich Modelle zu Oefen, großen und kleinen Figuren sowie allem möglichen Haus- und Tafelgeräth. [1]) Im Jahre 1766 belief sich die Zahl der eigentlichen Faiencearbeiter (abgesehen von den Taglöhnern und sonstigen Hilfsarbeitern) auf 7; der technische Leiter der Anstalt, sog. Porzellanmeister, hieß damals Johann Heinrich Schröder. Im Jahre 1748 hatte Johann Samuel Morgenstern die Stelle eines Form- und Modellmeisters inne gehabt. Kasseler Stücke aus dieser Periode von 1740 bis 1764 (sie zeigen unter der oben beschriebenen Marke „Hessenland“ die Buchstaben W (Waitz) oder S (Schröder) finden sich im Kasseler Museum in größerer Anzahl, während aus der früheren Zeit nur einige durch ihre Größe besonders auffallende Arbeiten ohne Marke sich daselbst erhalten haben. Auch bunt dekorirte Tafelgeschirre aus den sechsziger Jahren kommen vor, während früher lediglich die Blaumalerei geübt worden zu sein scheint. Die Faiencefabrik verlor selbstverständlich neben der Porzellanfabrik mehr und mehr an Bedeutung, und machte der nunmehrige Staatsminister Freiherr Waitz von Eschen die größten Anstrengungeu, die letztere in die Höhe zu bringen. Schon seit 1742 hatte dieser um Hessen so verdiente Mann die Absicht verfolgt, „nicht allein die Faiencefabrik mit Nutzen weiterzuführen, sondern sie zu einer Mutter von einer feinen der Meißenischen ähnlichen Fabrique werden zu lassen“. Nachdem frühere Versuche in dieser Richtung zu keinem Ziel geführt hatten,[1]) wurde seit 1764 die Sache mit Ernst in Angriff genommen und am 12 Juli 1766 der erste Porzellanbrand in Kassel vorgenommen.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Es sind daraus besonders hervorzuheben: Formen zu einem bauchigen Ofen, zu einem Schwungofen, zu einem Zugofen, zu einem großen Ofen mit Engeln und Pelikan, zu einem Postamentofen u. s. w., dann solche zu verschiedenen Vasen, zu einem 3 Fuß hohen Kinde, zu einer großen Pagode, zu einem stehenden Löwen, zu einem Affen, zu einem Hunde u. dergl.; ferner zu einem Pariser und einem Straßburger Service, zu Theebrettern, zu verschiedenen Figurenbutterdosen (Schildkröte, Feldhuhn), zu Barbierbecken u. s. f.

[1]) In einem Bericht über den Zustand der Porcellain-Fabrique unter Gilze (d. d. 9. April 1734) heißt es: „Belangend die Fabricirung feineren Porcellains, hatte Er durch die proba gezeiget, daß solches hier verfertiget werden könnte“; ferner berichtet Waitz am 21. August 1766 dem herzogl. Geh. Rath von Schliestedt zu Braunschweig; „Denn ob man gleich anno 1734 solche Materialien im Lande entdecket, daß man daraus schon anno 1735 fein Porcellain auf der Schwarzenfelser (Blaufarben-) Fabrique hervorgebracht, so hat man doch davon Abstand genommen“. Endlich liegen Briefschaften aus 1742 vor, welche sich auf die Fabrikation von ächtem Porzellan durch einen Heinrich Christoph Wegener aus Amsterdam beziehen.

Einer Braut.

Mit ew'ger Treue immergrünen Zweigen
Des Myrtendiadems bist Du gekrönt!
Kein königliches Haupt ward je verschönt
Mit höh'rer Krone, als sie Dir zu eigen.

Schau rückwärts erst in weihevollem Schweigen
Und scheide von der Jugend dann versöhnt! —
Die Zukunft naht sich schon, denn bald ertönt
In festlich hellem Klang der Hochzeitsreigen.

Und wandle nun dem reinsten Glück entgegen,
Es hat der Liebe Genius diesen Kranz
Geweiht mit seinem hoheitsvollsten Segen.

Der Liebe gilt hinfort Dein Leben ganz;
Da möge stets auf allen Deinen Wegen
Ein Schimmer ruh'n von dieser Stunde Glanz.

Gustav Kastropp.

Klingklang Gloria! Mai ist da!

(Gedicht in Wetterauer Mundart.)

Klingklang Gloria!
Grüner Monat Mai ist da!
Groiner Wahld, der hatt gesaht [1]):
„Seaht, ihr Keann, aich hun mein Klaad,
„Soargkt uch [2]), deaß imm Pingstezeit
„Nau Gezeugk beim Schneirer leit [3]);

„Dann ferr Keann vo auerm Stahnd
„Hihrt [4]) sich aach e nau Gewahnd!“
Schuhnd [5]) hott's Lemmche off dr Waad
Weiß wäi Schnie e Uhsternklaad [6]),
Woarm eann sein gebotzt [7]) eann blank
Als kehm's eawwe [8]) aus 'm Schank [9]).
All die Wisse [10]) hun genomme
Sich Koaddun met Froijohrschblomme,
Alle Foarwe [11]) wäi gereare [12]), —
's eaß Schoadd deferr [13]) eneann se treare.
Ohn dr Bach segoar die Leanne,
Sauwer voarn eann propper heanne [14]),
Hott beaß owe eann die Dolle [15])
Ruhre Knepperchen [16]), se volle,
Eann eann [17]) ahner Noacht — e Fraad —
Kritt säi aach ihr Sommerklaad.
Alles rieft eann dr Nadur
Heutgesdoagks nooch nau Mondur.
Eaß merr rächt, se hatt ds Grittche
Geastert [18]) aach e nau Hoawittche [19]);
's eaß geweaß vo ihrer Gäd [20])
Weil's e Hahndche geawwe deat [21]),
Weil's hibsch schwätzt, wäi säi's gefregkt [22]),
Horr [23]) emm aach dr Hoas gelegkt.
Daus [24]) verr'm Oart dr Wahld, dr ahld,
Hott sich groin Gekräuts bestahlt [25]),
Hott met Mois [26]) sein Klaad befasst,
Gläckilchern [27]) eneann gesasst [28]),
Däi ihr Schelligkeit [29]) gedohn.
Hihrt, säi läure 's Froijohr ohn!
„Klingklang Gloria!
„Mai ist da!“

Friedrich von Trais.

---

[1]) gesagt. [2]) euch. [3]) liegt. [4]) gehört sich. [5]) schon [6]) Osterkleid. [7]) geputzt. [8]) eben. [9]) Schrank. [10]) Wiesen. [11]) Farben. [12]) gerüttelt (mit Sieb). [13]) schade dafür. [14]) hinten. [15]) Krone (des Baumes). [16]) Knöpfchen. [17]) und in. [18]) gestern. [19]) Habitchen. [20]) Gothe. [21]) thät. [22]) gefragt. [23]) hat ihm. [24]) draußen. [25]) bestellt. [26]) Moos. [27]) Glöckchen. [28]) gesetzt. [29]) Schuldigkeit.

Aus Heimath und Fremde.

Unsere hochgeschätzte Mitarbeiterin, die hessische Dichterin Frau Elisabeth Mentzel in Frankfurt a. M., geb. Schippel zu Marburg, hatte dem auf dem Krankenbette liegenden Frankfurter Dichter Friedrich Stoltze einen tiefempfundenen „Frühlingsgruß“ gewidmet, der wie ein Sonnenstrahl in des Dichters letzte Tage fiel und das ganze Fühlen und Denken des damals schon Todtwunden auf das Sympathischste berührte. Wir geben hier das schöne Gedicht wieder, überzeugt, daß es den Lesern unserer Zeitschrift willkommen sein wird.

Frühlingsgruß an Friedrich Stoltze.

„Es singt wohl Mancher ein herzlich Lied
Und ist doch kein Vogel im Wald und Ried:
Doch meint er es gut, so höre in Ruh
Dem schlichten Gezwitscher freundlich zu.“

Die Sonne scheint! Nach Sturm und Wettern
Der Frühling naht, der holde Gast!
Die Drosseln flöten und es schmettern
Die Finken auf dem braunen Ast!
An Baum und Strauch die Knospen schwellen,
Das Veilchen spendet süßen Duft,
Es rauscht in unsichtbaren Wellen
Durch Wald und Au die Frühlingsluft!

Auch an Dein Lager, kranker Dichter,
Strömt sie belebend, lind und weich,
Sie lockt die goldnen Sonnenlichter
In Deiner Werkstatt stilles Reich!
Sie kommt herüber vom Gelände
Des Taunus, von der Berge Firn
Und streicht wie zarte Frauenhände
Dir liebend Deine Denkerstirn!

Es naht der Lenz; sein stilles Wirken
Zeigt täglich mehr der Wiesenplan;
Die Haseln legen und die Birken
Schon ihre grünen Troddeln an!
Vom Frühling träumen auch die Tannen,
Die alten, die Dein Heim umstehn,
Und flüsternd kündet, was sie sannen,
Dir ihr Gezweig im Morgenweh'n! —

O, habe Muth, dem Freund vertraue,
Dem holden Lenz, er stärkt und heilt!
Durch's Fenster nach dem Himmel schaue,
Wo schon bis spät die Sonne weilt; —
Lausch' auf den Fink, den muntern Barden,
Der kühn des Lenzes Thun besingt,
Und hör', wie jetzt in Deinem Garten
Es oft so seltsam rauscht und klingt.

Der Frühling ist, wie Du geworden,
Von Gottes Gnaden ein Poet,
Er dichtet Lieder aller Orten
Und singt, was jedes Herz versteht.
Doch kennt er auch die echten Sänger,
Die seines Odems Geist bewegt,
Und kämpft für sie, wenn ein Bedränger
Den dunklen Schleier auf sie legt.

Mach' auf Dein Haus, mach' auf die Thüre,
Verdecke nicht den kleinsten Spalt,
Du kranker Dichter, und verspüre
Alsbald des Lenzes Allgewalt!
Wenn Alles blüht zur Frühlingsfeier,
Wenn Alles singt in frohem Drang,
Dann darf allein doch Deine Leyer
Nicht still sein, die so herrlich klang!

Frankfurt a. M., den 23. März 1891.

Elisabeth Mentzel.

Am 31. März hat unser hessischer Landsmann Dr. Otto Braun in München seine Thätigkeit an der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“ geschlossen. Er hat in der Beilage der letzteren Abschied von den Lesern genommen mit folgendem Sonett:

Zum Abschied.

Den Freunden, die mir in so langen Tagen
Mit Rath und Hilfe treugesinnt zur Seite,
Den lieben Lesern auch in Näh' und Weite
Sei mir vergönnt, nun Lebewohl zu sagen.
Euch deren Gunst befeuernd mich getragen,
Sei wärmster Dank, da ich von hinnen schreite;
Erstanden mir auch Gegner wohl im Streite,
So bitt' ich sie, des Grolls sich zu entschlagen.
Der Jahre Last verscheucht mich von den Brettern,
Darauf ich spielt' an jedem neuen Morgen
Den lauten Herold geistbeseelter Lettern.
Mit Wehmuth scheid' ich, aber ohne Sorgen,
Von diesen mir an's Herz gewachs'nen Blättern —
In bester Hand ja weiß ich sie geborgen.

München, 31. März 1891.

Otto Braun.

Dr. Otto Braun steht gegenwärtig in seinem 67. Lebensjahre. Mehr als drei Dezennien hat unser verehrter hessischer Landsmann dem Redaktionsverbande der „Allgemeinen Zeitung" erst in Augsburg, dann in München, angehört, mehr als zwei Jahrzehnte hat er als Chefredakteur dieses Weltblattes gewirkt, und erst im Oktober 1889 beschränkte er wegen vorgerückten Alters seine Thätigkeit an der Leitung der Zeitung mehr auf das stillere Arbeitsfeld der Beilage. Mit der größten Genugthuung kann er auf seine langjährige, angestrengte, erfolgreiche Thätigkeit zurückblicken; die wohlverdiente Anerkennung für seine ausgezeichneten publizistischen Leistungen ist ihm in reichem Maße zu Theil geworden. Kein Wunder, zählte er doch zu den hervorragendsten Redakteuren, welche die „Allgemeine Zeitung" seit ihrer Gründung zu Anfang dieses Jahrhunderts besessen.

Zu Weihnachten v. J. gab Otto Braun den „Cotta'schen Musen-Almanach für das Jahr 1891" heraus. Es ist dies eine Sammlung von Prosadichtungen, poetischen Erzählungen und Balladen, lyrischen Dichtungen, Fabeln, Sprüchen und Epigrammen hervorragender Dichter der Gegenwart, worauf unsere Leser aufmerksam zu machen wir nicht unterlassen wollen. Möge unser reich begabter hessischer Landsmann die Freunde in seinem Heimathlande recht bald auch mit der Herausgabe seiner eigenen Dichtungen erfreuen, unter denen, wie wir wissen, wahre Perlen echter Poesie sich befinden.

Der Konsistorial-Präsident Dr. theol. Ernst von Weyrauch in Kassel ist zum Unterstaatssekretär und Direktor im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten ernannt worden. Es ist ihm damit als Nachfolger des zum Präsidenten des Oberkirchenraths bestellten bisherigen Unterstaatssekretärs Barkhausen speziell auch die Leitung der kirchlichen Abtheilung des Ministeriums übertragen worden. Seine neue Stellung wird er, wie verlautet, am 4. Mai antreten. Ernst Weyrauch ist am 3. August 1832 zu Neukirchen geboren. Seine Gymnasialstudien machte er mit außerordentlichem Erfolge in Marburg unter Vilmar, zu dessen Lieblingsschülern er zählte. Kaum siebzehnjährig bezog er die Landesuniversität, um Rechtswissenschaft zu studieren. Nach glänzend bestandenem Fakultäts- und Staatsexamen war er Referendar am Obergericht zu Fulda, trat dann zur Verwaltung über und machte in Folge seiner hervorragenden Begabung eine ungewöhnlich rasche Karrière. Im Jahre 1864 war er Regierungsassessor und Hilfsarbeiter im Ministerium des Innern, 1865 Generalsekretär des kurfürstlichen Staatsministeriums und betraut mit dem Vortrag im Zivilkabinet des Kurfürsten, im Jahre 1866 wurde er zum Legationsrath und vortragenden Rath im Ministerium des kurfürstlichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Nach der Einverleibung Kurhessens in Preußen war er kurze Zeit bei der Regierung in Hanau beschäftigt und wurde hiernach Landrath des Landkreises Kassel. In dieser Stellung verblieb er bis 1881, in welchem Jahre er zum Konsistorial-Präsidenten befördert wurde. Im Jahre 1888 wurde er vom Kaiser Friedrich in den Adelstand erhoben und die theologische Fakultät der Universität Marburg verlieh ihm die Doktorwürde honoris causa. In den Jahren 1879 bis 1882 gehörte Weyrauch als Mitglied der deutsch-konservativen Partei dem preußischen Abgeordnetenhause an, und seit 1887 ist er Reichstagsabgeordneter für den Wahlkreis Kassel-Melsungen. Durch seine Ernennung zum Unterstaatssekretär erlischt sein Mandat. Es kann nicht Wunder nehmen, daß ein Mann in so exponirter Stellung, wie Dr. E. von Weyrauch, auch seine Gegner, namentlich auf politischem Gebiete, hatte, aber auch diese werden seiner hohen Intelligenz, seinen reichen Kenntnissen und seinen liebenswürdigen Charaktereigenschaften ihre Anerkennung gewiß nicht versagen.

In der am 27. April zu Kassel abgehaltenen Monatsversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde machte der Vorsitzende Major a. D. von Stamford zunächst geschäftliche Mittheilungen. Der Verein hat danach fünf neue Mitglieder gewonnen, dagegen zwei verdiente Mitglieder, Generalkommissions-Präsident Wilhelmy und Oberst z. D. Boedicker, durch den Tod verloren. Verschiedene werthvolle Geschenke sind dem Verein zugegangen u. A. von Joseph Schwank in Frankfurt a. M. sieben Bilder hessischer Landgrafen, vom Freiherrn von Eberstein ein Exemplar des von diesem herausgegebenen Werkes der Geschichte des Feldmarschalls Ernst Albrecht von Eberstein im zweiten dänisch-schwedischen Kriege u. s. w. Hiernach hielt Oberstlieutenant z. D. von Stamford aus Detmold den angekündigten Vortrag über „Soodens älteste Geschichte", der beifällige Aufnahme fand.

In Kassel geht man mit dem löblichen Plane um, dem daselbst am 29. September 1815 geborenen berühmten Düsseldorfer Landschaftsmaler Andreas Achenbach eine Gedenktafel zu stiften. Das Geburtshaus dieses Künstlers ist das Rocholl'sche Haus, Nr. 3 in der unteren Karlsstraße. Hier befand sich zu Anfang dieses Jahrhunderts die Zilch'sche Tabaksfabrik, in welcher der aus dem Siegen'schen stammende Vater des Andreas Achenbach als Kaufmann eine Stellung inne hatte. Später wurde er Geschäftstheilhaber und Schwiegersohn von Zilch. Der Niedergang des Geschäftes veranlaßte ihn zunächst nach Mannheim und kurz darauf (1818) nach Petersburg überzusiedeln, wo er eine Stelle als Fabrikdirektor annahm. Auf dem Wege nach der russischen Hauptstadt sah der dreijährige Knabe Andreas zum ersten Male das weite Meer mit seinen wechselnden tieffarbigen Wogen, und der Eindruck, den dasselbe auf ihn machte, verwischte sich niemals. Als der Knabe acht Jahre alt war (1823) ließen sich seine Eltern, nachdem sie kurze Zeit in Elberfeld gelebt hatten, dauernd in Düsseldorf nieder, wo der Vater eine Brauerei und Gartenwirthschaft betrieb, die viel von den an der Akademie studirenden Künstlern besucht wurde. In Düsseldorf wurde am 2. Februar 1827 Andreas' jüngerer Bruder, der nicht minder berühmte Landschaftsmaler Oswald Achenbach, geboren. Möge der Plan, an Andreas Achenbach's Geburtshaus in Kassel eine Gedächtnißtafel anzubringen, recht bald zur Ausführung gelangen.

Der hessische Städtetag, welcher sich am 12. Mai v. J. zu Fulda auf Anregung des Oberbürgermeisters Westerburg von Hanau konstituirt hat, wird unter dessen Vorsitz seine zweite Versammlung am 1. und 2. Juni d. J. in Kassel abhalten. Dem hessischen Städtetag, an dessen erster Versammlung sich 35 Vertreter hessischer Städte betheiligten, sind inzwischen alle bedeutenderen Städte des Regierungsbezirks Kassel beigetreten.

Am 17. April starb zu Großenwieden im Kreise Rinteln der emeritirte Pfarrer Friedrich Ludwig Soldan, nachdem er dortselbst noch vor kaum einem Jahre, am 20. Juli 1890, gemeinschaftlich mit seinem Zwillingsbruder, dem gegenwärtig in Berlin lebenden vorhinnigen kurhessischen Aktuar K. Chr. Friedrich Soldan die Feier des 90. Geburtstages begangen hatte. Die beiden Brüder waren als Söhne des Pfarrers K. F. E. Soldan zu Winnen bei Treis an der Lumbde geboren. Ludwig Soldan widmete sich auf der Universität Marburg dem Studium der Theologie, während Friedrich Soldan Rechtswissenschaft studierte. Beide Brüder waren Mitglieder der Marburger Burschenschaft. Nach Vollendung seiner Studien war Ludwig Soldan an verschiedenen Orten theils als Hauslehrer, theils als Pfarrverweser thätig. Darauf wurde ihm auf Präsentation der Herren von Rau die Pfarrstelle zu Wittelsberg übertragen. Mit seltener Körper- und Geistesfrische hat er daselbst über 50 Jahre als treuer Seelsorger segensreich gewirkt, sodaß er sowohl sein 50jähriges als auch 60jähriges Dienstjubiläum feiern konnte. In Anerkennung seiner Verdienste wurde ihm von Allerhöchster Stelle der Rothe Adlerorden III. Klasse verliehen. Erst vor wenigen Jahren trat er in den Ruhestand und verlebte den Rest seiner Lebenszeit bei seinem Sohne, dem Pfarrer Soldan zu Großenwieden. Die irdischen Reste des Verblichenen wurden nach Wittelsberg verbracht und dort am 22. April beigesetzt.

Briefkasten.

M. v. D. Hannover. Wird in der nächsten Nummer gebracht werden.

G. K. Hannover. Entschuldigen Sie gütigst die Verzögerung. Die Besprechungen folgen in einer der nächsten Nummern.

F. St. Kassel. Wir werden Ihrem Wunsche nachkommen. Besten Dank.

H. D. Fritzlar. Sie erhalten in den nächsten Tagen Antwort.

K. N. Kesselstadt. Besten Dank und freundlichsten Gruß.

W. K. Eisenach. Wir bitten um baldgefällige Antwort.

H. L. Karlsruhe. Senden Sie das Manuskript nur ein.

Anzeigen.

☛ Hierbei eine Beilage: „Hessische Offiziere in Preußischen Diensten" von einem früheren Kurhessischen Offizier. (2. Fortsetzung.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№. 10. Kassel, 15. Mai 1891.

Das **„Hessenland“**, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal mon zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1891 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2847.

Traumfrieden.

Die Sonne ist versunken
Fern hinter'm Bergeszug,
Die letzten goldnen Funken
Erloschen wie ein Trug.
Der Rast will sich ergeben
Das tagesmüde Land,
Dem feuchte Nebel weben
Ein duftig Nachtgewand.

So bettet sich in Frieden
Die Welt mit allem Streit,
Was sich des Tags gemieden,
Das ruht nun Seit' an Seit'.
Es schweigt des Marktes Lärmen,
Zur Rast gegangen ist
Das Zürnen und das Härmen,
Es schlummert aller Zwist.

In schimmerndem Gefieder
Aus lichtem Himmelsraum
Sinkt auf die Schläfer nieder,
Von Gott gesandt, der Traum.
Sein Blüthenstengel rühret
Ihr Antlitz lind und weich
Und seine Rechte führet
Sie in ein Märchenreich.

In's Reich des ewig Schönen,
Da hat der Haß nicht Raum:
Es müssen sich versöhnen,
Die sich gesehn im Traum.
Die grollend sich verlassen,
Die einen sich in Lust,
Es sinken, die da hassen,
Sich weinend an die Brust.

So bleibe denn hienieden,
Du Linderer der Noth,
O Traum, bis deinen Frieden
Verscheucht das Morgenroth.
Steigt aus den Wolkendämpfen
Die Sonne siegbereit,
Dann heißt es weiterkämpfen
Den alten schlimmen Streit.

D. Saul.



Kurfürst Wilhelm I. in Fulda.

Von F. Zwenger.

(Schluß.)

Im Jahre 1811, zur Zeit also, als das Fürstenthum Fulda ein Departement des von Napoleon's Gnaden neugeschaffenen Rheinbundstaates Großherzogthum Frankfurt bildete, hatten sich in der Hauptstadt verschiedene, daselbst bestehende Gesellschaften zu gemeinschaftlichem Wirken zu einem größeren Verein für dramatische Vorstellungen, Konzerte, Bälle und gesellige Abende zusammengethan. Der damals gerade in Fulda anwesende Großherzog von Frankfurt, Fürstprimas und Erzbischof Karl von Dalberg, stand Pathe bei demselben, gab ihm den Namen „Verein der Musenfreunde" und überließ der Gesellschaft den schönen Orangeriebau im Schloßgarten. Das Gebäude, im italienischen Geschmacke zu Anfang vorigen Jahrhunderts aufgeführt, bot alles, was die Gesellschaft zu ihrer Einrichtung an Räumen bedurfte. Der östliche Flügel diente zum Theatersaale, der westliche zum Konzertsaale. Die Leitung des Vereins besorgte mit Einsicht und Eifer der geniale Baurath Clemens Wenceslaus Coudray, welcher bei Theilung des Fuldaer Landes im Jahre 1815 als Oberbaudirektor in großherzoglich-sächsische Dienste trat und in Weimar bald zu den intimeren Hausfreunden Goethe's zählte. Regisseur des Liebhabertheaters war der bekannte Schriftsteller Heinrich Koenig. Wenn der Großherzog von Frankfurt in Fulda residirte, erzählt der letztere in seinem Werke „Stillleben", kam er, so oft gespielt wurde, durch den Schloßgarten herüber und nahm auf der Emporbühne einen Sessel ein. Der Fürst wurde mit einem Prolog empfangen, den Heinrich Koenig gedichtet hatte und den eine Dame der Gesellschaft sprach. Vom Theater aus hörte man den alten Herrn, der etwas schwerhörig war und in seiner unbefangenen Gemüthlichkeit laut zu denken pflegte, wenn er nach der Spielenden fragte: „Wie heißt das Fräulein? Wer ist ihr Vater?" Oder: „Aha, dem Herrn N. N. seine Tochter. Sie spielt recht gut." — Und wenn das Parterre über einen Witz des Komikers in Lachen ausbrach, vernahm man die Frage: „Was hat er gesagt?" Und das fürstliche Gelächter folgte wie ein Echo nach. „Aber wie hätte am andern Morgen der gutherzige Fürst", fährt Heinrich Koenig in seiner Erzählung fort, des frohen Abends gedenken können, ohne den Spielenden zu danken, der Prologdame ein Andenken, dem Poeten eine Anerkennung zustellen zu lassen! Der Schloßhauptmann von Varicourt, ein Schweizer von Geburt und Schwiegersohn des großherzoglich Frankfurtischen Ministers von Albini, war der gewöhnliche Bote der humanen Gedanken des Fürsten. — „Der Großherzog ist sehr vergnügt über den Prolog und — — nun ja, der Apollon muß mal auch was haben!" lächelte der stattliche Mann dem jungen, noch amtlosen Verfasser zu, wobei er ihm verstohlener Weise eine Rolle „Brabänter" in die Hand drückte — — —.

Dieses vorausgeschickt, kehren wir zu der vom Verein der Musenfreunde zu Ehren der Anwesenheit des Kurfürsten Wilhelm I. in Fulda am 21. Mai 1816 veranstalteten Festvorstellung des Liebhabertheaters zurück. Ueber dieselbe berichtete in ausführlicher Weise Heinrich Koenig in seinem bereits erwähnten Werke „Stillleben". Wir bringen die interessante Schilderung, soweit dies möglich ist, nachstehend zum Abdrucke:

Wir (das Liebhabertheater) waren an fürstliche Besuche gewöhnt und bezweifelten nicht, daß der Kurfürst da, wo der Fürstprimas Karl von Dalberg einst gesessen, einen Sitz annehmen werde. An das neue Zusatzwörtchen „aller", als Aufstufe zu Huld und Gnade, hatten wir uns schnell gewöhnt, ebenso an die Bezeichnung Großherzogthum Fulda, das durch diplomatische Kunst aus einem Fürstenthum entstanden war, nachdem dies erst noch schöne Aemter an Bayern und Weimar verloren hatte. Indem sich aber alle Etikette so erweiterte und die Bedeutung der Feier selbst sich erhöhte, durften wir uns nicht, wie bei früheren primatischen Festen auf einen Prolog beschränken: nein, es mußte allerwenigstens ein artiges Festspiel herausspringen.

Da entdeckte sich in der älteren Fuldaischen Geschichte eine kleine Begebenheit, die sich als vorbedeutsam in Bezug auf den jetzigen politischen Vorgang mit leichter Feder und Erfindung zu einem kleinen Theaterspiel verarbeiten ließ. —

Beim Ausbruche der Reformation war nämlich Hartmann von Kirchberg, früher Domherr in Mainz, Fürst und Abt zu Fulda — ein Mann von Kenntnissen, angesehen beim Kaiser Maximilian und dem päpstlichen Legaten Raimund, mehr auf politische als geistliche Dinge gerichtet, unthätig beim Eindringen der neuen Lehren auf verschwenderischem Fuße lebend. Einem solchen Manne kam es erwünscht, daß der ihm befreundete Abt Volpert von Riedesel in Hersfeld, müde der Streitigkeiten mit seinen Geistlichen und den Abteiuntergebenen, sich mit ruhigem Einkommen zurückzuziehen wünschte. Hartmann ergriff die Gelegenheit, Hersfeld mit Fulda zu vereinigen. Der Kaiser stimmte zu und verwendete sich dafür in Rom, nur die Hersfelder selbst widersetzten sich. Hartmann aber unterwarf sich dieselben mit bewaffneter Hand, legte eine Besatzung auf den nahen Petersberg und ließ seinen Dechanten Philipp Schenk von Schweinsberg als Statthalter zurück. Also auch hier ein Schenk! — Dies der historische Boden.

Mit dem bewaffneten Zug gegen Hersfeld beginnt das Festspiel. Ritter und Knappen lagern beim Imbiß an der Fulda, die bekanntlich auch bei Hersfeld hinzieht. Man bespricht nach munterem Gesang das Vorhaben des Abtes und die Lage der Dinge, bis die nahen Pferde unruhig, schnaubend, ja ausreißend eine geisterhafte Erscheinung wittern. Unter säuselnden Tönen erhebt sich die Nixe der Fulda, um das Mißlingen des Unternehmens, das Zerfallen der Vereinigung vorauszusagen:

> Voreilig ausgepflegt zerfällt das Werk.

Doch eine hohe Bedeutung hat es: es bleibt

> Ein flüchtig Bild der künftigen Gestaltung.

Und nun verkündet sie feierlich

> Den Buchen und der Katten Nachbarstämme
> Wird ein geliebter Fürst verbinden, mächtig
> Der Grenze heilig tiefe Furche tilgen!

Den Namen und die Zeit dieses Fürsten will sie nicht nennen und gibt nur als Wahrzeichen den Namen Schenk, den jenes wie des jetzigen Fürsten Bote tragen werden. Ihre Weissagung malt sich aus in achtversigen Strophen und steigert sich zu stürmischem Gesange, mit dem sie den Sturm schwerer Zeiten verkündend, unter Blitz und Donner verschwindet.

Im zweiten Akt treten in friedlicher Landschaft drei wackere Landleute auf. Das Ungestüm der Zeiten, der Fremden Druck ist vorüber, ein fruchtbarer Friede steht bevor unter mildem Szepter, den die Treue der Völker ihren Fürsten wiedererungen hat. Und gerade jetzt wollen sich die alten Nachbarn trennen:

> Verlassen ist das Land und ohne Herrn,
> Mich nimmt ein edler Fürst in seine Hände,

sagt „Ulster“, der nach Weimar zieht,

> Und südwärts schließ' ich mich an schöne Länder,

erklärt der bayerisch gewordene Bauer „Sinn“. — Vergebens sucht der fuldaische „Buchen“ sie mit Hinweisung auf jene alte Weissagung festzuhalten; die guten Bauern nehmen das Gewisse für's Ungewisse, und „Buchen“ schaut ihnen klagend nach:

> Sie geh'n gelassen fort und fühlen nicht
> Der Trennung Wunde, die noch lange brennt,
> Nur langsam heilend wird bei jedem Wetter
> Sie oft mit dumpfem Leide schmerzend werden.

Da bringt ein fröhlicher Zug von Landleuten den alten und biedern Nachbarn Schenk herbei, der die Verlassenen und Verwaisten beklagt und das Glück preist, dessen sie unter ihrem wieder zurückgekehrten Fürsten froh sind. Da säuselt es im Schilfe, tönt es in den heitern Lüften, und die Nixe erscheint wieder — so hübsch und jung noch wie vor etlichen Jahrhunderten. —

> Ha! welch' ein Anblick!
> Im neuen Strahl der Sonne liegt
> Die Erde glänzend da!

beginnt ihr Recitativ und geht in eine fröhliche Arie über, worin das Wohlgefühl, zwischen grünen Auen und blauen Himmel, zwischen Luft und Sehnen zu schweben, sich ausspricht. Dann redet sie die erstaunten Landleute an, erinnert an die alte Weissagung, die unter ihnen sich fortgeerbt, und auf „Buchen's“ Frage, ob sich denn jetzt die glückliche Zeit erfülle, ruft sie aus:

> Seht ihr nicht an der Blumen frischem Glanze,
> Daß ich ein Fest euch schnell bereite?
> Seht ihr die Welle nicht in munterm Tanze,
> Die nie so fröhlich eilend gleitete?
> Mich selber schauet ihr in buntem Kranze,
> Wie ich entzückt die Arme breitete:
> Die neue Erde trunken zu empfangen,
> Trieb mich aus tiefen Fluthen das Verlangen.

Nun weiß man ja schon, daß in einem Festspiel ohne Blumenkränze und Blumen auf keinen grünen Zweig zu kommen ist und daß daher auch Heinrich Koenig, wie er von sich selbst sagt, als junge Grasmücke nicht leicht anders zwitschern konnte, als wie die alten gesungen; und so fuhr denn die Nixe fort:

> Hier hab' ich in den trüb bewegten Tagen
> Zwei Nachbarbäume groß und breit gepflegt;
> Daß sie empor in weite Gegend ragen,
> Hab' ich mit jeder Sorge sie gepflegt.
> Zwei Völker werden so mit ihren Klagen
> In eines guten Fürsten Hand gelegt.
> Hat milden Boden erst ihr Stamm gefunden,
> Mit Liebe sind die Zweige bald verbunden!

Und wie nun diese symbolische Handlung mit Kränzen und Gewinden vorgenommen wird, so faßt sich das frohe Völkchen Hand in Hand, und die Nixe segnet den Bund und erfleht vom

Schicksal eine glückliche Zukunft. Natürlich stellt sich dann auch im rechten Augenblicke der unvermeidliche Opferaltar ein und entzündet sich mit Inschrift und Opferflamme. Der Chor singt:

Ist das Rettende gelungen,
Nun, so werde Dank gesungen,
Jede Freude werde kund!
Hör', o Fürst sie — Herz und Zungen
Sind bei uns in Einem Bund!

Die Nixe aber, eingedenk, daß die Fulda auch an Kassel vorüberfließt, singt:

Wie mit anderen Gefühlen
Treib' ich fröhlich nun die kühlen
Wellen auf der alten Bahn!
Bist du fern, die Ferne find ich,
Und die neuen Kinder bind' ich
Fester deinem Herzen an!

Das mit den „kühlen Wellen" war im bildlichen Wort ein Mißgriff! Der Chor fällt dann noch einmal ein und der Vorhang herab.

Dies im allgemeinen der Gang des Festspiels!

Der Titel desselben: „Die Erfüllung" hatte etwas diplomatisch Feines. Die Musik, wirksam und ansprechend, rührte von dem als Komponisten rühmlichst bekannten Kantor Michael Henkel her.

Unglücklicherweise war die Nixe die einzige Frauenrolle in dem Spiele, und dies eregte einen kleinen Neid oder Eifer bei den übrigen Damen des Liebhabertheaters. Entweder daß auch sie gern an diesem Tage ihre Huldigung darbringen wollten, oder daß man sich das Erstaunliche davon versprach, an dem Festabende ein Stündchen in der Maisonne der fürstlichen Huld und Anerkennung zu verweilen. Mairegen und Sonne gelten ja für ungemein fruchtbar. Genug, man verlangte die Zugabe noch eines Stückes, das sich gut besetzen ließe. Die Regie war in Verlegenheit, aber es erschien grausam und ungerecht, den Verlangenden zu sagen: Ihr bleibt aus der fruchtbaren Sonne fort! Nun aber eingenommen von so Vielem, beengt bei der Auswahl eines Stückes von Erwägungen aller Art, thaten wir zuletzt, schreibt Heinrich Koenig, um es recht gut zu machen, gerade den ungeschicktesten Griff nach einem Lustspiel voller Plattheiten, — so verblendet dabei, daß wir in den wiederholten Proben auch gar nichts von den Unziemlichkeiten, ja von manchem Anzüglichen darin bemerkten. So spielte der Zopf, dies vielbelächelte Wahrzeichen des alten Herrn, eine Rolle im Stücke, und es war von einem aufzuhauenden Knoten die Rede, was leicht an das auffallende Gewächs an der Wange und dem Halse des Fürsten erinnern konnte.

Alles war denn endlich eingeübt und schlagfertig. Am Abend erschien der Kurfürst und der Kurprinz mit Gefolge und nahmen die erhöhten Sitze ein. Das Festspiel lief ohne Anstoß ab und hinterließ den besten Eindruck. Es hätte für den Tag und für den Geschmack beider Fürstlichkeiten dabei bleiben sollen. Nun kam aber das Lustspiel, und es bedurfte gerade der feierlichen Stimmung vor und hinter den Bühnenlampen, um die Mitspielenden endlich, wiewohl zu spät, hellsehend über ihren Mißgriff zu machen. Doch hielt der „Herr" allergnädigst aus, und als hinter ihm her das Haus sich entleerte, lag die herrlichste Mainacht über dem Schloßgarten und athmete im jungen Grün der Lindenallee. Die Höflinge, welche Verbindungen in der Stadt hatten, sprachen sich sehr höflich über die allerhöchste Aufnahme des Festspiels ans. Sie lächelten über das nachgehinkte Stück und fanden nun zu den vielen Anzüglichkeiten, die von den Mitspielenden selbst entdeckt worden waren, sogar im Titel des Stückes: „Drei in Einem" noch eine politische Anspielung auf die Theilung des Fürstenthums Fulda unter drei regierende Herrn.

Als die Dilettanten und Festgeber sich endlich über das Glück und das Mißgeschick des Abends beruhigt hatten, fiel ihnen doch ein, daß ein huldvolles Wort, ein allergnädigster Dank des Kurfürsten nicht erfolgt war, und sie dachten an den Fürstprimas. — „Ist kein Dalberg da?" schließt Heinrich Koenig seinen Bericht über den Festabend. —

Am 25. Mai erfolgte die Abreise des Kurfürsten Wilhelm nach Hanau. Der braven Stadt Fulda hinterließ der sonst so karge Fürst ein Gnadengeschenk von tausend Gulden. Kaum aber war der Kurfürst nach Kassel zurückgekehrt, so wurde auf allerhöchsten Befehl dem Verein der Musenfreunde in Fulda die Benutzung des schönen Orangeriegebäudes zu theatralischen und musikalischen Vorstellungen u. s. w. vollständig entzogen. Und nur einmal noch war dasselbe in hessischen Zeiten dem Publikum geöffnet, das war im Jahre 1848.

Die Festlichkeiten zu Ehren des Kurfürsten in Fulda waren von dem prachtvollsten Wetter begünstigt worden. Es waren herrliche Maitage, in denen der Himmel die Erde küßte. Kurz darauf aber trat Jupiter Pluvius seine Herrschaft an und unerschöpflicher Regen drohte alle Blüthe und Hoffnung des Jahres zu ersäufen. — So begann die neue hessische Aera mit der traurigen Ernte des Jahres 1816. Die Angst vor dem darauf folgenden Hungerjahre war groß und mancher unzufriedene Fuldenser betrachtete das als eine üble Vorbedeutung und bangte um die politische Zukunft der Stadt. Und so ganz Unrecht sollten die Schwarzseher gerade nicht behalten.

Faience- und Porzellanfabriken in Alt-Kassel.

Von Professor Dr. A. von Drach.

(Fortsetzung.)

Zu den erforderlichen Einrichtungen waren vom Landgrafen einige Tausend Thaler bewilligt worden, und hatte man in der Person des Nikolaus Paul, welcher kurz vorher die Fabrik zu Fulda eingerichtet hatte[1]), einen „Arkanisten" gewonnen, der den Betrieb leitete und Anfangs befriedigende Resultate erzielte. Im September 1766 waren im Ganzen 25 Leute in der Fabrik beschäftigt, größtentheils Ausländer, aber auch Landeskinder, welche zuvor in der benachbarten Manufaktur zu Fürstenberg gearbeitet hatten, suchten bald danach in ihrem Vaterlande Arbeit zu bekommen. Der Modellmeister und Oberdreher hieß Johann Georg Pahland; er hatte in Wrisbergholtzen, Fürstenberg und Rudolstadt gearbeitet und war zu Kassel am 21. Juni 1766 mit 200 Thlr. Besoldung angestellt worden. Als „Poussirer" waren Friedrich Kündler aus Fürstenberg und Franz Joachim Heß aus Fulda thätig gegen einen Monatslohn von 15 Thlr.; der erstere seit dem 24. Mai, der andere seit dem 15. September 1766. Als Maler finden wir nur Georg Schrimpf aus Nymphenburg und Peter Claudius Arent aus Kassel, und zwar letzteren als Blaumaler; „Malerlehrbursche" war Friedrich Ernst aus Elfershausen, einem hessischen Dorfe in der Nähe von Melsungen. Former waren: Friedrich Nikolaus Schmoch (Berlin) Ferdinand Luckner (Augsburg), Georg Schwang (Fulda), Johann Christoph Selle (Magdeburg) und Johann Gottlieb Gotbrecht (Berlin); als Dreher finden sich außer Pahland noch: Johann Julius Söchtig aus Fredelsloh, der Heimath des Pahland und Espris Megis aus Moustiers. Den Schlemmer und Brenner Peter Messing aus Höchst hatte Paul von Fulda mit herüber gebracht, und war derselbe schon am 23. April 1766 in der Fabrik beschäftigt. Die Fabrik war dem Minister Jakob Sigismund Waitz, Freiherrn von Eschen und dem Kriegs- und Domänenrath Diedrich Georg Ludwig von Schönstädt als Direktoren unterstellt und sollte Paul diesen Männern namentlich auch das Geheimniß der Zusammensetzung der Masse, seine sog. Wissenschaft, anvertrauen. Er that dies nicht, trotzdem ihm später auferlegt wurde, dasselbe nur schriftlich zu hinterlegen; außerdem fielen seine späteren Brände, wobei er möglichst sich inländischer Materialien bedienen sollte, schlecht aus. Offenbar konnte Paul den an ihn gestellten Anforderungen in dieser Beziehung nicht genügen, denn er war ein einfacher Mann, der von der chemischen Zusammensetzung der Stoffe keine Ahnung hatte und nur nach den ihm bekannten und seither benutzten Vorschriften Resultate zu erzielen im Stande war. Auf beiden Seiten trat Unzufriedenheit ein, welche zu einem völligen Bruch führte, nachdem Paul überführt war, Unterhandlungen mit dem Fürstbischof von Passau angeknüpft zu haben, um dort eine Porzellanfabrik zu errichten. Er wurde später mit Rücksicht auf sein hohes Alter mit einer kleinen Pension entlassen; er war zwar am 6. Mai 1766 auf Lebenslang mit einem Gehalt von 450 Thlr., freier Wohnung, 8 Klafter Holz und 50 Pfund Lichtern angenommen worden, hatte jedoch gegen die ihm in seiner Bestallung auferlegten Verpflichtungen sich so schwer vergangen, daß man ihn ohne Weiteres zu entlassen für berechtigt hielt.

Seit 1767 figurirt die Porcellainfabrik in der Schäfergasse unter den herrschaftlichen Fabriken im „Hochfürstlich Hessen-Cassel'schen Staats- und Adreskalender"; es waren auch damals noch 25 Leute in ihr beschäftigt, welche zusammen einen Wochenlohn von ca. 50 Thlr. empfingen. Da weiße Waaren seither wohl in genügender Menge angefertigt worden waren, treten unter den Arbeitern jetzt die Maler mehr in den Vordergrund. Im Februar wurde ein Zeichenmeister Diedrich mit 4 Thlr. Wochenlohn angenommen; derselbe konnte sich jedoch nicht lange halten. Außer ihm finden wir als Maler Johann Ziesler, Johann Uffelmann, Johann Konrad Maurell und Pierre Raymond, dann vorübergehend noch einen Buntmaler und Vergolder Hauptmann, sowie außerdem Georg Frentzel und Jacques Dortu beschäftigt. Der Poussirer Hesse wurde im September 1767 verabschiedet, verblieb aber in Kassel. Man experimentirte immer noch mit der Porzellanmasse, und wurden hauptsächlich Versuche mit nach Waitz' Angaben hergestellten Kompositionen gemacht, welche schließ-

[1]) Das Bestellungsreskript des Paul durch den Fürstbischof Heinrich von Fulda datirt vom 24. April 1765. Am 24. Februar 1764 hatte Paul seinen Abschied vom Grafen Gronsfeld zu Amsterdam erhalten und heißt es darin: „wie Wir Ihn jederzeit als einen geschickten und erfahrenen Arcanisten befunden haben, dem die Anlegung und Führung einer Porcellain-Fabrique unßern Gedanken nach wohl anzuvertrauen ist". Sein Nachfolger in dieser Fabrik zu Wesp bei Amsterdam hieß Anton Wilhelm und bot später auch in Kassel seine Dienste an.

lich zu einem befriedigenden Ergebniß führten. Im Jahre 1768 war man so weit gekommen, daß der Landgraf für vier Leuchter, welche ihm Waitz überschickt hatte, seine vollste Zufriedenheit aussprechen konnte. Es verdient erwähnt zu werden, daß von 1769 bis 1771 der später so berühmt gewordene Pferdemaler Johann Georg Pforr als Maler in der Fabrik beschäftigt war. Im Jahr 1769 wurde die Inspektion einem vorher als Direktor in der Nassau-Saarbrück'schen Fabrik zu Ottweiler angestellt gewesenen Porzellanmaler, Karl Gottlieb Grall aus Dresden, übertragen, der diese Stelle jedoch nicht lange behielt. In der Instruktion für denselben wird bestimmt, daß auf jedem Stück die Fabrikmarke anzubringen sei; dieselbe war, wie der Kustos des kgl. Museums zu Kassel, Herr A. Lenz, vor wenigen Jahren erst festgestellt hat, der blau unter der Glasur aufgemalte hessische Löwe. Auch die Arbeiter, Former sowohl als Maler, sollten die von ihnen fertig gestellten Stücke der Kontrolle wegen signiren. Vieles, vermuthlich aus späterer Zeit, ist ohne Marke; auch Stücke mit HC (Hessen-Cassel) kommen mitunter vor. Die Fabrik hatte sich inzwischen soweit entwickelt, daß im September 1769 durch die „Cassel'sche Polizei- und Kommerzienzeitung" bekannt gegeben wurde, es seien nicht nur „komplette bunt und blaugemalte, gerippt und glatte Kaffee- und Theeservices ꝛc." zu billigen Preisen zu haben, sondern es würden auch daselbst solche Stücke verfertigt, wie sie etwa zu mangelhaften Services bestellt werden möchten. Aus den Brandzetteln ist zu ersehen, daß außerdem eine ziemliche Anzahl von Figuren, Thieren und Gruppen damals verfertigt wurde, wie z. B. Briefträger, Schäfer und Schäferin, Frauenzimmer mit Flöte, mit Laute, Jäger, Bauernjunge, Elendsthiere, Ochsen, Kameele, die Herbstgruppe als „ein sitzend Frauenzimmer nebst einem Kinde auf einem Ziegenbock reitend", die Bacchusgruppe mit zwei Kindern, die Entführung der Europa u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Die Botenfrau.

Eine Jugenderinnerung von Franz Treller.

Die alte Kochin ist nun schon längst todt. Ich war ein Knabe, da war sie schon in den Siebenzigern und hatte schneeweißes Haar. Ich glaube, es sind seitdem alle Botenfrauen ausgestorben, wie die alten Fuhrleute, welche von der Ostsee bis an's schwarze Meer mit der Peitsche knallten und auf ihren großen, mit vier starken Pferden bespannten Planwagen den Waarenverkehr vermittelten. Die Neuzeit mit ihren Eisenbahnen und Telegraphen und sogar Telephonen und was von solchem Zeug noch kommen wird, nivellirt Alles. Ueber kurz oder lang fahren wir durch die Luft, und dann erscheint uns die Botenfrau wie ein vorsündfluthiges Geschöpf, dessen Spuren man höchstens im Miocän wahrnehmen kann. Die Individualitäten verschwinden und nur noch Gattungen bleiben bestehen. Ja — das ist der Fortschritt. Besser wird's mit diesem Fortschreiten freilich nicht. Um aber wieder auf die Botenfrau zu kommen, es war ein herrliches Institut. Diese alten Weiblein verbanden Stadt und Land in vortrefflicher Weise. Stark, das mußten sie sein, treu natürlich auch, willig erst recht, fleißig selbstverständlich, ersetzten sie der Boten viele. Im kleinen Landstädtchen, drei Meilen von der Residenz oder Provinzstadt wohnt sie, und zweimal wöchentlich macht sie die Keetse, wie man bei mir zu Lande sagt, den Tragkorb auf hochdeutsch, schwerbepackt auf dem Rücken die drei Meilen. Da gehen kleine Packete, Briefe u. s. w. hin und her, sie kauft im Auftrage in der größeren Stadt allerlei ein, was theils gar nicht, theils nur theuer im kleinen Ort zu haben ist: Bänder, Stoffe, Konfekt zum feinen Damenkaffee, Putz. Da sind Aufträge aller Art auszuführen, Bestellungen auszurichten, selbst den Postillon d'Amour spielt sie und überbringt dem beim Militär stehenden Burschen ein paar Zeilen und eine Wurst von seinem Schatze oder der fürsorglichen Mutter. So mannigfaltig waren ihre vielbegehrten Dienste.

Sie sind ausgestorben, die braven alten Weiber, die zuverlässig und pünktlich den Verkehr im Lande besorgten, unbeschadet der Thurn und Taxis'schen Post und anderer Verkehrsmittel. Es war ein schwerer Dienst und warf wenig ab, aber er nährte doch seine Frau. Die alte Kochin war die Perle aller Botenweiber. Sie mag wohl länger als dreißig Jahre zwischen meiner Vaterstadt und Witzenhausen, Sommer und Winter bei jedem Wetter, schwerbepackt hin und her gewandert sein, und Jung und Alt kannte sie, von Witzenhausen bis Kassel. War die

Kirschenzeit, so führte sie allezeit ein paar Mäßchen derselben mit, — in Witzenhausen wachsen ja bekanntlich Kirschen genug — und steckte uns die Hände damit voll.

So etwas macht Eindruck auf das Kindergemüth. Doch noch etwas Anderes sollte bleibenderen Eindruck auf mich machen, und das will ich eben erzählen, um ihren Namen der Nachwelt zu überliefern.

In den Ferien wurden häufig Besuche in Witzenhausen bei Freunden und Bekannten gemacht, wir spielten dann als Angehörige der Residenz dort drüben eine große Rolle. Wer fahren sollte oder wollte, wurde einem Fuhrmann oder gar der Post anvertraut, oder auch der Kochin. Ja, der.

Wir waren frische Jungen, der Weg prachtvoll im Sommer, denn die Botenfrau ging nicht die große Landstraße, sondern schlug einen Seitenweg über die Nieste ein, — Nieste, ein Dorf und ein kleiner Bach führen diesen Namen, wie ich für nicht heimische Leser bemerke — der durch schattige duftige Laubwälder führte und außerdem zwei Stunden früher an's Ziel gelangen ließ, und wir trotteten dann singend und jubelnd neben der Alten her, deren Fürsorge wir übergeben waren. Und die Alte führte ein strenges Kommando. Weder durften wir mit den Bauernjungen raufen, wozu wir leider sehr geneigt waren, noch in die wogenden Getreidefelder rennen, besonders aber nicht trinken, wenn wir erhitzt waren, auch keinen Abstecher in die Wälder machen, die uns aus ihren Augen führten. Wir hatten auch Respekt genug vor der Alten, um nicht gar zu arg über die Stränge zu schlagen, schließlich hätten wir ja auch unsern Weg allein gefunden, aber ohne Kochin ging's damals nicht, die Spritztour nach Witzenhausen wurde nur unter oberster Aufsicht der Alten erlaubt.

Das Weihnachtsfest war vorüber und wir waren dringend nach Witzenhausen zu unsern Freunden geladen. Acht Tage Ferien waren vor uns und die Kochin hatte die Einladung mitgebracht mit der Bemerkung, wir sollten uns die Weihnachtsgeschenke selber holen. Also nach Witzenhausen. Die Erlaubniß zur Reise war den Eltern bald abgeschmeichelt, aber wie hinkommen, es war Winterszeit, und was im Sommer gestattet war, war es noch lange nicht zur kalten Jahreszeit. Post? Nein, da sitzen wir vier Stunden eingepfercht in dem alten Kasten und frieren, auf dem Frachtwagen, der womöglich zehn Stunden brauchte, erst recht, also wollen wir mit der Kochin gehen. Es waren herrliche Wintertage, die Alte hatte den Herweg gut gefunden — also warum nicht — man konnte uns ihr auch im Schnee anvertrauen. So zogen wir denn an einem frischen Wintermorgen, wohlbepackt mit allerlei Viktualien unter dem Convoi der Alten zum Leipziger Thore frohgemuth hinaus, der Fritz, der August und ich, alle auf dem Töpfenmarkt zu Hause.

Es war ein herrlicher Morgen, windstill, nicht allzu kalt, so recht angethan in kecker Lebenslust hinauszustürmen.

Noch nicht weit von der Stadt entfernt, wir waren kaum eingebogen in den Seitenweg, der nach der Nieste führte, begegnete uns ein Bauer, der von dort kam. „Bunn jour“, klang sein Gruß, „Bunn jour“, sagte die Alte, denn zu jener Zeit grüßte kein Bauer in unserer Gegend anders, es waren Ueberbleibsel aus der Zeit der Franzosenherrschaft, dieser Gruß und noch einige andere nicht gut mittheilbare Ausdrücke. Also „Bunn jour“ sagte mein Bauer. „Ueber die Nieste kommt Ihr heute nicht.“

„Mille tonnerres!“ brummte unsere Kochin, denn das war ihre Art, wenn sie böse wurde, es wird sich später zeigen, woher sie das hatte. „Mille tonnerres ist Schnee gefallen?“

„Es hat vorige ganze Nacht dort oben geschneit und der Wind hat Alles in den Thälern und auf dem Wege zusammen getrieben, Ihr kommt nicht durch.“

„Sacrebleu! das fehlt noch, und da habe ich die Jungen. Hier hat's nicht geschneit. Was nun? die Landstraße gehen? Vier starke Meilen, und da liegt am Ende auch Schnee? Also Ihr meint, Ich komme nicht durch?“

„Ich komme eben von der Nieste, Kochin, die Wege sind voll Schnee.“

„Na, wie seid Ihr denn durchgekommen?“

„Nu ich — ich komme schon durch — ich bin ein Mann und habe keine Keetse.“

„Wo Ihr durchkommt, komme ich schon lange durch“, sagte die Alte, die sich in der That, trotz Ihres hohen Alters, einer eisenfesten Körperkonstitution erfreute. „Ich muß hin, und die Straße gehe ich nicht.“

„Na, ich habe es Euch gesagt“, sagte der Bauer, „nun macht, was Ihr wollt. Bunn jour!“ und er schritt weiter.

„Nun, Jungen, macht, daß Ihr wieder nach Hause kommt, Euch kann ich nicht mitnehmen.“

Uns faßte Entsetzen bei dieser kategorischen Erklärung. Zuerst legten wir uns auf's Bitten, und als diese die Alte nicht erweichten, wurden wir trotzig und erklärten ihr, wir würden auf jede Gefahr mitgehen.

„Wo Du durch kommst, kommen wir auch durch“ sagte Fritz „und wir gehen nicht nach Hause. Nimmst Du uns nicht mit, gehen wir allein.“

Wir stimmten ihm entschlossen bei.

Die Alte schwankte, sie erwog, ob sie nicht lieber die Landstraße gehen sollte, aber doch zu gewohnt, ihren Weg durch die Wälder zu suchen, war ihr diese ein Greuel. Auch mochte sie den Angaben des Bauern nicht vollen Glauben schenken.

„Satansjungen", brummte sie ganz vernehmlich, „na, denn kommt, Zeit ist nicht zu verlieren."

Voran schritt sie rüstig und wir jubelnd hinterdrein.

Der Weg war zunächst noch ganz gut, denn hier hatte es nicht geschneit und wir stiegen bergan. Als wir aber nach anderthalb Stunde tüchtigen Marschirens die Höhe erreicht hatten, und von da, wo der Wald begann, hinunter sahen, bemerkten wir denn doch, daß der Bauer nicht Unrecht gehabt. Der Schnee lag hoch auf dem engen Pfade, und das Gehen wurde immer beschwerlicher, immer tiefer sanken die Füße ein.

Die Kochin, mit der Keetse auf dem Rücken, schritt mit immer gleicher Rüstigkeit voran und wir schweißtriefend und seufzend hinterdrein.

Bergab ging's, bergauf, in den Thalmulden wurde der Schnee immer tiefer. Da hielt die Alte endlich inne, setzte ihre Keetse auf einen Baumstamm und sagte: „So geht's nit. Wir müssen hinauf." Dabei deutete sie auf den waldigen Berg zur Linken. „Da oben hat der Wind den Schnee weggeblasen. Seid Ihr müde?" Wir waren müde. „Das hilft jetzt nichts, nun durch." Und ihren Tragkorb nehmend schritt sie tapfer in den Wald hinein, der hier wenig Unterholz hatte, und den ziemlich hohen Hügel hinan. Wir keuchten nach. Richtig, der Schnee wurde geringer, wir traten bald auf harten gefrorenen Boden. Der Schnee wurde freilich geringer und verschwand endlich ganz, dafür aber hatten wir nun das schönste Glatteis unter unseren Füßen. Vorige Woche hatte es stark gethaut, und der nachkommende Frost hatte diese Spuren hinterlassen, die nun trotz des Schnees der Nacht, durch den heftigen Wind rein gefegt, erst recht blank vor uns lagen.

Jetzt begann ein Ringen nach oben, das bald unsere ganzen Kräfte erschöpfte. Die Alte ermuthigte uns, nahm ihre Keetse vom Rücken, brach einige schlanke Aeste ab, diese wurden durch die Tragbänder geschoben und wir zogen nun, uns von Baum zu Baum, von Zweig zu Zweig helfend, die Keetse hinan. Die Kochin immer voran mit ihrem „En avant! travaillez!"

So kamen wir gänzlich erschöpft endlich oben an.

„Nun geht's besser", sagte die Alte. „Zieht die Ueberröcke an", wir hatten sie auf Befehl der Alten schon längst ausgezogen, „und erholt Euch etwas. Hinunter geht's leichter."

Wir thaten so. Aber nur einige Minuten hatten wir Zeit hiezu, dann hieß es wieder „En avant!" Wir zogen die Keetse noch einige Zeit auf der Höhe des Berges hinter uns her, dann aber als es hinab ging, wir sahen schon unten das Dorf liegen, setzte die Alte die Keetse vor sich, huckte hinter ihr nieder, befahl uns dasselbe zu thun, der nächste hielt sich an ihr, und so jeder an seinem Vordermann, und nun begann eine Rutschparthie über Stock und Stein, Ast und Wurzel, die mir alle Zeit meines Lebens im Gedächtniß bleiben wird. Wir sausten auf dem Glatteise stellenweise hinab, hier in eine Mulde, dort in ein Gebüsch geschleudert, um dann, nachdem der Zug wieder mühsam geordnet war, weiter zu rutschen. Die Alte mit ihrer Keetse immer tapfer voran, die besten Stellen aussuchend, lenkend, hemmend, wo es nöthig that — und uns so ohne Unfall bis zum Thale leitend, wo wir zum Schluß noch tief in den Schnee hinein sausten. Unter heiterem Gelächter, denn die Rutschpartie hatte unseren ganzen Humor wieder erweckt, kletterten wir heraus und auf den Weg, der hier etwas hoch lag und von Schnee ziemlich frei war. In zehn Minuten waren wir nun im Dorfe und im Wirthshause.

Mit einem „Bunn jour" trat die Alte ein, und „Jeses! die Kochin, bei dem Schnee? Wie seid Ihr denn nur durchgekommen?", begrüßte es uns von verschiedenen Seiten. „Ich komme überall durch!" lachte die Alte, setzte die Keetse ab und ließ sich nieder.

„Und nun einen „Wuppdich", kommandirte sie, worauf ihr denn zu unserem nicht geringen Erstaunen ein großes Glas Schnaps gereicht wurde, welches sie auf einen Zug leerte. Sie bemerkte unser gelindes Entsetzen, strich sich das schneeweiße Haar zurück, welches unter der Karnette hervorquoll und lachte: „Das lernt man bei der grande armée, Jungen. Sapristi, Voilà nous sommes là. Und Kaffee für die Jungen." Sie holte die Tüte mit dem gemahlenen Mokka aus dem Tragkorb, wir langten unser Brot, Wurst, Schinken heraus, und saßen bald vor dem erquickenden Tranke, wohlgemuth und tapfer nach dem anstrengenden Marsche in unsere Viktualien hineinhauend. Die Alte aß auch, nahm den zweiten Schnaps und zog dann, was wir auch nie gesehen, die kurze Thonpfeife heraus und qualmte lustig ihren in Eschwege gewachsenen Varinas.

Wir saßen stumm.

Sie bemerkte unsere Verwunderung und fuhr auf die Pfeife deutend, gleichsam erklärend fort:

„Alles von der großen armée. Vive l'Empereur! bei den Spaniolen war's zu heiß, bei den Russen zu kalt, aber die Alte lebt doch noch. Sie sind

alle todt, der kleine Korporal, der Soult, der Ney — La grande armée est morte, die Alte lebt noch — bis sie auch zur großen Armee geht."

Unser Erstaunen kann sich Niemand denken, oder er müßte mit einem Male einen Stein haben reden hören. Wir kannten die Alte seit Jahren, daß sie französische Brocken gelegentlich hinwarf, hatte uns nie verwundert, hatte doch die sieben Jahre andauernde Herrschaft der Franzosen so Manches von ihrer Art im Landvolke zurückgelassen. (Schluß folgt.)

De Pingestmä.[1])

Gedicht in niederhessischer Mundart.
(Unteres Schwalmgebiet, Kreis Fritzlar.)

Des Annemorth un's Trinlies,
En jeres hott fing [2]) Borsch.
Es fing zwee staatsche Jongen,
Schmätt's Hänn's und Gräben Schorsch.

Nü worsch uff Pingestobed,
Der Schorsch säht: Gürre Nocht!
Gikkt erscht noch no sin Pären [3])
Un hott derbi gedocht [4]):

„Des Annemorth, dos luert
Gewäß nü uff ne Mä.
Es gitt mä sist keng Mailchen[5]),
Bann ich's dobränn versäh."

Do nimmt hä sich de Borde [6])
Un macht sich heemlich furt.
Der Färschter es derheeme [7]),
Dos hott he obgelurt [8]).

De allerschinsten Mäen [9])
Stenn dunne[10]) glich bim Pod [11]).
Hibsch hoch, un breet, un grine,
Weeß Gott, es äß en Stoot!

Do knakkerts därch de Bische.
„No, wangerts ärgend hie?" [12])
Nee 's es je nürt der Hännes,
Der schlicht sich öch herbi.

Jüch! Do hott's gürre Zieren [13]),
Der äß uff glicher Spür.
Der sicht [14]) fär's schworze Trinlies
Sich öch ne Mäe nür.

„Bann dos der Färschter härrte,
Bi do de Borden schlohn [15]).
Der flüchte, alle Deiwel!
Un zengete [16]) ins ohn."

So säht [17]) der Hännes lostig
Und huckt sin Mäbüsch uff.
Der Schorsch säht: „Wäll's öch glöben,
Wißt hä's, hä lurte druff."

Des Annemorth un's Trinlies
Die hon sich dick gedohn [18]),
Bi Pingsten vär der Dhäre [19])
Se ähren Mäbusch sohn [20]).

Der Färschter sog [21]) en öch glich,
Hä flücht un hott gezischt:
„Könnt' ich die Kerl's nur finden!
Hätt' ich die nur erwischt!"

Frida Storck.

---

[1]) Pfingstmaibaum. [2]) seinen. [3]) Pferden. [4]) dabei gedacht. [5]) Küßchen. [6]) die Axt. [7]) zu Hause. [8]) abgelauert. [9]) Maibäume. [10]) stehen nahe. [11]) am Wege. [12]) wandert's, soviel als: spukt es irgend hier? [13]) gute Zeiten. [14]) sucht. [15]) schlagen. [16]) zeigte. [17]) sagte. [18]) dick gethan. [19]) Thüre. [20]) sahen. [21]) sah.

Später Frühling.

(1891.)

Nun bricht der Lenz mit Macht herein
Mit Blumenduft und Sonnenschein;
Nach langer, banger Winternacht
Ist er zu neuer That erwacht!

In Wald und Feld, in Baum und Strauch
Weht seines Odems Schöpfungshauch;
Es pocht in jedem Zweig und Ast
Und lebt und webt ohn' Ruh und Rast.

Am Himmel froh die Wolken zieh'n,
Im Thale tausend Blumen blüh'n,
Am Apfelbaum die Knospe springt,
Ihr süßer Duft die Luft durchdringt.

Das Herz ist einem gar zu voll,
Man weiß nicht, wie man's sagen soll,
Zu rühmen all die Herrlichkeit,
Die uns der schöne Frühling beut.

Der Himmel ist so klar und blau,
Die Lüfte weh'n so mild und lau;
Es klingt und rauscht und grünt und blüht,
Die Liebe singt ihr hohes Lied.

Horch! Kuckucksruf im grünen Hag
Und Drossel-, Amsel-, Finkenschlag;
Doch übertönt die Sänger all'
Im Fliederbusch Frau Nachtigall.

Zieh', Lenz, in jedes Herz hinein
Mit deinem Licht und Sonnenschein;
Zieh' ein in jede Menschenbrust
O Frühlingsglaube, Himmelslust!

Auch mir zieht Freude durch's Gemüth,
Die wird zum neuen Frühlingslied,
Wie ich so manches schon erdacht
Zum Preis der holden Frühlingspracht.

Marburg, am Himmelfahrtstage 1891.

H. Haase.

Aus alter und neuer Zeit.

Skizzen aus der hessischen Kriegsgeschichte.

Von Freiherrn Maximilian von Ditfurth, weiland kurfürstlich hessischem Hauptmann.

XX.

Gefecht bei Spencer's Plantage unweit Williamsburg in Briginien am 26. Juni 1781.

Als im Sommerfeldzuge von 1781 in Virginien das englisch-hessische Korps unter Lord Cornwallis seinen Rückzug von Richmond nach Williamsburg hin antrat, ward der englische Oberstlieutenant Simcoe beauftragt, mit einem 5—600 Mann starken Streifkorps leichter Truppen (worunter auch eine Abtheilung hessischer Jäger unter Hauptmann Ewald) längs des Chicahominyflusses nicht nur die rechte Flanke des sich zurückziehenden Korps zu decken, sondern dabei auch noch so viel als möglich Lebensmittel und Schlachtvieh beizutreiben.

Oberstlieutenant Simcoe, ein ausgezeichneter Führer leichter Truppen, entledigte sich dieses Auftrages mit großem Geschicke. Er trieb nicht nur reiche Beute zusammen, sondern erreichte mit derselben auch ungefährdet Cooper's Mühle, welche nur noch vier Meilen von Williamsburg entfernt war, obschon eine zwei bis drei Mal überlegene Anzahl amerikanischer und französischer Truppen unter dem später noch so berühmt gewordenen Marquis de Lafayette und dem Baron Steuben ausgeschickt worden war, ihm die gemachte Beute wieder abzujagen.

Da Oberstlieutenant Simcoe in dem bei Cooper's Mühle während der Nacht zum 26. Juni bezogenen Bivouak Nachricht erhielt, daß der Feind die größten Anstrengungen mache, ihn doch noch einzuholen, so ließ er den Train der erbeuteten Lebensmittel und des Schlachtviehs, unter Begleitung der Infanterie am folgenden Tage (den 26. Juni) schon um 2 Uhr Morgens von da wieder aufbrechen und den Marsch nach Williamsburg fortsetzen. Um aber den nachdringenden Feind aufzuhalten, blieb er mit der Kavallerie bei Cooper's Mühle stehen, folgte dann, da weit und breit von demselben nichts zu entdecken war, dem Train langsam nach, und holte ihn auch gegen 7 Uhr Morgens etwa noch anderthalb Meilen vor Williamsburg, bei Spencer's Plantage, wieder ein.

In Folge der ihm hier zugehenden Benachrichtigung, daß das Hauptkorps unter Lord Cornwallis am Abend vorher, ebenfalls ohne im mindesten vom Feinde verfolgt worden zu sein, bereits bei Williamsburg eingetroffen sei und daselbst Stellung genommen habe, und da namentlich seine Infanterie durch die seit mehreren Tagen zurückgelegten starken Märsche bei großer Hitze, und dem abermaligen frühen Aufbruche an diesem Morgen sehr erschöpft schien, auch Meldung einlief, daß eine der Seitenpatrouillen ganz in der Nähe eine Heerde von mehr als hundert Stück sehr guten Schlachtviehs aufgefunden habe, welche noch beizutreiben sehr wünschenswerth erschien, so ließ Oberstlieutenant Simcoe die Truppen hier jedoch wieder Halt machen und ruhen, obgleich wie er gegen seine Begleiter selber äußerte, dieses eigentlich ein hierzu wenig geeigneter Platz wäre.

Die von Cooper's Mühle nach Williamsburg führende Straße — ward nämlich bis etwa achthundert Schritte oberhalb Spencer's Plantage zu beiden Seiten von dichtem Urwald begrenzt.

Da, wo sie aus dem Walde heraustrat, lag zwar links derselben das geklärte, zu Spencers Plantage gehörige Ackerland, und ebenso erstreckte sich rechts derselben ein wellenförmiges offenes Gelände nach einem Bache hin, an welchem eine zweite Farm, Lee's Plantage, belegen war. Indessen bog sich die bis dahin von Norden nach Süden laufende Straße bei Spencer's Plantage fast in einem rechten Winkel nach Osten und trat alsbald an deren Südrand wieder dichter Wald heran, so daß die Umsicht überall eine sehr beschränkte war.

Da die Kolonne den Bogen, den hier die Straße beschrieb, bereits umgangen hatte, als Halt gemacht wurde und die Truppen in der Ordnung lagerten, die sie in der Marschkolonne innegehabt hatten, so kam Spencer's Plantage gerade vor die Mitte ihrer Front zu liegen. Ebenso lagerten demgemäß die hessischen Jäger, welche bis dahin die Vorhut gebildet hatten, auf dem äußersten rechten Flügel, während die Reiterei ihren Ruheplatz auf dem äußersten linken Flügel unweit Lee's Plantage nahm, von wo aus solche abtheilungsweise ihre ebenfalls sehr erschöpften Pferde in dem dort vorüberfließenden Bache zu tränken begann.

Zwar geschah alles dieses unter dem Schutze zweckmäßig ausgestellter Posten, zu deren besserer Verbindung unter einander auch in die, die Felder umhegenden Holzzäunen Lücken gebrochen wurden. Da jedoch durch das über diese Posten hinaus und zwischen solchen herum stattfindende Umherlaufen vieler nach Wasser und Erfrischungen suchender Leute eine große Unruhe herrschte, so scheint dadurch die Aufmerksamkeit derselben von der Beobachtung der vorliegenden, ohnehin nur einen beschränkten Gesichtskreis darbietenden Gegend vielfach abgelenkt worden zu sein, so daß es dem Feinde gelang, völlig unbemerkt in große Nähe heranzukommen.

Derselbe war nämlich durch die Klagen der Landbewohner, welche über die Beraubung ihres Viehes im höchsten Grade erbittert waren, nicht nur zur

äußersten Kraftanstrengung angeregt, sondern auch von denselben auf verborgenen Richtwegen dergestalt geleitet und geführt worden, daß er in dem Momente bei Cooper's Mühle eintraf, als eben Oberstlieutenant Simcoe von da mit der Reiterei abmarschirte, und derselben sodann auf dem Fuße nachgefolgt. Da man von englischer Seite während des Haltes bei Spencer's Plantage nur Posten aussetzte, es jedoch versäumte, auch noch Patrouillen wieder eine Strecke weit auf dem eben zurückgelegten Wege vorgehen zu lassen, so war man dieses bei dem waldbewachsenen Gelände nicht gewahr geworden.

Durch die ortskundigen Führer berathen, beabsichtigte der feindliche Befehlshaber Marquis de Lafayette zunächst in aller Heimlichkeit das lagernde Korps von der Straße nach Williamsburg abzuschneiden und dann erst zu einem überraschenden Angriffe gegen dasselbe vorzubrechen.

Diese Absicht würde auch wahrscheinlich bei dem überall den Gesichtskreis beengenden Walde gelungen und dadurch das Detachement unter Oberstlieutenant Simcoe ohne Zweifel gänzlich vernichtet worden sein, wenn nicht der Führer der feindlichen Reiterei sich hätte verleiten lassen, gegen einige noch außerhalb der Postenlinie Vieh herbei treibende Soldaten der Simcoe'schen Abtheilung vorzeitig vorzubrechen. Glücklicherweise wurde dies aber von einem in der Nähe von Lee's Plantage auf dem Felde umher reitenden englischen Trompeter bemerkt. Derselbe blies in Folge dessen nicht nur sofort Allarm, sondern lockte auch noch, schlau, gewandt und gut beritten, wie er war, die feindliche Reiterei hinter sich her, zunächst nach einer falschen Richtung hin und in das Feuer eines Piquets Infanterie. Dann eilte er in vollem Rosseslauf nach Lee's Plantage und allarmirte die dort mit dem Tränken ihrer Pferde beschäftigten englischen Reiter noch zeitig — abermals wieder sehr umsichtig — nicht durch Allarmblasen, sondern nur durch den Zuruf: Auf! Auf! zu Pferd! zu Pferd! die Rebellen sind da!

Nicht minder entschlossen führte Rittmeister Schenk, der sie kommandirte, solche sofort zum Angriffe vor, und da der Feind durch die List jenes Trompeters (Barney war der Name des Braven) getäuscht, die englische Reiterei nach einer ganz anderen Seite hin lagernd vermuthete, so gelang es auch dem Rittmeister Schenk, durch Trompeter Barney geführt, dieselbe unvermuthet in die Flanke zu fassen, und sie gänzlich aus einander zu sprengen.

Eben so rasch entschlossen befahl auch Oberstlieutenant Simcoe dem Major Armstrong, mit der gleich beim ersten Lärm rasch in's Gewehr geeilten diesseitigen Infanterie die inzwischen aus dem Walde bei Spencer's Plantage heraustretende feindliche Infanterie — in gewohnter Weise — sofort in Kompagnie-Kolonnen mit dem Bajonett anzugreifen.

Zwar äußerte Major Armstrong anfänglich Besorgnisse, dabei leicht in beiden Flanken umgangen werden zu können, worauf ihm jedoch Oberstlieutenant Simcoe entgegnete, daß er dafür sorgen wolle, seine linke Flanke zu sichern, und überzeugt sei, daß so lange Hauptmann Ewald am Leben und die hessischen Jäger beisammen wären, eben so auch der Feind nicht in dessen rechte Flanke kommen würde.

In der That, während Oberstlieutenant Simcoe durch geschickte Führung der wieder gesammelten Reiterei des Rittmeisters Schenk und auf das trefflichste von einer Abtheilung abgesessener reitender Jäger unter Hauptmann Althaus unterstützt, den rechten Flügel des Feindes in Schach hielt, hatte auch Hauptmann Ewald sofort den äußerst verdienstvollen Lieutenant Bickel*) mit einer Abtheilung hessischer Jäger abgeschickt, um die linke Flanke des Feindes zu umgehen. Zwar hatte inzwischen der Feind hinter dem hohen Holzzaune (Fence), der das geklärte Feld der Spencer's Plantage von dem Walde abschied, eine sehr vortheilhafte Stellung genommen und empfing die zum Angriffe gegen ihn vordringende englische Infanterie mit einem mörderischen Feuer, diese ließ sich jedoch hierdurch nicht aufhalten, sondern beeilte sich, als sie merkte, daß jene Feinde hauptsächlich aus Büchsenschützen oder sog. Riflemännern beständen, nur um so mehr an solche heranzukommen. Wie nämlich die Erfahrung gelehrt hatte, war die Wirkung der von jenen amerikanischen Büchsenschützen geführten sog. Rifles im Tirailleur- und Einzel-Gefecht allerdings sehr furchtbar. Dagegen erforderten diese Büchsen, bei ihrer übermäßigen Länge nicht nur stets sehr viel Zeit zum Laden, sondern erheischten, wegen ihrer feinen und verwickelten Visierung, auch nicht weniger große Ruhe beim Zielen, weshalb ihr Massenfeuer meist weit weniger mörderisch als das gewöhnlicher Musketen sich erwies und überhaupt jene Riflemänner, weil ihre Kugelbüchsen ohne Bajonett waren, nichts mehr als den Bajonettangriff scheuten.

Da nun vollends jene feindliche Infanterielinie durch die dagegen vorgesendete Abtheilung unter Lieutenant Bickel lebhaft in der linken Flanke und durch eine von dem Oberjäger Sippel geführte Abtheilung sogar in dem Rücken beschossen wurde, hielt solche auch dem Bajonettangriffe englischer Infanterie nicht Stand. Sie eilte vielmehr in wilder Unordnung nach dem Walde, woraus sie hervorgekommen war, auch wieder zurück, wobei sie eine Strecke weit von den hessischen Jägern verfolgt wurden. Hierdurch gewann aber Oberstlieutenant Simcoe Zeit, bevor

---

*) Alexander Bickel ein sehr tüchtigter Offizier, fand 1810 als westphälischer Forstinspektor ein trauriges Ende, indem er aus Unvorsichtigkeit in einem der bei Schmalkalden befindlichen Schachte des Stahlberges zu Tode stürzte.

der Feind sich wieder zu sammeln vermochte, seinen Marsch von Neuem fortzusetzen. Zwar brach der Feind hierbei abermals zur Verfolgung vor, doch leisteten die hessischen Jäger demselben so nachdrücklichen Widerstand, daß Oberstlieutenant Simcoe doch noch glücklich mit sämmtlichen mitgeführten Vorräthen an Lebensmitteln und Schlachtvieh Williamsburg erreichte.

Der in diesem Gefechte von der Abtheilung des Oberstlieutenant Simcoe erlittene Verlust belief sich auf 3 Offiziere und mehr als 50 Mann an Getödteten und Verwundeten (1 Todter und 3 Verwundete von den hessischen Jägern). Noch größer aber war der Verlust des Feindes, indem er allein 5 Offiziere und 60 Mann an Gefangenen eingebüßt hatte.

Aus Heimath und Fremde.

Am 30. April waren es 50 Jahre, daß Herr Gymnasialdirektor a. D. Geheimer Regierungsrath Friedr. Münscher in Marburg zum Doktor der Philosophie promovirt wurde. Mit Dankbarkeit, schreibt das „Marburger Tageblatt", und mit Freude erinnern sich alle die, welche das Glück hatten unter seinem Direktorate das Marburger Gymnasium zu besuchen, der Schulzeit. Von diesen Gefühlen geleitet, haben die in Marburg anwesenden ehemaligen Schüler ihrem lieben alten „Herrn Direktor" am frühen Morgen durch ein Ständchen der Jägerkapelle ihren Morgengruß zum Jubelfeste entgegengebracht. Während des Chorales wurde dem Jubilare eine einfache Adresse überreicht, welche die sämmtlichen Namen der Betheiligten enthielt. So bescheiden auch die Aufmerksamkeit der ehemaligen Schüler für ihren Direktor gewesen ist, so ist sie doch ein herrliches Zeugniß für die Beliebtheit, deren sich der langjährige Leiter des Marburger Gymnasiums auch noch lange nach seinem Scheiden aus dem Amte zu erfreuen hat. — Die Universität ließ durch eine Deputation ihre Glückwünsche ausdrücken und erneuerte dem Jubilar das Doktordiplom. Ebenso ließen auch das Marburger königliche Gymnasium und das Realprogymnasium durch Deputationen gratulieren, denen sich die Spitzen der Behörden, mehrere Vereine und viele dem Jubilare nahe stehende Freunde und Verehrer anschlossen.

Briefkasten.

Verschiedene, zur Aufnahme in die heutige Nummer bestimmte Artikel, darunter namentlich auch Bücherbesprechungen, haben wir wegen absoluten Mangels an Raum für später zurückstellen müssen. Indem wir dies zur Kenntniß der geehrten Herren Einsender bringen, bitten wir, die dadurch hervorgerufene Verzögerung gütigst entschuldigen zu wollen. Die Redaktion.

Anzeigen.

☛ Hierbei eine Beilage: „Hessische Offiziere in Preußischen Diensten" von einem früheren Kurhessischen Offizier. (3. Fortsetzung.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 11. Kassel, 3. Juni 1891.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1891 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2847.

„Leg' Deinen Arm in meinen Arm."

Leg' Deinen Arm in meinen Arm,
Vertrau' ihn keinem Andern,
Die Luft ist lau, die Nacht ist warm,
Laß' in die Nacht uns wandern.

Wie liegt sie da in hehrer Ruh',
Vom Mondenlicht durchwoben!
O, keusch wie diese Nacht bist Du,
Und wie der Mond da droben.

Es hat den Strom der Sterne Bild
Vergoldend überzogen,
So hast auch Du mein Herz gestillt
Und seine wilden Wogen.

Die Blumen, die am Ufer steh'n
Und duftbeladen schwanken,
Im stillen Strom den Himmel seh'n
Mit allen Gott-Gedanken.

O schmieg' Dich fester an mich an,
Mir ist, wie ich jetzt gehe,
Als hätt' ich nie ein Leid's gethan.
— So heiligt Deine Nähe!

San Salvador (am Stillen Ocean), im April 1891.

Ricardo Jordan.



Faience- und Porzellanfabriken in Alt-Kassel.

Von Professor Dr. A. von Drach.

(Fortsetzung.)

Die Fabrik erforderte bedeutenden Geldzuschuß, zumal für sie im Jahre 1770 neue Gebäude vor dem Weisensteiner Thor hergestellt werden mußten; statt des bisher üblichen Wochenlohns wurde deshalb u. A. auch Bezahlung der Arbeiter nach Stückarbeit eingeführt. Eine von dem Verwalter der Fabrik, Johann Heinrich Schultze, welcher zugleich als Rechnungsführer und Spediteur fungirte, vorliegende Zusammenstellung der bis zum 15. September 1771 von Landgrafen für die Fabrik gemachten Aufwendungen hat folgenden Wortlaut:

„Extract hochfürstl. Porcellainfabrique-Rechnungen, was zu Anleg- und Fortsetzung dieser Fabrique aus hochfürstl Cammerschreiberey an Verlagsgelder bezahlet worden. Als

1764	400 Thlr.	— Alb.	— Hlr.
1766	2906 „	4 „	— „
expost ist zugerechnet	132 „	29 „	— „
1767	3529 „	3 „	11 „
1768	1943 „	16 „	— „
1769	4321 „	— „	— „
1770	280 „	— „	— „
1771 bis den 15. September	3165 „	— „	5½ „
Summa	16687 Thlr.	21 Alb.	4½ Hlr.

Auch Waitz half öfter mit Geld aus und streckte z. B. im Jahre 1770 nach und nach 925 Thlr. vor, für die er wohl nur durch Entnahme von Waaren sich schadlos halten konnte.

Im Jahre 1770 waren nach einer uns vorleigenden Abrechnung 1416 Thlr. 23 Alb. 9½ Hlr. mehr ausgegeben als eingenommen.

Der Absatz der Waaren war zu unbedeutend; in der Lätare-Messe des Jahres 1771 wurden beispielsweise, wie eine noch vorhandene Spezifikation zeigt, nur für 15 Thlr. 19 Alb. 4 Hlr. aus der in den sog. „Boutiquen“ befindlichen Niederlage verkauft, und finden sich z. B. in einer der eben erwähnten Abrechnung beigefügten „Tabelle des vorräthigen, verkauften ꝛc. Porcellains“ im Vorrat 1285 gute, 3566 Mittel- und 7310 Ausschußtassen verzeichnet, von denen innerhalb Jahresfrist nur 61, bezw. 62 und 181 abgesetzt wurden; von 55, 216 und 240 angefertigten, in gleicher Weise nach der Qualität klassifizirten Tellern war nur einer verkauft worden. Um die Waaren zu Geld zu machen, wurde 1770 eine Porzellanlotterie veranstaltet. Jedes Loos gewann, außerdem waren vier Hauptgewinne dabei, darunter als erster ein großes Tafelservice für 150 Thlr. Aber trotz alledem fanden die Loose schlechten Absatz und wurden nicht alle verkauft. Die Fabrik wurde deshalb fort und fort mit Schaden betrieben. Den Landgrafen tröstete man, daß man sehr viele Waare auf Lager habe, die großen Werth repräsentire. Auch später versuchte man noch öfter durch Lotterien und Auktionen sowie durch Niederlagen in den größeren Landstädten den Absatz zu befördern; es fehlte jedoch die nöthige Kauflust oder eigentlich die Kaufkraft bei der Bevölkerung; ein Umstand, dem Waitz im Jahr 1767 schon mit folgenden Worten Ausdruck gegeben hatte: „Nur sehe ich noch nicht, wie der aller größeste Fehler zu retressiren sey, solange der Bürger und Bauer es vor keine Nothwendigkeit hält aus Porcellain zu essen und zu trinken, oder seine Wohnung damit auszuzieren“.

Nichtsdestoweniger war man bestrebt, die Leistungen der Fabrik in künstlerischer Beziehung zu heben, und wurden namentlich durch einen berühmten Poussirer Frutt aus Kelheim eine Reihe von Thieren und Thiergruppen hergestellt, die später in den Brandzetteln und Inventaren Erwähnung finden. Als Obermaler war seit dem 17. September 1768 ein geborener Kasselaner, Johann Heinrich Eisenträger, welcher vorher in Fürstenberg angestellt gewesen war, bewonnen worden, von dem sich im Museum noch verschiedene Arbeiten vorfinden.[1]) Eine

1) Man vergleiche hierüber: A. Lenz, die Landgräfliche Porzellan-Manufaktur zu Kassel, im Jahrbuch der Königl. Preußischen Kunstsammlungen. Bd. II, S. 219 ff.

Uebersicht über die damaligen und die aus den nächsten Jahren, in denen die Fabrik, was die künstlerischen Leistungen angeht, wohl ihren Höhepunkt erreichte, stammenden Fabrikate gibt ein im Juli 1776 aufgestelltes Inventar, welches den Werth der vorhandenen Waaren auf 11892 Thlr. 28 Alb. 6 Hlr. berechnet, zu denen eigentlich noch 716 Thlr. 13 Alb. 10 Hlr. zugerechnet werden müßten für „Waaren, so auf gnädigsten Befehl versendet, aber noch nicht bezahlt seien". Es handelte sich hierbei jedenfalls um Geschenke des Landgrafen an befreundete Fürsten. Als werthvollste Stücke dieses Verzeichnisses seien hier erwähnt: 4 Fliesen mit Porträts für 100 Thlr., 4 Bacchusgruppen für 40 Thlr., 6 Pferdezwinger für 43 Thlr. 16 Alb., 1 stehende Venus für 4 Thlr., 4 Hirschgruppen für 40 Thlr., 15 Sommer-, Herbst-, Frühjahr- und Wintergruppen für 146 Thlr.; außer vielen Thiergruppen und einzelnen Thieren sind zu bemerken: Bettlergruppen, die Dianagruppe, die Pallasgruppe sowie zahlreiche Figuren von 12 Zoll Höhe bis zu $1\frac{1}{2}$ abnehmend.

Wie man früher darauf bedacht gewesen war, die Unkosten bei der Fabrikation durch möglichste Verwendung inländischer Materialien herabzumindern, so hatte man versucht, auch durch Ausbildung von Inländern zur Porzellanarbeit, weil sie weniger Lohn erforderten, als die ab- und zugehenden fremden Künstler, die Herstellungskosten zu verringern; durch Beides wurde jedoch sicher die Leistungsfähigkeit der Fabrik in technischer wie in künstlerischer Beziehung nicht gefördert, sondern es konnte dadurch nur ihre Konkurrenzfähigkeit beeinträchtigt, also ihr Untergang beschleunigt werden. Die Produktion geht denn auch mehr und mehr zurück, zumal nun neue Erzeugnisse zu Kassel hergestellt zu werden beginnen, welche das Porzellan in ähnlicher Weise verdrängen, wie durch dasselbe einst die Faience außer Mode gebracht worden war. Ein Urtheil über die Porzellanfabrikate, sowie über jene neuen Produkte findet sich in den 1781 erschienenen „Briefen eines Reisenden über den gegenwärtigen Zustand von Cassel" wo es auf Seite 185 heißt:

„Es wird eine Art Porcellainerde in dem Land gegraben, welche dann in der vor dem Weisensteinerthor gelegenen Fabrique verarbeitet wird. Bey diesem Porcellain ist zwar die Malerei ziemlich gut, die Modelle sind auch nicht zu verwerfen und die Gruppen von Figuren sind ganz artig; aber die Masse selbst ist nicht fein, und das Porcellain daher nicht weiß genug, es ist also nicht an und vor sich selbst, sondern, weil es ein Landesprodukt ist, zu schätzen; auch hat es keinen großen Abgang.

Weit nützlicher, schöner und besser in seiner Art ist das Englischerdartige Geschirr, wovon zugleich eine beträchtliche Fabrique zu sehen ist. Es wird dieses Geschirr aus eben derselben Erde verfertigt, und ist auf zweierley Art eingerichtet, nämlich in seiner natürlichen Farbe, die weißgrau, und der bekannten Pfeifenerde sehr ähnlich ist, oder man kann es auch mit einer schönen gelben Glasur überzogen haben, womit es dem bekannten Englischen Geschirr sehr nahe kommt, und von eben so gutem Gebrauch ist. Die Modelle sind sehr artig, und hat es vor dem gewöhnlichen Faience den Vorzug, daß es stärker ist, und wenn ein Stückchen davon abspringt, keine so häßlichen braunen Flecken, wie bey jenem vorkommen; es kann auch einen weit höheren Grad von Hitze vertragen, wie jenes; ist weit schöner, und hat bey so vielen Vorzügen auch noch diesen, daß es in der Fabrique selbst ohngefähr um den zehnten Theil wohlfeiler zu haben ist, als anderer Orten das allgemein bekannte Fayence, das in so vielen Städten Deutschlands verfertigt wird; welches denn nicht wohl möglich wäre, wenn diese Fabrique nicht auf Rechnung des Herrn Landgrafen geführet würde. Dieses Geschirr hat auch starken Abgang, und wird an kleinen Orten öfters vor ächte Englische Waare verkauft.

Es werden auch in dieser Fabrique große und kleine Vasen nach Englischer Art, von unterschiedenen Farben, mit und ohne Verguldungen verfertigt, welche denn einen recht artigen Zierrath machen, und auch um einen sehr billigen Preis zu kaufen sind.

In der nämlichen Reihe von Häusern hat der dortige Hofkonditor eine Fabrique von dergleichen Vasen angelegt, die in allem Betracht angeführt zu werden verdient.

Er verfertigt nämlich aus der beschriebenen Erde, nur gedachte Vasen nach Englischer Art, und zwar von verschiedener Größe und unterschiedenen Figuren, auch ganze Garnituren von verhältnißmäßiger abnehmender Größe, von vielerley Farben mit schönen Verguldungen, geschmackvollen Zierrathen, und den schönsten Modellen, auf das zierlichste gearbeitet, fast so schön als die, so man in England in diesem Geschmack verfertigt, um einen weit geringern Preis aber haben kann.

Die kleinen Statuen und Brustbilder, von ganz dunklem, beynahe schwarzfarbigter Bronce, ahmt er so treffend und in so gleicher Farbe nach, daß das Auge in einer kleinen Entfernung dadurch betrogen, und das Urbild von dem nachgeahmten nicht leicht kann unterschieden werden, wie man denn ihm überhaupt muß Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er ein Mann von vieler Geschicklichkeit ist und verdienet, daß ich

ihm noch am Ende meines Briefes dieses Lob ertheile."

Was zunächst die sog. gelbe Steinfaience betrifft, wie die erwähnte Imitation des englischen Steinguts damals in Kassel genannt wurde, so wurden die ersten Versuche in dieser Richtung von dem im Vorigen erwähnten Hofkonditor Simon Heinrich Steitz angestellt, und hatte derselbe am 27. September 1771 ein Privilegium für seine Waaren erhalten. Nachdem Steitz jedoch fast sein ganzes Vermögen in diese Unternehmung gesteckt hatte, konnte er die Sache nicht weiter mehr fortführen und mußte froh sein, daß er im Jahr 1774 sein Etablissement gegen eine ziemlich mäßige Entschädigung an den Landgrafen bezw. die Kriegs- und Domainenkammer überlassen konnte. In der Zwischenzeit war durch den k. polnischen Generalmajor Baron Le Fort in der unmittelbaren Nähe der fürstlichen Porzellanfabrik vor dem Weißensteiner Thor als Aktienunternehmen eine „Fabrique von feuerfesten Steingefäßen" im großartigsten Maßstabe begonnen worden; das vom Landgrafen unterm 19. Mai 1772 ertheilte Privilegium begünstigte diese Anlage in hervorragender Weise, und war auch Steitz auf speziellen Wunsch des Landgrafen veranlaßt worden, der Sache näher zu treten, um wo möglich die in seinem Hause sowie in seiner Werkstätte (im sog. Loch) befindlichen eigenen Etablissements damit zu vereinigen; Steitz hatte sich zunächst erboten, die Herstellung mannigfacher feinerer Gegenstände zu leiten, während im Allgemeinen Steinzeug nach Grenzhäuser Art verfertigt werden sollte. Wegen mangelnden Kapitals und Absatzes trat jedoch, noch ehe die Fabrik einigermaßen in Betrieb kam, Konkurs ein, und übernahm die landgräfliche Regierung, welche mit circa 5000 Thaler am Aktienkapital betheiligt war, die Gebäude im Jahre 1774, also zur selben Zeit, wo Steitz seine Fabrik an den Staat abgab.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Beitrag zur Rechtsgeschichte der Testamente der altfuldaischen Geistlichen.

Bekanntlich hat Heinrich von Bibra, Fürstbischof von Fulda, durch das in der kirchenrechtlichen Literatur vielgenannte sog. Indult vom 1. Dezember 1764 den sämmtlichen Benefiziaten und sonstigen Geistlichen der damaligen Diözese Fulda unter der Bedingung, daß dieselben zu dem damals schon bestehenden Diözesanemeritenfonds nach bestimmten Abstufungen jährliche Beiträge zu zahlen hatten, das doppelte Privilegium ertheilt, über ihren Nachlaß, sei es durch Testament, sei es durch Intestaterbfolge, zu verfügen, und zugleich ihren letzten Willen ohne Einhaltung der zivilrechtlich vorgeschriebenen Formen zu errichten (vergl. Kersting, Die Sonderrechte im Kurfürstenthum Hessen.. Fulda 1857. S. 97—106. Thomas, Fuldaisches Privatrecht. Band 3. § 570—572. S. 151—157), während nach dem Zeugnisse von Thomas (a. a. O. S. 151) früher nur einem oder dem anderen Geistlichen von dem bischöflichen Landesherrn aus besonderer Gnade die Ermächtigung ertheilt wurde, über das im geistlichen Amte erworbene Vermögen letztwillig zu verfügen, in allen anderen Fällen der bischöfliche Fiskus an Erbesstatt in den Besitz des Nachlasses der Geistlichen eintrat.

Bisher war man nun allgemein der Ansicht, daß das genannte Indult das erste seiner Art in der Diözese Fulda gewesen sei, ein bleibendes Privilegium zur letztwilligen Verfügung über ihr Vermögen keiner einzigen Kategorie von Geistlichen dortselbst zugestanden habe.

Gleichwohl sind wir bei Gelegenheit von eingehenderen Studien über die im Laufe des Mittelalters entstandene aktive Testamentsfähigkeit der Geistlichen in Deutschland auf eine Ausnahme zu Gunsten der Mitglieder des Kollegiatstifts zum heiligen Kreuze in Hünfeld vom 6. Juni 1402 gestoßen, die wir hier im Interesse der vaterländischen Geschichte mittheilen zu sollen glauben.

Es findet sich nämlich in den von dem fürstbischöflich Freisingischen und Regensburgischen Geistlichen Rathe Andreas Mayer in seinem Thesaurus Novus Iuris Ecclesiastici potissimum Germanici seu Codex Statutorum Ineditorum Ecclesiarum Cathedralium et Collegiatarum, Tom III. Ratisbonae 1793. Pag 541—546, veröffentlichten Statuta Antiquissima Ecclesiae Collegiatae Sanctae Crucis in Hunfeld per Reverendissimum in Christo Patrem et D. D. Ioannem de Merlaw Abba-

tem Fuldensem Data Anno MCCCCII die nachfolgende Bestimmung: „§ 12. Statuimus etiam et inviolabiliter observari volumus, quod quilibet Capitularis et Vicarius Ecclesiae Nostrae in Inventione sanctae Crucis in loco Capitulari Decano et Capitulo ibidem praesentibus publice et expresse singulis annis suos testamentarios manufideles, sive ultimae suae voluntatis Exsecutores eligere debent, et disponere de suis, secundum quod sibi pro salute animae suae videbitur expedire, et ibidem ante omnia Domino nostro Abbati Fuldensi tamquam nostro Episcopo et Ordinario unum Fertonem propter defensionem et manutenentiam earundem voluntatum ultimarum legare debet.“ Der Herausgeber fügt in der Anmerkung b) bei: „Ferto dicitur quarta pars marcae et idem est ac Fertung, Fierding; marcum autem germanicum viginti solidorum pretium habuisse, e speculo Saxonico lib. 3. art. 45. § 3. eruimus.“

Zu Deutsch lautet diese Verfügung: Wir bestimmen auch und wollen unverbrüchlich beobachtet wissen, daß jeder Kapitular und Vikar unserer Kirche am Feste der Auffindung des heiligen Kreuzes in dem Kapitelssaale in Gegenwart des Dekans und des Kapitels öffentlich und ausdrücklich jedes Jahr seine testamentarischen Treuhänder oder Vollstrecker seines letzten Willens erwählen und über sein Vermögen verfügen soll, wie das ihm für das Heil seiner Seele angemessen erscheinen wird, und daß er ebendaselbst vor allem unserem Herrn Abte von Fulda, als unserem Bischofe und Ordinarius, einen Ferto für die Vertheidigung und Aufrechterhaltung derselben letzten Willensmeinung hinterlassen soll."

Hiernach hatte der Fürstabt Johann v. Merlau (1395 – 1440), derselbe, der die Domkirche zu Fulda im Jahre 1414 mit dem sog. goldenen Rade und im Jahre 1435 mit der im September 1648 umgegossenen Osannaglocke (vgl. Brower, Fuldensium Antiquitatum Libri IV, pag. 326—327) beschenkte, den Kollegiatgeistlichen zum heiligen Kreuze in Hünfeld am 6. Juni 1402 („in crastino S. Bonifatii Episcopi et Martyris“) die Befugniß, Treuhänder oder Testamentsexekutoren zu ernennen und über ihren Nachlaß letztwillig zu verfügen, mit der Maßgabe ertheilt, daß sie an den jeweiligen Fürstabt von Fulda einen Ferto, d. h. den vierten Theil einer Mark Silber = fünf Schillinge für die Aufrechterhaltung des Testaments seinerseits zu legiren hatten.

Dieses Privilegium wurde zwar durch das oben genannte Indult des Fürstbischofs Heinrich von Bibra vom 1. Dezember 1764, das allen Geistlichen der damaligen Diözese Fulda ohne Unterschied die Errichtung von Testamenten in formloser Weise einräumte und das noch heute in der altfuldaischen Diözese mit Ausnahme des dermaligen Dekanats Geisa geltendes Zivilrecht bildet, antiquirt, bietet jedoch von dem rechtsgeschichtlichen Standpunkte aus ein bleibendes Interesse, und möge um deswillen durch die Aufnahme in dem „Hessenland" der Erinnerung erhalten bleiben.

Fulda.

Dr. Braun,
Domkapitular und Professor.

Der Erweiterungs- und Umbau des mathematisch-physikalischen Instituts der Universität Marburg.

Unter den in jüngster Zeit für die Universität Marburg in Betracht kommenden Bauten ist insbesondere auch der Erweiterungs- und Umbau des mathematisch-physikalischen Instituts von Bedeutung. Schon seit einer Reihe von Jahren zeigte sich das physikalische Auditorium mehr und mehr als zu klein, und wurde dasselbe bei der wachsenden Zahl der Zuhörer schließlich völlig ungenügend, ja sogar gesundheitsnachtheilig. Denn ein Raum, der eigentlich nur für 50 Zuhörer genügt hätte, mußte deren 120 und mehr aufnehmen. Abgesehen hiervon war es ein weiteres Bedürfniß: für die Praktikanten der Physik eine größere Zahl Arbeitsräume zu schaffen, insbesondere solche, welche eine solide Aufstellung von Präzisionsapparaten gestatteten. Da indeß das ältere Institut keineswegs als etwa baufällig oder für die Aufstellung einer Sammlung von physikalischen Apparaten ungeeignet erkannt wurde, so entschloß man sich, gemäß eines von dem jetzigen Institutsdirektor aufgestellten Programmes und Bau-Plans einen Erweiterungsbau bezw. Umbau vorzunehmen und zwar nach der Westseite des Hauptgebäudes hin, an welcher sich ein dem Institute gehörender Garten befand, der hinreichend Baufläche darbot, ohne daß von dem angrenzenden Grundstück des Anliegers, Rentier Quentin, weiteres Terrain angekauft zu werden brauchte. Die Grundfläche, welche so zur Verfügung stand, betrug 320 Quadrat-Meter. Auf ihr wurde sodann der eigentliche Erweiterungsbau errichtet, und besteht dieser aus den Räumlichkeiten des Souterrains, des Erdgeschosses, des Zwischengeschosses und des ersten

Stocks. Das Souterrain enthält die Heizkammer für die Zentral-Luftheizung, ferner einen Raum für Kohlen und einen solchen für die Aufstellung der Accumulatoren. Das Erdgeschoß enthält vier neue Arbeitsräume, nämlich einen ca. 70 Quadrat-Meter Grundfläche haltenden Arbeitssaal für Praktikanten, ferner zwei kleinere Arbeitsräume, ebenfalls für Praktikanten, und dann einen ca. 40 Quadrat-Meter Grundfläche darbietenden größeren Arbeitsraum, welcher speziell zur Verfügung des Extraordinarius für Physik gestellt wurde. Vor diesem Erdgeschoß liegt nach N. hin eine Veranda, welche ebenfalls für bestimmte Experimente benutzt werden kann. Das Mittelgeschoß enthält zunächst nur den Garderoberaum für die Studenten, welche die Experimentalphysik besuchen. Sodann aber wird dieses Mittelgeschoß auch vom großen neuen physikalischen Auditorium eingenommen, das nach obenhin noch die Höhe des zweiten Stockwerks vom älteren Institute beansprucht und so auch über den Raum der Garderobe hinübergeht. Dieses neue Auditorium besitzt einen Grundflächen-Raum von 164 Quadrat-Metern bei einer O.W.-Länge von ca. 16,9 und einer N.S.-Breite von ca. 9,7 Metern, während die Höhe 7 Meter beträgt. Die Sitzreihen erheben sich von O. nach W. terrassenförmig und bieten bequem für 168 Zuhörer Platz. Die Fensteranlage besteht auf der N. und S. Seite, sodaß der Zuhörer- und Experimentirraum von zwei Seiten Licht erhalten. Die Experimentirtische befinden sich dem entsprechend auf der O.-Seite, von der aus durch zwei Thüren die Verbindung mit dem älteren Institute hergestellt ist, dessen Fußboden in genau gleicher Höhe mit dem Fußboden des neuen Auditoriums liegt, sodaß in der bequemsten Weise auch die größeren Apparate hin und her transportirt werden können. Die künstliche Beleuchtung des Auditoriums kann in doppelter Weise geschehen, einmal nämlich mittelst Gasflammen: theils Siemens-, theils Schnittbrenner, und sodann durch elektrische Bogen- und Glühlampen.

Der Haupteingang für die Studirenden befindet sich am Westende des Erweiterungsbaues, und führt von ihm aus ein stattlicher Treppenaufgang insbesondere nach dem großen Auditorium hin, so daß die Zuhörer zunächst auf der obersten Terrasse der Sitzreihen in's Auditorium eintreten.

Durch den daneben stattfindenden Umbau des älteren Instituts wurden ebenfalls verschiedene Räume gewonnen. So zunächst im Erdgeschoß ein Arbeitszimmer für einen Privatdozenten der Physik und ferner ein Raum speziell für Spektralbeobachtungen. Sodann kam im ersten Stockwerk des älteren Gebäudes ein Vorbereitungszimmer für die Experimentalphysik und ebenfalls ein Dunkelzimmer für optische Experimente hinzu. Außerdem wurde das alte physikalische Auditorium durch eine Wand in zwei Theile geschieden, von denen nunmehr der eine ein sog. kleines Auditorium für theoretische Physik und Astronomie abgiebt, während der andere als Arbeitsraum für den Direktor verbleibt.

Eine sehr wesentliche Verbesserung und Hebung des ganzen Instituts wurde seit Jahresfrist dadurch erzielt, daß ein eigener Instituts-Mechaniker zur Anstellung kam. Derselbe richtete in einem ebenfalls durch den Umbau erhaltenen neuen Raume eine vollständige Werkstätte ein. Erst durch diese Einrichtung wird es ermöglicht, daß alle instrumentellen Bedürfnisse, soweit insbesondere eine rasche Ausführung von Reparaturen und Einrichtungen für die Vorlesungen und Uebungen der Praktikanten erforderlich ist, rechtzeitig befriedigt werden können. Da dieser Mechaniker auch als Vorlesungs-Assistent zu fungiren hat, so können auf diese Weise die Vorbereitungen für die Vorlesungen der Experimentalphysik in dauernder Weise besser gesichert werden, während früher der Institutsdirektor meistens nach je zwei Jahren viel Zeit darauf verwenden mußte, um den jedesmaligen neuen Vorlesungs-Assistenten wieder dahin zu bringen, daß er seine Stelle als solcher auch entsprechend versehen konnte. Selbstverständlich ist mit dem Institute auch noch ein erster Assistent verbunden, der in der Regel alle zwei Jahre wechselt und vorzugsweise die eigentlich wissenschaftlichen Arbeiten auszuführen hat und auch während der praktischen Uebungen die Studirenden mit zu unterweisen hat.

Rechnet man noch hinzu, daß seit Jahresfrist auch ein besonderer Diener angestellt wurde, dem die äußere Instandhaltung des Instituts, ferner die Besorgung der Zentralheizung und des Gasmotors obliegt, so kann das Institut jetzt über personelle Unterstützungen verfügen, die früher schmerzlich vermißt wurden.

In Summa sind hiernach durch den Erweiterungs- und Umbau des Instituts, vom großen neuen Auditorium abgesehen, zwölf größere und kleinere Arbeitsräume theils für die Dozenten, theils für Studierende hinzugekommen. Außerdem wurde es nun auch möglich, die vorhandene Sammlung von Apparaten entsprechender zu ordnen und zu schützen, da früher wegen der beschränkten Verhältnisse vielfach in Räumen gearbeitet werden mußte, die eigentlich nur für die Sammlung der Apparate bestimmt waren und diese dann auch sehr zusammengedrängt aufgestellt werden mußten.

Es muß sonach auch bezüglich des mathematisch-physikalischen Instituts in dankbarster Weise das anerkannt werden, was die preußische Regierung zu dessen Verbesserung und Hebung gethan hat, wie denn überhaupt die Universität Marburg sich seit der Einverleibung Kurhessens mit dem preußischen Staate ganz besonderer Fürsorge der Königl. Staatsregierung zu erfreuen hat.

M.

Die Botenfrau.

Eine Jugenderinnerung von Franz Treller.

(Schluß.)

Unsere Lieblingslektüre war natürlich die Beschreibung der Napoleonischen Feldzüge und vor Allem der Befreiungskriege. Ueberall waren noch Nachbarn, welche die letzteren mitgekämpft hatten, überall noch die stolze Erinnerung daran im Volke lebendig, noch immer der 18. Oktober ein Fest- und Freudentag, aber daß nun unsere gute Witzenhäuser Alte vom „kleinen Korporal", vom Marschall Soult und Marschall Ney sprach, die wir jungen Gelehrten aus dicken Büchern kannten, das war denn doch zu überraschend.

Während wir uns verblüfft anstarrten und leise Bemerkungen austauschten, hatte die Alte, da sich die Unmöglichkeit herausgestellt hatte den Weg zu Fuße fortzusetzen, mit dem Wirth beredet, daß er uns im Schlitten an Ort und Stelle bringen sollte, was, da die Landstraße unschwer zu erreichen war, keine besonderen Schwierigkeiten machte.

Dies gethan, rauchte sie weiter und sang leise vor sich hin. Fritz, der immer ein genialer Bursche war, hatte für die Alte noch ein Glas vom „ächten" bestellt, was diese auch dankend annahm, und wir saßen in der dumpfigen Wirthsstube am warmen Ofen und starrten unsere Kochin an, wie eine Sphinx, welche ungeahnte Geheimnisse verkünden kann.

„Kochin, was weißt Du denn vom Napoleon?" fragte ich endlich.

Die Alte antwortete nicht, sondern sang in der Weise der Franzosen:

„Mes amis, mes amis,
Soyons de notre pays,
Oui, soyons de notre pays".

„Ja, Jungens, die alte Kochin, wie sie hier sitzt, in Spanien war sie und im kalten Rußland anno 12. O, le petit Caporal, ich habe ihn gesehen — da und dort. Ah, Vive l'empereur! Vive la France! Jungen, da kommt nichts gegen. Mögen sie hier auch auf die Franzosen schimpfen, es ist doch die erste Nation der Welt „Vive la France!"

Unsere Neugierde überwand unseren deutschen Patriotismus und ohne uns auf eine Polemik einzulassen, fragten wir nur: „Wie kamst Du denn nach Spanien und Rußland?"

„Ich ging mit meinem Mann, Kinder, der war Unteroffizier im dritten westphälischen Grenadierregiment, und eines Tages hieß es: nach Spanien, und das Regiment brach auf, und ich als Markedenterin mit, ich wollte meinen Mann nicht verlassen.

Na, wir waren in Spanien drei Jahre und haben uns mit den Spaniolen Tag und Nacht herumgehauen. Mein Mann war 6 Monat Ordonnanz beim Marschall Soult und ich habe für den und die Stabsoffiziere gewaschen. Der Marschall hat selbst mit mir gesprochen. Der sagte nicht „alte Kochin", sondern wie ein rechter feiner Franzose: Madame Kock, und so gehört sich's."

Wir fielen aus einem Staunen in das andere und starrten wortlos die Greisin mit dem muskelvollen, hageren, von Wind und Wetter gebräunten Gesicht an, um das die weißen Haare ziemlich wild herumhingen. Sie war in Spanien, in Rußland gewesen, hatte Napoleon, Soult, Ney, hatte Schlachten gesehen, von dem Allen wir mit dem tiefen Interesse der Jugend an der gewaltigen Romantik der französischen Kriege gelesen hatten! Wir saßen da mit aufgesperrtem Munde.

„Und den Napoleon hast Du selbst gesehen?"

„Wie ich Dich seh', Junge, in Spanien, bei Talavera, in Polen und in Rußland, bei Smolensk und an der Moskwa, mitten in der Schlacht. Ja, Jungens, der verstand's! Der nickte einem Regimente blos so mal zu, wenn's in's Gefecht ging: „En avant, Grenadiers, pour la France, pour la gloire!", und ein „Vive l'Empereur!" erschütterte die Luft, daß die Vögel vor Schreck todt herunterfielen."

Um unsere Alte hatte sich nach und nach eine Gruppe gesammelt, Wirth, Wirthin, Magd, einige Bauern, und wir saßen und standen horchend dabei.

„Und Du hast den Rückzug mitgemacht, Kochin?"

„Immer beim Regiment, von Moskau bis Königsberg, immer bei der Arrieregarde. Uns kommandirte Marschall Ney.

Waren wir nicht, wir Hessen und die Würtemberger, die mit ihren Leibern den Rückzug deckten, kein Franzose wäre lebendig zurückgekehrt, denn von denen konnte keiner vor Kälte auch nur ein Gewehr halten."

„Und bei der Beresina warst Du auch?"

„Gerade da. Da standen wir sieben Stunden gegen die Russen, nur Deutsche, während die Franzosen ausrissen und in's Wasser stürzten.

Solch' Elend hat die Welt noch nicht gesehen, so lange sie steht. Der Weg von Moskau bis zur Grenze war besät mit Leichen.

Na, Kinder, ihr könnt das ja Alles besser lesen, als ich's erzählen kann. Euer Nachbar, der alte Müller, war ja auch mit, der

stand mit meinem Mann im Glied. — Und Marschall Ney? — Ach Marschall Ney, kein tapferer Mann auf Erden, der kommandirte die Arrieregarde und war Tag und Nacht zu Pferde, überall und im dicksten Kugelregen beim Gefecht, und das war oft genug, denn die Russen setzten uns gewaltig zu."

„Aber Du und Dein Mann? wie erging's Euch?"

„Nun, ich verstand mich auf's Fouragiren, Kinder", lachte sie. „Zwar haben wir meistens von Pferdefleisch gelebt auf dem Rückmarsch, aber wir kamen an, beide gesund. Wir Deutschen hielten's überhaupt besser aus."

„Was hast Du viel erlebt, Kochin! Und daß Du Napoleon selbst gesehen hast?"

„Ja, zuletzt an der Moskwa, da stand er in einer Schanze mit dem Fernrohr und leitete die Schlacht. Das war ein Donnern, Kinder, wie man's noch nie gehört hatte, denn die Russen fochten wie die Teufel. Aber was half's, uns kommandirte der petit Caporal. Später haben sie ihn auf eine Insel mitten im Meer gebracht, und da ist er gestorben, sie hatten alle zu große Furcht vor ihm."

„Aber Dein Mann, er ist doch schon lange todt, fiel er in der Schlacht?"

„Ja, mein armer Heinrich, Gott hab' ihn seelig, er war ein wackerer Mann und was für ein Soldat! kein besserer Unteroffizier bei der Armee, er fiel in Frankreich."

„In Frankreich?"

„Ja, Kinder, in Frankreich. An der Moskwa war er zum Souslieutenant gemacht, vom Marschall selbst, aber als wir zurückkamen, und unser alter Here wieder regierte, da wurde ihm die Epaulette genommen; er war wieder Unteroffizier, und wir mußten mit nach Frankreich anno 14 und gegen die Franzosen fechten, und da fiel er bei Laon."

„Warst Du dabei?"

„Das will ich meinen. Ich war immer beim Regiment, auch im Gefecht, und gab, wenn ich's nur irgend mitschleppen konnte, Wein und Schnaps an die Kameraden, half verbinden und machte mich nützlich. „Madame Koch" war beim ganzen Korps bekannt, und jeder Soldat, selbst die Leutnants salutirten mich. Und bei Laon? Mein Heinrich war schon den ganzen Tag vorher traurig und sagte: „Paß auf, Annliß, ich kriege was ab". Und richtig, so war's. Er war schon immer so traurig, seit er gegen die Franzosen mußte, die in 20 Schlachten seine guten Kameraden gewesen waren, denn der Franzose ist ein guter Kamerad, aber an dem Tage war's gar schlimm. Ich war hinter der Front, und sah zwischen Bäumen hervor nach dem Gefecht, als mein Heinrich in's Feuer rückte, vor Dampf konnte ich nichts sehen, aber da kam der Arnold von Großalmerode, er ist erst voriges Jahr gestorben, zurück mit einem Schuß in dem Arm, und ich fragte: „Und mein Heinrich?" „Der liegt", sagte der und hinkte weiter zur Ambulanz. Da, ich hinein in die Gefechtslinie und fand dann meinen Heinrich an einen Baum gelehnt. Er erkannte mich noch. „Leb wohl, Annliß", sagte er. „Schade, daß es französische Kugeln sind — leb wohl, ich habe genug", und so starb er hier in diesen Armen." Die Alte wischte sich eine große Thräne aus den Augen, und es zuckte schmerzlich hin und her in dem von tausend Falten und Fältchen durchfurchten Gesicht. „Ich blieb bei ihm, bis er begraben war, und machte dann, daß ich zurück kam und wurde hier Botenfrau, denn herumlaufen muß ich, ich bin zu weit gewandert im Leben, um still sitzen zu lernen. Mein Heinrich liegt dort bei Laon seit langen Jahren, nun und ich werde auch bald hier zur Ruhe kommen, und drüben sehen wir uns wieder. —

Aber nun ist's Zeit, Jungen, sonst kommen wir zu spät an. Ist angespannt, Wiederhold?" „Ja", sagte der lakonisch. „Für jeden Jungen eine Pferdedecke." Diese wurden hergegeben. Mutter Kochin, die wir seit dieser Stunde mit ungewöhnlichem Respekt betrachteten, packte uns warm in Stroh und wollene Decken, und der Schlitten, des Wirths brachte uns bald nach Witzenhausen.

Diese einfache schlichte Erzählung der Alten war für uns Alle von nachhaltigem Eindruck, und von uns hat wohl keiner diese Stunde in der Rieste vergessen. Die Kochin repräsentirte uns fortan ein Stück Weltgeschichte.

Die Alte schleppte noch mehrere Jahre mit gleicher Rüstigkeit ihre Keetse zwischen Witzenhausen und Kassel hin und her und mußte uns natürlich noch oft von ihren Abenteuern in Spanien und Rußland erzählen, wofür wir ihr manchen Schnaps und manches Pfund Tabak zuschleppten. Sie muß über 80 Jahre alt geworden sein und starb ohne Krankheit, ohne bemerkbare Altersschwäche, auf der Landstraße. Da fand man sie eines Tages todt an einem Baume sitzen, ihre Keetse neben ihr. Das war unsere alte Botenfrau.

Schlammasſil.[1]

(Gedicht in Wetterauer Mundart.)

Wäi Schutteſtruh[2]) domm woar e,
Die Fra e dreckig Soare[3]).
Kahn griſſerer Schlammaſſil
Vo Frammfert[4]) beaß[5]) nooch Caſſil.

Säi dreackig, wirrerwärtig,
Schluus, faul eann doach haſſärtig;
Hen[6]) ſchafft naut ohn, dieweahn e[7])
Verrahnert[8]) ſich, kahn Speahne[9]).

Wann annern Leu bahl meebte[10]),
Do kohme ſäi eann ſebte.[11])
Die Roiwe[12]) bleawwe[13]) ſtecke,
Säi harre's[14]) goar eamm Recke[15]).

Ihr Kaffi ſchmoacht[16]) nooch Äſche,
Geſtoppt naut, naut gewäſche.
Eamm Haus kahn gahnzer Deller,
Kahn Schloaß mihn eann kahn Scheller[17]).

Lihnt[18]) joa ſich Noochberrſch Jule
De Merſchil[19]) oawwer die Mule,
Verrgeng err gleich dr Lofte
Soagk ſäi vo Dreack die Kroſte.

Wann ſäi Sonnowebs buche[20])
Schwoarz Bruud eann recke Kuche[21]),
Do hatt meer deck[22]) die Prowe
Meattwoche kohm's eann Owe.

No korz eann gout, ewäcker[23])
Worrn[24]) bahl die ſchinnſte Äcker;
Wiſſe, die allerbeſte,
Däi genge droff ohn Käſte[25]).

Kahn Kaffimelch eamm Deppe[26])
Kahn Kouh mihn ohn dr Kreppe.
Dr Stoargk vom Dach — 's eaß richtig —
Giht merrem[27]) Hausgleck flichtig.

Eamm Weanter, woas e Jommer!
Väil beſſer näit eamm Sommer.
Etzt hun ſe e Harmonika,
Do ſpäinn[28]) ſe eann dr Wearrera.

Friedrich von Trais.

---

1) Unglück. 2) Schotenſtroh. 3) Sara. 4) Frankfurt. 5) bis. 6) er. 7) während er. 8) verheirathet. 9) Speer= nadel (Stecknadel). 10) mähten. 11) ſäten. 12) Rüben. 13) blieben. 14) hatten's. 15) Rücken. 16) ſchmeckte. 17) Riegel. 18) lieh. 19) Mörſer. 20) backten. 21) Roggen= kuchen. 22) oft. 23) hinweg. 24) waren. 25) Koſten. 26) Topfe. 27) mit dem. 28) ſpielen.

Upp de Paskenborg.[1]

(Schaumburger Mundart.)

Wat iß et hier ſau glatt nu woren
Sünt Föſter Kaiſer's Tid[2]),
Et iß, as wör man nü[3]) geboren,
Wenn man dit hier beſüht.

Süß was hier nicks als Buſch un Bracken[4])
Un lütte Wüſtenien,
Nu kann man ſek hier luſtig maken
Bie Bier un Brannewien.

Süß iß hier nicks tau leben weſen,
Nu krigt man wat in't Mett[5]),
Nu gift et wat för'n Mund un Näſen,
Un Ohr un Ogen kregen wat.

Süß leifen hier de willen Deiren[6])
De Paskenborg hinan,
Nu ſeiht man Fürſten hier luſteiren,
Bur, Stadt un Eddelmann.

Süß ſchrieen hier die ſchuen Uhlen[7])
Dat Likhauhn rept „kumm mit“[8]),
Nu hört man Fürſtenkutſchen rulen
Un herrliche Muuſik.

J. S.

---

1) Paſchenburg. 2) Der Revierförſter Kaiſer hatte aus einem ungepflegten Walde die gangbaren Wege und herr= lichen Anlagen auf der Paſchenburg in harter Arbeit geſchaffen und wünſchte dort dereinſt begraben zu werden. Doch wurde ſein Geſuch vom damaligen Kurfürſten ab= geſchlagen. 3) neu. 4) Reiſer. 5) Becher. 6) Thiere. 7) ſcheuen Eulen. 8) Das Leichhuhn rief „komm' mit“.

Aus alter und neuer Zeit.

Skizzen aus der heſſiſchen Kriegsgeſchichte.

Von Freiherrn Maximilian von Ditfurth,
weiland kurfürſtlich heſſiſchem Hauptmann.

XXI.

Auf Vorpoſten bei Portsmouth in Virginien, 1781. Als Hauptmann Ewald einſt im Feldzuge von 1781 in Virginien am Eliſabethfluſſe eine beſonders wichtige Feldwache aufzuſtellen hatte und zu dieſem Ende durch einen ſeiner tüchtigſten Unteroffiziere u. a. auch einen ſehr gangbaren Fuß= pfad näher auskundſchaften ließ, welcher nach einer am Skottsbache gelegenen Plantage durch ein ſumpfiges Dickicht hindurchführte, war er nicht wenig erſtaunt, die Meldung zu erhalten, daß dieſer Fuß= pfad mitten in einem undurchdringlich erſcheinenden Dickicht plötzlich völlig aufhöre.

Da es der Sachlage nach von beſonderer Wichtig= keit war, hierüber volle Gewißheit zu erhalten, begab ſich Ewald alsbald perſönlich dahin und über=

zeugte sich auch von der Richtigkeit der ihm hierüber gemachten Angabe, glaubte sich jedoch dabei nicht beruhigen zu dürfen, da er sich nicht zu erklären vermochte, daß ein offenbar so stark betretener Pfad in solcher Weise plötzlich sich spurlos verlieren könne.

Er begab sich daher mit einem Detachement auf einem Umwege auch nach der jenseits des Dickichts gelegenen Plantage am Skottsbache und fand alsbald auf einem von da nach jenem Dickicht hinführenden Damme die Fortsetzung jenes Fußpfades. Bei dessen näheren Erforschung stellte es sich nun heraus, daß derselbe an jener Sumpfstelle im Dickicht allerdings schwer gangbar, aber doch nichts weniger als unpassirbar sei und auch in der Richtung von der Plantage nach der Stelle, wo die Feldwache aufgestellt werden sollte, ganz leicht zu verfolgen war.

Es ward derselbe daher auch sofort angemessen besetzt, so daß der Feind, als er einige Zeit darauf sich auf solchem vorzuschleichen versuchte, um jene Feldwache zu überfallen, hier auf angemessenen Widerstand stieß, in Folge dessen sein Unternehmen mißglückte.

Spätere Erkundigungen lösten auch noch die anfänglich so räthselhafte Beschaffenheit jenes Fußpfades sehr einfach dahin, daß solcher vorzugsweise nur von den über jene Plantage heimkehrenden Holzflößern, also somit auch nur nach einer Richtung hin, stark benutzt zu werden pflegte.

XXII.

Auf Patrouille bei Hondspoint in Virginien, 1781. Im Feldzuge von 1781 in Virginien ließ der General Arnold einstmals in einer Nacht den Oberstlieutenant Simcoe mit 500 Mann an der Mündung des Jamesflusses landen, um von da aus am folgenden Morgen eine in dortiger Gegend bei Hondspoint postirte Abtheilung Amerikaner unter Baron von Steuben, welche die Rückzugslinie des Arnold'schen Korps bedrohte, im Rücken anzugreifen. Da man die dortige Gegend nicht genau kannte, entsendete Oberstlieutenant Simcoe die Hauptleute Ewald und Schmidt mit vier Jägern als Schleichpatrouille, um das vorliegende Terrain einigermaßen auszukundschaften. Hierbei eine gebahnte, mit starken Nußbäumen bepflanzte Straße verfolgend, vernahm Ewald plötzlich den Huftritt einer im Trabe herankommenden Reiterabtheilung. Das Gelände zu beiden Seiten jener Straße war völlig offen, und zudem taghell Mondschein. Ein Verstecken oder Entrinnen war daher unmöglich. Es blieb nichts übrig, als Leben und Freiheit wenigstens theuer zu verkaufen. Rasch entschlossen stellte Ewald daher seine wenigen Begleiter hinter den an der Straße stehenden Bäumen auf, ihnen gebietend, nicht eher zu feuern, als bis er dazu ein Zeichen geben würde, und alsdann überhaupt auch nur auf die Vordersten des feindlichen Haupttrupps zu zielen.

Glücklicherweise hatte der Führer jener feindlichen, wohl an 30 Mann starken Reiterabtheilung, weder Seitenpatrouillen, noch auch einen Vortrupp abgetheilt, sondern ritt ihr nur selber einige Schritte voraus.

Sonach entdeckte derselbe auch die im Anschlage liegenden Jäger nicht eher, als bis er auf 15—20 Schritte an sie herangekommen war, wo er, wahrscheinlich durch irgend ein im Mondstrahle erfolgendes Aufblitzen eines Metallstückes aufmerksam geworden, plötzlich einen lauten Ruf ausstieß und sein Pferd parirte. Gleichzeitig hiermit aber gab Ewald das verabredete Zeichen zum Feuern. Da die Jäger bei dem hellen Mondscheine sicher zu zielen vermocht hätten, fehlte kein Schuß. Bestürzt prallten die feindlichen Reiter erst aus einander, machten dann Kehrt und jagten mit verhängten Zügeln davon, worauf denn auch Ewald schleunigst seinen Rückweg antrat.

Als Oberst Simcoe mit Tagesanbruch zum Angriffe vorging, fand er die bisher vom Feinde innegehabte Stellung geräumt.

Der jene Reiterabtheilung so ungeschickt führende amerikanische Offizier mochte nämlich, sein Werk zu krönen, über jenes Begegniß auch noch einen solchen übertriebenen Bericht abgestattet haben, daß Baron von Steuben, einen übermächtigen Angriff befürchtend, von freien Stücken den Rückzug angetreten hatte.

Aus Heimath und Fremde.

Dem ordentlichen Professor der Physik und Astronomie und Direktor des mathematisch-physikalischen Instituts zu Marburg, Herrn Dr. Franz Melde, ist von Sr. Majestät dem Kaiser der Charakter als „Geheimer Regierungsrath“ verliehen worden. Diese Auszeichnung des rühmlichst bekannten Universitätslehrers ist in unserem Hessenlande allgemein mit großer Freude aufgenommen worden. Seit 1860 ist Dr. Melde als Dozent an der Universität Marburg thätig, seit 1866, also 25 Jahre, wirkt er als Ordinarius und Direktor des mathematisch-physikalischen Instituts. Um das letztere hat er sich die wesentlichsten Verdienste erworben. Ihm verdankt es seinen gegenwärtigen musterhaften Zustand (wir verweisen diesbezüglich auf den obigen Artikel „Der Erweiterungs- und Umbau des mathematisch-physikalischen Instituts der Universität Marburg“). Professor Melde genießt in der wissenschaftlichen Welt den Ruf eines der hervorragendsten Gelehrten seines Faches, seine Thätigkeit als Dozent wie als Schriftsteller ist eine gleich vorzügliche und ruhmvolle und, the last not least, seine vortrefflichen Charaktereigenschaften, seine persönliche Liebens-

würdigkeit haben ihm die Hochschätzung Aller, die je mit ihm in Berührung gekommen sind, eingetragen. Ihm ist es gegeben, sich die Herzen im Fluge zu erobern. — Wir werden uns gestatten, in der nächsten Nummer unserer Zeitschrift in kurzen Zügen ein Lebensbild unseres hochverehrten hessischen Landsmannes zu entwerfen

---

Am Sonnabend den 23. Mai unternahm der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel einen Ausflug nach der Ruine Altenburg und Felsberg, der sich zu einem äußerst lohnenden gestaltete. Die Vereinsmitglieder wurden auf der Station Gensungen von Herrn Bürgermeister Fenge und mehreren anderen Herren aus Felsberg empfangen. Zunächst wurde der Weg nach der Altenburg eingeschlagen. Bei dem prächtigen Sonnenschein und der klaren Fernsicht gelangten die landschaftlichen Reize der Lage des vielbesuchten Punktes so recht zur Geltung. Der schöne Blick auf die Schwalm mit ihren malerischen Krümmungen und Windungen und in das fruchtbare Thal der Edder mit den stattlichen Dörfern und fruchtbaren Feldern, auf Felsberg und den Heiligenberg wie auf die den Gesichtskreis schließenden Höhenzüge verfehlte seine Wirkung auf die Anwesenden nicht. Nach der Ankunft im Koppen'schen Garten in Felsberg, wo eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft Felsberger Damen und Herren der Ankommenden harrte — mehrere Gudensberger Herren waren schon auf der Altenburg zu denselben gestoßen — hielt Dr. phil. W. Grotefend von der Landesbibliothek in Kassel einen sehr beifällig aufgenommenen Vortrag über die Geschichte von Stadt und Burg Felsberg. Dank dem freundlichen Entgegenkommen des Herrn Dr. Grotefend sind wir in der Lage, in der nächsten Nummer unserer Zeitschrift mit einem Abdrucke seines Vortrages beginnen zu können. Nach Schluß des Vortrages wurde unter der bewährten Führung des Herrn Bürgermeisters Fenge die Ruine besichtigt, worauf die Versammlung im Koppen'schen Garten fröhlich beieinander blieb, bis der Zug nach Kassel die Gäste entführte. — Der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde kann mit um so größerer Befriedigung auf den Ausflug zurückschauen, als ihm wie die „Kasseler Allg. Ztg." berichtet, derselbe einen Zuwachs von zehn neuen Mitgliedern aus Felsberg und Gudensberg brachte.

Demnächst wird im Königlichen Theater zu Kassel ein „Albrecht" betitelter Einakter unseres bekannten, beliebten hessischen Dichters und Schriftstellers Franz Treller zur Aufführung gelangen.

Am 26. Mai feierte der Schatzzahlmeister bei der kommunalständischen Schatzkasse, Herr Eduard Klöpfer in Kassel, sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum. Der Jubilar, geboren am 15. August 1820 zu Rinteln, war nach seiner Militärzeit Probator bei der vormaligen kurhessischen Hauptstaatskasse. Nach der Einverleibung Kurhessens in Preußen bekleidete er kurze Zeit die Stelle eines Buchhalters bei der Regierungshauptkasse in Kassel. Im Oktober 1867 wurde er zum Schatzkontroleur bei der ständischen Schatzkasse ernannt und zu Anfang des Jahres 1882 zum Schatzzahlmeister befördert. Dem verdienten, durch Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit sich auszeichnenden Beamten wurden an seinem Jubiläumstage reiche Ehrungen seitens seiner Vorgesetzten und Kollegen zu Theil. Von Sr. Majestät dem Kaiser wurde ihm der rothe Adlerorden IV. Klasse mit der Zahl 50 verliehen, den ihm der Herr Landesdirektor von Hundelshausen persönlich überreichte.

Wir freuen uns, berichten zu können, daß jetzt die hochinteressante Studie von Julius Rodenberg: „Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß", welche der Verfasser zuerst in der von ihm herausgegebenen vortrefflichen Zeitschrift „Deutsche Rundschau" (Jahrgang 1889 und 1890) veröffentlichte, auch in Buchform (2 Bde., Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel) erschienen ist. Julius Rodenberg hat sein Werk der Baronesse Susanne von Dingelstedt und dem Freiherrn Wilhelm von Dingelstedt, Hauptmann beim k. und k. 2. Korps-Kommando in Wien, der Tochter und dem Sohne Franz Dingelstedt's, „in treuem Gedenken" gewidmet. Wir behalten uns vor, auf diese Studie, deren wir wiederholt schon gedacht haben, eingehender zurückzukommen.

Hessische Bücherschau.

Die Quartalblätter des historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen, Jahrg. 1890, Nr. 3 u. 4, deren Erscheinen durch den Tod von Ernst Wörner („Hessenland", Jahrg. 1890, S. 274—275) verzögert wurde, und die von jetzt ab unter Redaktion von Herrn Hofbibliothekar Dr. Nick erscheinen, enthalten (S. 67—146):

I. Vereinsnachrichten: Hauptversammlung vom 5. Nov. — Monatsversammlung vom 15. Dez. — Ausschußsitzung vom 29. Dez. — Ausflüge nach Dreieichenhain, Burg Breuberg, Lorsch und Wahlen. — Vereinssammlungen: 1. Altertümersammlung. 2. Vereinsbibliothek. — Friedrich Ritsert und Ernst Wörner. Nekrolog.

II. Historische und archäologische Mitteilungen: Prof. Dr. Schaedel: Briefe und Akten zur Gefangennahme und Haft Philipps des Großmütigen. — v. Pfister: Chatten und Hessen. — G. S. z. S.: Über die Identität des Namens der Chatten und Hessen. — C. Sternsdorff und Dr. A. Roeschen: Verschanzungen des Prinzen Condé bei Grünberg im August 1762. (Mit vier Abbildungen.) — Friedrich Kofler, Über neue römische Funde in der Provinz Starkenburg (Mit einer Abbildung.) — derselbe, Hügelgräber in der Koberstadt. — derselbe, Fränkische Reihengräber bei Wattenheim. — Eduard Otto: Mitteilungen aus dem städtischen Archiv zu Butzbach. — Litterarisches. — Ernst Wörner: Aus der Hessen-Darmstädtischen Militärgeschichte. — Schlußwort. —

Von jetzt an sollen die Quartalblätter in vereinfachter Form erscheinen. In nächster Zeit steht der erste Bd. N. F. des Archivs für hessische Geschichte und Altertumskunde zu erwarten, welcher neben zahlreichen Abbildungen und Tafeln die von Friedrich Kofler bearbeitete archäologische Karte von Hessen in zwei Blättern bringen wird. Ebenso wird bald Prof. Dr. Adamy das Ergebnis seiner Lorscher Studien durch eine besondere Publikation mitteilen. Die Fortsetzung des Oberhessischen Wörterbuches hat Dr. Max Rieger übernommen. —

Zum Präsidenten des Vereins ist, nachdem Dr. Max Rieger wegen Überhäufung mit andern Geschäften eine Wiederwahl abgelehnt hatte, der seitherige Sekretär Dr. G. Fhr. Schenk zu Schweinsberg, zum Vice-Präsidenten Oberschulrat Soldan, zum Sekretär Gymnasiallehrer Dr. Anthes gewählt worden. —

Kunstdenkmäler im Großherzogtum Hessen. Herausgegeben durch eine im Auftrage Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs zu diesem Zwecke bestellte Komission. Darmstadt. Kommissionsverlag v. A. Bergsträßer.

Nachdem von diesem Werke 1885 Kreis Offenbach von Prof. Dr. Georg Schäfer und 1887 Kreis Worms von Rechtsanwalt Ernst Wörner erschienen war, wurde 1890 Kreis Büdingen von Prof. Heinrich Wagner publiziert. Die Darstellung des Werkes, das jeden der 18 Kreise des Landes als eine besondere Abteilung behandeln wird, erstreckt sich auf: a) Römische und germanische Denkmäler, einschießlich der Kunst der Merovingerzeit; b) Denkmäler der Karolinger-Aera, der romanischen und gothischen Stylepoche, sowie der Renaissance einschließlich des Barockstyls, des Rococo und des Zopfstyls; c) Denkmäler der Ingenieurkunst; d) Angaben nicht mehr existirender Baudenkmäler; e) Litteratur der Monumente und kunstarchäologische Karte des Großherzogtums. Die Kunstdenkmäler eines jeden Ortes gliedern sich nach Gruppen in der Reihe der Hauptkunstgattungen Architektur, Plastik, Malerei und Kunstgewerbe.

Eine hervorragende Stelle als Wurzelstätte der bildenden Kunst nimmt der Kreis Offenbach ein. Hier ist jede Epoche im Entwickelungsgang der Baukunst vertreten. In Seligenstadt allein finden wir gewaltige Schöpfungen von Römertum und Karolingertum, Romanik, Übergangsstyl, Gothik, Früh-, Mittel- und Spätrenaissance.

Das Hauptinteresse im Kreise Worms beansprucht Worms selbst, dessen Dom als eines der hervorragendsten Muster romanischer Kunst gelten muß.

Auch im Kreise Büdingen hat die Kunst aus allen Epochen bemerkenswerte Spuren hinterlassen.

Das Verständnis des Werkes, das die berufensten Vertreter der Kunst und Wissenschaft bearbeiten und dessen hohen Wert wir hier nur andeuten können, wird noch besonders gefördert durch die vielen trefflichen Illustrationen in Holzschnitt, Lichtdruck und Zinkhochätzung. Mit Spannung muß man der Fortsetzung entgegensehen. Als nächste Abteilungen werden ausgegeben werden: Kreis Erbach von Prof. Dr. G. Schäfer, Kreis Mainz von Prof. E. Marx, Kreis Gießen von Prof. Dr. H. v. Ritgen. —

Laubach, Mai 1891. **Dr. A. R.**

☛ Hierbei eine Beilage: „Hessische Offiziere in Preußischen Diensten“ von einem früheren Kurhessischen Offizier. (4. Fortsetzung.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel



№ 12. Kassel, 17. Juni 1891.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1891 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2847.

Kunde.

Bei Fischern, die im Eismeer jagen,
Die wunderbare Kunde geht,
Daß oft in rauhen Wintertagen,
Von leichtem Nordwind hergetragen,
Ein Duft nach Blumen sie umweht.

Sie träumen dann von einem Lande,
Das hinter jener Wüste liegt,
Die unerreichbar es umspannte,
Daß nie ein Mund die Wunder nannte,
Die ew'ger Lenz im Schoß dort wiegt.

Ach, wie so oft im Menschenleben,
Just wenn der Winter es umstellt,
Thät' solcher Duft das Herz umweben,
Daß sehnend wir die Arme heben
Nach jener ungekannten Welt.

San Salvador (am Stillen Ocean), im April 1891.

Ricardo Jordan.



Faience- und Porzellanfabriken in Alt-Kassel.

Von Professor Dr. A. von Drach.

(Fortsetzung.)

Aus dem über die Steitzischen Vorräthe aufgestellten Inventar ist das Verzeichniß der vorhandenen Formen von besonderem Interesse; es enthält unter 222 Nummern nicht nur eine große Anzahl von solchen zur Herstellung von Haus- und Tischgeräthen in den mannigfachsten Mustern, sondern wir finden darin eine unverhältnißmäßig große Menge von zu sog. Galanterien dienlichen, von denen einige hervorgehoben zu werden verdienen [1]), wie z. B. eine stehende Venus von 27 Zoll Höhe, ein sitzender Windhund in Lebensgröße eine Leopardengruppe von einem liegenden und einem stehenden in der Höhe von 26 Zoll, eine Büffelgruppe von 22 Zoll Höhe, eine große Gartenvase von 50 Zoll Höhe, eine Parforcejagd mit Hirsch, Pferd, Jäger und Hunden u. dergl. Einige von diesen Kapitalstücken finden sich auch in dem bei dieser Uebernahme aufgestellten Verzeichniß von fertigen Waaren, und ist daraus zu schließen, daß Steitz allen technischen Schwierigkeiten bei Herstellung so großer Stücke gewachsen war; er suchte sich in seiner Kunst immer mehr und mehr zu vervollkommnen, sowie auch seine Arbeiten äußerlich schön zu gestalten, was besonderes für die von ihm nach Abgabe der gelben Steinfaiencefabrik begründete sog. Vasenfabrik von großer Wichtigkeit war. Bei den Akten findet sich folgendes Urtheil eines mit dem Rechnungswesen der landgräflichen Fabriken betrauten Beamten, des landgräflichen Kabinetskassirers Schatting, über ihn: „Sein Temperament ist flüchtig und zu Erfindungen aufgelegt. Ich weiß Zeiten, wo er ganze Vierteljahre lang mit unermüdlichem Fleiß gearbeitet und manche Nacht vor dem Brennofen zugebracht hat, aber kaum hat er Dasjenige gefunden, was er sucht, so macht er davon keine weitere Anwendung, sondern läßt es wieder fallen.“ Dementsprechend begann er denn auch sofort nach Abgabe der Steinfaiencefabrik ein neues Etablissement, die schon genannte Vasenfabrik, deren Fabrikate sich den Arbeiten Wedgwood's nähern und sowohl durch Originalität der Erfindung als durch Solidität der Ausführung auszeichnen. Er sollte kontraktmäßig eigentlich in der Steinfaiencefabrik als Arkanist thätig sein, konnte sich jedoch mit den übrigen Beamten darin nicht vertragen und erhielt auf sein Ansuchen 150 Thaler Vorschuß sowie die erforderlichen Lokalitäten zum Betrieb der von ihm geplanten Vasenfabrik, nachdem er zur Zufriedenheit des Landgrafen eine noch im Museum zu Kassel vorhandene 3 Fuß hohe Probevase nach der Zeichnung des berühmten Kasseler Baumeisters Du Ry gefertigt hatte. Die Steitzische Vasenfabrik wurde im Jahre 1778 auf herrschaftliche Rechnung übernommen, und war darin außer Steitz namentlich ein Modelleur, Fr. Chr. Hillebrecht, thätig, von dem später noch die Rede sein wird. [1])

Seit 1778 bestanden demnach in den herrschaftlichen Fabrikgebäuden vor dem Weißensteiner Thor und in der Schäfergasse vier Arten von Betrieben, indem erstens Feinporzellan, zweitens gelbe Steinfaience, drittens Steitzische Vasen und viertens gemeine Faience darin hergestellt wurden. Am Bedeutendsten war die Steinfaiencefabrikation, nachdem es durch die Bemühungen des früher erwähnten Porzellanverwalters Schultze, welcher sich im Laufe der Zeit vorzügliche Kenntnisse betreffs der Masse und Glasurbereitung erworben hatte, gelungen war, tüchtige Waaren herzustellen. Es fand jedoch in allen vier Geschäftszweigen eine Ueberproduktion statt, so daß nur jährliche regelmäßige Zuschüsse aus der Privatschatulle des Landgrafen oder außerordentliche aus öffent-

[1]) Vermuthlich sind die Modelle zu diesen Stücken zum großen Theil von den früher erwähnten Poussirern J. J. Heß und Frutt hergestellt worden.

[1]) Als Vasen aus dieser Periode sind wegen der charakteristischen Dekoration zu erwähnen: Schlangen-, Medaillon-, Fisch- und Kannenvasen, Vasen mit Venus-, Satyr- resp. Bocksköpfen. Namentlich wurden auch von den einzelnen Gattungen Garnituren von abnehmender Größe hergestellt und die in verschiedenen Farben (schwarz, grün, roth, braun, marmorirt, weiß) angefertigten Stücke auch noch durch kalt aufgetragene, mehr oder weniger reiche Vergoldungen verziert.

lichen Kassen die stete Fortsetzung ermöglichen konnten. Der Waarenvorrath wuchs dabei fortwährend an. Nur Rücksicht auf die nun seit Jahren in den Fabriken beschäftigten einheimischen Arbeiter [1]) scheint der Grund gewesen zu sein, daß die Sache nicht eingestellt wurde; man suchte immer noch durch hohe Taxirung der fertigen Waaren einen Gewinn herauszurechnen, konnte sich jedoch der Einsicht nicht verschließen, daß der Betrieb eingeschränkt und wohl bald gänzlich eingestellt werden müsse./ Bis zu dem Zeitpunkt, wo Letzteres geschah, bietet selbstverständlich die in ausgefahrenen Geleisen sich bewegende Fabrikation Nichts, was unsere Interesse erregen könnte; nur im Jahre 1784 trat ein Ereigniß ein, welches Erwähnung verdient, indem ein Abenteurer die Leitung der Porzellanfabrik erhielt und den Landgrafen um einige Tausend Thaler betrog.

Im Dezember 1782 hatte die Kriegs- und Domainenkammer, der die herrschaftlichen Fabriken damals unterstellt waren, Folgendes ad Serenissimum berichtet:

„Es hat sich vor einigen Tagen ein Manufakturier Namens Villars, welcher angeblich aus England ist, allhier eingefunden und angetragen, daß er verschiedene Porcellainversuche allhier machen wolle, indem er sich ein halbes Jahr lang deshalb in Braunschweig aufgehalten, aber zu keinem Schluß habe kommen können.

Ew. Hochfürstl. Durchl. gnädigster Intention gemäß haben wir demselben die Erlaubniß zugestanden, diese Versuche auf der herschaftl. Porcellain-Fabrique zu machen, jedoch, daß um zu verhüten, daß keine fremde Komposita oder gar fremde fertige Waaren untergeschoben werden, diese Versuche in Gegenwart des Porcellainfabriquen-Verwalters Schulze und des Hof-Conditors Steitz vorgenommen werden sollten.

Hierauf hat sich aber der Villars gar nicht einlassen wollen, sondern verlangt: „1. daß er seine Versuche ganz insgeheim machen könne, 2. daß solches auf herrschaftl. Rechnung geschehe". Der Bericht schließt mit der Anfrage: „ob dem Villars bekannt gemacht werden solle, daß man sich mit ihm nicht einlassen könne".

Nichtsdestoweniger wurden jedoch Gelder für die Versuche des Villars angewiesen und begann derselbe in geheimnißvollster Weise in der Fabrik zu wirthschaften, so daß dadurch öfters die ganze Arbeit unterbrochen wurde und die seither beschäftigten Leute befürchteten, demnächst brodlos zu werden: Villars hatte versprochen, das Porzellan zu einem außerordentlich billigen Preis herstellen zu können und zu seinen Versuchen, sowie namentlich zum Bau eines ganz besonderen neuen Brennofens am 3. April 1783 die Summe von 2500 Thlr. und am 16. Januar 1784 nochmals 721 Thlr. 7 Alb. 10 Hlr. „extraordinarie" verwilligt erhalten. Am 1. Juni 1784 zeigte der Porzellanverwalter Schultze an: „Nachdem am 18. Mai h. a. der Fabriquant Villars heimlich entwichen und mir dahero von der gnädigst verordneten Direktion aufgegeben worden, über dessen Versuche sofort Rechnung aufzustellen, so sind zu völliger Tilgung der noch hierauf haftenden Schulden annoch 876 Thlr. 6 Alb. 3 Hlr. bis inclusive den 22. May d. J. erforderlich".

In Folge dieses Vorfalls scheint der Landgraf die Freude an der Porzellanfabrik gänzlich verloren zu haben, und war ein längerer Betrieb auf herrschaftliche Kosten nicht mehr zu erwarten. Zunächst wurde die jährliche Subvention auf 600 Thlr. herabgesetzt, und zwar seit 1785 nicht mehr aus der sog. Schatulle, sondern aus der Domänenkasse, sowie am Ende des genannten Jahres dem Verwalter Schultze aufgegeben, einen Ueberschlag zu machen, wie die Fabrik am vortheilhaftesten betrieben werden könne. Die Rechnung des vorhergegangenen Jahres ergibt an Einnahmen 3187 Thlr. 11 Alb. 6 Hlr. (darunter 1900 Thlr. Zuschuß und 1274 Thlr. 10 Hlr. für verkaufte Waaren) und an Ausgaben 3165 Thlr. 5 Alb. 4 Hlr. für Arbeitslöhne, sowie 306 Thlr. 31 Alb. 1 Hlr. für Materialien. Die dafür hergestellten Waaren sowie die übrig gebliebenen Materialien sind mit 3696 Thlr. 25 Alb. 2 Hlr. bewerthet, und wird demnach ein Gewinn von 224 Thlr. 20 Alb. 10 Hlr. herausgerechnet, der jedoch, so lange die Gegenstände unverkauft blieben, illusorisch war. Die auf dieser Grundlage basirenden Vorschläge Schultze's, worin es heißt: „Da aber der Absatz von diesen erbrannten Waaren bisher selten auf 1000 Thlr. gekommen, und ohne, daß das ausländische, weil von hier kein Paar Tassen in's Hannoverische, Braunschweigische oder Preußische kommen, entweder gänzlich verboten oder stark impostirt wird, auch vor der Hand schwerlich dahin zu bringen sein dürfte, daß ohne Nachschuß fabrizirt werden kann", konnten den Landgrafen von dem Vorsatz, die Fabrik als Staatsanstalt eingehen zu lassen, nicht abbringen; demgemäß wurden von 1787 ab nur die vorhandenen Vorräthe an Material und halbfertigen Waaren aufgearbeitet, sowie den sämmtlichen Arbeitern unter dem 19. Juli der Bescheid ertheilt,

[1]) Nach einer vorliegenden Spezifikation waren es im Jahre 1783 im Ganzen 16 und mit ihren Familien 68 Personen, welche die Fabriken ernährten. Wir führen daraus folgende Namen an: Obermaler Eisenträger, Bunt- und Blaumaler Fischer und Eisenträger jun., Porzellandreher Siebert und Fischer, Faiencedreher Bode und Rüdiger, Porzellanbrenner Liese, Faiencebrenner Hoffmeister und Schlemmer Stein.

„daß ihrem Suchen, sie ferner im Dienst zu behalten, oder ihnen einiges Reisegeld verabreichen zu lassen, höchsten Orts nicht gefügt worden. Am 4. Oktober 1787 erhielten trotzdem der Maler J. C. Fischer, die Dreher Rüdiger, Fischer und Bode noch einen Monat ihres Gehalts von dem Tage ihrer Entlassung an zugestanden. Im Jahre 1786 mit einem Unternehmer Jakob Dortu aus der französischen Kolonie in Berlin, der vorher fünf Jahre in Nyon etablirt gewesen war, gepflogene Verhandlungen wegen Uebernahme der Porzellanfabrik blieben ohne Resultat und wurden durch Zeitungsanzeigen gegen Ende dieses Jahres für sämmtliche Fabriken geeignete Entrepreneurs gesucht. Für die Porzellanfabrik fand sich jedoch kein Liebhaber.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Namen des Dichters Euricius Cordus.

Von C. Krause.

In Nr. 9 dieser Zeitschrift wurden zwei erst kürzlich bekannt gewordene Gedichte des Euricius Cordus aus dem Jahre 1516 mitgetheilt, wobei auch auf die Wichtigkeit derselben als neuer Quellen für den in starkes Dunkel gehüllten Bildungsgang des Dichters hingewiesen wurde. Diese und eine zweite, gleichfalls früher noch nicht verwerthete Quelle setzen uns in den Stand, die Zeit der Schulbildung unseres Dichters in viel genauerer Weise, als dies bisher möglich war, darzustellen, namentlich auch den bis dahin völlig unbekannten Namen desselben — denn Euricius Cordus war nur sein angenommener Dichtername — mit aller Sicherheit zu ermitteln. Wenn ich in dem früheren Artikel über Cordus eine ausführliche Darstellung der ganzen Frage in diesen Blättern in Aussicht gestellt habe, so soll nicht etwa die folgende Mittheilung eine Erfüllung jenes Versprechens sein. Vielmehr ist eine zusammenfassende wissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes zunächst der Einleitung zu den drei ersten Büchern der Epigramme des Cordus vorbehalten, welche demnächst in der Sammlung der „Lat. Litteraturdenkmäler des 15. und 16. Jahrh." erscheinen werden; zugleich soll aber, da in jener Einleitung nur die Hauptsache berührt werden kann, eine ausführlichere und erweiterte Darstellung in dieser Zeitschrift erfolgen, damit auch die nicht rein fachwissenschaftlichen Freunde der hessischen Literaturgeschichte Gelegenheit finden, von dieser für das engere Vaterland Hessen immerhin einiges Interesse beanspruchenden Angelegenheit Kenntniß zu nehmen und sich ein eigenes Urtheil zu bilden.

Der Zweck der folgenden Zeilen ist es nun, einige besondere Gesichtspunkte aus der ganzen Frage hervorzuheben und in weiteren Kreisen zur Kenntniß zu bringen, um dieselben anzuregen, dem Verfasser bei der Ermittelung einiger noch nicht genügend klargelegter Punkte ihre freundliche Beihülfe gewähren zu wollen. Es handelt sich nämlich um die Feststellung gewisser Traditionen, die noch heut zu Tage in Obersimtshausen, dem Geburtsorte des Cordus, über dessen Namen lebendig sind, und um die Ermittelung darüber, welcher Werth jenen Traditionen nach der muthmaßlichen Art ihrer Entstehung und Fortpflanzung wohl beizulegen sein dürfte. Wenn ich hierbei ein erst durch mühsame Untersuchungen gewonnenes Ergebniß vorgreifend bekannt gebe, so ist das eben nicht zu umgehen. Denn gerade um diesen von mir gefundenen Namen des Cordus und um sein Verhältniß zu der Volksüberlieferung in Obersimtshausen soll es sich im Folgenden handeln. Auf welchem Wege ich zur Ermittelung dieses Namens gelangt bin, wird der freundliche Leser später erfahren; für jetzt bitte ich ihn, sich mit dem bloßen Namen zu begnügen.

Der ursprüngliche Familienname des Cordus war Solde. Er ist Michaelis 1505 als Heinricus Solde de Franckenbergk an der Universität Erfurt immatrikulirt [1]) und unter demselben Namen zum Bakularius der Philosophie 1507 promovirt worden. Kein Zusatz in den Matrikelbüchern verräth, daß wir in diesem Namen den großen Dichter der Reformationszeit und den leidenschaftlichen Vorkämpfer Luthers, Euricius Cordus, vor uns haben. Daß er, obwohl in Obersimtshausen geboren, als Frankenberger eingetragen wurde, erklärt sich daraus, daß Frankenberg der nächste größere Ort bei seiner Heimath und wahrschein-

[1]) Herm. Weißenborn, Akten der Univ. Erfurt Herausgeg. von der histor. Kommission der Prov. Sachsen. II. Halle 1884. S. 242.

lich einer von den Orten war, denen er seine Schulbildung verdankte. Diese Sitte finden wir mehrfach in jener Zeit. So schrieb sich auch Eobanus Hessus, der aus Halgehausen oder Bockendorf stammte, als Frankenberger in die Erfurter Matrikel (1504) ein. Neu aber und interessant war mir die Mittheilung, die ich kürzlich aus jener Gegend empfangen habe, daß noch heutzutage bei den Einwohnern der dortigen Dörfer die Sitte herrsche, wenn sie im Auslande wären, als ihre Heimath den nächsten größeren Ort ihres Bezirkes anzugeben.[1])

Welche Erinnerungen an den Namen Solde sind nun noch in der Heimath des Dichters lebendig? Ehe ich zur Beantwortung dieser Frage übergehe, scheint es geboten, zunächst mitzutheilen, was sich über das heutige Vorkommen des Namens Solde und des offenbar damit verwandten Soldan in jenen Gegenden hat ermitteln lassen. Erst lange, nachdem ich meine Untersuchungen über den Namen Solde abgeschlossen und die sicheren Beweise gefunden hatte, daß es der ursprüngliche Name des Cordus gewesen, wandte ich mich mit einer Anfrage an den Herrn Pfarrer Cornelius in Münchhausen, einem Dorfe nahe bei Obersimtshausen und mit diesem zu einem Sprengel vereinigt, und war hocherfreut, eine freundliche und über alles Erwarten befriedigende Auskunft zu erhalten. Nach Ausweis der Kirchenbücher, die bis 1651 zurückgehen, läßt sich nur noch der abgeleitete Name Soldan für jene Dörfer nachweisen, während der Name Solde gänzlich erloschen ist. Dieser Umstand bestätigt die nahe liegende Vermuthung, daß Soldan eine lateinische Ableitung aus Solde ist (Soldanus = einer der Familie Solde), demnach eine jüngere Namensform, die sich noch bis auf den heutigen Tag in jener Gegend erhalten hat. Schon im Jahre 1651 findet sich als getauft eingetragen: „Elalia, Georgen Soltans F. M." (d. h. Filia Munchhusani), im Jahre 1700: „Catharina Johannis Soldani Hausfrauen." Die Namensform wechselt zwischen Soltan, Solthan und Soldan; letzteres ist später die stehende Form. Der Name kommt im Kirchenbuche nur für Einwohner Münchhausens, nicht für Obersimtshausen vor. Wie der ältere Name Solde erloschen ist, so ist auch der jüngere, Soldan, dessen Träger sich bis in die neuere Zeit vielfach gelehrten Berufsarten gewidmet haben, jetzt im Erlöschen. Ein Soldan war 1842—1874 Pfarrer der Dörfer Münchhausen und Simtshausen, ein anderer lange Jahre Professor am Gymnasium zu Marburg. Gegenwärtig führt nur noch ein lediger Mann in Wetter diesen Namen.

Auch aus den Erfurter und Marburger Matrikelbüchern läßt sich erweisen, daß Soldan die abgeleitete Namensform ist. Ein Joh. Solde von Frankenberg findet sich nämlich 1473, ein Petrus Solde von Frankenberg 1483 in Erfurt immatrikulirt; in Marburg finden sich seit 1572 vier des Namens Soldan immatrikulirt.[1]) Allem Anscheine nach ist es also der 1572 immatrikulirte Soldanus von Frankenberg, von welchem sich der lateinische Name aller Folgenden ableitet.

Aus diesem Vorkommen des Namens Soldan, wie er sich für die Gegend von Simtshausen in den Kirchenbüchern nachweisen läßt, ist natürlich noch kein Beweis für die Identität von Cordus und Solde abzuleiten. Denn die Familie Solde in jener Gegend kann an und für sich betrachtet eine ganz andere sein als die, aus welcher der Träger des angenommenen Namens Cordus stammt. Wenn aber bereits eine Menge anderweitiger Anzeichen (die wir hier, als außer dem Zwecke liegend, übergehen) für die Identität von Cordus und Solde sprechen, so wird jedenfalls diese Annahme wesentlich dadurch gestützt, wenn sich der Name Solde gerade für die Gegend von Simtshausen nachweisen läßt.

Ich komme nun zum eigentlichen Zwecke dieser Zeilen, zur Beantwortung der Frage: Ist noch eine Erinnerung an den Namen Solde oder Soldan als den ursprünglichen Familiennamen des Cordus vorhanden? Die Antwort lautet nach den bis jetzt von mir angestellten Ermittelungen bejahend. Ich habe nämlich von Herrn Pfarrer Cornelius die ganz überraschende Mittheilung bekommen, daß noch heutigen Tages einzelne Einwohner von Obersimtshausen sich erzählen, daß in ihrem Dorfe ein Dichter geboren sei, der ursprünglich Soldan geheißen habe.

Als ich zuerst diese Mittheilung las, war ich vor Erstaunen fast außer mir. Das, was ich aus alten Quellenschriften mühsam als Kombination von einzelnen Angaben herausgeholt hatte, das trat mir hier plötzlich und unerwartet aus dem Munde des Volkes entgegen, das dreieinhalb Jahrhunderte lang diesen, dort bereits erloschenen Namen treu aufbewahrt hatte! Doch hören wir zuerst den genauen Bericht des Herrn Pfarrer Cornelius, die Antwort auf meine

---

[1]) Freundliche Mittheilung des Herrn Pfarrers Cornelius von Münchhausen.

[1]) Ad. Stölzel, Studirende des Jahres 1368—1600 aus dem Gebiete des späteren Kurfürstenthums Hessen. Ztschr. des Ver. f. hess. Gesch. u. Ldsk. N. F. V. Suppl. Kassel 1875. S. 99. Ein Joh. Soldenn aus Wetter, der 1515 in Erfurt immatrikulirt sein soll, ist nicht nachzuweisen.

Anfrage über das vor 150 Jahren noch in Obersimtshausen gezeigte Geburtshaus des Cordus. Er schreibt unter dem 28. Mai 1891: „Das angebliche Geburtshaus des Cordus in Obersimtshausen habe ich heute in Augenschein genommen; es wird also gegenwärtig noch gezeigt. Eine Frau, die dies von ihrer alten verstorbenen Mutter und von Andern gehört zu haben erklärte, erzählte mir, daß in diesem Hause ein Dichter geboren sei; er sei ein gescheidter Junge gewesen und eine Frau aus dem Stifte Wetter habe ihn lernen lassen; der habe sich Soldan geschrieben. Es ist also noch nicht jede Erinnerung an Cordus erloschen. Das angebliche Geburtshaus dieses Dichters Soldan, der unbedingt mit Cordus identisch ist, ist ein zweistöckiger alter Bau, an welchem augenscheinlich mehrfache Veränderungen vorgenommen sind. Aber einzelne Theile des Gebäudes verrathen ein sehr hohes Alter. Es wird versichert, daß die in früherer Zeit aus sehr starkem Eichenholze errichteten Häuser viele Jahrhunderte stehen könnten. Eine Jahreszahl oder sonstige Inschrift, die zur Bestätigung der Tradition dienen könnte, findet sich allerdings an dem fraglichen Hause nicht.“

Was die Tradition über den Dichter Namens Soldan betrifft, so ist zunächst auffallend, daß dieselbe bisher meines Wissens nicht bekannt gewesen ist, und daß auch Wieg. Kahler, ein Verwandter der Familie Cordus, der im Jahre 1744 von dem noch gezeigten Geburtshause des Dichters berichtet, nichts von jener Sache meldet. Eine zweite Schwierigkeit liegt in der Annahme, daß sich jene Tradition über drei Jahrhunderte lang mündlich fortgepflanzt haben sollte. Eine solche Erscheinung dürfte wohl ohne Beispiel sein, da es sich hier nicht um die Fortpflanzung einer allgemeinen Vorstellung, eines Volksglaubens und dergl. handelt, sondern um einen ganz bestimmten Namen. Und endlich kann man nachweisen, daß ein Theil der oben mitgetheilten Tradition, nämlich die Sage von der Erziehung des Cordus durch die Aebtissin von Wetter, auf keinen geschichtlichen Grundlagen beruht, vielmehr erst durch die fantastischen Berichte Leonhard Henkels über „Elisabeth, die Edle von Wetter, Schutzgöttin der evangelischen Aufklärung“ u. s. w. in der Marburger Wochenschrift von 1799 (Stück 31 ff.) aufgebracht worden ist. Henkel, wie es scheint, selber ein Schwärmer für die Aufklärung, wie sie ja bekanntlich jener Zeit eigen war, hat die Stellen der Gedichte des Cordus, wo er sagt, daß die Musen ihn zu ihrer Quelle geführt, und dergl., auf die Nonnen von Wetter bezogen und ein förmliches System von erbaulichen Legenden ausgesponnen, das auf geschichtliche Wahrheit keinen Anspruch machen kann, da kein Mensch bis auf Henkel von diesen Dingen etwas gewußt hat und die alten Quellen auch nicht das Mindeste darüber berichten. Gleichwohl haben sich diese Fabeln bis in die neuere Zeit (zuletzt durch den Aufsatz von Seibert über die Schule zu Wetter in Langbein, Pädagog. Archiv 1861. S. 21—46) fortgepflanzt. [1])

Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß diese über ein halbes Jahrhundert lang geglaubten Erzählungen über Cordus als einen Zögling „der Schwanenschule der Ritter“ und der Aebtissin von Wetter auch in die Tradition von Simtshausen eingedrungen sind und uns nun in der oben mitgetheilten Form — obwohl längst widerlegt — noch jetzt entgegentreten. So würde sich diese Schwierigkeit wohl am ungezwungensten beseitigen lassen.

Was die Tradition über den Namen Soldan anlangt, so liegt auch hier eine Vermuthung nahe, welche zur Erklärung derselben beitragen dürfte: daß sich nämlich diese Ueberlieferung zunächst in der Familie Soldan, aus welcher ja eines der letzten Mitglieder gegen dreißig Jahre lang in der dortigen Gegend Pfarrer gewesen ist, fortgepflanzt haben möge. Ob vielleicht auch hier die nächste Quelle des Namens Soldan, wie ihn die Tradition mit Cordus zusammenbringt, zu suchen ist, lasse ich unentschieden. In diesem Falle wäre anzunehmen, daß das Volk sich willkürlich diesen Namen für seinen Dichter von der ihm als solche bekannten Gelehrtenfamilie Soldan entlehnt habe. Die Tradition würde natürlich dann jeden Werth verlieren.

Es war der Zweck dieser Zeilen, auf das wunderbare Zusammentreffen meines Ergebnisses mit der Simtshäuser Lokalsage hinzuweisen. Jeglicher Beitrag von Seiten der freundlichen Leser, der zur Aufklärung dieses oder jenes Punktes dienen könnte, würde mir willkommen sein.

---

[1]) Ich habe die Grundlosigkeit dieser Erzählungen in meiner Monographie über Cordus (Marb. 1863) zuerst nachgewiesen.

Zur Geschichte von Burg und Stadt Felsberg.

Von Dr. W. Grotefend.

Durch ein ebenes, nicht ganz eine halbe Stunde breites Thal von der Eder und der Station Gensungen der Main-Weser Bahn getrennt, erhebt sich über demselben ein im Norden, Osten und Süden schroff anstrebender und nur im Westen leicht zugänglicher Basaltfelsen von 204' Höhe, die östlichste Spitze des zwischen der Eder und Ems ausgebreiteten mit Fruchtfeldern bedeckten Landrückens. An dem östlichen und südlichen Fuß des Felsens lagert sich in einem Bogen die Stadt Felsberg, hoch auf dem Gipfel aber sehen wir die Trümmer der gleichnamigen Burg emporsteigen.

Von dieser Burg sind außer einem gewaltigen etwa 100' hohen runden Thurm, den kaum ein anderer Schloßthurm in Hessen überragen dürfte, nur noch vereinzelte Mauern und Rondele erhalten, die zum Theil die Burgstätte umschließen, zum Theil zur Deckung des Zugangs dienten und an den Abhängen des Berges sich hinziehen. Von Wohngebäuden sind nur noch Mauerreste mit einem spitzbogigen und einem kleeblattbogigen Fenster, beide ohne alle Gliederung, übrig. Die Außenwände werden von sehr massiven, noch zum Theil mit wohlerhaltenem auskragenden Zinnenkranz versehenen runden Thürmen verstärkt. Die Mauern des Thurmes sind in seiner unteren Hälfte bei 8' lichter Weite über 12' stark. Das weit zurücktretende Obergeschoß umgiebt ein ursprünglich bedeckter Wehrgang. Die Gesimse sind einfach gothisch. In neuerer Zeit hat der Staat, dem die Ruine gehört, Arbeiten zu deren Erhaltung vornehmen lassen.

Die Aussicht ist ungemein reizend, man blickt auf das an malerischen Partieen reiche Thal der Eder, auf die Altenburg und jenseits der Eder auf den hohen Heiligenberg, der vermuthlich zur Römerzeit eine Opferstätte der alten Chatten trug.

Eine eingehendere Einzelschrift neueren oder älteren Ursprungs über Burg und Stadt Felsberg ist nicht vorhanden. Ein kleiner darauf bezüglicher Aufsatz von Ludwig Heinlein in der Hessischen Morgenzeitung vom Jahre 1886, der auch in dessen Hessische Städtebilder (Kassel 1887) Aufnahme fand, beruht fast wörtlich auf den einschlägigen Ausführungen des verstorbenen Kurhessischen Archivraths Dr. Landau in seinen „Malerischen Ansichten von Hessen" und auf den Angaben eines 1860 zu Darmstadt erschienenen Werkes: Das Kurfürstenthum Hessen in malerischen Originalansichten. Heinlein's Verdienst besteht nur in der Umrechnung der in Frage kommenden Höhenmaße in Meter. An literarischen Hülfsmitteln standen mir namentlich Landau's verschiedene Werke zu Gebote: seine Beschreibung des Hessengaues, die Beschreibung des Kurfürstenthums Hessen, die hessischen Ritterburgen und ihre Besitzer Bd. II., Landau's Aufsatz in der Zeitschrift für hessische Geschichte und Landeskunde Bd. IX., Der Uebergang der Gisonischen und Wernerischen Besitzungen auf die Landgrafen von Thüringen; ferner Wenck, hessische Landesgeschichte, Urkundenbuch zum 2. Bde. und 3. Bd. nebst Urkundenbuch; Rommel, Geschichte von Hessen; Schmidt, Geschichte des Großherzogthums Hessen, Bd. 1 u. 2; Knochenhauer, Geschichte von Thüringen in der Zeit des ersten Landgrafenhauses (1039—1247); besonders auch das Urkundenbuch der Deutschordens-Ballei Hessen von Arthur Wyß, Bd. 1 und 2, (Publikationen aus den K. Preußischen Staatsarchiven Bd., 3 u. 19), das leider über das Jahr 1359 nicht hinausgeht; Renouard, Geschichte des Krieges in Hannover, Hessen und Westphalen von 1757 bis 1763, Bd. III.; Lynker, Geschichte der Insurrektionen wider das westphälische Gouvernement; von Gehrens, Pfarrers des Kirchspiels Felsberg und Altenburg, unter der vormaligen Königlich westphälischen Regierung erlittene dreimalige Verhaftung und Exportation von ihm selbst beschrieben; Hochhuth, die Statistik der evangelischen Kirche im Regierungsbezirk Kassel; Heppe, Kirchengeschichte beider Hessen; von Dehn-Rotfelser und Lotz, die Baudenkmäler im Regierungsbezirk Kassel; schließlich im Besitz des Herrn Major a. D. von Roques befindliche Abschriften von Originalurkunden des Stiftsarchivs Kaufungen, in welche mir derselbe gütigst Einblick gewährt hat, sowie die in der Ständischen Landesbibliothek handschriftlich aufbewahrten Landau'schen Kollektaneen-Faszikel Felsberg. Einige weitere Mittheilungen verdanke ich der Güte der Herren Bibliothekar Dr. Brunner, Dr. Seelig und Bürgermeister Fenge.

Die allerälteste Geschichte von Burg und Stadt Felsberg ist noch immer nicht hinreichend aufgehellt.

Landau vermuthet in den „Ritterburgen", daß die Basaltkegel der Altenburg und der Felsenburg wegen ihrer strategischen Wichtigkeit bereits chattische Ansiedlungen und Befestigungen gegen die Römer getragen hätten; diese Annahme ist um so glaublicher, als sich ganz in der Nähe das alte Mattium (Maden bei Gudensberg) mit dem Stammesheiligthum der Chatten befand und die Römer im Jahre 15 nach Christi Geburt in der That die Chatten an der Eder geschlagen und Mattium zerstört haben.

Wie der Name andeutet, ist die Altenburg wohl die ältere von beiden.

Der Name Felsberg (in den mittelalterlichen Urkunden Filisberg, Velsberc, Uelsberh, Velsperc, Vilsperg, Velsberg, Visperg, Vilsberg, Velis-, Veils-, Velsperg, Visberg, Wilsberg, Welssperg) erscheint zum ersten Male in einer Urkunde vom Jahre 1100, in welcher Mathilde, die Wittwe Graf Meginfrid's von Felsberg, der Abtei Hersfeld einen Leibeigenen nebst den Dörfern Mühlbach und Saaßen (bei Neuenstein) schenkt.

Damals war die Burg Sitz eines Grafengeschlechts, das unter den in Niederhessen nach dem Zufall des alten Stammesherzogthums Franken entstandenen selbständigen Gewalten nächst den Grafen von Gudensberg die angesehenste gewesen sein dürfte.

Bereits die Vorfahren des eben genannten Grafen Meginfrid, der, freilich ohne den Zusatz „von Felsberg", schon in Urkunden aus den Jahren 1059—1095 erwähnt wird, dürften in der Gegend ansässig gewesen sein, wenigstens ist höchst wahrscheinlich, daß ein in einer Urkunde Kaiser Otto's I. vom 24. Februar 960 angeführter Graf Meginfrid als Stammvater des alten Felsberger Grafengeschlechts anzusehen ist. Seine Grafschaft erstreckte sich nach Rommel etwa von der Grenze der Abtei Hersfeld oder der Gegend von Rotenburg an der Fulda über Morschen bis nach Felsberg. Bestimmt wissen wir, daß die Dörfer Solz und Gude dazu gehört haben.

Aus der oben angezogenen Urkunde von 1100 erfahren wir noch, daß die Wittwe Graf Meginfrid's eine Schwester Graf Berthold's, (vermuthlich aus dem Geschlechte der Grafen von Willolfsbach bei Niederaula), war, aus deren Vereinigung mit den Grafen von Schauenburg am Habichtswalde später die Grafen von Wallenstein hervorgegangen sind, sowie daß Graf Meginfrid einen Bruder Namens Heinrich hinterließ, der Untervogt (subadvocatus) der Kirche Hersfeld war.

Auf eben diesen Heinrich führt man die Grafen von Felsberg des 12. und 13. Jahrhunderts zurück. Heinrich's Tochter soll nach Schmidt und Rommel an Graf Boppo I. von Reichenbach vermählt gewesen sein, der wie sein vermuthlicher Schwiegervater Untervogt der Abtei Hersfeld war. Die Annahme von den verwandschaftlichen Beziehungen zwischen den Felsberger Grafen und den Grafen von Reichenbach (später Ziegenhain) stützt sich weiter darauf, daß beide Häuser mehrfach gleiche Namen aufzuweisen haben, die Namen Boppo und Berthold gehören beiden an. Graf Boppo von Felsberg, möglicherweise ein Neffe Boppo's I. von Reichenbach und Sohn Gottfried's I. von Wegebach, erscheint zwischen 1150 und 1187, einer seiner Nachkommen, Graf Berthold von Felsberg, um 1248 und dessen Söhne Widekind und Berthold um 1286.

An Felsberg selbst, Burg und Ort, dessen Anfänge aller Wahrscheinlichkeit nach am Fuße des Burgfelsens bereits vorhanden waren, hatten die letzten Felsberger Grafen freilich keinen Antheil mehr, bereits 1238 müssen dort die Landgrafen von Thüringen Herren gewesen sein. In einer Urkunde Landgraf Heinrich Raspe's von Thüringen, vom 29. September 1238 stoßen wir auf dessen Vasall (fidelis) Hermann von Felsberg aus einem dort angesessenen Ministerialen- bezw. Rittergeschlechte, der mit den Grafen von Felsberg, wie sein bis zum Jahre 1181 zu verfolgender Stammbaum ergiebt, nichts gemein hat.

Graf Berthold der Aeltere von Felsberg, durch seine Mutter Sophie von Homburg an der Weser begütert, zog nach Niedersachsen, seine letzten Güter in Hessen vermachte er 1253 dem Kloster Breitenau, dessen Schirmvögte die Landgrafen waren.

Die Landgrafen waren den Felsberger Grafen schon länger so bedenklich nahe gerückt, daß in der Gegend von Felsberg und Gudensberg für eine andere Macht kaum noch Raum war.

Nach dem Tode Graf Giso's IV. von Gudensberg aus dem Geschlecht der aus dem Oberlahngau stammenden Gisonen, der seinen Schwiegervater, den letzten der alten Grafen von Gudensberg Wernerischen Geschlechts soeben beerbt hatte und dadurch in den Besitz des Haupttheils von Niederhessen gelangt war, kamen dessen sämmtliche Besitzungen um das Jahr 1122 durch Vermählung seiner Tochter Hedwig mit Landgraf Ludwig I. von Thüringen an die Landgrafen. Dem Felsberger Grafenhause wird es sehr schwer geworden sein, gegenüber den Landgrafen seine Selbständigkeit zu behaupten, da dieselben durch die eben erwähnte Heirath allein in Niederhessen, zum größten Theil in unmittelbarster Nähe von Felsberg, Folgendes

erworben hatten: die Grafschaft Hessen, seit dem letzten Graf Werner Lehen des Erzstifts Mainz, die Schirmvogtei über die Abtei Hersfeld, die Vogtei über die Stifter und Klöster Hasungen, Breitenau und Fritzlar. Die Landgrafen scheinen die letzten Felsberger Grafen durch ihr erdrückendes Uebergewicht aus Hessen geradezu verdrängt zu haben.

Bis vor kurzem wurde die Erwerbung der Grafschaft Felsberg durch die Landgrafen auf eine Heirath Hedwigs, der Wittwe Graf Giso's IV. von Gudensberg, der Stiefmutter der gleichnamigen Gemahlin Landgraf Ludwig's und Tochter des bereits genannten Grafen Meginfrid von Felsberg und der Mathilde von Willofsbach, mit Landgraf Ludwig's Bruder Heinrich Raspe zurückgeführt, weil die Gosecker Chronik, eine im allgemeinen gut unterrichtete Quelle, diese Thatsache berichtete. Landau hat indes in seinem Aufsatze über den Uebergang der Gisonischen und Wernerischen Besitzungen auf die Landgrafen von Thüringen, gestützt auf eine in Lacomblet's Urkundenbuch zur Geschichte des Niederrheins abgedruckte Urkunde unwiderleglich erwiesen, daß die Wittwe Graf Giso's nicht Hedwig, sondern Kunigunde hieß, daß sie nicht eine Gräfin von Felsberg, sondern eine Gräfin von Bilstein aus rheinischem Geschlecht war.

Die erste sichere Kunde von einer geschlossenen Ortschaft Felsberg unterhalb der Burg stammt aus dem Jahre 1247. Am 28. Mai 1247 verlieh Herzog Heinrich von Brabant als Vormund seines Sohnes Heinrich, des spätern ersten Landgrafen von Hessen, das Patronat der Kirche zu Felsberg dem Deutschen Orden, eine Verfügung, die von des Herzogs Wittwe Sophie am 25. März 1248 bestätigt wurde. Der Orden gründete hier eine Komthurei, die bis zur Auflösung desselben in den Staaten des Rheinbunds im Jahre 1809 bestanden und gewiß erheblich zur Hebung und Vergrößerung des Ortes Felsberg beigetragen hat.

Das Patronat zu Felsberg gehörte zu den Mainzer Lehen der Landgrafen von Hessen, die während des ganzen Mittelalters eine Quelle unaufhörlicher Streitigkeiten zwischen den Landgrafen und den Erzbischöfen bildeten. Am 9. September 1263 wird unter den Besitzungen, mit denen Erzbischof Werner die Landgräfin Sophie und ihren Sohn Landgraf Heinrich belehnte, auch das Patronat von Felsberg besonders aufgeführt.

Als Stadt erscheint Felsberg zuerst am 1. März 1286. Der Schultheiß Heidenreich und die Rathsherren (consules), unter ihnen Heinrich von Breidenlo und Kuno von Hesserode, bezeugten damals den Verkauf von Gütern zu Herboldshausen seitens des Ritters Eckard von Felsberg an das Haus des Deutschen Ordens zu Marburg. Am 30. Oktober 1289 werden Bürger von Felsberg genannt, nämlich Johann von Harlon, Heinrich von Breidenlo, sein Bruder Rupert und Ditmar Junge. In einer Urkunde vom 9. Juli 1293 ist die Rede von der civitas in Velsberg, ihren Schöffen (scabini), die den vorhin erwähnten Rathsherren entsprechen, auch erscheint das Siegel der civitas.

Dies erste erhaltene Siegel der Stadt ist dreieckig und enthält einen gehörnten Helm, an den Hörnern mit Lindenblättern geschmückt, ganz gleich dem Helme Landgraf Heinrich's I. auf dessen Reitersiegel, darunter eine fünfblättrige Blume, die Umschrift lautet: SIGILLUM CIVITATIS DE WILSBERG.

Der erste Bürgermeister Jan von Erfurt wird 1336 genannt, neben ihm die Schöffen Cunrat Freund, Dietmar Bolinsanc und Ludwig Landgrebe. Im Jahre 1400 bestand der Stadtrath aus dem Bürgermeister Cunrad Gebeck und sechs Schöffen.

Bis die Stadt einen eigenen Bürgermeister erhielt, hatte der landgräfliche Schultheiß auf dem Schlosse neben dem Amte Felsberg auch die Stadt zu verwalten, letztere in Gemeinschaft mit den Schöffen. Dieser Umstand ist insofern von Bedeutung, als daraus entnommen werden kann, daß die Erhebung des Ortes Felsberg zur Stadt auf die Landgrafen zurückzuführen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Marburg.

I.

Steigt, Gäste, auf zum Schlosse, zum alten Fürstenhaus,
Und schaut in Näh' und Ferne zum schönsten Bild hinaus.
Hier laßt das Auge schweifen am Horizont umher,
Aussicht, die dieser gleichet, zeigt sich Dir nirgends mehr.
Ein Silberfaden schlängelt, ein glitzernd Filigran,
Durch Felder sich und Wiesen, der Spiegel ist's der Lahn,
Noch nicht im Lauf beenget geht frei sie ihre Spur
Hier grad und dort im Bogen, wie's vorschrieb die Natur.
Um's Thal zieht eine Mauer, ein Wall mit Grün bedeckt,
Das ist das Lahngebirge, das Wanderluft erweckt.
Der Frauenberg im Süden mit alterndem Gestein,
Wo in den Fehdezeiten die Ritterschaar zog ein,
Die Hessenflur zu schützen, wenn aus Amoeneburg
Raubgierig oft die Feinde die Flur gejagt hindurch.
Im Ost auf Bergesrücken siehst Du die Spiegelsluft,
Den Thurm, gebaut auf Felsen, den Du bewundern mußt,
Und fühlst Du ein Verlangen, so geh, Du bist noch jung,
Besteige seine Zinnen, Dich hebt Begeisterung,

Von dort mit fernem Blicke Du bald zum Brocken eilst
Und bald gar weit im Süden bei Rhön und Spessart weilst.
Nun wende dich nach Norden, da steht ein Kegelberg,
Der Minne ist geheißen, am Riesen lehnt der Zwerg.
Vor Zeiten hat Auguste, die Fürstin, hier geruht
Und an Natur und Kirche erhoben ihren Muth. —
Beim großen Rechtsgelehrten Bettina hat geweilt,
Die, senkte sich die Sonne, im West zum Thurm geeilt,
Begrüßt' auch ihn, den Alten: Bettinathurm genannt,
Er hielt in allen Wettern dort auf der Mauer Stand.
Dort hat sie sich gekühlet im linden Zephyrwind,
Gehoben dort die Flügel, geschwärmt dort wie ein Kind.

Nicht mehr im Schloß gefesselt liegt Bösewichter Schaar,
Gern bietet sich ein Diener Euch zur Begleitung dar,
Verweilt im Rittersaale, Viel giebt's zu schauen da,
Und denkt, was hier zu Zeiten der Landgrafen geschah.
Hier waren Hochgezeiten, hier tönte Becherklang,
Hier ließen Minnesänger erklingen Spiel und Sang.
Und geht dann zum Archive, da schlummert im Regal,
Was Väterhand geschrieben, erfüllend Saal und Saal,
Vergilbte Pergamente seit Karolinger-Zeit,
Bis Hessens Leu ging schlafen, ruhn hier in Sicherheit. —

Hier ward ein Sohn geboren, der Philipp ward genannt,
Der schuf ein neu' Erblühen in seinem Hessenland,
Der Kunst und Wissenschaften erbaut hat ein Asyl,
Durch den das Klosterleben mit alten Bräuchen fiel.
Hier dichtete ein Cordus, hier Hessus Eoban,
Zum Dienst in Staat und Kirche wuchs kräft'ge Jugend an,
Doch wer hat übersprungen die Zucht, die sich gebührt,
Der hat gebüßt im Carcer, wohin er ward geführt.
Sein Kleinod nannte Philipp die Universität,
Die jetzt in prächt'gem Baue, in neuem Glanze steht
Und mehr als tausend waren's, die sie an Jüngern zählt',
Hierher geströmt aus alter und gar aus neuer Welt.

Nun gehet, liebe Pilger, bekannt mit neuem Glück
Zu altersgrauen Zeiten mir gleichgesinnt zurück.
Was wäre Marburg blieben, ein Dorf im Löhnegau,
Wär nicht hierhergezogen ein Königskind als Frau,
Die, ach! zur Wittwe worden, ihr Wartburg-Schloß verließ,
Da sie die Hand des Schwagers, ihr hart gesinnt, verstieß?
Elisabeth, die Gute, hat mitleidsvoll gepflegt
Die Armen und die Kranken, im Häuslein angelegt,
Die selbst der Wärt'rin Schürze an Krankenbetten trug,
Bis dann der arme Sieche gethan den letzten Zug.
Sie hat sich aufgerieben, entschlummerte selbst früh,
Und eine sel'ge Heimfahrt der Heiland ihr verlieh.

Zum Grab der Heil'gen strömte zu Tausenden die Schaar,
Wer blind, wer lahm, aussätzig, im Geist gestört selbst war,
Ein Friedrich, Deutschlands Kaiser, hat sich zum Grab gebückt,
Das Haupt der Hochverehrten mit gold'nem Kranz geschmückt.
Der Landgraf, der die Wittwe einst kränkte ungescheut,
Hat tief in Herzensbuße, was er gethan, bereut,
Und auf dem Grab erhoben hat sich der schönste Bau,
Der wie kein andrer ehret die segensreiche Frau.
Der deutsche Ritterorden hat sich gestellt zur Wacht
Und ihr zum Angedenken den Dienst im Haus vollbracht.
Gebein dem Sarg entnommen, aus langer Jahre Ruh,
Hast in dem guten Sinne, einst Landgraf Philipp Du.
Doch hätt' es nichts geschadet, wenn ruhig das Gebein
Noch in dem Sarge schliefe, geschmückt mit edlem Stein.
Es war geringe Ehre, die man der Frau erwies,
Als heil'ge Ueberbleibsel man nicht im Sarge ließ.

Du Stadt, einstmals Matrone, in abgetrag'nem Kleid,
Stehst jungfräulich geschmücket in dieser Kaiser-Zeit!
Das Gute reift allmählich, selbst Rom, die Weltstadt war
Entstanden, das bedenket, nicht schnell in einem Jahr!
Nun wachse, blühe weiter im Glück, Stadt an der Lahn,
Mit köstlichem Gewande stets bräutlich angethan!!

G. Th. Dithmar.

Der Roggenbrei.

Von Nassau, war's ein edler Graf,
Den einst ein schwer' Gebreste traf,
Auf's Siechbett ward er hingestreckt
Und weder Speis' noch Trank ihm schmeckt',
Fast glaubt' er sich dem Tode nah'
Und sang schon manch' Halleluja.
Da plötzlich hat die stille Nacht
Ihm einen süßen Trost gebracht.
Als schlaflos er und sinnend lag,
Dacht' er an manch' entschwundnen Tag,
An Jugendsünden mancherlei,
An Ursel, Greth' und Anne Marei,
Auch an die Gräfin Portd'amour,
Der Lieb' er einst in Frankreich schwur,
Als er den Krieg dort mitgemacht,
Gefochten in manch' heißer Schlacht.
Und wie er an die Kriegsfahrt kam,
Dünkt's ihm auf einmal wundersam,
Als hab' er dort das Heil gefunden
Und könnt' auch jetzt noch d'ran gesunden —
Und dieses Heil, denkt' er, es sei
Nichts Andres als ein Roggenbrei,
Wie ihn bereitet einst im Feld
Rollshausen, groß als Koch und Held.
Ein Hesse war's, als Knabe, arm,
Gerathen in der Krieger Schwarm,
Wo tapfer er und stets besonnen
Gar hohen Kriegsruhm hat gewonnen.
Mit achtzehn Groschen zog er aus
Aus seiner Väter kargem Haus,
Der Mutter Segen folgt ihm nur
Als einzig Gut, wohin er fuhr,
Bis er in Frankreich fand das Glück.
Dort ward ihm manches Beutestück,
Und was er hatt', nicht wieder schwand.
Heim schickte er in's Hessenland
Maulesel einen ganzen Zug,
Der viele Säck' mit Kronen trug.
Und als der Krieg sein Ende nahm,
Er selbst zur Heimath wieder kam.
Die Burg der Väter neu erstand,
„Klein-Frankreich" ward sie nun genannt,
Da in Groß-Frankreich ihm vor Allen
Das meiste Gut war zugefallen. —
An Rollshusenum also sandte
Der Graf zum nahen Hessenlande
Und ließ als alten Kriegskam'raden
Ihn feierlich gen Nassau laden,
Von wegen jener Arzenei,
Dem superfeinen Roggenbrei.
Rollshausen stand nicht lange an,
Nach Nassau zog er gleich hindann
Und trat zum Grafen in's Gemach.
„Ach, Freund," sprach dieser, „siech und schwach,
Vom langen Fieber sterbensmatt,

Find'st Du mich auf der Lagerstatt.
Der Aerzte Kunst versagt an mir,
Mein einzig' Heil, es ruht in Dir.
Ein Roggenbrei, mein lieber Koch,
Wie einst in Frankreich — weißt Du noch? —
Der würd' mir helfen!" — „Wohl, es sei,"
Rollshausen sprach, „ich koch' den Brei."
Die Rüstung legt' er ab, das Schwert,
Und geht zur Küche an den Heerd,
Wo er, ganz nach der alten Weise,
Bereitet die verlangte Speise,
Doch als der Graf versucht' den Brei,
Zu tadeln wußt' er mancherlei.
Zu dünn erst schien er ihm, und dann
Die Ueberzeugung er gewann,
Daß viel zu dick er sei gerathen,
Auch dünkt er sauer seiner Gnaden.
Er rief und schob die Schüssel fort:
„So war der Brei nicht, auf mein Wort!
Den Du in Frankreich einst bereitet!
Die Speis' ist gänzlich mir verleidet!"
Rollshausen d'rauf: „Mein Brei ist gut,
Nur Eines an ihm fehlen thut —"
„So schaff's herbei!" — „Das kann ich nicht,
Da mir die Macht dazu gebricht.
Hätt' in Euch, wie vordem im Feld,
Der Hunger vierzehn' Tag' gebellt,
Was gilt's — ich wette Schwert und Spieß —
Euch schmeckten bitt're Bohnen süß!"

W. Bennecke.

Mittagsruhe am Asch.

Aus grünen Waldesdunkel
Seh' ich in süßer Ruh'
Dem glitzernden Gefunkel
Im klaren Weiher zu.

Es huscht von Well' zu Welle
Der gold'ne Sonnenschein,
Leiht jeder seine Helle,
Will keiner zu eigen sein.

Ich liege traumversunken,
Ohn' Wunsch und ohn' Begehr,
Mir künden leis' die Unken
Eintönige Wundermähr.

M. Knetsch.

Aus alter und neuer Zeit.

Fuldaer Originale. Fulda war einst reich an Originalen. Sie sind verschwunden. Der Alles nivellirende Geist unserer Zeit duldet keine Persönlichkeiten mehr von so ausgesprochener Individualität mit ihren Schrullen und Wunderlichkeiten, wie sie einmal den Originalen anhafteten. Nicht unintereſſant ist aber immerhin die Erinnerung an dieselben, und so unternehme ich es denn auch, das Leben und Treiben einzelner Fuldaer Originale, die ich zum Theil noch persönlich gekannt habe, hier zu schildern. Ich beginne mit

Friedrich Erdmann Petri. Wer in Hessen hat ihn nicht gekannt, wenigstens dem Namen nach, den kleinen jovialen, humoristischen, ja komischen Lebemann, den grundgelehrten Herrn mit dem riesigen Gedächtnisse, ein lebendiges Konversationslexikon, eine wandelnde Encyklopädie — den alten Kirchenrath Friedrich Erdmann Petri in Fulda — das „allerliebste Männelein"? Am 11. Juni waren es einundvierzig Jahre, seit er das Zeitliche gesegnet hat, und eine kurze biographische Skizze dieses munteren Mannes und wahrhaften Originals wird wohl Allen, die je mit ihm in Berührung gekommen sind, ganz besonders aber seinen alten ehemaligen Schülern nicht unerwünscht sein. Hier ist sie.

Friedrich Erdmann Petri wurde am 20. Oktober 1776 zu Bautzen geboren. Sein Vater war Johann Samuel Petri, Kantor, Musikdirektor und vierter Lehrer am Gymnasium zu Bautzen, ein Schüler Bach's, der musikalischen Welt durch seine in Leipzig 1782 in 2. Auflage erschienene „Anleitung zur theoretischen und praktischen Musik" bekannt, seine Mutter Viktoria Henriette Schmidt aus Sebnitz. Der junge, mit trefflichen Anlagen, namentlich einem nimmer versagenden Gedächtniß begabte Friedrich Erdmann Petri besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt mit vorzüglichem Erfolge; wegen seiner Fortschritte und seines Fleißes wurden ihm verschiedene Bücherprämien und auch eine silberne Ehrenmünze zu Theil. Da er fürchtete, wegen eines sich vergrößernden Ueberbeins an der rechten Hand mit dieser nicht mehr schreiben zu können, lernte er das Schreiben mit der linken Hand und hatte es schon nach vier Wochen zu einer schönen Fertigkeit gebracht. Ostern 1796 bezog er die Universität Leipzig, wo er sich eingedenk seiner Voreltern, aus dem Geschlechte der schwedischen Reformatoren und Bibelübersetzer Klaus und Lorenz Petri oder Petersen, und aus eigener freier Neigung dem Studium der Theologie widmete, aber auch sonst alle möglichen Kollegien, selbst medizinische, hörte. Außer Leipzig besuchte Petri noch die Universitäten Halle, Jena und Wittenberg, wo er die Würde eines Doctor philosophiae erlangte. Hiernach nahm Petri die Stelle eines Hauslehrers bei dem kursächsischen Geheimrathe Grafen von Riesch zu Dresden an, bestand 1803 die Prüfung bei dem Oberkonsistorium daselbst und wurde zum Magister und Vizedirektor des unter der Leitung Dinter's stehenden Schullehrerseminars zu Dresden-Friedrichsstadt ernannt. Am 20. März 1805 wurde Petri vom Erbprinzen Wilhelm Friedrich von Oranien-Nassau als Professor der Geschichte und der deutschen Sprache an das neuerrichtete,

unter der Direktion des bekannten Schriftstellers, Konsistorialraths August Gottlieb Meißner stehende Lyzeum zu Fulda berufen und im folgenden Jahre auch zum Pfarrer der von demselben Fürsten am 1. Dezember 1802 gestifteten evangelischen Pfarrei daselbst bestellt. Auch vertraute ihm der Fürst den Unterricht seines zweiten Sohnes, des Prinzen Friedrich, an. Nach der Schlacht von Jena am 14. Oktober 1806 kam das Fürstenthum Fulda unter französische Verwaltung; die Besoldungen blieben fast bei allen Angestellten aus, so daß z. B. Petri einen neunmonatlichen Rückstand zu fordern hatte, während Kontributionen und Einquartirungen kein Ende nahmen. Seine Gewandtheit in der französischen Sprache und seine bekannte Schlagfertigkeit im Antworten verschafften ihm die Zahlung jenes Rückstandes. Als nämlich der französische Generalintendant Gentil der Erinnerung Petri's mit Lobeserhebungen über dessen Predigten ausweichen wollte, gab dieser zur Antwort: Mais, Monsieur, pour prêcher il faut dîner. — Im Jahre 1810 verheirathete sich Petri mit Julie Amalie Fischer, der Tochter des Musikdirektors Fischer zu Dresden. 1813 erhielt Petri den Titel Kirchenrath, nachdem er bereits vom Großherzog von Frankfurt, Karl von Dalberg, dem damaligen Fürsten von Fulda, zum Provinzialkommissar der beiden evangelischen Konsistorien zu Fulda und Hanau und zum Inspektor der evangelischen Kirchen und Schulen im Departement Fulda ernannt worden war. Im Jahre 1816 weihte Petri auf dem Domplatze zu Fulda die Ehrenstandarte des fünften schlesischen Landwehr-Kavallerieregiments ein, welche diesem der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen wegen der an der Katzbach und später in Frankreich bewiesenen Tapferkeit verliehen hatte. Das Regiment verehrte dem Kirchenrath Petri für jenen Akt einen silbernen Becher. — Bei der Reorganisation der höheren Studienanstalten zu Fulda im Herbste 1835 trat Petri als Professor in den Ruhestand und ebenwohl wurde er am 6. Mai 1839 unter der Verleihung des Prädikats „Konsistorialrath“ von seinem Amte als Seelsorger entbunden. Petri hat eine überaus fruchtbare Thätigkeit als Schriftsteller auf geschichtlichem und sprachlichem Gebiete entwickelt. Sein Hauptwerk aber ist sein „Fremdwörterbuch“, das 1806 zum erstenmal erschien und bis jetzt 13 Auflagen erlebt hat. Er war Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften, die einzeln anzugeben zu weit führen würde. Vom König von Preußen erhielt er 1839 nebst einem eigenhändigen Schreiben die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft. Mit der niederländischen Königsfamilie, dem Hause Oranien-Nassau, das einst (1802—1806) über Fulda herrschte und dem er seine Berufung hierher verdankte, blieb er in fortwährender Verbindung. Als einst (1846) sein früherer Schüler Prinz Friedrich der Niederlande durch Fulda kam und Petri unter den Spazierengehenden bemerkte, sprang er alsbald aus dem Wagen, umarmte ihn und erinnerte sich, mit ihm gehend, dankbar der Zeit, wo er sein Schüler gewesen. Petri starb nach kurzem Krankenlager am 11. Juni 1850 an Altersschwäche. Sein Grab auf dem vorstädtischen Friedhof schmückt ein einfacher Denkstein mit der Inschrift: „Non omnis moriar“. — Petri war ein freundlicher, gutmüthiger Mann von untersetzter, kurzbeiniger Figur und von derber Gesichtsbildung. Er war allzeit zu munteren Scherzen aufgelegt, besaß einen unerschöpflichen Anekdotenvorrath; seine Impromptus durchliefen die Stadt, auch nahm er die Neckereien munterer Bekannten niemals übel. Das machten sich die Herren Studiosen, seine Schüler, wohl zu Nutze; und gingen auch die Possen, welche sie ihm spielten, oftmals über das Maß des Erlaubten weit hinaus, so trug er es ihnen doch nicht nach, „aldenn“ er schien Gefallen daran zu haben. Wenn heute noch ehemalige Fuldaer Lyzeisten zusammentreffen und die Erinnerung an ihre Studienzeit auffrischen, so kann man darauf wetten, daß die muthwilligen Streiche, die sie gegen die „Bautz“ oder den „Fapi“ — diese Beinamen hatten sie dem Herrn Kirchenrath gegeben — verübt, das Hauptthema der Unterhaltung bilden. Das hindert aber nicht, daß seine Schüler auch der Achtung und Liebe Ausdruck geben, welche sie für ihren früheren Lehrer ob seiner aufrichtigen und stets wohlwollenden Gesinnung hegen.

F. Z.

Aus Heimath und Fremde.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß, wenn von den hervorragendsten hessischen Dichtern und Schriftstellern die Rede ist, in erster Linie Dr. Julius Rodenberg genannt zu werden verdient. In der soeben erschienenen Schrift „Berliner Autoren“ von Ernst Wechsler widmet ihm der Verfasser eine besondere Besprechung, und wenn dieselbe sich zunächst auch nur auf Julius Rodenberg's bekanntes neueres Werk „Berliner Bilder“ beschränkt, so ist damit doch eine so liebevolle, treue und wahrhafte Schilderung der Persönlichkeit unseres gefeierten hessischen Landsmannes verknüpft, daß wir es uns nicht versagen können, unsere Leser auf jene Schrift von Ernst Wechsler aufmerksam zu machen. Julius Rodenberg ist am 26. Juni 1831 zu Rodenberg in der Grafschaft Schaumburg geboren, in wenigen Tagen wird er sonach seinen 60. Geburtstag feiern. Indem wir ihm, in dem wir einen Freund und Gönner unserer Zeitschrift „Hessenland“ verehren, im Voraus unseren herzlichsten Glückwunsch darbringen, behalten wir uns vor, bei anderer Gelegenheit uns ausführlicher mit seinem Leben und Wirken zu beschäftigen.

Der Dompfarrer und Jubelpriester Joseph Anton Schmitt zu Fulda vollendete am 10. d. M. sein neunzigstes Lebensjahr in voller Amtsthätigkeit bei seltener Frische des Geistes und körperlichen Rüstigkeit. Geboren am 10. Juni 1801 zu Fulda, empfing er am 18. Dezember 1824 die Priesterweihe, war längere Zeit Pfarrer in Hofbieber und wirkt seit 40 Jahren in segensreichster Weise als Dompfarrer der Stadt Fulda. Möge es dem allverehrten gottbegnadeten Priestergreise vergönnt sein, nach Verlauf von Jahren bei ungebrochener Kraft auch das siebzigjährige Priesterjubiläum begehen zu können

Am 4. Juni vollendete der Regierungssekretär, Rechnungsrath Lothar Eckhardt zu Kassel sein 50. Dienstjahr. Geboren 1822 zu Burghaun, besuchte er das Gymnasium zu Fulda und widmete sich hiernach der Steuer- und Katasterverwaltung, war zunächst Steuerpraktikant bei dem Obersteuerkollegium zu Kassel und später Steuerrevisor. Nach der Annexion war derselbe zuerst als Veranlagungskommissar bei Einführung der preußischen Steuergesetze thätig und wurde nach Aufhebung des Obersteuerkollegiums als Sekretär zur neu gebildeten Königlichen Regierung versetzt. Seine Thätigkeit änderte sich von dieser Zeit an insofern, als dieselbe auch auf das Kassenwesen erstreckt wurde. Im Jahre 1876 wurde er zu außerordentlichen Arbeiten des Königl. Finanzministeriums nach Berlin berufen. Auch dort haben seine Leistungen volle Anerkennung gefunden. Die ihm angebotene Stellung konnte er jedoch aus Familienrücksichten nicht annehmen, und kehrte er nach längerer Zeit zur Königl. Regierung nach Kassel zurück. Hier ist er fortgesetzt in körperlicher und geistiger Rüstigkeit thätig, geehrt von seinen Vorgesetzten und Kollegen. Auch Allerhöchsten Ortes ist er durch Ernennung zum Rechnungsrath und Verleihung des Rothen Adlerordens IV. Klasse vor längeren Jahren schon ausgezeichnet worden. Seine Kollegen haben ihm ihre Liebe und Hochachtung durch Widmung eines künstlerisch ausgestatteten Gedenkbuches ausgedrückt. Die geplante Feier mußte aus Rücksicht auf den augenblicklichen Gesundheitszustand des Jubilars, welcher sich auf einer Erholungsreise befindet, leider unterbleiben. (K. A. Z.)

Der zweite hessische Städtetag tagte am 1. und 2. Juni zu Kassel. Bei demselben waren von den 64 Städten des Regierungsbezirks Kassel 45 vertreten. Die Gegenstände, welche zur Verhandlung gelangten, betrafen „die Regelung der Erhebung der Hundesteuer in den Städten des ehemaligen Kurfürstenthums Hessen im Hinblick auf das Gesetz vom 26. Juni 1840“, Referent: Oberbürgermeister Rang-Fulda; „die Aufhebung der kurhessischen Sabbathordnung vom 15. Mai 1801 im Hinblick auf den Gesetzentwurf über die Abänderung der Gewerbeordnung“ Referent: Stadt- und Handelskammer-Sekretär Bödicker-Hanau; „die Errichtung einer Zentralstelle für Tiefbauangelegenheiten für Städtegruppen“, worüber Regierungsbaumeister Schmick-Frankfurt a/M. berichtete. Der noch auf der Tagesordnung befindliche Gegenstand „das Sparkassenbuch und der Erlaß eines Normalstatuts für städtische Sparkassen“ mußte abgesetzt werden, da der Referent, Bürgermeister Lotz-Melsungen, erkrankt war. Als Ort zur Abhaltung des nächstjährigen Städtetages wurde Hanau gewählt.

Am 10. Juni kam das einaktige Schauspiel „Albrecht“ von Franz Treller im Königlichen Theater zu Kassel zur ersten Aufführung. Der Erfolg war ein durchschlagender. Ueber den Vorwurf des Stückes äußert sich das „Kasseler Tageblatt“ wie folgt: „Albrecht ist kein Geringerer als der tragisch-dämonische Heros des dreißigjährigen Krieges, Albrecht von Wallenstein, Herzog zu Friedland, indessen handelt es sich um keinen geschichtlichen Vorgang, sondern um eine frei erfundene Fabel. Wallenstein, der Generalissimus der kaiserlichen Heere, soll das Todesurtheil eines jungen Hauptmanns unterschreiben, welcher von dem ihm feindlich gesinnten Feldmarschall Holk beschuldigt wird, in der Schlacht seinen Posten verlassen zu haben. Wallenstein liebt den jungen Hauptmann; es ist die Stimme des Blutes, denn wie sich durch das Erscheinen der Mutter des Hauptmanns später herausstellt, ist es sein eigener natürlicher Sohn, entsprossen aus einem Verhältniß, das vor fünfundzwanzig Jahren der damalige Hauptmann Albrecht in Ungarn knüpfte, aber leichten Herzens löste und über der Jagd nach Ruhm und Ehre vergaß, bis es ihm jetzt die ehemalige Geliebte, die ihn längst als todt beweint, in's Gedächtniß zurückruft. Er ist ein einsamer Mann geworden in seiner Größe und nun, da er in dem geliebten jungen Offizier einen Sohn findet, soll er diesen, sein eigen Fleisch und Blut, dem Henker überliefern, denn so will es das Recht des Krieges, das er selbst eingeführt hat. Das ist ein tragischer Konflikt, der aber seine freundliche Lösung dadurch findet, daß ein Wachtmeister herbeigeschafft wird, welcher bezeugt, daß dem jungen Hauptmann der Befehl zum Verlassen des Postens von dem Feldmarschall Holk selbst zugegangen ist. Den frevlen, heimtückischen Ankläger, den Feldmarschall, ereilt die verdiente Strafe, während Wallenstein den wiedergefundenen Sohn, der jedoch von seinem wahren Verhältniß zu ihm nichts ahnt, gerührt in die Arme schließt, nachdem die Mutter ihm den Sohn entsagungsvoll überlassen hat.“ Der Dichter hat es verstanden, die ihm vorschwebende Idee poetisch in vortrefflicher Weise durchzuführen, die Charaktere treten in scharfen Zeichnungen hervor, und die ganze Darstellung bekundet das Franz Treller eigene große bühnentechnische Talent. Auch

die Aufführung that ihr Bestes zum Gelingen des Werkes. Das Stück wurde mit lebhaftestem Beifall aufgenommen und der Verfasser am Schlusse stürmisch gerufen.

Durch einen neuen werthvollen Zuwachs von Büchern zählt die Joseph Schwank'sche Stiftung in der Fuldaer Landesbibliothek jetzt mehr denn 4500 Bände. Reichlich sind unter denselben die „Hassiaca“ und „Fuldensia“ vertreten, und das gereicht der Anstalt selbst zu ganz besonderem Vortheile. Die Schwank'sche Stiftung, errichtet durch Allerhöchst genehmigten Vertrag vom 10. Mai 1886, liefert ein lebendiges Zeugniß von der pietätsvollen Anhänglichkeit des jetzt in Frankfurt a. M. wohnenden Schenkgebers, Herrn Joseph Schwank, an seine Vaterstadt Fulda und verdient die dankbarste Anerkennung Aller, die sich für die Landesbibliothek Fulda interessiren. — Die Landesbibliothek Fulda, welche, ohne Hinzurechnung der Schwank'schen Stiftung, über 70000 Bände umfaßt, ist bekanntlich reich an sehr werthvollen alten Manuskripten und Inkunabeln. Nach neuester Zählung besitzt sie allein 697 Codices und 624 Inkunabeln, deren Verzeichniß demnächst im Drucke erscheinen wird.

Die Stadt Rotenburg a./F. ist in den Besitz einer werthvollen Naturaliensammlung, die namentlich reich an ausgestopften Vögeln ist, gelangt. Der am 24. Januar d. J. dortselbst verstorbene Kreisphysikus Sanitätsrath Dr. Heinrich Eisenach, welcher nicht nur ein ausgezeichneter Arzt, sondern auch ein tüchtiger Naturforscher und als solcher ein eifriger Sammler von Naturalien war, hat dieselbe durch letztwillige Verfügung der Stadt Rotenburg vermacht. Sie soll in den Räumen des Altstädter Schulgebäudes untergebracht werden.

Universitätsnachrichten. Am Freitag, den 26. dieses Monats findet zu Marburg die feierliche Einweihung der neuen Universitätsaula in Anwesenheit des Kultusministers Grafen von Zedlitz-Trützschler statt. — Bekanntlich hatte der hessische Kommunallandtag beschlossen, der Aula als würdigen Schmuck das lebensgroße Oelbildniß des Landgrafen Philipp des Großmüthigen, des Stifters der Universität Marburg, zum Geschenke zu machen, und war seitens des Landesausschusses der Maler Walther Merkel zu Kassel mit der Ausführung des Gemäldes nach dem Brosamer'schen Holzschnitte beauftragt worden. Dasselbe ist bereits am 11. d. M. in Marburg eingetroffen und in der Aula an seinem Platze zwischen den Bildern des Kaisers Wilhelm I. und des Kaisers Friedrich angebracht worden. Das Gemälde ist von seltener Vollendung. Es zeigt den Landgrafen in jugendlichen Jahren, mit dem Harnisch angethan. Auf dem Haupte trägt er den breiten, geschlitzten Hut, von dem roth-weiße Federn herabwallen. Mit dem Szepter stützt er sich auf ein Tischchen, auf welchem auch der Helm des Landgrafen mit aufgeschlagenem Visiere steht. Den Hintergrund des Gemäldes bildet die Stadt Marburg mit dem Schlosse, während im Vordergrunde zur Rechten des Landgrafen grünes Blattwerk die Figur desselben trefflich hervortreten läßt. Der aus Eichenholz prachtvoll geschnitzte Rahmen wirkt vorzüglich mit dem Bilde zusammen; derselbe zeigt oben das hessische Wappen in tadelloser Schnitzerei. —

Dem außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Universität Marburg Dr. E. Alhard von Drach ist die Erlaubniß zur Anlegung des ihm vom Herzog Friedrich von Anhalt verliehenen anhaltischen Verdienstordens für Wissenschaft und Kunst ertheilt worden. —

Die Universität Marburg zählt in diesem Sommersemester 952 immatrikulirte Studierende, gegen 859 im vorigen Wintersemester. Weiter haben in diesem Sommersemester noch 18 Personen vom Rektor die Erlaubniß zum Hören der Vorlesungen erhalten, so daß sich die Gesammtzahl der Berechtigten auf 970 erhöht. Von den immatrikulirten Studirenden entfallen 185 auf die theologische, 168 auf die juristische, 276 auf die medizinische und 323 auf die philosophische Fakultät. Der Staatsangehörigkeit nach vertheilen sich die Studierenden auf folgende Länder: Preußen 747 (Hessen-Nassau 297), übrige Reichsländer 138, Oesterreich-Ungarn 9, Frankreich 1, Großbritannien 13, Niederlande 2, Rußland 5, Schweiz 9, Türkei 1, Afrika 2, Amerika 1, Asien 4, Australien 1. —

Die Zahl der immatrikulirten Studierenden der Universität Gießen beträgt in diesem Sommer 562, zu denen noch 19 nicht immatrikulirte Hörer kommen. Auf die einzelnen Fächer vertheilen sich die Zahlen folgendermaßen: Theologie 93, Rechtswissenschaft 102, Medizin 122, Thierheilkunde 33, Zahnheilkunde 8, Kameralwissenschaft 49, Forstwissenschaft 21, Mathematik 13, klassische Philologie 37, neuere Philologie 23, Philosophie und Naturwissenschaft 11, Geschichte 4, Pharmazie 18, Chemie 28.

Die philosophisch-theologische Lehranstalt des bischöflichen Priesterseminars zu Fulda zählt in diesem Semester 60 Studierende der Theologie, von denen 9 der Diözese Osnabrück, 24 der Diözese Limburg und 27 der Diözese Fulda angehören. Außerdem besuchen noch 5 Mitglieder vom Orden des hl. Franziskus die Vorlesungen.

Todesfälle. Am 14. Mai starb zu Hagen in Westphalen nach längerem Leiden der Königliche Baurath a. D. Karl Bechtel. Derselbe war zu Hailen bei Meerholz im Jahre 1823 als ältester Sohn des damaligen Rechtsanwalts Karl Bechtel

geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Hersfeld, wohin sein Vater als Landrichter versetzt worden war, nachher die polytechnische Schule zu Kassel. Nach Absolvirung der letzteren widmete er sich von Herbst 1842 bis Herbst 1845 an der Universität Marburg dem Studium der Naturwissenschaften. Er war ein sehr beliebter Student. Er war Korpsbursche der Markomannia und Hassia. Bei dem letztgenannten Korps war er Konsenior und Senior und wurde bei seinem Abgange zum Ehrenmitglied gewählt. Karl Bechtel ging später zum Baufache über und hat in seinen Stellungen als Baubeamter und Ingenieur Vortreffliches geleistet. Die Jugendfreunde und Studiengenossen des Verblichenen in unserem Hessenlande werden dem dahingeschiedenen gemüthlichen, liebenswürdigen Genossen, dem treuen Freunde, stets ein ehrenvolles Andenken bewahren. Friede seiner Asche.

Am 1. Juni verschied zu Hanau plötzlich in Folge einer Herzlähmung der Landgerichtspräsident a. D. Geheimer Ober-Justizrath Hermann Philipp Lang im Alter von 77 Jahren. Mit ihm ist wieder einer jener gediegenen alten hessischen Juristen aus dem Leben geschieden, welche den Stolz unseres engeren Vaterlandes ausmachten. Geboren war derselbe, wenn wir recht berichtet sind, 1814 zu Rinteln als Sohn des dortigen Obergerichtsanwalts August Hermann Lang. Nach absolvirtem Studium der Rechtswissenschaft bestand er seinen juristischen Vorbereitungsdienst bei dem Obergerichte seiner Vaterstadt Rinteln, wurde dann Assessor am Justizamt zu Rodenberg. Zum Justizbeamten befördert, wirkte er als solcher zu Bockenheim, Neuhof und Hanau. 1865 wurde er zum Obergerichtsrathe in Hanau ernannt. Nach der Einverleibung Kurhessens in Preußen wurde er Kreisgerichtsdirektor in Hanau, von da als Stadtgerichtsdirektor nach Frankfurt versetzt, wurde er 1879 zum Landgerichtspräsidenten in Hanau ernannt, in welcher Stellung er bis zu seiner vor wenigen Jahren erfolgten Pensionirung verblieb. Der Verblichene erfreute sich überall, wo er gewirkt, des höchsten Ansehens und allgemeiner Beliebtheit. Er zählte zu den tüchtigsten hessischen Juristen, und seine trefflichen Charaktereigenschaften, sein liebenswürdiges Wesen, sein humaner Sinn, sicherten ihm die Hochschätzung Aller, die mit ihm in Berührung kamen. Sein Andenken wird stets ein gesegnetes bleiben.

Am 7. Juni verstarb zu Marburg der Professor der Mathematik Dr. med. et phil. Friedrich Ludwig Stegmann, Senior der philosophischen Fakultät. Derselbe entstammte unseres Wissens einer hessischen Gelehrtenfamilie, aus welcher mehrere Professoren der ehemaligen Universität Rinteln hervorgegangen sind. Er war geboren am 28. Juni 1813 zu Frankfurt a. M., studierte in Marburg, Gießen und München zuerst Medizin, dann Mathematik; erwarb sich 1835 den medizinischen und 1840 auf Grund seiner Dissertation de nova quadam methodo quadrandi areas figurarum in sphaera descriptarum auch den philosophischen Doktorgrad. Nachdem Dr. Stegmann kurze Zeit Lehrer am Marburger Gymnasium gewesen war, habilitirte er sich 1840 als Privatdozent für Mathematik an der dortigen Universität, wurde 1845 zum außerordentlichen und 1848 zum ordentlichen Professor ernannt. Zweimal bekleidete er in der Folge das Amt des Prorektors, nämlich in den Jahren 1855/56 und 1861/62. Er war ein ausgezeichneter, anregender Lehrer, in dessen Lob alle seine Zuhörer einstimmig sind. Vor einigen Jahren zwang ihn sein vorgerücktes Alter, sich der Lehrthätigkeit und jeglichen amtlichen Schaffens zu begeben. Seine Forschungen waren sehr mannigfaltig. Selbständig veröffentlichte er „Elemente der ebenen Trigonometrie und Stereometrie“ (1843), „Geometrie-Untersuchungen über die Drehung“ (1853), „Lehrbuch der Variationsrechnung“ (1854); seine Einzelstudien erschienen durchweg in Gruner's „Archiv“. Sie haben die Lehre von den figurirten Zahlen, den Kurven, dem sogenannten berganlaufenden Doppelkegel, dem Elipsoid u. A. m. zum Gegenstande. Seine zahlreichen Schüler werden sein Andenken stets in Ehren halten.

Zu Anfang Juni starb zu Wernigerode am Harz der Geheimrath Dr. Rudolf Elvers, der in früheren Jahren mannigfach und bedeutsam literarisch hervorgetreten ist. Er war am 6. September 1825 zu Göttingen geboren, Sohn des Professors der Rechte, nachmaligen Oberappellationsgerichtsraths zu Kassel, Dr. Christian Friedrich Elvers. Er besuchte das dortige Gymnasium und machte an dem Gymnasium zu Marburg Ostern 1846 sein Maturitätsexamen, studierte hiernach zu Marburg, Heidelberg und Berlin Rechtswissenschaft und nahm, als im Frühjahr 1848 der deutsch-dänische Krieg ausbrach, an demselben als Freiwilliger in der schleswig-holsteinischen Armee Theil. Sodann beendigte er seine Studien in Marburg und trat nach bestandenem Staatsexamen als Referendar bei dem Obergerichte in Kassel ein. Als von Schleswig-Holstein nach der Niederlage bei Idstedt an die früheren Kämpfer die Aufforderung zur erneuten Theilnahme am Kampfe erging, glaubte er diesem Rufe folgen zu müssen, und nachdem er deshalb aus dem hessischen Dienstverhältnisse seinen Abschied genommen hatte, trat er wieder in die schleswig-holsteinische Armee ein und nahm als Oberjäger und später als Fähnrich an den letzten Kämpfen Theil. Nach der im Februar 1851 erfolgten Auflösung der Armee kehrte er nach Kassel zurück. Hier wurde ihm der Wiedereintritt in den kurhessischen Dienst versagt. Er begab sich nun nach Göttingen und habilitirte sich daselbst, nachdem er am 23. Oktober 1851 zum Doctor iuris promovirt worden war, im Frühjahr 1852 als Privatdozent des römischen Rechts. Bis

zum Herbste 1855 verblieb er in dieser Stellung. Sodann trat er in den preußischen Justizdienst über und wurde, nachdem er die sogenannte große Staatsprüfung bestanden hatte, im Frühjahr 1856 zum Kreisrichter in Höxter ernannt. 1862 wurde er nach Wernigerode am Harz als Dirigent der dortigen Kreisgerichtsdeputation versetzt. Später ging er in den Verwaltungsdienst über und war zuletzt Landrath in Wernigerode. Ueber seine literarische Thätigkeit berichtet die „Vossische Zeitung“: Am bekanntesten von Dr. Rudolf Elvers' Schriften ist sein Lebensbild des vielgewanderten und vielseitigen Sozialpolitikers Viktor Aimé Huber (von 1836 bis 1843 Professor in Marburg und von da nach Berlin berufen), der nach Niederlegung seiner Berliner Professur für neuere Literatur und Geschichte von 1852 an bis zu seinem 1869 erfolgten Tode in Wernigerode lebte und hier mit Elvers in freundschaftlichem Verkehr stand. Ein Bindemittel für Beide gab das ihnen gemeinsame Interesse für soziale Fragen ab, das bei Elvers während seiner Wernigeroder Zeit alle seine anderen Bestrebungen (so mannigfach sie auch ursprünglich waren) in den Hintergrund drängte. Mit Fleiß und Verständniß hat Elvers Alles über Huber („Viktor Aimé Huber, sein Werden und Wirken“, Bremen 1872 und 1874) zusammengetragen, was er aus eigener Erinnerung, mündlichen Mittheilungen Anderer wußte und was in Huber's und Anderer Schriften sich über ihn aufgezeichnet fand. Da Elvers von Hause aus Jurist war, so sind dementsprechend auch seine Schriften aus früherer Zeit rechtswissenschaftlichen Inhaltes. Besonders zu nennen sind davon das Buch „die römische Servitutenlehre“ (1854), das lediglich wissenschaftliches Interesse hat, und die Schrift „die Nothstände des preußischen Eidesrechtes“ (Berlin 1858), welche zugleich in praktischer Hinsicht von Bedeutung ist. Elvers verficht darin die Anschauung, daß man bei notorisch Unpfändbaren von dem Manifestationseid abstehen solle; weiterhin verlangt er, daß im Zivilprozeß mit der Schiebung des Eides von einer der streitenden Parteien auf die andere vorsichtiger verfahren werden solle, als bisher. In späteren Jahren wandte Elvers unter dem Einflusse von Huber sich immer mehr und mehr dem Studium der wirthschaftlichen Dinge zu. Von seinen Veröffentlichungen auf diesem Felde sind seine Untersuchungen zur Vagabundenfrage hervorzuheben.

Briefkasten.

Dr. O. G. Hildesheim. Ist sehr erwünscht gekommen und wird in einer der nächsten Nummern veröffentlicht werden. Besten Dank.

E. W. H. v. W. Gotha. Empfangen Sie unseren verbindlichsten Dank für die Zusendung. Der Abdruck wird demnächst erfolgen.

J. L. Kassel. Bin mit Ihnen einverstanden. Alles Weitere brieflich.

J. S. Frankfurt. Der Schlußartikel mußte für die nächste Nummer zurückgestellt werden. Freundlichsten Gruß.

J. L. F. Hanau. Sie erhalten in den nächsten Tagen Antwort. Daß dies nicht schon früher geschehen, bitten wir zu entschuldigen.

Anzeigen.

Zum Abonnement auf das 3. Quartal c. unserer Zeitschrift „Hessenland“ laden ergebenst ein

Redaktion und Verlag.

Kassel, im Juni 1891.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 13. Kassel, 3. Juli 1891.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1891 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2847.

Marburg!

Weise: Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.

So jung noch und schon so arme,
Und Herz und Zunge matt,
Daß Gott sich mein erbarme!
Sie heißen mich Kandidat.
Jüngst trieben wir, Freunde, gemeinsam
Gar lustige Philosophei,
Nun schanz' ich, ach, so einsam
Zur Staatsamtprüferei.

Auf dem Präsidenstuhle
Möcht' ich noch einmal sein,
Wie der sterbende König in Thule
Der Lahn meinen Schoppen zu weihn;
Den trauten Deckelschoppen,
Der all' mein Elend fühlt,
Der mir so manchen Troppen
In die durstige Kehle gespült.

Der mit mir lärmt' und schäumte
Hängt still nun an der Wand,
Doch horch! als ob er träumte,
Leis' klingt der silberne Rand.
Er klingt mir von köstlichen Stunden,
Vom Städtchen an der Lahn,
Wo froh und ungebunden
Wir Geld und Zeit verthan.

Ich seh' im Strome spiegeln
Das Bergschloß altersgrau,
Weit grüßt es ob den Hügeln
Herrn Philipp's Hessengau.
Hei! welche Lust zu dringen
Durch's Thal zu grünen Höh'n,
Zu singen und zu klingen!
Ach, Brüder, es war doch schön!

Erinnrung soll begeistern
Mich armen Kandidat,
Die Tücken zu bemeistern,
Die so eine Prüfung hat.
Drum, Füchse und Burschen, singt Lieder
Und trinket in Fröhlichkeit:
Es kehrt ja niemals wieder
Die lustige, durstige Zeit!

G. E.



Faience- und Porzellanfabriken in Alt-Kassel.

Von Professor Dr. A. von Drach.

(Schluß.)

Um die Vorräthe an fertigen Waaren zu Geld zu machen, wurde folgender Vorschlag von der Rentkammer unter dem 2. März 1787 angenommen: „daß die Vorräthe noch ausgearbeitet, und dem Verwalter hierzu eine Zeit von zwei bis drei Monat bestimmt, hierzu auch die erforderlichen 400 Thaler oder was bis dahin zur Bezahlung des Arbeitslohns noch weiter erforderlich sein sollte, ex Cassa gnädigst vorgeschossen, diese Vorschüsse aber aus dem fertigen Porcellain und zwar auf die Art, daß denen recipirt werdenden Juden, dessen vor 50, 100 und mehr Thaler bei Erlangung des Schutzes abzunehmen eingebunden würde, wieder ersetzt werden". Im Oktober 1787 wurden zwei von den Porzellanfabrikgebäuden vor dem Weisensteiner Thor geräumt (das Haus in der Schäfergasse war schon 1786 auf Abbruch verkauft worden) und die daselbst befindlichen Vorräthe in die „Arcadenboutiquen" gebracht, um daselbst der vorher mitgetheilten Bestimmung gemäß zu Geld gemacht zu werden. Aus einem Bericht des mehrerwähnten Verwalters Schultze geht hervor, daß dieser Zwangskauf ziemlich flott gegangen sein muß, sowie daß vor der gänzlichen Einstellung der Fabrikation immer noch kleinere Geldzuschüsse nöthig wurden. Er schreibt am 11. August 1788 an die Kriegs- und Domainenkammer:

„Da außer denen 1570 Rthlr. Porcellain-Waaren so die Schutzjüden bereits erhalten, nun wieder vor 7000 Rthlr. dergleichen in Porcionen, jede zu 50 Thlr. in Ordnung gestellt habe und mit dem übrigen Vorrath, um solchen auch in dergleichen zu setzen vielleicht in drei Wochen fertig zu werden hoffe.

So habe hochfürstl. Kriegs- und Domainen-Cammer solches und zugleich unterthänig berichten wollen, wie daß ich denen 2 Arbeitern von 10 wochen ihren Lohn schuldig bin[1]), auch den Stein, weil der Brenner Liese abgegangen, bis zu völliger Fertigwerdung beybehalten und zu bezahlen, hierzu aber keine Einnahme habe.

[1]) Für den Transport des Porzellans aus der Fabrik in die Arcadenboutiquen.

So habe hochdieselbe um einen Vorschuß hierzu von 70 Rthlr. in derjenigen Devotion bitten wollen, mit welcher erstirbet

hochfürstl. Kriegs- und Domainen-Cammer
unterthänigster Henr. Jac. Schulz".

Mit dem Jahre 1788 hörte somit nach zwanzigjährigem Betrieb die „Feine Porzellanfabrik zu Kassel auf, ohne jemals dahin gekommen zu sein, ohne Zuschuß der Landgrafen, sondern vom eigenen Ertrag, ihre Unkosten bestritten zu haben.

Die beiden Schwesternanstalten, die „Gelbe Steinfaiencefabrik" und die „Vasenfabrik" überlebten sie; auf das vorher erwähnte Ausgebot derselben zur Pachtung fanden sich dafür qualifizirte Personen in dem schon erwähnten Modelleur Friedr. Christian Hillebrecht, sowie dem um beide Etablissements so verdienten Hofkonditor Steitz. Der erstere erhielt am 28. März 1788 ein Privilegium auf 10 Jahre, und zwar wurden ihm die nöthigen Gebäude[1]), sowie der Betrieb für die ersten drei Jahre frei, für die folgenden drei für 25 Thlr., für die vier letzten zu 50 Thlr. Miethe überlassen; ausdrücklich verboten war es ihm, Gegenstände aus durchaus gefärbter Masse, wie es die Steitz'schen Fabrikate waren, herzustellen; seine Waaren sollten an geeigneten Stellen mit dem hessischen Löwen gestempelt sein.[2]) Hillebrecht scheint seinen Ver-

[1]) In der 1778 erschienenen „Erdbeschreibung der hessischen Lande Casselischen Antheils" von Regnerus Engelhard sind (S. 129 und 130) folgende Angaben über die Fabrikanlage vor dem Weißensteiner Thor: Unter der jetzigen glorreichen Regierung aber wurde in dieser Gegend nicht nur erstlich eine Backsteinbrennerey mit einem dazu dienlichen langen Gebäude angelegt; Sondern auch ferner ein ansehnliches Haus zum Behufe der Porcellanfabrik erbauet, unter welchem sich eine künstliche Porcellanmühle befindet. Nachher sind noch mehrere Häuser dazu gekommen, welche den dabey angelegten Fabriken von Fayence oder sogenanntem Steinporcellane und irdenen Gefäßen zum Gebrauche, theils aber auch zu Wohnungen dienen.

[2]) Derart signirte Steingutwaaren sind bis jetzt noch nicht zu unserer Kenntniß gelangt; vermuthlich wird Hillebrecht, der in anderen Punkten seinen Kontrakt auch nicht einhielt, es unterlassen haben, seine mitunter recht geringen Waaren zu kennzeichnen.

pflichtungen nicht streng nachgekommen zu sein; es liegen wiederholte Beschwerden des Steitz über ihn vor, daß er nicht nur farbige Masse verwende, sondern auch Steitz'sche Modelle abforme und in schlechterer Qualität und zu billigerem Preise Imitationen der Steitz'schen Waare in Handel bringe. Trotzdem wurde der Kontrakt mit Hillebrecht am 18. Mai 1798 auf weitere 10 Jahre verlängert; er starb indessen im Jahre 1801, und versuchte seine Wittwe mit Beihülfe des ältesten Sohnes die Fabrik fortzuführen. Nach ihrem 1803 erfolgten Tode mußte der Sohn Joh. Hillebrecht wegen Mangels an Mitteln die Fabrikation einstellen; es brach Konkurs aus, und wurden ihm 1805 die rückständigen Beträge für Pacht und übernommene Materialien erlassen.

Die noch im Staats- und Adreßkalender für 1788 als „Porcellain-Vasenfabrik" aufgeführte Anstalt übernahm am 10. Januar d. Js. Hofkonditor Steitz auf 12 Jahre gegen eine jährliche Pacht von 50 Thlr.; er erhielt Gebäude aus der verkrachten Le Fort'schen Gründung, worin er schon seither die Vasenfabrik geleitet hatte und die zum Glasurmahlen eingerichtete Sandershäuser Mühle; die auf 2000 Thlr. bewertheten Vorräthe wurden ihm in der Weise überlassen, daß diese Schuld durch Einbehalten der Hälfte seiner Konditorbesoldung nach und nach getilgt werden sollte. Bis zum Jahr 1797 war jedoch dieselbe noch nicht abgetragen, namentlich auch, weil durch den inzwischen ausgebrochenen Krieg der Absatz, welcher sich nach Straßburg, Frankfurt, Mainz, Aachen, ja sogar nach Paris erstreckt hatte, sehr zurückgegangen war. Um die Sache zu erledigen, wurden damals dem Steitz für 1000 Thlr. Waaren abgenommen und, wie früher mit dem Porzellan verfahren worden war, in Portionen zu 50 Thlr. an die Schutzjuden zwangsweise verkauft.[1]) Der Werth des Steitz'schen Lagers betrug damals über 3000 Thlr. Am 16. April 1799 bat Steitz um zwölfjährige Verlängerung seines Kontrakts; es geht aus den seiner Eingabe beiliegenden Rechnungen hervor, daß es ihm gelungen war, die Fabrik mit Gewinn zu betreiben; er kann die Aktiva, denen nur unbedeutende Schulden gegenüberstehen, auf ca. 4000 Thaler angeben. Nachdem im Juni 1800 die Fabrik wiederholt auf Temporalpacht sowohl als auf Erbleihe öffentlich ausgeboten worden war, erhielt sie zunächst ein Sohn des Steitz für 70 Thaler Pacht auf drei Jahre, da man Fabrikant und Hofkonditor in einer Peson nicht mehr haben wollte. Ueber den weiteren Verlauf fehlen genauere Nachrichten; 1805 finden wir die Fabrik noch in Steitz'schen Händen; später soll ein als Steinzeugfabrikant in Kassel vorkommender Johann Nellstein, der einmal als Arbeiter bei Steitz erwähnt wird, die Fabrik übernommen haben.[1]) Von der eigentlichen Vasenfabrikation hatte man um 1800 herum mehr und mehr Abstand genommen und sich der Anfertigung von Haus- und Tafelgeschirr, zum Theil von sehr originellen Formen, zugewandt.[2]) Dasselbe kommt in Feinheit und Härte dem Wedgwoodfabrikat nahe und wird häufig dafür gehalten. Von den Steitz'schen Vasen sowie Figuren findet sich im Kasseler Museum eine Anzahl besonders ausgezeichneter Stücke, welche die Geschicklichkeit und den Geschmack ihres Verfertigers erkennen lassen; sie machen es erklärlich, warum diese Fabrikate auch außerhalb der Landesgrenzen Absatz fanden. Simon Heinrich Steitz wird in der Geschichte der hessischen Keramik stets einen Ehrenplatz behaupten.

Von den Fabrikgebäuden ist nur ein kleineres Haus (jetzt Nr. 28 vor dem Königsthor) erhalten; es soll darin noch in den vierziger Jahren durch einen gewissen Hagelsieb die Steingutfabrikation betrieben worden sein.

---

[1]) Das Verzeichniß der zwanzig Portionen ist erhalten und finden sich darin, außer den oben angeführten Gattungen von Vasen, auch Uhrgehäuse, Pyramiden, Blumentöpfe, namentlich aber Köpfe und Figuren, z. B. Apollo, Kopf des Laokoon, Voltaire, Haller, Rousseau u. dgl. Im Steitz'schen Vorrath wird auch eine große sitzende Figur, der junge Herkules, aus dieser Periode erwähnt zum Preis von 30 Thlr., von der sich ein Exemplar in den Sammlungen des kgl. Museums zu Kassel vorfindet.

[1]) In Hoffmeister's Nachrichten heißt es S. 84: Nellstein, Johannes, zu Kassel, hatte bis in die neueste Zeit in der alten Wilhelmshöher Alle (vor dem Königsthore) eine Vasen- und Steingutfabrik, worin Gegenstände aus schwarzer, grauer und rother Masse, glasirt und unglasirt, in gefälligen Formen geliefert wurden. Diese Fabrik hieß früher die Steitz'sche Faiencefabrik.

[2]) Steitz erwähnt in Eingaben an den Landgrafen öfter sein Bestreben durch nene Modelle und Façons Erfolge zu erzielen, und mögen wohl hieraus jene merkwürdigen Bildungen von Kaffee- und Theekannen in Form von in ägyptischem Geschmak gebildeten Menschen- und Thiergestalten, wie sie von ihm existiren, hervorgegangen sein. Auch die noch ab und zu im Antiquitätenhandel vorkommende Bowle in Gestalt eines Wildschweinskopfes gehört zu seinen Fabrikaten.

Zur Geschichte von Burg und Stadt Felsberg.

Von Dr. W. Grotefend.

(Fortsetzung.)

Das Amt Felsberg, dessen Bezirk Anfangs außer Stadt und Burg Felsberg nur die Altenburg und die Dörfer Lohre und Böddiger umfaßt hatte, wurde im 15. Jahrhundert durch das Gericht Gensungen, das Kirchspiel Wolfershausen, die Dörfer Niedermöllrich, Ober- und Niedervorschütz vergrößert. Einige Namen von landgräflichen Amtleuten sind der Nachwelt überliefert, 1331 Heinrich von Venne, 1339 Hermann Schufelere, 1375 Friedrich von Felsberg, 1464 Gottfried Schlegerein, 1466 ein Holzsadel.

Ferner hatte das Schloß sechs Burgmannssitze. Von den Inhabern der Burglehen begegnen uns am häufigsten die Glieder der Familie von Felsberg, von der sich gegen Ende des 13. Jahrhunderts die Herrn von Besse abzweigten. Durch das gemeinsame Wappen kennzeichneten sich beide als demselben Stamme angehörig. Dies Wappen bestand in drei parallelen schraffirten Querbalken, von denen der unterste mit der Spitze des Schildes zusammenfallend, als Dreieck erscheint, darüber ein von links nach rechts schräg herablaufender Balken. Bis zu ihrem Aussterben um das Jahr 1486 hatten die Herren von Felsberg ihren Hauptsitz in diesem Orte. Das Geschlecht muß recht begütert gewesen sein, abgesehen von den Besitzungen in und bei Felsberg und auf der Altenburg, wo sie ebenfalls schloßgesessen waren, hatten sie deren in der Gegend von Wolfhagen, in und um Marburg, sowie in der Nähe des Meißners. Neben den Herren von Felsberg und von Besse waren die Lugulin, die Meisenbug und Hebel Burgmannen zu Felsberg, vorübergehend auch die von Buchenau, Merode, von Lare, von Böddiger und von Völkershausen.

Die Herren von Brandenburg finden wir dort ebenfalls angesessen, jedoch anscheinend nicht als Burgmannen, sondern als Lehnsträger des Stiftes Kaufungen, dessen Vorwerk zu Felsberg sie inne hatten. Mit dem Jahre 1367 verschwinden sie indessen aus Felsberg, indem sie das Kaufungische Vorwerk an einen Kaplan der Aebtissin von Kaufungen verkauften.

Das Verhältniß zwischen den Bürgern von Felsberg und der Landesherrschaft und deren Vertretern ist, soweit wir wissen, im Allgemeinen ein gutes gewesen, vorübergehend ist es aber dennoch zu einem Zerwürfnisse gekommen. Es war dies in den Siebziger Jahren des 14. Jahrhunderts. Damals betheiligte sich Felsberg an dem Verein der niederhessischen Städte, der im Januar 1376 in Kassel zusammentrat, um gegen das von Landgraf Hermann ausgeschriebene Ungeld, dessen der Fürst in seinem Kampfe mit Otto dem Quaden von Braunschweig dringend bedurfte, Einsprache zu erheben. Weiter bezweckte dieser Zusammenschluß der Städte den Landgrafen zu veranlassen, die fremden Ritter, denen er zur Belohnung für ihre Dienste gegen seine Feinde mehrfach die Stellungen von Beamten und Burgmannen in den hessischen Plätzen übertragen hatte, zu entlassen. Im Jahre 1378 erhob mit den anderen Städten auch Felsberg gegen derartige landgräfliche Maßnahmen in aller Ehrerbietung Einsprache; doch begnügte man sich mit dieser, ohne daß außer in Kassel von gewaltthätigen Auftritten zu berichten wäre.

Die Mißstimmung der Felsberger gegen ihre Landesherrschaft in jenen Tagen wird sehr wohl begreiflich, wenn wir erfahren, daß gerade damals Stadt und Amt Felsberg eigentlich ständig an adelige Herren verpfändet waren, so 1373 an den Landvogt von Niederhessen, Friedrich von Felsberg, und 1380 an Heinrich von Hardenberg, wie denn die Verpfändungen im Mittelalter überhaupt zu vielen Streitigkeiten zwischen Fürsten und Städten den Grund legten. Mit dem Aufhören der Verpfändungen schwand auch die Verstimmung zwischen der Stadt und den Landgrafen für immer, ja deren Beziehungen zu Felsberg waren fortan stets sehr enge.

Für ihre Treue gegen das angestammte Fürstenhaus haben die Felsberger vermuthlich schon im Mittelalter mehrfach hart büßen müssen, da das nahe Fritzlar in den sich so oft erneuernden Fehden zwischen den Landgrafen und den Erzbischöfen von Mainz, die die Stadt Felsberg nach wie vor als Mainzisches Lehen betrachteten, für die erzbischöflichen Truppen das Ausfallthor bildete und die Landgrafen vielfach nicht gleich zur Stelle waren. Die Felsberger mußten unter solchen Umständen jeden Augenblick der Verwüstung ihrer Felder gewärtig sein. So verheerte im Juli 1427 Graf Gottfried von Leiningen, der Neffe Erzbischof Konrad's, von Fritzlar aus mit 600 Reitern die Felder von Felsberg, Gudensberg und Melsungen, bis Landgraf Ludwig zur Stelle war, den Grafen einholte und ihn bei Englis am 23. Juli so auf's Haupt schlug, daß er das Wiederkommen vergaß.

In noch geringerer Entfernung von der Stadt Felsberg hatte mehrere Jahrzehnte früher ein nicht minder blutiges Treffen stattgefunden, als Ritter Konrad Spiegel zum Desenberge in seiner Fehde mit Abt Berthold von Hersfeld dessen Heeresmacht bei der Altenburg am 21. September 1367 völlig vernichtete.

Gegen Ende des Mittelalters wie am Anfang der Neuzeit wird Schloß Felsberg verschiedentlich genannt, es ist damals noch bewohnbar gewesen. Im Jahre 1453 setzte Landgraf Ludwig der Friedsame bei Abschluß des Verlöbnisses zwischen seinem Sohne Ludwig und Mechtild, der Tochter Graf Ludwig's I. von Würtemberg, der Braut 36000 Gulden auf die Schlösser Felsberg und Rotenburg zur Widerlage. 1455 wies der Landgraf, selbst ein Freund der Alchymie, dem Alchymisten Claus von Urbach das Schloß als Wohnung an. Bis zum Tode des Landgrafen trieb Claus dort sein Wesen.

Im Jahre 1511 nahm die Landgräfin Anna, die Wittwe Landgraf Wilhelm's des Mittleren und Mutter Landgraf Philipp's des Großmüthigen, auf Felsberg ihren Aufenthalt. An diesen Aufenthalt der Landgräfin hat dann alsbald die Sage angeknüpft und Philipp's Geburt nach Felsberg verlegt, während Hessens größter Fürst bekanntlich in Wirklichkeit in Marburg zur Welt kam.

In den Tagen der Landgräfin Anna wurde Felsberg der Mittelpunkt der Bewegung gegen den allmächtigen Landhofmeister Ludwig von Boineburg-Lengsfeld, dessen Beseitigung die stolze Mecklenburgerin um jeden Preis durchzusetzen wünschte, um den von ihr ersehnten Einfluß auf die Regierung des Hessenlandes zu erlangen. Hier von Felsberg aus wurde im Jahre 1514 das Vorgehen gegen den Landhofmeister eröffnet, indem Anna damals ihre Anhänger dorthin zu einem Landtage berief, der jedoch wegen des schlechten Besuchs vertagt werden mußte. Dessenungeachtet erreichte die Fürstin ihr Ziel. Ludwig von Boineburg wurde in Anklagezustand versetzt, seiner Güter, Aemter und Würden beraubt.

Es ist dies derselbe Ludwig von Boineburg, der seinen Nachkommen die Altenburg erwarb. Bei seiner Wiedereinsetzung in den früheren Stand durch Landgraf Philipp im Jahre 1527 erhielt er mit seinen übrigen Besitzungen auch die Altenburg zurück. Da diese nach Felsberg eingepfarrt war, werden die Boineburgs vermuthlich, so lange sie dort ansässig waren, in der Felsberger Kirche ihr Erbbegräbniß gehabt haben. Fest steht, daß Urban von Boineburg-Lengsfeld und seine Ehefrau Kunigunde, geborene von Buttlar, die am 14. August 1721 bezw. am 3. August 1725 verstarben, in der Stadtkirche zu Felsberg ihre Ruhestätte fanden.

Wie unter der Landgräfin Anna wurde Schloß Felsberg noch einmal unter deren Urenkel Landgraf Moritz dem Gelehrten zu einem Schauplatz wichtiger Begebenheiten, die leider für diesen Fürsten und sein Hessenland höchst unerfreulicher Art waren. Hier in Felsberg hielt im November und Dezember 1626 Landgraf Moritz einen Landtag ab, es war der letzte vor seiner Abdankung. Obgleich der Landgraf durch die Liguisten unter Tilly und den Landgrafen Georg II. von Hessen-Darmstadt, welcher Letztere Oberhessen mit Marburg besetzt hielt, in höchste Verlegenheit gebracht war und der thatkräftigen Unterstützung seiner Landstände dringend bedurfte, waren dieselben, vor Allem die Ritterschaft, doch zu keinerlei entscheidenden Schritten für ihren Fürsten zu bewegen; die sechs ritterschaftlichen Abgeordneten, welche mit sieben Vertretern der Städte die ganze Versammlung ausmachten, wußten nichts Besseres als gegen die ihnen verhaßten Rathgeber des Landgrafen immer neue Klagen vorzubringen und zum Abwarten zu rathen. Völlig in Stich gelassen, beinahe von dem Nöthigsten entblößt, verbittert und vergrämt, legte Moritz am 17. März 1627 die Regierung nieder.

Die folgenden Kriegsjahre brachten über Felsberg viel Elend und Trübsal. In Folge ihrer Lage an der Straße von Kassel nach Frankfurt hatte die Stadt von Truppendurchzügen sehr empfindlich zu leiden. Im Jahre 1627 drangsalte der Obristwachtmeister Hans Georg von Lungen vom Herlefeldischen Regiment, der mit bairischen Truppen in Felsberg lag, Stadt und Amt auf das Heftigste. Für Haltung strenger Mannszucht ließ er sich besonders bezahlen, erschienen aber die Ortsvorstände, um über die trotz Alledem unaufhörlich wiederkehrenden Erpressungen Klage zu führen, so wurden sie auf Befehl des Herrn Obristwachtmeisters durchgeprügelt. Die Sache war so arg, daß einer der Leute ausrief: Gott wolle Dieses enden oder wir müssen Alle entlaufen. Obwohl von Lungen Zahlung versprach, dachte er nicht daran sein Wort zu halten. Vielmehr forderte er, als die Baiern im Mai 1627 endlich abrückten, von der bereits völlig ausgesogenen Stadt Felsberg nicht nur die rückständigen Kriegssteuern, sondern auch noch eine besondere Verehrung. Von 102 Pferden, welche Obristlieutenant Quade zum Vorspann in Anspruch genommen hatte, kamen nur 20 wieder zurück, die übrigen hatten die Soldaten verkauft.

1631 kamen mit dem Durchzug Tilly's neue Lasten, man schritt zur Plünderung, bei der sogar das Siechenhaus nicht verschont wurde. Im Laufe der dreißiger Jahre war der Ort dann noch mehrfach der Willkür kaiserlicher Offiziere ausgesetzt. Einmal hatte er sich des Besuches seitens eines Herrn Wachtmeisters zu erfreuen, der indeß alsbald wieder verschwand, nachdem die Stadt die von ihm zur Bedienung gewünschten zwei Frauenspersonen gestellt hatte. Während im Uebrigen die Soldaten jener Tage an Rückerstattung des Genommenen nicht dachten, wurden diese beiden Personen, als der Herr Wachtmeister ihrer nicht mehr bedurfte, richtig zurückgeschickt.

Im Jahre 1640 legten die Kaiserlichen den Theil der Stadt, welcher sich damals am östlichen Abhange des Schloßberges ausdehnte, später aber nicht wieder aufgebaut wurde, nebst dem Hause des Deutschordens, dem Oberbau der wahrscheinlich aus dem 14. Jahrhundert stammenden spätgothischen Stadtkirche und einer im Jahre 1377 zuerst genannten, „unter dem Hain“ an der Ostseite des Schloßberges belegenen, der Jungfrau Maria geweihten Kapelle, der „Neuen Kirche“, in Asche. Von den kirchlichen Gebäuden der Stadt blieb allein die theils romanische, theils spätgothische St. Jakobskapelle auf dem Friedhofe unbeschädigt.

Im folgenden Jahrhundert war es die Zeit des siebenjährigen Krieges, welche Felsberg wesentlich in Mitleidenschaft zog. In den Jahren 1761 und 1762 haben die Verbündeten und Franzosen in unmittelbarster Nähe der Stadt einander häufiger gegenübergestanden, ja am 29. Juni 1762 fand sogar ein blutiger Zusammenstoß beider Parteien statt, das von den Franzosen besetzte Schloß wurde von der Artillerie der Gegner beschossen und von den hessischen Jägern zu Fuß unter Major von Linsingen erstürmt.

(Schluß folgt).

Karl Schomburg.

Von F. Zwenger.

Fünfzig Jahre sind am 8. d. M. seit dem Tage verflossen, an welchem die irdischen Reste eines der edelsten Bürger Kassels der Erde übergeben wurden, eines Mannes, der sich nicht nur um die Stadt Kassel selbst, der sich um ganz Kurhessen die größten Verdienste erworben hat. Nennt man die besten Namen unseres engeren Vaterlandes, gewiß wird der Name Karl Schomburg's, des Oberbürgermeisters von Kassel, in erster Linie genannt. Es ist ein schöner pietätvoller Zug in dem Charakter der Kasseler Bürgerschaft, daß sie ihren großen Todten ein dankbares Andenken zu bewahren pflegt. Sie hat Karl Schomburg ein Monument errichtet, sie hat eine Straße nach seinem Namen benannt, dauernder aber noch als Erz und Stein ist die Erinnerung, die in dem Herzen der Kasseler Bürger fortlebt und fortleben wird an den berühmten Wortführer des 15. September 1830, den mannhaften, unerschütterlichen Vertreter der Volksrechte, den überzeugungstreuen Patrioten, den durch glänzende Beredtsamkeit sich auszeichnenden Abgeordneten, den würdevollen Präsidenten der kurhessischen Ständeversammlung und Vorsitzenden des permanenten landständischen Ausschusses. Unter den schwierigsten Verhältnissen wirkte Schomburg in Kassel von 1822 bis 1841 als Bürgermeister und Oberbürgermeister. Was er als solcher geleistet, wie er die Rechte der Stadt gegenüber jeglichen Uebergriffen, woher sie auch kommen mochten, gewahrt und jenen zum Siege verholfen, ist allgemein bekannt; seiner hervorragenden Mithilfe verdankt Kurhessen neben der Verfassungsurkunde vom 5. Januar 1831 eine Reihe der heilsamsten Gesetze, von denen wir hier nur das Ablösungsgesetz, die Errichtung der Landeskreditkasse vom 23. Juli 1832, die Gemeindeordnung vom 23. Oktober 1834 anführen wollen, Gesetze, welche die wohlverdiente Anerkennung in ganz Deutschland fanden.

Karl Schomburg war am 11. Oktober 1791 in Grebenstein geboren, wo sein Vater als Arzt lebte. Die erste Erziehung empfing er zu Karlshafen, wohin sein Vater als Landphysikus versetzt worden war; von seinem neunten bis zu seinem vierzehnten Lebensjahre erhielt er den ersten Vorbereitungsunterricht zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung in Saalfeld; hier fand er bei seinem Onkel, dem Rath und Amtmann Schütz, ein zweites Vaterhaus; dann besuchte er das Gymnasium illustre zu Koburg und nach Absolvirung desselben im Jahre 1808 bezog er die Universität Göttingen, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Sein Eintritt in das praktische Leben fiel in die letzte Periode der westfälischen Regierung in Hessen. Er wurde Anwalt, zuerst in Kassel, später in Höxter, doch

sagten ihm die bestehenden Verhältnisse so wenig zu, daß er nach Göttingen zurückkehrte, um sich dort ganz den Wissenschaften zu widmen. Die Wiederherstellung der kurhessischen Regierung im Jahre 1813 bewog Schomburg, in das Geschäftsleben zurückzutreten. Er wurde zunächst Sachwalter in Karlshafen und 1816 Anwalt bei der Regierung in Kassel. Bei der neuen Organisation der Landesvertretung vom 29. Juni 1821 wurde er zum ersten Assessor des Landgerichts in Kassel ernannt, aber noch ehe er dieses Amt antreten konnte, wählte ihn die Stadt Kassel zu ihrem Bürgermeister, welche Stelle er am 1. Januar 1822 antrat. Schomburg opferte damit die Aussicht auf eine sichere Laufbahn im Staatsdienste, und obgleich der Bürgermeister jährlich neu gewählt wurde — erst 1830 erhielt Schomburg die Bestätigung auf Lebenszeit — so entschied er sich dennoch für das Stadtamt. Bald sollte er sich durch seine Führung der städtischen Verwaltung, namentlich durch die umsichtige Ordnung des Schuldenwesens, die größten Verdienste erwerben. Er war der unermüdlichste und entschiedenste Kämpfer für die Freiheiten und Rechte seiner Mitbürger. In dem konstituirenden Landtage von 1830 war er, wie bereits oben bemerkt, der Mitbegründer der kurhessischen Verfassung. Hier entwickelte er ein seltenes Talent der Beredtsamkeit. Er war dann ununterbrochen Mitglied der kurhessischen Ständeversammlung, von 1833—1838 Präsident derselben, und in allen wichtigen Angelegenheiten unseres engeren Vaterlandes hat er einen wesentlichen, bestimmenden Einfluß ausgeübt.

In den beiden letzten Jahren seines Lebens fühlte Schomburg bei geschwächter Gesundheit eine sichtbare Abnahme seiner Kräfte, so daß er sich zuletzt genöthigt sah, sich so viel als möglich von den öffentlichen Geschäften zurückzuziehen. Doch ermannte er sich noch einmal bei dem Tode der Kurfürstin Auguste, seiner edlen Gönnerin, von der er sich so vieler Beweise der Huld und Hochschätzung zu erfreuen gehabt hatte — sie starb am 19. Februar 1841 — und erschien wiederum in der Ständeversammlung, der anzugehören er niemals aufgehört hatte, wiewohl er durch seine Kränklichkeit seit geraumer Zeit verhindert war, den Sitzungen beizuwohnen und an den Verhandlungen theilzunehmen. Und sein Schwanengesang war das aus seiner Feder geflossene rührende Beileidsschreiben, das von Seiten der Ständekammer an den Kurfürsten gerichtet wurde. Es war das letzte Mal, daß Schomburg das Ständehaus betreten hatte. Als sein Gesundheitszustand immer bedenklicher wurde, hoffte er durch den Aufenthalt auf dem Lande bei seinem Jugendfreunde Ferdinand Breithaupt in Mihla, unweit Eisenach, seinem Gemüthe Zerstreuung und seinem Körper Stärkung zu verschaffen, aber statt der erwarteten Besserung schwanden seine Kräfte immer mehr, und als am 2. Juli 1841 eine Deputation des Kasseler Stadtraths, bestehend aus dem Buchhändler Bohné, dem Fabrikanten Fehrenberg, dem Vizebürgermeister Müller und dem Stadtsekretär Wippermann, auf die Nachricht von seinem lebensgefährlichen Zustande sich zu ihm nach Mihla begab, fanden diese Herren ihn schon fast gänzlich der Besinnung beraubt, im steten Phantasieren begriffen. Am 4. Juli 1841 schied er aus dieser Welt. Wenige Tage vor seinem Tode hatte er zu seinem von Gotha zu ihm geeilten ältesten Sohne Julius mit rührender Stimme gesagt: „Es thut mir leid, dir kein Vermögen zu hinterlassen, aber noch schmerzlicher ist es für mich, dir auch kein Vaterland hinterlassen zu können.“ Bekanntlich war seinem Sohne, nachdem derselbe zu Göttingen und auf der Landesuniversität Marburg seine Studien beendet und sein Staatsexamen wohl bestanden hatte, der Eintritt in den kurhessischen Staatsdienst versagt worden, eine Maßregel, die sich leider zu hessischer Zeit häufiger wiederholen sollte, wenn es sich um die Anstellung von Söhnen freisinniger, der Regierung mißliebiger Beamten handelte.

Sobald die Trauerbotschaft von des edlen Schomburg's Tode in Kassel anlangte, beschloß der Stadtrath einstimmig, den Leichnam des Entseelten von dem neun Meilen entfernten Orte Mihla auf städtische Kosten nach Kassel verbringen zu lassen, um ihm auf dem dortigen Friedhofe die letzte Ruhestätte zu bereiten. Zugleich verlangte die dankbare Bürgerschaft eine möglichst feierliche Bestattung mit allen, einem Manne von so allgemein anerkannten großen Verdiensten gebührenden Ehrenbezeigungen. Doch ehe wir zu der Schilderung des auf den 8. Juli festgesetzten Leichenbegängnisses übergehen, wollen wir hier einen poetischen Nachruf wiedergeben, der sich im Septemberheft der von Karl Gutzkow gegründeten Zeitschrift „Telegraph für Deutschland“, Jahrgang 1841, vorfindet und der keinen Geringeren zum Verfasser hat, als unsern hessischen Landsmann Franz Dingelstedt. Das Gedicht schließt sich würdig an das ein Jahr früher entstandene „Osterwort aus Kurhessen“, das „Jordanlied“ an, ist aber befremdlicher Weise nicht in die Sammlung der Gedichte von Franz Dingelstedt aufgenommen und überhaupt nur wenig bekannt geworden, und doch verdient dasselbe die größte Beachtung, nicht nur wegen seines poetischen Werthes, sondern mehr noch wegen des echt patriotischen Sinnes, des freimüthigen Hauches, der durch dasselbe weht. So

kann nur ein Dichter singen, dessen Herz warm schlägt für sein Vaterland. Mag man auch über Franz Dingelstedt denken, wie man will, das wird man ihm doch immer lassen müssen, daß er den Ruhm und die Ehre seines Geburtslandes Kurhessen stets hochgehalten hat; daß er diesem, wie das Loos auch gefallen, in treuer Liebe und Anhänglichkeit ergeben geblieben ist bis an seines Lebens Ende. Franz Dingelstedt wirkte in der Zeit, als Karl Schomburg das Zeitliche segnete, noch als Gymnasiallehrer in Fulda. Er hatte die Sommerferien des Jahres 1841 dazu benutzt, seine erste Reise in die Kaiserstadt Wien zu machen, nach der es ihn später immer und immer wieder hinzog, bis er daselbst dauernde Stellung nehmen konnte und zu hohen Würden des österreichischen Kaiserstaates emporsteigen sollte.

Dort in Wien traf ihn die Trauerkunde von dem Hinscheiden des edlen Karl Schomburg; sie erschütterte ihn nicht minder, wie sie alle braven, hessischen Patrioten im Grunde ihres Herzens erschüttert hatte. Und dort in Wien, entstand das Gedicht, das gewiß werth ist, der Vergessenheit entrissen zu werden. Hier ist es:

Karl Schomburg.

I come to bury Cesar, not to praise him.
Shakespeare.

Ein letztes Reis aus unsern Frühlingstagen,
Entblättert fällt es, saftlos und zerbrochen;
Es konnte keine gold'ne Frucht mehr tragen,
In seine Blüthen war der Wurm gekrochen,
Da beugt' es müde sich zur Erde nieder,
Der Tod war milder als die Menschen sind,
Er löst' es ab. — Nun grünt es nimmer wieder,
Und weintet ihr euch auch die Augen blind.

Was will die Thräne, wo ein Held gestorben?
Habt ihr für ihn nur flüchtiges Bedauern?
Ist Alles, was er unter euch erworben,
Ein stilles Grab in euren stillen Mauern?
Ja, selbst die Thräne mußtet ihr verstecken,
Die um ihn rann, weil sie Verbrechen war,
Und statt mit Lorbeern kühn ihn zuzudecken,
Schlangt ihr Cypressenkraut um Sarg und Haar.

Bald ist sie voll, die Zahl der großen Todten,
Der Märtyrer im Grab und im Gefängniß;
Es kehren heim die edlen Freiheitsboten,
Gesandt und abgerufen vom Verhängniß.
Verderbt und sterbt, im Süden und im Norden,
Entflieht und zieht! Was wollt ihr auch noch hier?
Das Pantheon ist Mausoleum worden,
Und an den Sarkophagen — weinen wir.

Ach! Hart und höhnisch fielen eure Loose,
Und einen bittern Kelch habt ihr getrunken:
Ihr sahet Kanaan von fern wie Mose,
Und als ihr nahtet, war's in Nacht versunken.
Ihr träumtet einen Frühling, eh' es Zeit war,
Und eure Hand griff schon das junge Laub,
Und — als der Mai von Neuem eingeschneit war,
Da — wälzten Muth und Hoffnung sich im Staub.

Du hast's erprobt, Mann mit dem Eisenherzen,
Denn so wie Du, so litt und kämpfte Keiner,
Sie sengten Dich im Feuer aller Schmerzen,
Du ward'st darin nur kräftiger und reiner;
Du standest fest, jedoch Dein Herz ging brechen,
Mit Gift gefüllt, bis an den höchsten Rand,
Und sterbend hattest Du ein Recht zu sprechen:
„Ich hinterlasse euch kein Vaterland!"

Und dennoch zogt ihr in die dunkle Scholle
Ihn wieder heim, den Rumpf der Königseiche?
Habt ihr gewähnt, die Heimathserde rolle
Weicher als fremde auf die heil'ge Leiche?
O wollet doch, ihr Stolzen, nicht vergessen:
Sie weigerte dem Sohn selbst einen Herd,
Sie, die den Vater lebend einst besessen,
Führwahr, des Todten ist sie kaum noch werth!

Ihr braucht ihm keine Nänie anzustimmen,
Auch dürft ihr nicht. — Erröthet und verstummt! —
Durch Deutschland seht die Leichenfackel glimmen,
Die zagsam sich bei euch und kühl vermummt;
In banger Eile habt ihr ihn bestattet,
Scheu wandelt ihr um seinen Hügel um,
Ihr ahnt: die Weide, die sein Grab beschattet,
Beschattet auch der Hessen letzten Ruhm!

Geht nur vorüber eure dünnen Bahnen,
Die Arme laßt im Schoß, gesenkt die Ohren;
Soll euch ein Dichterwort erst wieder mahnen,
Das einzig freie, was ihr jetzt verloren?
Blickt her! Mit keckem Saitengriffe reiß' ich
Die Wunden alle auf, — euch aus dem Schlaf! —
Kennt ihr die Sonne noch von Einunddreißig?
Seid ihr dieselben, die ihr Schimmer traf?? —

Ihr seid's nicht mehr! Ich hätt' es wissen sollen:
Die Zeit hat euch und Bess're abgekühlt:
Warum mit euch und mit — der Zeit noch grollen?
Seid ihr nicht arm, viel ärmer, als ihr fühlt?...
Genug! — Wenn heimwärts flüchtet selbst der Aar,
Dann ist es Zeit, daß auch die Lerche schweigt. —
Und Du, leb' wohl! Die einst so schwer Dir war,
Die Erde sei Dir jetzo doppelt leicht! —

(Schluß folgt.)

Die alte Minne.

Erzählung von Wilhelm Bennecke.

I.

Wie Hermann von Trefurt die Steuern anmahnte und die Frankenberger ihm quittirten.

Als man schrieb nach der Geburt Christi 1374 am zweiten Tag des hochgelobten Wonnemonds, geschah es, daß in der damals weitberühmten Handelsstadt Frankenberg Melchior Kamm, ein Diener des Ritters von Trefurt, mit noch einigen Knechten beim Umlageerheben einen armen Wollenweber in der Untergasse fast zu Tode schlug. Hohnlachend ließen die rohen Gesellen den blutenden Mann vor seinem Häuschen liegen und zogen davon, zum Schloß hinauf, wo sie wohl wußten, daß ihre That von dem gestrengen Herrn gut geheißen werde, der an Gelag und Vierten gar gern auf diese Weise mahnen ließ, seitdem der alte Landgraf von Hessen, Heinrich der Eiserne genannt, ihm die Burg zum Frankenberg eingegeben hatte. Währenddem die Trefurt'schen Knechte, das Lob ihres Ritters singend, durch die große Gasse den Burgberg erreichten, hatte sich um den säumigen Steuerzahler, der wie todt da lag, immer mehr Volks versammelt, Weber, Kürschner, Schwertfeger und Sporer, wie sie durch den Lärm und das Geheul der Weberfrau, die sich über ihren Mann geworfen hatte, von der Arbeit aufgeschreckt worden waren. Immer bedrohlicher wuchs der Tumult, es wurde nach Schwertern und Spießen gerufen, um dem Melchior Kamm und seinen Helfershelfern, deren rauhe Stimmen man noch in der Ferne vernahm, eins zu versetzen. Da kam vom Markte her eiligen Schrittes der Bürgermeister, Herr Zeise Weiner, gefolgt von etlichen Rathmannen, theilte mit kräftiger Hand die Menge und ließ den übel zugerichteten Weber in's Haus bringen, wo derselbe durch stärkende Mittel bald wieder zu sich kam. In der Stube, auf dem Oehrn, vor dem Hause aber standen und drängten sich noch die Nachbarn und die Handwerksleute, die aus den entfernteren Gassen herbeigelaufen waren. Sie führten gar verwegene Reden und als der Bürgermeister mit den Rathmannen wieder auf die Straße trat, da schrieen sie laut über die erlittene Gewaltthat und verlangten Gerechtigkeit oder Rache. Herr Zeise jedoch wehrte sie ab und hieß sie daran denken, daß sie durch ihr wüstes Geschrei nichts besser machten, „aber“, fügte er mit einem seltsamen Lächeln hinzu, „wenn Ihr Etwas vorzubringen habt gegen Hermann von Trefurt, so sendet welche aus Eurer Mitte auf das Rathhaus, dort will ich Eure Beschwerden anhören und Euch mit Rath und That beistehen, soweit es in meiner Macht liegt!“ Das wurde jubelnd gut geheißen und als der Bürgermeister in der nächsten Gasse verschwunden, sollten sofort die Sprecher gewählt werden, da nahte laut schallender Hufschlag auf dem Straßenpflaster, dessen sich Frankenberg vor vielen andern Städten rühmen konnte, und herbei flog auf weißem Zelter ein schönes Ritterfräulein, dem der Edelknecht auf seinem Braunen kaum zu folgen vermochte. Ein Theil der Bürger rottete sich mit finsterer Miene zusammen und wollte der Dame den Weg versperren, laut murrend: „Seht da, die Trefurterin! Was will die hier? Laßt sie nicht vorüber!“ Die Mehrzahl aber rief: „Hermann's Tochter ist gut! Sie hat es schon oftmals bewiesen! Macht Platz! Gebt ihr Raum!“ Die Murrenden zogen sich zurück und Dame Mathilde, ihr Roß zum Stehen bringend, fragte, wo der Unglückliche sei, der in des schrecklichen Melchior's Hände gefallen? Stumm deutete man auf das Haus des Webers, aus welchem noch immer das Geschrei der Weiber herausschallte, den besten Wegweiser abgebend. Mathilde von Trefurt warf dem herangekommenen Edelknecht die Zügel hin und schwang sich mit anmuthiger Sicherheit aus dem Sattel. Sie eilte in das ärmliche Gelaß des mißhandelten Mannes und trat, wie die Lichtgestalt eines Engels, unter die dort versammelten heulenden Frauen, deren Aeußeres durch natürlichen oder künstlich erzeugten Schmerz nach und nach etwas Furienhaftes bekommen hatte. „Sei ruhig, arme Frau“, sagte die Edeldame an das Lager tretend, auf welchem der Weber ausgestreckt lag, von seinem Weib umschlungen. „Dein Mann wird nicht sterben! Er darf nicht sterben! Hörst Du! Er darf nicht sterben, denn Gott wäre sonst nicht der Schirmherr der Elenden und Bedrückten!“ Als Dame Mathilde zu reden begann, war rings Stille eingetreten, die Webersfrau richtete sich empor und starrte die Trösterin mit großen, halb irren Augen an, kaum aber hatte diese geendet, so schrie sie mit gellender Stimme: „Bist Du nicht Trefurt's Tochter? Was willst Du unter diesem Dach? Dich weiden an dem Anblick des Unschuldigen, den Deines Vaters Hunde zerfleischt haben? Geh', geh', oder der Blitz erschlägt Dich hier!“ Mit milden Worten wollte die Edeldame der Verzweifelten zusprechen, aber das sich von neuem erhebende Geheul der

sämmtlichen Weiber, welche dabei in eine Art Verzückung fielen, machte ihr dies unmöglich. Stumm zog sie eine goldene Kette von ihrem Hals und legte sie auf die Lagerstatt, sich zum Gehen wendend, aber das sich wie rasend gebärdende Weib hob das Geschmeide auf und tanzte, dasselbe hoch empor haltend, laut lachend um die milde Spenderin herum. „Mit dem Stückchen Schmuck will sie mir das Leben meines Mannes zahlen!" schrie sie wüthend dabei. „Sei verflucht sammt Deinem Gold! Bring's Deinem Vater für Gelag und Vierten und sag' ihm, er möge den Melchior, den Bluthund, noch einmal schicken, um auch mich todt zu schlagen!" Und mit voller Wucht schleuderte sie die Kette auf den Boden, daß der feine Zierrath mitten von einander sprang. „Unsinniges Weib", sagte da eine tiefe Männerstimme, „Du fluchst Deiner Beschützerin und wirfst das Gold von Dir, das den Verdienst eines Jahres doppelt und dreifach aufwiegt? Dein Mann wird am Leben bleiben und Gerechtigkeit soll Dir auch widerfahren, das schwöre ich Dir bei St. Margrethen auf der Heide!" Der also sprach war ein angesehener Bürger von Frankenberg, Heinrich von Münchhausen genannt, welcher mit noch einigen anderen ruhigen Männern eingetreten war, dem Unfug der Frauen zu steuern. „Laßt's Euch nicht grämen, edles Fräulein", wandte er sich dann zu der Dame Mathilde, „daß Thorheit und Unverstand Eurem guten Willen in dieser Art entgegentritt, aber Ihr wißt ja, wo Melchior Kamm einkehrt, da werden die Menschen leicht zur Verzweiflung gebracht." „Es soll künftighin milder verfahren werden, verlaßt Euch darauf!" sagte die Dame. „Ihr seid klug und besonnen, nehmt Euch der Unglücklichen an! Meiner Hülfe könnt Ihr stets gewiß sein." Mit diesen Worten verließ sie das Gelaß und ritt mit ihrem jugendlichen Begleiter unter dem Gruß der Bürger davon. —

(Fortsetzung folgt.)

Marburg.

II.

Ein Bild vom „alten Kreuzgang" im Jahre 1873.*)

Das Alte stürzt, es ändern sich die Zeiten, und aus den Trümmern blüht ein neues Leben.

Mönche waren's, die dich bauten,
Nach Dominicus genannt,
Die im Kloster hier ergrauten,
Lebend von der milden Hand.

Und bei keinem Orden lieber
Schrieb man sich in's Seelbuch ein,
Daß ihr, ging die Seel' hinüber,
Gott dann möchte gnädig sein.

Doch es kamen neue Zeiten
Und die Mönche zogen aus,
Als die gingen, — traurig Scheiden!
Zog die Wissenschaft in's Haus.

Euriz Cordus, der Poete,
Der Botaniker zugleich,
Hat bepflanzt ringsum die Oede
Zu dem schönsten Pflanzenreich.

Und es hat manch' wack'rer Streiter
Hier gewirkt mit regem Fleiß,
Froher Jugend ernste Leiter,
Gott und Gottes Reich zum Preis.

Zarte Knaben aufgenommen
Lernten tüchtig hier Latein,
Und dann reifer aufgeklommen
Traten sie in Hallen ein,

Wo herab von dem Katheder
Eines Meisters Stimme scholl,
Arbeit gab's mit Kopf und Feder,
Und der Muth der Jugend schwoll.

Hin, dahin sind nun die Räume,
Hin ist der gekreuzte Gang,
Hin der Rasenplatz, die Bäume,
Wo der Lieder Echo klang.

Wo die Pädagogiarchen
Wohnten, wo ein Vilmar schrieb,
Sich viel Geistesschätze bargen,
Wilde Jugend um sich trieb.

Wüste liegt, ein Haufen Trümmer,
Wirr ein Chaos, Holz und Stein,
Ach, ein Abschied ist's für immer,
Kaum die Thränen halt' ich ein.

Hinter festen Eisenstangen
Seid ihr Carcer auch dahin,
Wo der Bursch, der sich vergangen,
Büßte seinen Sprudelsinn.

Daß ihm ein Gedächtniß blühe,
Grub den Namen er in Holz,
Daß bewohnt' er Bellevue,
Dünkt ihm Ehre, war sein Stolz.

*) An dessen Stelle sich jetzt der stattliche Neubau erhebt.

Wollest mit mir weiter gehen
Und wir kommen da jetzt an,
Wo die Herrn, hochangesehen,
Fühlen Einem auf den Zahn.

Stille! Man hält hier Examen,
Hörer lauschen, wie es geht, —
Endlich, endlich schließt ein Amen,
Und der Kandidat besteht!

Was noch sonst wird hier berathen,
Wenn hier tagte der Senat?
Jeder pries hier seine Thaten,
Jeder gab den besten Rath. —

Geh'n wir durch den Kreuzgang weiter
Zu des Hauses Heiligthum,
In die Aula, alt doch heiter,
Steh'n voll Pietät da stumm!

Schon sehr frühe, als Studente,
Stand ich still da mit Respekt,
Hingen doch am Kalkgewände
Häupter dort, von Ruhm bedeckt.

Nämlich alte Professoren,
Und wie schauten sie mich an,
Hoch, zu Würden auserkoren,
Unberührt vom Zeitenzahn.

O wie stattlich die Perücken!
O wie lang der graue Bart.
Hoheit sprach aus ihren Blicken,
So war es der Zopfzeit Art.

Und es hingen auch von Hessen
Dort die Fürsten, ein Moritz,
Philipp, Wilhelm, unvergessen,
Die gepflegt den Musensitz.

Graues Denkmal alter Zeiten,
Ach, es ist um dich gescheh'n,
Sahst Jahrhunderte hinschreiten,
Sahst das Kommen und Vergeh'n.

Ob auch Blitze niederkrachten,
Sturm und Fluth sich oft ergoß,
Deine starken Wände lachten,
Standest da ein festes Schloß.

Jetzo ohne all' Erbarmen
Warf dich um die Menschenhand,
Und ich fühle mit dem Armen,
Hab' mich trauernd abgewandt.

Und so stürzt ja hin das Alte,
Alles Ird'sche kommt zu Fall,
Doch, o guter Himmel, walte,
Daß Erblüh'n herrsch' überall!

Möge neuer Bau gelingen,
Scheinen stets die Sonne hell,
Und darin noch höher springen
Wahrer Weisheit goldner Quell!!

G. Th. Dithmar.

Die hessische Heimath.

Wenn ich den Namen Hessen höre,
Dann schwelgt mein Herz in Seligkeit!
Die Heimath, der ich angehöre,
Der Länder schönstes — weit und breit:

Du bist's! — Dir gelten meine Thränen,
Bei Tag und Nacht gedenk' ich dein —
Und mich erfüllt ein heißes Sehnen:
O, könnt ich doch in Hessen sein!

In dir stand meiner Väter Wiege,
Das alte, tapfere Geschlecht
Half mit erringen manche Siege
Und kämpfte stets für Ehr' und Recht. —

Fern von der Ahnen trautem Sitze
Hat das Geschick mich streng verbannt,
Doch stets bleibt in des Lebens Hitze
Mein ganzes Sein dir zugewandt!

Gewährte Gott mir eine Bitte, —
Wie überglücklich wollt' ich sein! —
Ich spräche: „Führ' mich in die Mitte
Des lieben Hessenlands hinein!"

Dort möcht' ich leben und dort sterben,
Herr! — Auf den Knieen sieh' mich hier:
„Laß' mich die Heimath neu erwerben,
Nur diesen Wunsch erfülle mir!"

Gotha. Ernst Wolfgang Heß v. Wichdorff.

Aus Heimath und Fremde.

Die Aulafeier in Marburg am 26. Juni.

Ganz Marburg prangte im Fahnenschmucke, zum Zeichen, wie sehr die alte Musenstadt Antheil nimmt an den Geschicken ihrer Hochschule. „Göttingen hat eine Universität, Marburg ist eine Universität". Dieser Spruch Ernst Koch's in seinem „Prinz Rosa-Stramin" hat heute noch, wenigstens soweit er Marburg betrifft, wie zur Zeit, als er vor fast sechzig Jahren geschrieben wurde, seine Berechtigung. Der Alt-Marburger ist stolz auf seine Hochschule, mit ganzem Herzen hängt er an derselben. Mit Spannung hat er auch dem Feste der Einweihung der Aula des Universitätsgebäudes entgegengesehen, die sich in feierlichster Weise am 26. Juni vollzog. Jetzt steht der prächtige Bau vollendet da.

Es dürfte wohl hier am Platze sein, auf die Entstehungsgeschichte derselben einen kurzen Rückblick zu werfen. Wir thun dies nach dem „Marburger Tageblatt“ wie folgt:

In früherer Zeit stand an dem Platze, auf dem sich jetzt das Universitätsgebäude erhebt, das Dominikanerkloster, in dessen Räumen bis noch vor wenigen Jahren sich das Gymnasium befand. Schon seit langer Zeit bestand für die Marburger Hochschule das Bedürfniß eines einheitlichen Auditoriengebäudes, denn die Hörsäle lagen zum Theil auf bedeutende Entfernung zerstreut. Im Jahre 1873 wurde das alte Kloster niedergelegt und mit dem Bau des neuen Universitätsgebäudes begonnen. Der Plan desselben war entworfen von dem damaligen Universitätsbaumeister, dem jetzigen Professor an der technischen Hochschule in Berlin Karl Schäfer, welcher jedoch nur im Anfange die Ausführung desselben leitete. Der großartige Bau, welcher durchaus von den für öffentliche Gebäude maßgebenden Typen abweicht, imponirt durch seine selbst noch im kleinsten Detail erkennbare stilgerechte Ausführung. Der Bau und die Ausschmückung des Gebäudes währte sechs Jahre; am 29. Mai 1879 fand die feierliche Einweihung desselben durch Kultusminister Falk unter dem Rektorate des Herrn Prof. Dr. Mannkopff statt, nachdem jedoch schon mehrere Auditorien zu Lehrzwecken in Gebrauch genommen waren.

Vor nunmehr vier Jahren wurde der letzte Rest des ehemaligen Klosters, das an der Ostseite gelegene Refektorium abgebrochen, es mußte dem jetzt vollendeten Aulaflügel Platz machen. Dieser ist zweistöckig ausgeführt; im Erdgeschoß befinden sich zwei Seminarien und der Senatssaal, das obere Stockwerk nimmt die Aula und das historische Seminar ein. Die Aula hat eine Größe von 27 m Länge und 14 m Breite. Die Höhe beträgt $8^1/_2$ m. In dieselbe führen vom östlichen Flügel des Gebäudes aus zwei Hauptthüren, während die nördliche Wand mit einer dritten versehen ist. Das Tageslicht fällt durch drei große, sechstheilige, reich mit Malerei verzierte Bogenfenster in den Raum. Die getäfelte Holzdecke ist durch zwei Tragbalken in drei Hauptfelder getheilt; durch die sichtbaren Konstruktionstheile hat dieselbe ein reiches Relief erhalten. Sie ist durchaus gemalt; in einer dem Auge wohlthuenden Abwechslung erblickt man allegorische Bilder und andere Ornamente. Dieselben sind ausgeführt nach dem Entwurf des Architekturmalers L. Linnemann zu Frankfurt a. M. Den unteren Theil der Wand umzieht eine etwas über 2 m hohe Täfelung aus Eichenholz. Die eichenen Thüren sind im Innern überzogen und gemalt. Auf den Außenseiten, denen die natürliche Farbe des Eichenholzes belassen ist, sind geschmiedete Eisenbeschläge angebracht. Die Thürumrahmungen mit ihren Bogenfeldern, ebenfalls in Malerei ausgeführt, machen einen sehr angenehmen Eindruck. Die Ausschmückung der Wände ist noch nicht vollendet; es sollen auf ihnen noch historische Gemälde aus der Geschichte der Universität hergestellt werden. Den südlichen Theil der Aula nehmen die Sitze für die Professoren und das Doppelkatheder ein. Erstere, wie alle Einrichtungen im Innern des Saales, aus vorzüglichem Eichenholz, sind mit Schnitzarbeit reich verziert. Ihre Seitentheile zeigen oben in kunstvoller Schnitzerei die Wappen sämmtlicher deutschen Universitätsstädte.

Eine Hauptzierde der Aula sind die an der südlichen Wand angebrachten drei Bilder; in der Mitte der Wand, hinter dem Katheder, das lebensgroße Bild Philipp's des Großmüthigen, des Stifters der Universität, ein Geschenk des hessischen Kommunallandtages, das vor Kurzem von dem Maler Walther Merkel in Kassel nach einem Brosamer'schen Stiche ausgeführt wurde und das von einem kunstvoll geschnitzten, mit dem hessischen Wappen geschmückten Eichenrahmen umgeben ist. Links von diesem hängt das überlebensgroße Bild des Kaisers Wilhelm I., das der Hochschule bei Gelegenheit der Einweihung des Universitätsgebäudes am 29. Mai 1879 von diesem gestiftet wurde, rechts das nunmehr zu der Einweihung der Aula geschenkte, dem vorigen gleich große Bild des Kaisers Friedrich III.

Gehen wir nun zur Schilderung der Feier selbst über. Der Beginn derselben war auf $^1/_2$12 Uhr angesetzt, aber schon lange vor 11 Uhr fanden sich Festtheilnehmer im Gebäude ein, drängten sich Studierende in den Gängen. Der geräumige, festlich geschmückte Saal füllte sich rasch bis auf den letzten Platz. Unter den Theilnehmern des Festes nennen wir Se. Exc. den Herrn Kultusminister Grafen von Zedlitz-Trützschler, Se. Exz den Herrn Oberpräsidenten Graf zu Eulenburg aus Kassel, Se. Exz. den kommandirenden General des XI. Armeekorps von Grolmann, den Herrn Landes-Direktor Freiherrn von Hundelshausen aus Kassel, den Herrn Geh. Ministerialrath Naumann aus Berlin, den gesammten akademischen Körper, die Vertreter der städtischen Behörden, der Kirche, der Schulen, der Gerichte und des Militärs, die zum großen Theil mit ihren Damen erschienen waren. In vollem Wichs mit ihren Fahnen waren anwesend die Deputirten der studentischen Korporationen und der wissenschaftlichen und studentischen Vereine. Im Hintergrunde des Saales, auf einem Podium, hatte der gesammte Akademische Koncertverein, dessen Mitwirkung dem Feste die künstlerische Weihe gab, Platz genommen. Den noch übrigen Raum füllten bis auf den letzten Platz Studierende der Marburger Hochschule aus. Nachdem gegen $^1/_2$12 Uhr der akademische Körper erschienen und auf den für ihn bestimmten Stühlen Platz genommen, begann die Feier mit dem vom Akademischen Konzertverein unter Mitwirkung der Jägerkapelle ausgeführten Lobgesang „Singet dem Herrn ein neues Lied.“

Darauf hielt Herr Professor Dr. Achelis im geistlichen Ornate eine von Herzen kommende und zu Herzen gehende Ansprache, in drr er zunächst den Dank aussprach für die Munifizenz der Könige, unter deren Regentschaft das Gebäude und der neue Flügel ausgeführt wurde, und weiter allen denen, welche das Werk gefördert haben. Nach ihm hielt Se. Magnifizenz der Herr Rektor Professor Dr. Weber die Festrede. Er schilderte eingehend das Emporblühen der Universität seit dem Jahre 1866 und legte dar, welche Förderung unserer Hochschule durch Neuanlage von Instituten und Kliniken und das nunmehr vollendete Universitätsgebäude erhalten hat. Sodann kam er auf die Entstehungsgeschichte der Aula zu sprechen; der Wunsch, für die akademischen Feiern einen eigenen Festsaal zu haben, ist der Grund zu ihrer Erbauung. Darauf gab er eine Uebersicht über die Frequenz der Hochschule in dem letzten Vierteljahrhundert hinsichtlich der Lehrkräfte und der Studierenden und gedachte schließlich der in jener Zeit heimgegangenen Dozenten hiesiger Universität, welchen er rühmende Worte der Erinnerung weihte. Zum Schlusse seiner Rede sprach er dem Herrn Kultusminister, dem Oberpräsidenten der Provinz und den Vertretern des Kommunallandtages, welch' letzterer der Universität anläßlich des heutigen Festes das von uns bereits erwähnte Bild des Landgrafen Philipp des Großmüthigen von Hessen zum Geschenk gemacht hatte, seinen Dank aus für die Förderung des Baues und für ihr heutiges Erscheinen.

Nach ihm ergriff Se. Exz. Kultusminister Graf von Zedlitz-Trützschler das Wort, während sich die Anwesenden von ihren Sitzen erhoben. Im Namen Sr. Majestät des Kaisers gab er dessen Hoffnung und Erwartung Ausdruck, daß die Marburger Hochschule wie in alter, so in neuer Zeit eine Pflanzstätte reiner Wissenschaft, idealen Strebens und echter deutscher Treue sein und bleiben möge. Er erkannte lobend die Fortschritte an, welche die Universität in den letzten 25 Jahren gemacht hat und übergab dem Rektor den Schlußstein des Gebäudes als symbolisches Zeichen für dessen Vollendung. Darauf verkündete er, daß anläßlich der heutigen Feier von Sr. Majestät dem Kaiser dem Rektor der Universität, Herrn Professor Dr. Weber, dem Erbauer des Universitätsgebäudes, Professor an der technischen Hochschule zu Berlin, Herrn Karl Schäfer und dem Herrn Regierungs-Baumeister Zölffel zu Marburg der rothe Adlerorden 4. Klasse, dem Bildhauer Schöneseiffer dahier der Kronenorden 4. Klasse und dem Kastellan Bachnik das allgemeine Ehrenzeichen allergnädigst verliehen worden, daß ferner von ihm selbst der Pedell Kraaß zum Oberpedellen ernannt worden ist. Er schloß, indem er den genannten Herren für ihre Auszeichnung seinen Glückwunsch aussprach. Der Herr Rektor brachte hierauf ein Hoch auf den Kaiser aus, in welches die Anwesenden mit Begeisterung einstimmten. Den Schluß der Feier, die um 1 Uhr beendet war, bildete das vom Akademischen Konzertverein gesungene „Hallelujah!"

Hiernach fand im Museum das Festmahl statt, an welchem der Kultusminister Graf von Zedlitz-Trützschler, der Oberpräsident Graf zu Eulenburg, der kommandirende General des XI. Armeekorps von Grolmann, der Direktor der Kgl. Staatsarchive Geheime Rath Dr. H. von Sybel, der Landesdirektor von Hundelshausen, der Präsident des Oberlandesgerichts Dr. Eccius, der Geheime Baurath Neumann von Kassel, der Geheime Rath Naumann von Berlin, die Professoren der Universität, die Spitzen der königlichen, Militär- und städtischen Behörden, die Chargirten der farbentragenden studentischen Korporationen und Vereine in Couleur, sowie andere geladene Gäste theilnahmen. Den Trinkspruch auf Se. Majestät den Kaiser brachte der Rektor der Universität Professor Dr. Weber aus, worauf die Kaiserhymne stehend gesungen wurde. Unter allgemeinen Beifall verlas der Rektor ein an den Kaiser abzusendendes Telegramm. Es wurde eine große Menge Reden und Trinksprüche gehalten, von welchen die Ansprachen des Kultusministers, des Rektors, des Herrn General von Grolmann, des Oberpräsidenten Graf zu Eulenburg, des Universitäts-Kurators Geh.-Rath Steinmetz, des Oberlandesgerichtspräsidenten Dr. Eccius, des Geh. Baurath Neumann, des Landesdirektors von Hundelshausen, des Herrn Geh.-Rath Professor von Sybel und des Apothekers Siebert hervorzuheben sind. Eine Glückwunschdepesche des Staatsministers a. D. von Goßler, die gerade eintraf, kam zur Verlesung. Die Stimmung des Festmahls war eine ganz vorzügliche. Bei dem Festmahl wurde folgendes launige, von Professor Dr. Birt verfaßte Gedicht gesungen:

Melodie: Wohlauf, die Luft geht frisch und rein.

Wohlauf! nun stimmet hell und laut
Und singt mit Jubelschalle.
Das Haus ist nun zu End' erbaut.
Erbaut — Wir sind es Alle.
Die Burg der Universitas,
Der geistigen Mäotik,
Wie schmuck sie prangt, voll Ebenmaß,
In allerliebster Gothik.
Valleri, vallera, valleri, vallera!
In allerliebster Gothik.

Nur Klosterschutt sah einst in's Thal.
Die Zeit schlug arge Bresche.
Wie naß hing dort im Sonnenstrahl
Zum Trocknen oft die Wäsche!
Da hub's aus Schutt sich Phönix-gleich,
Kein Kloster gleich dem vorigen:
Eine feste Burg im Geisterreich! —
Nur fehlt's an Refektorien!
Valleri 2c.

Was Schlafsaal einst der Mönchlein war,
Der Schlummerer auf Erden,
Ist Hörsaal jetzt der wachen Schaar,
Und soll nie Schlafsaal werden.

Doch ach! noch hing das junge Haus
Unfertig auf dem Hügel
Und seufzte bang in's Land hinaus:
„Ich wollt' mir wüchsen Flügel!"

Und sieh! ein Bau wuchs, leicht und frei,
In Schmuck und Farben glänzt er.
Auf daß er nicht ganz finster sei,
So ward er jetzt ganz Fenster.
Und jeder Mann von Professur
Schmiegt sich voll Hochgefühle:
„Man ist doch ganz Professor nur
In solchem Holzgestühle!"

Der Raum so weit, das Maßwerk gut
In Zwickeln und Gebälken.
Und Blumen trägt's wie auf dem Hut,
Rein gothisch, die nicht welken.
Und Farben! Gerne sei's bekannt,
Daß wir nicht mehr vermißten.
Und doch! noch lechzt die Riesenwand.
Nur Muth, ihr Koloristen!

Der Unterbau nur ist verthan!
O hülf' noch das Besinnen!
Es schläft — man sieht's dem Sockel an —
Ein wonn'ger Keller drinnen.
Hoiho! hier schenkt sich's lustig ein
Für höchst geleerte Schlünde
Der dürfte kein Dozente sein,
Der nicht den Durst verstünde!

So ruh' denn hier, mein Aula=Sang;
Zum Trunk jetzt, ihr Aulöden*).
Nie soll der Ort äonenlang
Verfallen und veröden!
Ein edles Refektorium
Zum Gastmahl freier Geister,
So steh' es manches Säculum
Und rühme seinen Meister.

Der Abend war der Feier der Studentenschaft gewidmet. Um 9 Uhr versammelten sich die Festtheilnehmer zum Kommers in dem prachtvoll mit Fahnen und Wappen der einzelnen Korporationen, geschmückten Saalbau. Der Kommers wurde durch den Präsidirenden, Professor Dr. Enneccerus eröffnet, welcher, als kurz nach Eröffnung des Kom, merses der Staats= und Kultusminister erschieneine schwungvolle, begeistert aufgenommene Rede auf Se. Majestät den Kaiser hielt. Demnächst ergriff Se. Magnifizenz zu einer Ansprache an die Studentenschaft das Wort; er gab seiner Freude Ausdruck, alle Studierenden der Hochschule so einträchtig und von einem Geiste beseelt beisammen zu sehen. Im Namen der Studentenschaft wandte sich stud. jur. V. Krug an den Herrn Minister, um ihm den Dank der versammelten studentischen Vertreter auszusprechen. Se. Exzellenz erwiderte in liebenswürdigster Weise die Ansprache und brachte einen Trinkspruch aus auf die Alma mater Philippina. Es reihte sich nun Rede an Rede, deren Anführung im Einzelnen wir füglich übergehen können.

Mit dem am Samstag Abend zu Ehren des Kultusministers von der Studentenschaft veranstalteten Fackelzug fand das Fest seinen Abschluß. Gegen 8 Uhr nahmen die sehr zahlreichen Theilnehmer desselben in der Bahnhofstraße Aufstellung, die Korporationen und Vereine, wie dabei üblich, mit ihren Fahnen. Nach eingetretener Dunkelheit setzte sich der imposante Zug unter den Klängen der Musik der beiden hiesigen und einer auswärtigen Kapelle durch die Elisabethstraße, Ketzerbach nach der Roserstraße in Bewegung. Vor der vom Universitäts=Kurator Geh.=Rath Steinmetz bewohnten Villa, in welcher der Herr Minister Quartier genommen, machte der Zug Halt und stud. med. Harbers (vom Korps Hasso=Nassovia) hielt die Ansprache an Se. Exzellenz. Nachdem der Kultusminister sich für die ihm dargebrachte Ovation bedankt, ging der Zug über die Ketzerbach, den Steinweg, die Marktgasse, Barfüßerstraße, Universitäts= und Kasernenstraße nach dem Kämpfrasen, wo unter Absingung des Liedes „Gaudeamus igitur" die Fackeln zusammengeworfen wurden. —

Daß die Aulafeier im Allgemeinen einen recht befriedigenden Verlauf genommen, wird Niemand in Abrede stellen, doch dürfte es befremdlich erscheinen, daß die Herren Professoren in ihren Reden meist nur des blühenden Zustandes der Universität Marburg in den letzten 25 Jahren gedacht, dagegen die frühere hessische Zeit fast gänzlich todtgeschwiegen haben. Und doch kann Marburg mit gerechtem Stolz auch auf jene Zeit zurückblicken. Dem Herrn Kultusminister war es vorbehalten, in seinen Reden auch hier das Rechte zu treffen.

Das sechzigjährige Jubiläum Julius Rodenberg's. Die Beliebtheit, welche unser hessische Landsmann Julius Rodenberg in Berlin nicht nur in Schriftstellerkreisen, sondern auch bei den Vertretern von Kunst und Wissenschaft in so reichem Maße genießt, gelangte bei dem Festmahle, welches zu Ehren des Herausgebers der „Deutschen Rundschau" aus Anlaß seines sechzigsten Geburtstages am 26. Juni im Englischen Hause veranstaltet worden war, zur deutlichsten Erscheinung. An 200 Personen, Damen und Herren, haben an dem Festmahle theilgenommen. Nachdem der Verlagsbuchhändler Elwin Paetel das Hoch auf den Kaiser ausgebracht hatte, feierten Karl Frenzel und Erich Schmidt in längeren geistvollen Reden den Jubilar und seine Familie. Karl Frenzel entwickelte in feinen Zügen ein Bild des Dichters Rodenberg, der mit allen Fasern seines Herzens die alte Hessentreue bewährend, in Berlin seine zweite Heimath gefunden und dort seine Eigenart entwickelt habe. Professor Erich Schmidt brachte in seinem Trinkspruche ein Hoch auf die Damen des Rodenbergischen Hauses aus. Manch schalkhaften Zug wußte Redner aus dem Jugendleben des Gefeierten mitzutheilen, ließ aber auch die Saiten des Gemüthes mächtig an=

*) Aulöden, Sänger zum aulos, zur Instrumentalbegleitung.

klingen, als er neben der Gattin und Tochter auch der Mutter des Jubilars gedachte, die, fern in der hessischen Heimath, in Fulda, lebend, den lebhaftesten Antheil an dem Ehrentage des Sohnes nehme. Tief gerührt stattete Julius Rodenberg seinen Dank für die ihm erwiesene Ehre ab. Die liebevolle Art, mit welcher er seine alte hessische Heimath, sowie seine neue: Berlin, feierte, ging Allen zu Herzen. „Der ist in tiefster Seele treu, der die Heimath liebt wie Du!“ An diese Verse Theodor Fontane's wurden die Theilnehmer, wie der Berichterstatter in der „National-Zeitung“ meldet, bei den aus dem innersten Gemüthe geschöpften Heimatherinnerungen Julius Rodenberg's unwillkürlich gemahnt, dessen herzlicher Dank auch an die Stadt Berlin gerichtet war. — Das schöne Fest, an dem eine große Anzahl von Freunden und Verehrern des Jubilars nur durch schriftliche Grüße theilnehmen konnte, hielt die Gesellschaft in angeregten Gesprächen noch lange Zeit nach Beendigung des Festmahls zusammen.

Professor Dr. Stegmann. Ein treuer Freund unserer Zeitschrift, welcher von 1860 bis 1863 Schüler des Verstorbenen gewesen, sendet uns aus seinen Kollektaneen das nachfolgende, prächtig gezeichnete Bild Stegmann's. Es ist von einem berühmten englischen Gelehrten entworfen, welcher im Jahre 1851 in Marburg seine Studien machte und, soweit sich Einsender noch entsinnt, ca. 1884 in der Deutschen Rundschau veröffentlicht worden. Unser Engländer schreibt:

„. . . . Auch der Mathematiker Stegmann war ein Mann von stark ausgeprägter Individualität. Er las in einem kleinen Zimmer, das zu seiner Privatwohnung*) gehörte. Dies war übrigens allgemein üblich. Jeder Professor hatte in der Etage, die er bewohnte, einen Raum, welchen er als Auditorium benutzte, und so mußten die Studenten bisweilen die Stadt Marburg von einem bis zum anderen Ende durchwandern. Die Schreibpulte in den Auditorien waren von der denkbar primitivsten Art, und die Dintenfässer (sog. „Stecher“) wurden mittels eines an ihrem unteren Ende angebrachten Stachels auf dem Tisch befestigt. Bei Stegmann nahm ich neben dem Besuch seiner Vorlesungen noch Privatunterricht. Wie ich bereits gesagt habe, war es ein ganz ausgezeichneter Lehrer. Er las über Analysis, analytische Geometerie, über Differential- und Integralrechnung, sowie über Reihen mit variabeln Größen und über mechanische Theorie. Das Gebiet der Mathematik schien er völlig zu beherrschen. Bisweilen, wenn er fast die ganze Tafel mit Gleichungen vollgeschrieben, merkte er plötzlich, daß er irgendwo einen Fehler gemacht hatte. In solchem Falle machte er ein ganz perplexes Gesicht, fuhr mit der Kreide in vagen Strichen über die Tafel hin und bewegte die Zunge zwischen den Lippen hin und her, bis er den Fehler gefunden hatte.*) Ueber das ganze Gesicht verbreitete sich eine Röthe und weiter stürmte er mit verdoppelter Eile und Energie, und noch ehe die Vorlesung beendet, war Alles klar und jede Schwierigkeit gelöst. Von ihm empfing ich das Thema für meine Doktor-Dissertation. Es lautete: „Ueber Schraubenflächen mit geneigter Erzeugungslinie, und welche Gleichgewichtsbedingungen ergeben sich für solche Flächen?“

Eines Abends, nachdem er mir dies Thema gegeben hatte, traf ich mit ihm in einer Gesellschaft zusammen und richtete eine Frage an ihn, von der ich mir nicht träumen ließ, daß sie in irgend einer Beziehung zur Lösung meiner Aufgabe stände. Da lachte er und sagte: „Ja, Herr Tyndall, wenn ich Ihnen das sage, dann muß ich Ihnen noch viel mehr sagen.“ Ich schrak zusammen, denn ich glaubte, er deute meine Frage so, als wolle ich mir für die Lösung meiner Aufgabe unerlaubte Hilfe verschaffen, und nahm mir fest vor, meine Arbeit entweder ohne jede Hilfe, von welcher Seite und welcher Art es auch immer sei, oder gar nicht auszuführen.“

1851 wandte sich der Engländer nach Berlin. Von seinem Marburger Aufenthalt sagt er: „Mit dem Gefühl warmer Zuneigung für Natur und Menschen blicke ich auf die Marburger Tage zurück.“

Auf dem Militärfriedhofe zu Kassel fand am 26. Juni, Nachmittags 4 Uhr, die Beisetzung der von dem alten Militärfriedhofe übergeführten Gebeine statt. Es waren Angehörige des kurhessischen Adels und alter kurhessischer Offiziers- und Beamtenfamilien, deren Gräber sich auf dem früheren Militärfriedhofe befunden hatten. Die Gebeine waren in 90 kleinen Särgen untergebracht und in ebenso viele offene Gräber auf dem Militärfriedhofe eingelassen worden. Für eine große Anzahl der Gräber waren auch die Denkmäler vom alten Todtenhofe übergeführt und auf dem jetzigen Friedhofe aufgestellt worden. Die meisten der Gräber befanden sich zusammen in Reihen in der südwestlichen Ecke des Friedhofes, einige andere Särge wurden auf vorhandenen Familienbegräbnißplätzen oder in der Nähe von Gräbern der Familienangehörigen beigesetzt. Die sämmtlichen Maßnahmen bei der Ueberführung und Beisetzung waren in pietätvoller Weise getroffen worden. Zu der ernsten Feier hatten sich viele Mitglieder des Kurhessischen Adels und der Familien, deren Vorfahren und Angehörigen hier beigesetzt

*) Dieselbe befand sich viele Jahre lang in einem großen Hause am Renthof, linker Hand, wenn man von der Stadt aus kam. Später bewohnte St. eine ihm eigene Villa.

*) Hier möchten wir Folgendes hinzufügen: Dann wurden mit dem kleinen Finger der rechten Hand, der fortwährend an dem mit der linken Hand gehaltenem Schwamm befeuchtet wurde, die Fehler ausgemerzt und verbessert.

wurden, sowie ein zahlreiches Publikum eingefunden. Militär-Oberpfarrer Osterroth trat an die Gräber heran und sprach, an die Ueberführung anknüpfend, ein längeres, ergreifendes Gebet, das mit dem „Vater unser“ und dem Segen schloß und von den Anwesenden entblößten Hauptes angehört wurde. Der Herr Geistliche begab sich darauf zu den Gräbern, um unter Segensspruch drei Hände voll Erde auf die Särge zu spenden, welchem Beispiele viele Anwesenden folgten. Damit schloß die würdige Feier und wurden sodann die Gräber zugeschaufelt. — Unter den auf dem alten Todtenhofe ausgegrabenen Gebeinen befand sich auch die Leiche des Generals von Wackenitz, des Siegers von Zorndorf, die jedoch nicht auf dem Militärfriedhofe beigesetzt wurde, weil sie nebst dem Denkmale nach Potsdam übergeführt werden soll, um auf Befehl des Kaisers dort beigesetzt zu werden.

Die 18. Jahres-Versammlung des Hessischen Forstvereins hat am 15. und 16. Juni in Melsungen getagt und war von etwa 100 Theilnehmern besucht. Die Versammlung wurde in dem schön geschmückten Heerdt'schen Saale durch den Vorsitzenden Oberforstmeister Schwarz-Kassel eröffnet und von Bürgermeister Lotz Namens der Stadt Melsungen begrüßt. Es wurde dann zunächst die Ergänzungswahl des Vorstandes vorgenommen. Es wurden gewählt: zum Vizepräsidenten Freiherr von Stein-Wehrda, zum Schatzmeister Forstmeister Boy-Kassel, zu Schriftführern die Oberförster v. Harling-Nentershausen und Dr. Martin-Jesberg. Aus dem vom Schatzmeister Boy-Kassel erstatteten Jahres- und Kassenbericht geht hervor, daß der Verein jetzt 187 Mitglieder zählt. Bei den günstigen Kassenverhältnissen konnte der Jahresbeitrag der Mitglieder von 5 auf 3 Mark herabgesetzt werden. Oberforstmeister Hintz-Kassel wurde sodann in den Bezirkseisenbahnrath gewählt. Es folgten eine Reihe fachwissenschaftlicher Vorträge. Zuerst sprach Oberförster Martin-Großenlüder über: „Die Kieferwirthschaft im hessischen Berg und Hügelland“; Oberförster Wolff-Wetter hatte das Korreferat dazu. Beide waren für Rückkehr zur natürlichen Verjüngung, wie sie in kurhessischer Zeit üblich war, und empfahlen einen Mischbestand von Kiefer, Fichte und Lärche. Die Oberförster Wickel-Flörsbach und Mohr-Frankenberg sprachen über die „Vollmast 1888 der hessischen Buchenwaldungen.“ Der dritte Vortrag über das Thema: „Welchen wirthschaftlichen Werth haben die Wald- oder Windmäntel und sonstigen Bestands- Einbänderungen; wann, wie und mit welchen Holzarten sind solche anzulegen und wie sind dieselben zu behandeln?“ wurde von Oberförster Krause-Altenlotheim als Referent und Aumann-Hersfeld als Korreferent gehalten. Als Ort der nächstjährigen Versammlung wurde Fulda gewählt. Nach dem Mittagsmahle folgte unter Vorantritt der Militärmusik ein Besuch des Festgartens und Abends ein Festkommers. Der zweite Tag war dem von der Station Guxhagen aus erfolgenden Begang des Eiterhäger Reviers gewidmet. Leider war die Tagung vom Wetter nicht so begünstigt, wie es zu wünschen gewesen wäre.

Anzeigen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 14. Kassel, 16. Juli 1891.

Das „**Hessenland**“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1891 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2847.

Mutterliebe.

An der Weser traumverloren
Spielt ein glücklich Kind,
Und die Welle schaumgeboren
Fließet pfeilgeschwind.

Denn ein Sturm hat sich erhoben,
Kindlein merkt es nicht,
Freut sich ob des Sturmes Toben
Und des Blitzes Licht.

Doch jetzt grollt der Donner mächtig
Und erschreckt das Kind,
Mütterlein, im Haus geschäftig,
Eilt herbei geschwind.

Weil das Kind beginnt zu weinen,
Nimmt sie's auf den Arm,
Bettet ihren lieben Kleinen
An der Brust so warm.

Mütterlein, Dein treues Lieben
Hab' ich oft verspürt,
Und der Segen, der geblieben,
Aus dem Sturm mich führt:

Aus dem Sturm so mancher Leiden,
Aus dem Sturm der Welt.
Blickst auf mich trotz bitt'rem Scheiden
Von dem Himmelszelt.

Mütterlein, Dein treues Beten
Bettet mich so warm
Und giebt Kraft vor Gott zu treten
Frei von allem Harm.

Elard Biskamp.



Zur Geschichte von Burg und Stadt Felsberg.

Von Dr. W. Grotefend.

(Schluß.)

Durch die Niederlage bei Wilhelmsthal am 24. Juni 1762 waren die Franzosen gezwungen, sich auf das rechte Ufer der Fulda zurückzuziehen. Links des Flusses befanden sich nur noch einzelne Punkte in deren Händen, unter ihnen Schloß Felsberg. Der Oberfeldherr der Verbündeten beschloß alsbald, die Feinde aus dieser Stellung zu vertreiben, die für beide Theile von um so größerer Wichtigkeit war, als sie den Schlüssel zu der bei Gensungen über die Eder führenden Brücke bildete. Die Behauptung des genannten Punktes war für die Franzosen noch deshalb ganz besonders werthvoll, weil andernfalls die Zufuhren, welche über Cappel und Melsungen in Aussicht standen, gefährdet waren.

Der Oberbefehl über die zu der Unternehmung gegen Felsberg bestimmten Truppen wurde dem Generalmajor Lord Cavendish übertragen. Die ihm zur Verfügung gestellte Abtheilung umfaßte die Jägerbataillone Fraser, Quernheim (Auernheim) und Hartwig, das hessische Bataillon Rall, zwei Regimenter Husaren (Riedesel und Bauer) unter Führung des Oberstlieutenants Riedesel, 5 Schwadronen der Jäger zu Pferde unter Major von Winzingerode, die hessischen Fußjäger unter Major von Linsingen und 4 Haubitzen nebst 4 Sechspfündern unter Lieutenant Kunze.

Nach dem ihm gewordenen Auftrage sollte Lord Cavendish am 28. Juni Abends 7 Uhr mit den drei Bataillonen Fraser, Quernheim nnd Hartwig von Breitenbach nach Niedenstein aufbrechen und in Niedenstein das Bataillon Rall an sich ziehen. Eine Abtheilung von 150 Mann blieb die Nacht über zur Bedeckung der Geschütze in Breitenbach zurück, um sich mit denselben am 29. Morgens 5 Uhr nach Gudensberg in Bewegung zu setzen. Um die gleiche Zeit hatte Cavendish von Niedenstein aus über Dissen zur Besetzung der Höhen zwischen Niedenstein und Felsberg zu schreiten, für Beobachtung der Kasseler Straße zu sorgen und hernach den Angriff auf das Schloß zu decken. Die Riedesel'schen und die Bauer'schen Husaren, sowie die braunschweigischen und hessischen Jäger zu Pferd, die sich am 28. von Ehlen aus gegen Fritzlar gewendet hatten, nebst den reitenden Jägern von Winzingerode's Heerestheil sollten sich anschließen. Der Angriff selbst wurde, wie bereits erwähnt ist, unter dem Schutze der von Gudensberg her erwarteten Artillerie, den hessischen Jägern zu Fuß übertragen.

Die Ederübergänge waren in den Händen des Obersten von Veltheim, der am 28. das von den Franzosen verlassene Fritzlar besetzt hatte. Die Franzosen hatten vermuthlich von dem beabsichtigten Angriff auf Felsberg Kunde erhalten. Französische Truppen erschienen bereits in der Gegend von Zennern und der Kalbsburg (eine halbe Meile südlich von Fritzlar) und drohten sich der Ederübergänge zu bemächtigen, da Oberst Veltheim zu schwach war, um sie nachdrücklich vertheidigen zu können. Unter diesen Umständen wich man auf Veranlassung des Oberstlieutenants Riedesel, dem der Aufklärungsdienst oblag, auf eigene Verantwortung von den Anweisungen des über die veränderte Sachlage noch nicht unterrichteten Feldherrn ab. Worin diese Abweichungeu bestanden haben, ist nicht überliefert. Vermuthlich hat Veltheim aber, um die bei Zennern sich zeigenden Franzosen in Schach zu halten, seine gesammte Abtheilung bei Fritzlar zusammengezogen, während Cavendish vielleicht bei Nieder-Möllrich die Eder überschritt und gegen Wabern hin, also in der rechten Flanke des Feindes, einen Scheinangriff plante.

Wie dem auch sein möge, sicher ist, daß die Artillerie die ihr zugewiesene Stellung auf dem zwischen Gudensberg und Felsberg sich ausdehnenden Höhenrücken rechtzeitig erreichte und gegen 10 Uhr Morgens in einer Entfernung von 800—1000 Schritt vom Schlosse dessen Beschießung begann. Die Aufstellung der Geschütze war so geschickt ausgewählt, daß das Schloß, an dessen Ueberresten noch heute Kugelspuren deutlich wahrnehmbar sind, ehe eine Stunde

verging, in den Händen der anstürmenden hessischen Jäger zu Fuß war. Die Besatzung — 1 Offizier und 40 Mann — hatte sich ergeben, 150 hessische Jäger traten an ihre Stelle.

Wenn die Reste des Schlosses damals auch noch umfangreich und stattlich genug waren, um zu Vertheidigungszwecken benutzt zu werden, waren sie doch zu herrschaftlichen Wohnungen nicht mehr verwendbar, vielmehr dienten die Räume bereits unter Landgraf Philipp als Pulvermagazin. Nach dem Verzeichniß der Artillerie des Landgrafen vom Jahre 1544 wurden dort 297 Tonnen Pulver aufbewahrt. Ueber drei Jahrhunderte blieb das Magazin der Stadt Felsberg erhalten, nicht eben zur großen Freude der Einwohner, welche in dessen Vorhandensein in unmittelbarster Nähe ihrer Behausungen wohl nicht ohne Grund eine stete Feuersgefahr erblickten. Erst als es im Jahre 1846 in Felsberg wirklich gebrannt hatte, schenkte die kurfürstlich hessische Regierung den Bitten der Felsberger Gehör und beschloß die noch dort befindlichen Vorräthe durch eine Abtheilung Artillerie nach Kassel überführen zu lassen. Mit der Vollziehung dieses Auftrages wurde, wie mir der Vorsitzende des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Herr Major von Stamford, gütigst mittheilte, der damalige Lieutenant, jetzige preußische General a. D. Bauer betraut.

Wir stehen damit in der neuesten Zeit, die wie dem ganzen Hessenlande so auch unserem Felsberg mehrfach staatliche Umwälzungen gebracht hat, einmal die Einverleibung in das von Napoleon geschaffene Königreich Westfalen und schließlich 1866 den Zusammensturz des Kurfürstenthums und dessen Aufnahme in das große Gefüge des preußischen Staates, Ereignisse, die auch von den ihrem alten Fürstenhause so treuergebenen Felsbergern sehr schmerzlich empfunden worden sind.

Mit der französischen Fremdherrschaft haben sich dieselben niemals ausgesöhnt, der entthronte Kurfürst Wilhelm I. hatte nirgends wärmere Anhänger als eben in Felsberg, wie durch die Haltung seiner Einwohner gegenüber den französischen Gewalthabern zur Genüge erwiesen ist.

Schon auf die Nachricht von der Entfernung des Landesherrn und dem Befehl des Kaisers aus den hessischen Truppen neue Regimenter für den französischen Dienst zu bilden, kam es wie in manchen anderen Städten des Hessenlandes, die zu den Standorten der kurfürstlichen Regimenter gezählt hatten, auch in Felsberg zur Auflehnung gegen die neue Ordnung der Dinge.

Der Dörnberg'sche Aufstand von 1809 fand in Felsberg zahlreiche Theilnehmer, die Felsberger bildeten in der Schaar Dörnberg's eine eigene Abtheilung. Die Vorbereitungen zu dem Unternehmen waren im Stillen von dort aus wesentlich gefördert worden, namentlich waren es der Kandidat Böttger, Hauslehrer des Felsberger Pfarrers von Gehren, und der Kornet Scheffer aus Böddiger, welche eifrigst vorgearbeitet hatten.

Am 22. April 1809, dem Tage des Ausbruchs der Empörung, waren in der kleinen Stadt von 600 bis 700 Seelen, nachdem die Sturmglocke nur wenige Stunden geläutet hatte, aus dem Orte selbst und seiner Umgegend mehr als 800 waffenfähige Männer versammelt. Man sah unter ihnen 60jährige Greise und 16jährige Jünglinge. Ein Sinn, ein Eifer beseelte sie Alle, der: das Joch der Fremden zu zerbrechen und die alte Freiheit zu erkämpfen. Das letzte Wort des unter der aufmerksamsten Stille verlesenen Aufrufs war kaum verschollen, als Männer und Frauen, Greise und Kinder wie aus einem Munde schrieen: Es lebe der Kurfürst! Es leben die Deutschen! Zum Teufel mit den Franzosen!

Die Stimmung gegen die Franzosen war eine so erregte, daß es mehrfach zu Ausschreitungen kam, Jeder, der nicht das Erkennungszeichen der Verschworenen, ein rothes Band am linken Arm, trug, war Thätlichkeiten von Seiten der Mannschaften des ersten westfälischen Kürassierregiments ausgesetzt, welche sich dem Aufstand angeschlossen und nach Felsberg begeben hatten, um die dortigen Vorbereitungen zu beschleunigen. Die Gemeindebeamten Apotheker Scriba und Kaufmann Adam, welche sich ohne das Bändchen zeigten, wurden verfolgt, eingeholt, mit Säbelhieben mißhandelt und mußten zusehen, wie ihnen ihre Häuser, Thüren und Fenster zertrümmert wurden. Den Platzkommandanten von Fritzlar, Major Stockmayer, welcher auf der Reise nach Kassel durch Felsberg fuhr, hatte der Kornet Scheffer verhaftet und in das Pfarrhaus gebracht, wo er bis zum Abend gefangen saß. Der „Kantonsmaire" Führer wurde, weil er sich weigerte an Scheffer sein Reitpferd abzutreten, arg mißhandelt und nur durch die Dazwischenkunft des Pfarrers von Gehren, des Beschreibers der damaligen Vorgänge in der Stadt, gerettet. Abends gegen 10 Uhr erscholl das sehnlich erwartete Wort zum Ausmarsche. Wer nicht selbst Waffen führen und den Zug mitmachen konnte, der trug das Seinige dazu bei, die Mannschaft durch Zuspruch zu ermuntern. Wie wir wissen, entsprach der Fortgang des Dörnberg'schen Unternehmens durchaus nicht den Anfangs gehegten Hoffnungen. Dem westfälischen General Reubel gelang

es, die Empörer bei der Knallhütte mit leichter Mühe auseinanderzujagen, bei welcher Gelegenheit auch fünf Felsberger ihr Leben einbüßten.

Nach dem Scheitern des Aufstandes mußten, wie nicht anders zu erwarten war, die angesehensten Bewohner des Ortes für ihre treue hessische Gesinnung büßen, ohne daß ihnen irgend etwas Ungesetzliches nachgewiesen werden konnte. Der kaiserliche Domainen-Einnehmer Major a. D. Cornelius, der Pfarrer von Gehren und der Landbereiter Kellner wurden gefänglich eingezogen, auch belegte man ihr Vermögen mit Beschlag. Der würdige Pfarrer, dessen Predigten freilich nicht gerade im franzosenfreundlichen Sinne gehalten gewesen waren, hatte besonders schwer zu leiden. Nachdem er geraume Zeit im Kastell zu Kassel in Untersuchungshaft gesessen hatte, freigesprochen, wurde er doch sehr bald von Neuem verhaftet, kaum befreit abermals festgenommen, nach der Festung Mainz geschafft und dort fern von seinen Angehörigen Monate lang zurückbehalten.

Während Kurfürst Wilhelm I. nach seiner Rückkehr aus der Verbannung viele Maßnahmen der fremden Regierung nicht anerkannte, ließ er sich doch die Folgen einer Anordnung Napoleon's, welche auch Felsberger Verhältnisse betraf, recht gern gefallen, ich meine die Auflösung des Deutschen Ritterordens, welche der Kaiser am 24. April 1809 für die Rheinbundstaaten ausgesprochen hatte. Dadurch fielen dem Königreich Westfalen und hernach dem Kurfürstenthum Hessen erhebliche Güter und Rechte zu. Unter Anderem ging das Patronat über die Stadtkirche zu Felsberg mit der dortigen Ordenskomthurei, dem jetzigen Pfarrhause, und ihren Ländereien für immer in staatliche Hände über.

Bereits Landgraf Philipp der Großmüthige hatte versucht, die Besitzungen des Ordens in seine Gewalt zu bekommen, ohne indeß nachhaltigen Erfolg zu erzielen. Auch sein Sohn und Nachfolger Wilhelm der Weise mußte in dem sogenannten Carlstädter Vertrage vom Jahre 1584 die Berechtigung des Komthurs auf „Besetzung und Entsetzung der Pfarrherrn in des Ordens eigenen Häusern, Gerichten und Dörfern, da ihm die Kollatur zuständig ist", anerkennen. Der erste wirklich erfolgreiche Schritt zur Erlangung der vollen Oberhoheit über die Besitzungen des Ordens glückte Landgraf Karl. Im Jahre 1680 wurde ihm in der Marburger Uebereinkunft mit dem Orden die geistliche Gerichtsbarkeit und bischöfliche Gewalt über die Ordenspfarrer zuerkannt und ausdrücklich festgestellt, daß „die Letzteren sich der hessischen Kirchenordnung gemäß verhalten, dem Konsistorium zu Marburg vom Landkomthur präsentirt und auf dessen Nachsuchen von demselben geprüft, ordinirt und konfirmirt" werden sollten. Das Jahr 1809 vollendete, was 1680 angebahnt war.

Die enge Gemeinschaft, welche 600 Jahre lang zwischen dem hessischen Fürstenhause und den Bewohnern der Stadt Felsberg bestanden hatte, machte es diesen im Jahre 1866 recht schwer sich in die neuen Zustände zu finden. Als sie aber einmal dem Gebote der Nothwendigkeit gehorcht hatten und zu der Erkenntniß gelangt waren, daß auch in dem Großstaate hessische Art und Sitte auf Schonung und verständnißvolle Pflege rechnen durfte, daß die Opfer, welche der Verlust der hessischen Selbständigkeit auferlegte, nicht umsonst gebracht, sondern zu Gunsten der Wiederherstellung der deutschen Einheit geschehen waren, als vollends die hessischen Truppen auch unter den preußischen Fahnen ihre altberühmte Tapferkeit in glänzendstem Maße bewährten und zu dem Gelingen der Errichtung des neuen deutschen Reiches so wesentlich beitrugen, da söhnte man sich auch in Felsberg mit den Ereignissen des Jahres 1866 voll und ganz aus.

Die wenn auch nicht reiche und stark bevölkerte, so doch äußerst saubere und schmucke Stadt kann auf ihre Vergangenheit mit Stolz zurückblicken. Im frühen Mittelalter, als von den heutigen größeren Städten Hessens noch nicht die Rede war, hatte die Burg Felsberg als Sitz eines altangesehenen Grafengeschlechts in der Geschichte des Hessengaues bereits höhere Bedeutung erlangt. Vom zehnten bis zwölften Jahrhundert lag hier in Felsberg und dem benachbarten Gudensberg der Schwerpunkt althessischen Lebens.

Karl Schomburg.

Von F. Zwenger.

(Fortsetzung.)

Wir haben bereits erwähnt, daß der aufrichtige, allen Ränken unzugängliche Schomburg das volle Vertrauen der Kurfürstin Auguste besaß und von derselben wegen seinen vortrefflichen Charaktereigenschaften hochgeschätzt wurde; anders aber gestalteten sich seine Beziehungen zu dem Kur-

prinzen-Mitregenten. Bei diesem war er nichts weniger als eine persona grata. Mochten nun zu diesem Verhältnisse die freisinnige Richtung des Volksmannes, dessen Verhalten als städtischer Vorstand und Landtagsabgeordneter den Anlaß gegeben haben, oder aber mochte der Grund der Abneigung des Kurprinzen gegen Schomburg, wie Professor Friedrich Müller in seinem Werke „Kassel seit siebzig Jahren" mittheilt, darin zu finden sein, daß dem Kurprinzen fälschlich hinterbracht worden war, Schomburg sei bei dem seiner Zeit — der sogenannten Reichenbach'schen Aera — im Geheimen betriebenen Plane einer Regentschaft mit der Kurfürstin an der Spitze und mit Uebergehung seiner eigenen (des Kurprinzen) Person nicht unbetheiligt gewesen, — genug, die Abneigung war vorhanden und sollte namentlich bei Schomburg's Leichenfeier recht auffällig zum Ausdruck kommen. Wie so häufig in seinem Leben, war der Kurprinz auch hier übel berathen, und die meisten Mißgriffe, die bei der Leichenfeier vorkamen, sind wohl dem Unverstande und dem Uebereifer der betreffenden Behörden zuzuschreiben. Der Biograph Schomburg's gibt in dem „Neuen Nekrolog der Deutschen" eine eingehende Schilderung des Leichenbegängnisses, welcher wir folgende Angaben entnehmen:

„Der Kurprinz-Mitregent, welcher zur Zeit des Begräbnisses von Schomburg's Leiche von Kassel abwesend war, hatte vor seiner Abreise alle außerordentlichen Feierlichkeiten bei dieser Gelegenheit verboten und befohlen, daß die Veranstaltungen zu diesem Leichenbegängnisse nicht über die beim Begräbniß eines gewöhnlichen Bürgerlichen üblichen hinausgehen sollten. Der Minister des Innern sowie der Polizeidirektor der Residenz waren verantwortlich für die Vollziehung dieser höchsten Anordnung. Jedoch konnte man Niemand verhindern, wer wollte, sich dem Trauerzuge anzuschließen, und es war zu erwarten, daß gar viele es sich nicht würden nehmen lassen, dem Dahingeschiedenen die letzte Ehre zu erweisen. Der Stadtrath fand sich daher veranlaßt, mittelst einer öffentlichen Bekanntmachung alle zur Theilnahme an dem auf den 8. Juli bestimmten Leichenbegängnisse des Oberbürgermeisters Schomburg einzuladen, welche den Verstorbenen zu seiner Ruhestätte begleiten wollten, und zugleich den Wunsch auszusprechen, daß zur Aufrechterhaltung der Ordnung bei dem Leichenzuge die in dem Programm angedeutete Reihenfolge beobachtet werden möge. Diesem zufolge sollten vier Trauermarschälle den Zug eröffnen und die Geistlichkeit sämmtlicher Konfessionen, an welche besondere Einladungen von Seiten der Stadtbehörde erlassen worden waren, dem Trauerwagen vorangehen. In der Reihenfolge der Leidtragenden, die dem Trauerwagen folgten, befanden sich auch aufgeführt die Mitglieder der Ständeversammlung und Staatsdiener von Civil und Militär. Diese Ankündigung des Stadtraths wurde indessen vor dem Abdruck einer Censur unterworfen und in Folge dieser die Zahl der Marschälle von vier auf zwei beschränkt; statt des Ausdruckes „die Geistlichen sämmtlicher Konfessionen" mußte der Ausdruck „die Geistlichen" gesetzt werden; statt der Bezeichnung „die Mitglieder der Ständeversammlung" wurde die Bezeichnung „Mitglieder der Ständeversammlung" vorgeschrieben und zugleich dafür Sorge getragen, daß die Klasse der Staatsdiener vom Civil und Militär ganz weggelassen würde. Gleichzeitig war aus dem Ministerium des Innern eine Verfügung an das Konsistorium zu Kassel ergangen, wodurch dieses angewiesen wurde, die Geistlichkeit der beiden protestantischen Konfessionen in Kenntniß zu setzen, daß blos einem Prediger, nämlich einem von der kirchlichen Gemeinde, welcher der Verstorbene angehört habe, der lutherischen, gestattet sein solle, eine Leichenrede am Grabe zu halten. Die Leichenfeier fand am 8. Juli 1841, Vormittags 9 Uhr, statt. Der Zug ging vom Rathhaus auf der Oberneustadt aus, auf dessen schwarz verzierter Hausflur der Sarg aufgestellt war, umgeben von brennenden Wachskerzen auf Kandelabern, welche der Kasseler katholischen Kirche angehörten und von den Geistlichen derselben mit zuvorkommender Gefälligkeit der städtischen Behörde zu diesem Zwecke geliehen worden waren. Der Magistrat hatte den vor Kurzem erbauten neuen städtischen Leichenwagen ausersehen, um zum ersten Male bei diesem feierlichen Leichenbegängnisse benutzt und gleichsam auf diese Weise eingeweiht zu werden. Dieser Wagen war auch bereits vor dem Rathhause vorgefahren, um den Sarg aufzunehmen, und die in dicht zusammengedrängten Haufen auf dem Platze vor dem Rathhause versammelten Leidtragenden und die aus allen Theilen der Stadt herbeigeströmte Volksmenge erwarteten den Augenblick, wo der Zug sich in Bewegung setzen werde. Da ereignete sich ein Vorfall, der dem Publikum zu einem großen Anstoße gereichte. Es war unerwartet Einspruch gegen den Gebrauch des neuen Trauerwagens erhoben worden, und durch einen Mißgriff der Polizeibehörde sah man denselben plötzlich wieder abführen. Der neue Leichenwagen sollte durch den alten, bisher bei bürgerlichen Begräbnissen gebräuchlichen ersetzt werden. Es zeigte sich in Folge dieses Vorganges eine nicht geringe Aufregung unter den zur Leichenfeier versammelten

Bürgern, und die Zünfte und Gilden erboten sich, durch Männer aus ihrer Mitte den Sarg auf den Schultern nach dem Gottesacker zu tragen. Aber es ergab sich, daß der Sarg aus zu schwerem Holze gearbeitet war, so daß die Träger auf dem weiten Wege zu häufig würden haben gewechselt werden müssen. Man stand daher von diesem Vorhaben ab, und der Magistrat eilte, zu der Beschwichtigung der Gemüther Schritte zu thun, um ein vielleicht blos obwaltendes Mißverständniß zu beseitigen. Und es gelang ihm durch Parlamentiren zu bewirken, daß der neue Trauerwagen wieder zurückgeführt ward, um den Leichnam des Oberbürgermeisters zur Grabesstätte zu bringen. Das Trauergefolge war zahlreicher, als man seit langer Zeit in Kassel erlebt hatte; aber es würde ohne Zweifel noch weit zahlreicher gewesen sein, wenn alle Verehrer Schomburg's dem Drange ihres Herzens hätten folgen können und gar viele nicht durch persönliche Rücksichten unter den obwaltenden Verhältnissen wären abgehalten worden, an demselben Theil zu nehmen. Es mögen im Ganzen etwa zwischen 13—1400 Personen gewesen sein, welche der Leiche folgten. Einen guten Eindruck machten 19 Geistliche Kassels von den verschiedenen Religionsbekenntnissen, die in ihrer Amtstracht in Procession unmittelbar dem Trauerwagen voranschritten. Man erblickte die beiden Geistlichen der katholischen Kirche und den Rabbiner der israelitischen Gemeinde in der Mitte der lutherischen und reformirten Prediger. Der jüdische Geistliche trat am Thore des Friedhofes von dem Zuge ab, weil er es nicht für schicklich erachtete, an einer Religionsübung, die nicht seines Glaubens war, persönlichen Antheil zu nehmen. Unter den protestantischen Geistlichen vermißte man bloß zwei, nämlich den Superintendenten der reformirten Kirche und den Hof- und Garnisonprediger. Von Mitgliedern der Ständeversammlung bemerkte man den zeitigen Präsidenten derselben, v. Baumbach, den Vizepräsidenten Schwarzenberg und alle diejenigen, welche nicht der Hof- und Ministerialpartei angehörten. Auffallend war die ungemein geringe Zahl der höheren Staatsbeamten in diesem Trauerzuge. Namentlich hatte sich keiner der Minister und Ministerialvorstände eingefunden. Merkwürdig waren die mancherlei Vorwände, unter denen sich viele Beamte in den oberen Staatsstellen von dem Leichenzuge entfernt zu halten gewußt, wenngleich auch sie in ihrem Innern dem Verstorbenen die größte Verehrung zollten, selbst solche, welche während seines Lebens häufig in Geschäfts- und in kollegialischen Beziehungen mit ihm gestanden hatten. Es wurde wahrgenommen, daß einige, die es nicht leicht hatten über sich gewinnen können, ihm die letzte Ehre zu versagen, in einem Hause in der Nähe des Friedhofs sich versammelt hatten, um zu vermeiden, dem Zuge auf dem ganzen Wege durch die Stadt sich beizugesellen und nun gleichsam verstohlen sich demselben auf eine kleine Strecke anzuschließen. Man wurde dabei an Nikodemus erinnert, der aus Furcht, den Pharisäern zu mißfallen, sich heimlich bei Nachtzeit zu Christus schlich. Aus dem ganzen zahlreichen Offizierkorps zeigte sich außer einem Leidtragenden unter den Verwandten des Verstorbenen, nur ein einziger im Trauergefolge, der sich als Ständemitglied seinen Kollegen angeschlossen hatte. Die Gilden und Gewerke der Stadt Kassel bildeten den ansehnlichsten Theil des Trauerzuges. Sie gingen unter Führung ihrer Vorstände nach alphabetischer Ordnung in folgender Reihenfolge: Bäcker, Barbiere, Buchbinder, Dachdecker, Drechsler, Färber, Friseure, Glaser, Gold- und Silberarbeiter, Hutmacher, Kaufleute, Küfer, Knopfmacher, Kürschner, Kupferschmiede, Leinweber, Lohgerber, Maurer und Steinhauer, Metzger, Posamentierer, Schlosser, Schmiede, Schneider, Schreiner, Schuhmacher, Seiler, Stellmacher, Strumpfweber, Tuchbereiter, Tuchmacher, Töpfer, Weißbinder, Zimmerleute.

Das Läuten der Glocken zur Vergrößerung der Trauerfeierlichkeit war nicht erlaubt worden; aber das Musikkorps der Bürgergarde hatte den großen St. Martinskirchthurm bestiegen und stimmte von da herab eine Trauermusik an. Die feierliche Stille, mit welcher der Leichenzug sich auf dem Wege nach dem Friedhof um den Friedrichsplatz bewegte, wurde blos durch den Lärm eines gerade aus der Aue vom Exercieren mit klingendem Spiel kommenden Bataillons Garde gestört, woran das Publikum um so mehr Anstoß nahm, da man an anderen Orten in einem solchen Falle mit Trommeln, Pfeifen und Musicieren einzuhalten pflegte. Militär sah man unter den zahlreichen Zuschauern dieser Leichenfeier nicht auf den Straßen; die Soldaten waren in den Kasernen konsignirt worden. Auf dem Gottesacker sprach der lutherische Pfarrer Meyer Worte am Grabe, die mit allgemeiner Rührung angehört wurden und tief die Herzen ergriffen. Nur ein Mann, der den Verstorbenen so genau gekannt hatte wie dieser vortreffliche Seelsorger, konnte ihn so getreu der vollen Wahrheit schildern. Unbeschreiblich rührend war der Auftritt, als er zuletzt Schomburg's Kinder an die Hand nahm und an des Vaters Grab führte. Da fiel der Trauergesang der Mitglieder einer Kasseler musikalischen Gesellschaft ein und beschloß die Feierlichkeit auf dem Friedhofe. Schomburg's

Grabhügel wurde mit Blumen bepflanzt und Wallfahrten wurden täglich von Personen aus allen Ständen und von beiderlei Geschlecht zu demselben angestellt. Auch die Prinzessin Karoline von Hessen besuchte das Grab. Diese Prinzessin stattete in einem eigenen Handschreiben dem Pfarrer Meyer ihren besonderen Dank für die treffliche Rede, die er auf dem Gottesacker gehalten und die ihr von demselben auf ihr Verlangen mitgetheilt worden war, ab und beehrte die Wittwe des Verstorbenen mit ihrem persönlichen Besuche."

(Schluß folgt.)

Kasseler Kinderliedchen,

gesammelt und erläutert von Dr. Gustav Eskuche und Johann Lewalter.

Wenn Du das Lied mir singst,
Du ahnst es kaum,
Daß Du mir wiederbringst
Der Kindheit Traum.
Es ist der linde,
Der süße Klang,
Wie einst dem Kinde
Die Mutter sang.

Mein Blut, mein heißes, stockt
Bei diesem Laut,
Der mich zur Heimath lockt
In's Dorf so traut,
In's Haus so nieder:
Dem Herzen scheint,
Daß Alles wieder
Ihm ist vereint.

Und wenn der letzte Schweiß
Die Stirn' mir netzt,
Sollst Du es singen leis
Und süß wie jetzt,
Daß, ob ich liege
In Todespein,
Mir ist, mich wiege
Die Mutter ein.

Wohl dem Manne, dem durch das Getriebe der Welt noch der lieben Mutter Wiegenlied aus der Kindheit herüberklingt, dem ihre liebe Stimme, auch wenn sie längst verstummt ist, in stillen Stunden noch so traut und treu ertönt wie einst, da sie ihm nach dem Abendgebete zuflüsterte: Schlaf wohl, mein Kind! O Jugendzeit, du goldene Zeit! Wem zieht nicht Fried' und Freude in's Herz ein mit der Erinnrung, wie sie eben der Sang unsres hessischen Dichters D. Saul geweckt hat? Wen beseligt nicht der Gedanke, daß in der letzten Stunde dereinst der linde, der süße Klang uns über allen Schmerz und Unruhe hinweg in den reinen Frieden der Kindheit zurückführt, daß uns das Herz dann wieder frei und rein und still wird wie dem Kinde, dem der Herr das Himmelreich verheißt? Du selige Jugendzeit, da Spiel und Reigen unsre Lust, unsre Welt war, wohl ist die Erinnrung an dich schön, aber du selbst bist tausendmal schöner! Und doch — du bist entschwunden und sollst entschwunden bleiben; in unsrer arbeit= und kampf= und lebensfrohen Zeit suchen wir nicht rückwärts schauend das Land des Wunsches: Das liegt vor uns, in uns. Nur manchmal flieht der Geist aus der Unruhe der Gegenwart und der Ungewißheit der Zukunft zurück in das stillumfriedete Land der Jugend. Wir lauschen dem Halbsinn — Halbunsinn, der uns selbst einst so beglückte, wir gedenken der Spiele, die einst unsre Gedanken bei Tag und unsre Träume bei Nacht erfüllten, und lächelnd dringen wir durch uns selbst immer tiefer in die heimische Eigenart der Kinderwelt: vorahnend sehen wir dann in den tanzenden, singenden Kindern auf der Straße dieselben, die auch dereinst im ernsten Spiele des Lebens kräftig und lustig mitschreiten. So wächst mit dem Verständniß für heimische Art und Sitte auch die Liebe zum eigenen Volksstamme, ja zum ganzen Volke. Wer kennt nicht das herrliche Brüderpaar mit der Denkerstirn und dem Kinderauge, die Grimms? Die verstanden und liebten ihre hessische Heimath, drum wurden und werden sie von ganz Deutschland verstanden und geliebt. Denn wie eine gesunde Liebe zur ganzen Menschheit — nicht jene millionenumschlingende des vaterlandslosen Weltbürgers — sich auf die Liebe zum eigenen Volke gründen muß, so wächst auch der Edelbaum der Vaterlandsliebe schön und voll empor nur aus der starken Wurzel der Heimathliebe, der Liebe zu der Landschaft, der Stadt oder dem Dörfchen, wo du deine Kindheit verlebt hast. — Aber was sollen dazu die dummen Kinderreime? Ja, unser Geschlecht ist ein gar klug und verständig Geschlecht: Mancher ist vielleicht nie richtig jung gewesen, Mancher schämt sich wohl gar jener kindlichen Spiele, und Viele haben nicht Zeit und Sinn dazu, sich mit „Kinderreimen und Kindereien" abzugeben. Das ist nun schade, denn wir möchten nicht nur gedruckt, sondern auch gelesen sein. Aber werden diese bescheidenen Blätter nur in etliche Häuser unsrer lieben Vaterstadt treulich aufgenommen, dann tröstet uns vollauf die Freude an der

Sammelarbeit, und das Bewußtsein, dem grünenden Baume der Volksliebe eine kleine, doch erfrischende Quelle zugeführt zu haben, es tröstet uns auch die Erinnrung an das alte Mütterchen, dem wir zum Danke für einige Spielreime, die es aus dem Schubfach verstaubter Jugenderinnrung hervorkramte, das Liedchen vorlasen: „Traurig traurig, immer traurig! Hab verloren meinen Schatz“: — die matten Augen leuchteten ihm auf, und lächelnd summte es: „Ja, ja das ist mein Schatz, der mich so betrogen hat.“ — Von wem haben denn die Kinder das Liedchen, das sie drunten so neckisch singen und mit so anschaulichen Geberden begleiten, das Liedchen: „Wollt ihr wissen, wie der Bauer, wollt ihr wissen, wie der Bauer seinen Samen ausstreut?“ — Nun von ihren Eltern, die haben's gesungen, als sie klein waren. Und die? Auch von ihren Eltern. Und die? Wiederum von ihren Eltern, und so fort. Diese Kinderliedchen reichen, sofern man ihnen nicht beim ersten Blick die Jugend ansieht, meist weit hinauf in die gute alte, ja bis in die beste älteste Zeit. Gerade durch diesen Schatz echter Kinderdichtung, das Zeichen einer häuslichen, mütterlichen Erziehung, ist die alte Zeit vielleicht auch die gute Zeit, während in unsren Tagen, wo das Süßgebäck kraftloser Jugendgeschichten das reine Brot der Kinder- und Hausmärchen schier verdrängt, die Jugend immer mehr Sinn und Gedächtniß verliert für die schlichten Reimlein, nach denen ihre Eltern und Großeltern und Urgroßeltern gehüpft und getanzt haben. Darum gilt es eben zu retten, was sich noch hier und da erhalten hat von dem köstlichen Gut, an dem wir Alle gleichen Theil haben, arm und reich, groß und klein und jung und alt.

Wer nun Volksart und Volksgesang belauschen will, darf nicht auf dem Pflaster der Stadt bleiben: auf dem Land, beim Spinnrade, beim Pflug und der Sense erklingt das Volkslied erst hell und rein: Allein unsre anspruchslose Arbeit hier, die nicht im Dienste der strengen Volkskunde steht, ist zunächst der Jugenderinnerung unsrer verehrten Mitbürger und Mitbürgerinnen geweiht und soll ihnen zeigen, wie diese Reime fast eine kleine Welt wiederspiegeln, wie sie manche hübsche Weisheit und gute Neckerei enthalten und wie gar manches Liedlein, jetzt dumm und kaum verständlich, ein sinnvolles Glied ist der alten deutschen Volksdichtung. —

In Neapel springen die Kinder bei schlechtem Wetter auf die Straße und singen zur Sonne hinauf:

Jesce, jesce Sole,
Scajenta Mperatore!

d. h. Komm, komm hervor, o Sonne, erwärme unsern Kaiser! Gewiß fällt Manchem da unser lieber Kasseler Reim ein, der auch jetzt noch, wenn droben die Sonne mit den Regenwolken kämpft, unten aus so vielen kleinen Kehlen ertönt:

Liebe, liebe Sonne,
Komm' en bischen runter,
Mit der goldnen Krone,
Laß den Regen oben!
Einer schließt den Himmel auf,
Kommt die liebe Sonne raus.

Und wirklich, der Sammler neapolitanischer Kindersprüche, Galiani, bemerkt zu diesem Liedchen der neapolitanischen Kinder: „Wir glauben, es ist aus der Zeit des Kaisers Friedrich II.“. Als dieser glänzende, thatkräftige Hohenstaufe, an dessen Tod (1250) sich zuerst die Sage vom schlafenden, einst wiederkommenden Kaiser wob mit seinen Deutschen durch Neapel kam, da mögen es wohl die Kinder Neapels von den blonden Jungen vom Rhein und der Weser aufgeschnappt haben, aber der Wetterherr, der droben den Himmel aufschließt und die Sonne mit ihrer goldnen Krone herausläßt, hat sich im Munde der kleinen Italiener in den Kaiser verwandelt, für den sie nun heilspendendes Sonnenlicht herabflehen. Noch klarer ist der Zusammenhang der italienischen mit der an anderen Orten Deutschlands üblichen Fassung, welche schließt: „Regen, Regen rusch, der König fährt zu Busch“, d. h. er jagt die Wetterhexen in den Wald zurück. So ein Liedchen, das sich an 700 Jahre und länger mit geringen Unterschieden in Hessen wie im Elsaß, in Anhalt wie in Mecklenburg erhalten hat, ohne je in einem Schulbuch gelernt zu sein, muß doch dem Wesen des Kindes sehr zusagen. Ganz natürlich, denn im Kinde hat sich das Wesen des eigenen Volkes reiner und innerlicher bewahrt, und darum findet das Kind seine rechte Freude an solch einem Liedlein, das, vor vielen Jahrhunderten aus dem Herzen des jugendlichen Volkes entsprossen, gleich der Heldensage ein Rest jener uralten Volksdichtung ist, welche jeder deutsche Stamm als theures Gut aus der alten Heimath mit auf die große Wanderung des 4. Jahrhunderts nahm und in den neuen, oft weitentlegenen Wohnsitzen treulich hütete, allmälig aber mundartlich und auch inhaltlich umwandelte. — Wohl giebt erst die mundartliche Färbung dem Volksliede, wie der Blätterschmuck dem Baume, rechte Gestalt und Leben: Das fühlen wir gar deutlich bei den Sammlungen von Rochholz (Alemanisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz), Meier (Deutsche Kinder-Reime aus Schwaben), Stöber (Elsässisches Volksbüchlein), Grote (Niedersächsisches Kinderbuch), die wir alle, bes. Rochholz, mit Genuß und Gewinn gelesen haben. Und doch sehen wir in

unsrer Sammlung von mundartlicher Färbung ab? Wir dürfen es uns nicht verhehlen, daß unsre mehr aus verderbtem Schriftdeutsch, denn aus alter Mundart bestehende „Fullebriggensproche“ nicht so volksthümlich ist, als es scheint: sie ist nicht mehr die Sprache des großen Theiles der Kasseler Jugend. Drum, wo wir ein Liedchen von rechten Kasseler Kindern auf Hochdeutsch singen hörten, haben wir diese Fassung der anderen vorgezogen.

1) Storch, Storch guter,
Bring mir einen Bruder!
Storch, Storch bester,
Bring mir eine Schwester!

so ruft schmeichelnd das Kind, das sich ohne Geschwister einsam fühlt, den Storch an, den lieben Klapperstorch, der es selbst ja, wie Papa und Mama sagen, einst mit seinem langen Schnabel aus dem Frauhollenteich heraufgeholt und in das Haus getragen hat. Und sieh! wie schön doch die Eltern getröstet haben! Eines Morgens ist er durch's Fenster herein geflogen und hat noch ein kleines Kindchen gebracht; zwar hat er die arme Mama in's Bein gebissen, daß sie nun krank zu Bette liegt, aber dafür hat das neue Geschwisterchen dem älteren als Geschenk vom Storch eine große Dutte voll Zuckerwerk mitgebracht, die alles Leid vergessen macht. — Dieser kindliche Bittruf an den Storch ist so alt wie allgemein. Der Storch ist von Alters her der kluge, heilige Bote der Frau Holle, der einstmaligen Göttin Holda, die, als Gemahlin Wodans auch Frigga oder Berchta genannt, die Ehe und das Haus beschützte, die Fluren segnete und in den Julinächten, wo sie zu Wagen das Land durchzog, die Spinnerinnen beaufsichtigte. Das Bild der glänzenden Walhallskönigin verblaßte allmälig zu dem einer guten Waldfee, die nun, wie die hessische Sage weiß, im Frauhollenteiche am Meißner wohnt. Dort hört man zuweilen ihr geheimnißvolles Rauschen, und wie Glockengeläute klingt es dabei aus der Tiefe herauf, ja manchmal, um die Mittagstunde, taucht sie selbst als schöne weiße Frau mitten aus der Tiefe empor. Unten in ihrem sonnigen Garten wachsen Obst und Blumen; die schenkt sie ihren Lieblingen, auch schöne Gewänder und Kuchen. Aus ihrem Brunnen kommen die neugeborenen Kinder. Zahlreich sind, wie überall in Deutschland, auch in Hessen die Kinderbrunnen: In Kassel wurde früher der Druselteich genannt, in Waldau gilt noch jetzt der Fackelteich, in Wolfsanger der Osterborn, in Marburg der durch die Legenden der heiligen Elisabeth bekannte Schröcker Brunnen, in Kirchhain der Klingelborn, in Fulda das Stättebrünnchen und der Bonifatiusbrunnen, in Ermschwerd der Assemannsborn, in Wettesingen der Neuborn, in Grebenstein der Kressenborn, in Witzenhausen der Taubenborn, dessen Wasser nie gefriert, in Ziegenhain das Bärbörnchen (bär = Kind, vgl. gebären) bei Treysa u. s. w. (Lynker 117). Zuweilen ist es Holda die Segensgöttin selbst, meist aber ihr weisheitbegabter Bote, der Storch, der aus diesem Brunnen die Kinder heraufholt und drum der Kinderbringer heißt, althochdeutsch ôdebêro (ot = Segen oder Kind, bero = Träger). Ein Haus, auf welchem er nistet, ist vor dem Blitz sicher; der Schwälmer und Fuldaer Bauer legt ihm deshalb ein Wagenrad auf das Dach oder setzt ein Balkengestell auf den Giebel des Hauses, worauf er bequem sein Nest bauen kann. In der Kasseler Fassung scheint der Bittruf mehr für einen Knaben zu passen, der sich besonders nach einem Schwesterchen sehnt, vielleicht verhüllen aber die farblosen Beiwörter „guter“ und „bester“ einen Sinn, welcher der uralten Vatervorliebe für Jungen weniger widerspricht. Im Niedersächsischen singen die Kinder: „Adebar (= Kinderbringer), du Nester, Bring mi'n kleene Schwester; Adebar, du Roder, Bring mi'n kleenen Broder!“ Aus dem Süden kehrt der Storch, der kluge Bote der gütigen Frau Holle, durch die Luft rudernd (Roder), zurück, um an der trauten Stätte sich einzunisten (Nester). Möglich, daß auch der Kasseler Bittruf einst den Storch als den heimrudernden, nistenden Freund begrüßte. Solche Fragen können nur mittels genauer Zusammenstellung aller hessischen Kinderliedchen, die noch fehlt, gelöst werden. Denn vom Lande sind die Sprüche und Liedchen in die Stadt gekommen und hier, ohne Berührung mit dem übrigen Volkslied und Volksleben, nur zu schnell verkümmert. Adebar, althochdeutsch ôdebêro, ist um Magdeburg herum zu Auder geworden, woraus sich eine andere niedersächsische Fassung erklärt, die den Storch sogar in den Adel erhebt: „Adebar van Oder“ und „Adebar van Ester“. Anders klingt dasselbe ahd. ôdebêro in Dessau: „Klapperstorch, du Luder, brink mich en kleenen Bruder“. Da sind doch unsre Kasseler Kleinen artiger gegen den wackern Vertrauensmann der Frau Holle.

An der Wiege des neuen Geschwisterchens hört nun das Kind aus dem Munde der Mutter dieselben Wiegenliedchen, die sie ihm selbst gesungen, als es auch noch so klimperklein war. Ken Mueder isch so arm, se leit iehr Kindel warm, sagt der elsässische Volksreim; und Noth lehrt nicht nur beten, auch singen. Denn wenn der kleine Schreihals in seiner Welt von Brettern nicht zu Ruhe kommen will, die Liebe öffnet auch der Mutter, die vorher niemals singen konnte, den Mund zum Gesange, und unermüdlich singt und summt sie ihrem Lieblinge vor, bis er die

kleinen Guckäuglein zumacht. Das Schaukeln der Wiege nachahmend singt sie ihm von dem lieben sanften Thier, zu dem das Kind auch nachher sich am meisten hingezogen fühlt, von dem armen Bälämmchen, das sich draußen an einen Stein gestoßen hat, als Mahnung, hübsch fein in der Wiege zu bleiben und einzuschlafen; oder sie droht ihm gar mit dem bösen schwarzen Schaf; oder erzählt von den armen Gänsen, die mit ihren rothen Füßen barfuß einherlaufen müssen, während das Kindchen fein warm in der Wiege liegen kann und später auch Schühlein vom Schuster bekommt.

2) Bälämmchen bä,
Das Lämmchen ging im Klee,
Es stieß sich an ein Steinchen,
Da that ihm weh sein Beinchen,
Bälämmchen bä!

Bälämmchen bä,
Das Lämmchen ging im Klee,
Es stieß sich an ein Steckelchen,
Da that ihm weh das Bäckelchen,
Bälämmchen bä!

Bälämmchen bä,
Das Lämmchen ging im Klee,
Es stieß sich an ein Rieschen,
Da that ihm weh das Füßchen,
Bälämmchen bä!

3) Schlaf, Kindchen, schlaf!
Da droben gehn die Schaf,
Die schwarzen und die weißen,
Die wollen mein Kindlein beißen.
Schlaf, Kindchen, schlaf!

4) Eiapopeia, was rappelt im Stroh!
Die Gänse gehn barfuß und haben keine Schuh,
Der Schuster hat Leder, kein Leistchen dazu,
Sonst hätten die Gänse schon längst ein Paar Schuh.

Das Eiapopeia ahmt das Schaukeln der Wiege nach, die in der Kindersprache vielfach Aie oder Haie heißt. Pop oder pap aber ist einer der ersten Kinderlaute, der bei den meisten Völkern als kindliche Bezeichnung des Vaters gedeutet und angewandt wird, wie das ebenso leicht hervorzubringende mam für Mutter; die Wortwurzel ba bezeichnet, meist verdoppelt, aber noch andere dem Kinde vorliegende Dinge, außer Baba (od. Papa, lat. u. griech. pater) noch Bube (lat. pu-er griech. pa-is), Babbe oder Babs (= Brei), Bubbe (Kinderspielzeug), Bebé (= Schmutz), babbeln; vgl. auch Pappel, lat. populus, wahrsch. nach dem geschwätzigen Lärm ihrer Blätter. In Deutsch-Oesterreich heißt's: „Haiderl-Pupaiderl!", in einem Elsässer Liedchen singt eine ungeduldig Wiegende: „Haioche boboche"! — Dem älteren Kinde tauchen jetzt aus seiner kurzen Erinnerung dieselben Wiegenliedchen, die ihm erklangen, deutlich auf, es hört und lernt sie und wendet sie nachahmend alsbald im Spiele mit Puppen oder andern Kindern an, und so werden auch die ursprünglich nur von der Mutter gesungenen Lieder der ersten Kinderjahre Eigenthum der Kinder selbst, besonders der Mädchen, die von früh auf im Spiel mehr Freude finden und mehr Geschick zeigen als die meist steiferen Jungen. —

(Fortsetzung folgt.)

Die alte Minne.

Erzählung von Wilhelm Bennecke.

(Fortsetzung.)

Eine Stunde später standen die von den Bürgern erwählten Sprecher im großen Rathhaussaal vor dem Bürgermeister und den versammelten Schöffen. Um die Beschwerden der bedrängten Einwohnerschaft vorzubringen, waren Männer erschienen, welche sich des besten Ansehens erfreuten, an ihrer Spitze befanden sich Heinrich von Münchhausen und Peter Aßberg, der Zunftmeister der Wollenweber, denn diese allein durften noch eine Brüderschaft unter einander halten, das Zunftwesen der andern Handwerkschaften hatte der alte Landgraf aufgehoben, darum, daß dieselben all' ihre Waar und Arbeit „übersatzten". Obwohl draußen der Maitag sich noch nicht zu seinem Ende geneigt hatte, waren im Rathhaussaal die Fenster bereits geschlossen und die Kerzen auf den großen Leuchtern angezündet worden, sodaß die Versammlung gar heimlich und feierlich aussah. Nach Aufforderung des Bürgermeisters ergriff Heinrich von Münchhausen das Wort und schilderte in beredter Weise die Unbilden, welche die Bewohner Frankenbergs von dem Tage an, an dem die Burg dem Ritter Hermann von Trefurt übergeben worden sei, erlitten, wie die Trefurt'schen Diener den Bürgern viel Verdruß angethan, sie „gehochmüthigt" und Schand' und Muthwillen an ihren Frauen und Mägden verübt hätten, und auf ihre Klagen der mächtige Ritter ihnen keinen Trost, wohl aber Spott und Schalkheit geboten habe. Heute aber sei durch die blutige Mißhandlung eines Bürgers das Maß der Geduld zum Ueberlaufen gebracht worden und er heische für all' das geschehene

Unrecht strenge Sühne, in welchen Ruf die anderen Abgeordneten der beleidigten Bürgerschaft einstimmten. Nun erhob sich Herr Zeise Weiner, das Haupt der Stadt, und hielt, beipflichtend den vorgebrachten Beschwerden, eine wohlgesetzte Rede, in welcher er bis zur Gründung Frankenbergs durch Dieterich, den Frankenkönig, zurückging und klar genug darlegte, daß seit dieser urdenklichen Zeit keine solche Missethaten allda geschehen seien, als von der Stunde an, wo Hermann von Trefurt das Regiment überkommen habe. Dabei erzählte der gelehrte Mann von Pipinus Nanus und Carolus Magnus, welcher der Stadt das Halsgericht gegeben habe, auf drei Säulen zu setzen, zur Urkunde dessen, daß man keinen eingesessenen Bürger oder Bürgers Kind, wie viel der auch gethan hätte, außer der Stadt in's Gefängniß legen sollte, sondern daß die Missethäter innerhalb der Mauern verwahret und an Hals und Haupt gerichtet würden, ja, daß dieser großmächtige Kaiser und Herr sogar ein Gesetz erlassen habe, wonach ein jeglicher Bürger in seinem Haus solle frei sein vor irgendwelcher Gewalt. Wie der hochachtbare Zeise Weiner alles dies so kurz und bündig vorbrachte, konnte er kaum weiter reden vor dem Aufruhr, der unter den Bürgersleuten entstand, als sie daran dachten, wie herrlich ihre Urväter dagestanden, freie Männer, deren Häuser, ohne Bollwerk, wahrhaftige Vesten gewesen seien, und wie sie nun unter eines übermüthigen Ritters Untugend leiden mußten, ohne sich dessen erwehren zu können. „O, diese Junkherren!“ rief Hermann von Kassel, der Alte zubenannt, „haben sie und ihr Anhang die Bürger zum Frankenberg nicht schon seit fünfzig, sechszig Jahren gepreßt und ausgesogen, wo sie nur konnten? Haben sie nicht sogar aus unseren eigenen Schirnen das beste Fleisch vorweg für sich genommen, sodaß dem gemeinen Mann, der bei der Arbeit war und nicht darauf lungern konnte, wie sie, nur das schnödeste zu Theil ward? Hat ihretwegen nicht der Rath die Ordnung gemacht, daß, wann die Metzler in die Schirnen gehen, einer ihrer Knechte eine Glocke läute, auf daß Niemand zu spät komme? Sind sie nicht Schuld an allem Uebel und haben wir es nicht geduldig ertragen bis heute? Was aber können wir auch heute thun gegen Hermann von Trefurt und seine Knechte? Hat er nicht die alte Schutzwehr um die Burg abbrechen lassen und eine neue starke Mauer aufgerichtet, hinter der er sich sicher fühlt, wie in Abraham's Schooß? Hat er sich nicht ein Loch in die Mauer nach hinten offen gelassen, um heimlich aus- und einschlupfen zu können, trotzdem wir gegen diese Unbefugniß unsre Stimmen erhoben? Er verlacht uns, der Trefurter, und wir, wir müssen still halten! Ja, weil der Landgraf, dem wir gar viel zu danken haben, uns den reichen Freiherrn auf den Nacken gesetzt hat und wir ihm gehuldigt haben, müssen wir still halten!“ „Das müssen wir nicht, Hermann von Kassel!“ rief dagegen, sich hochaufrichtend, plötzlich mit gewaltiger Stimme der Bürgermeister Zeise Weiner, sodaß Alle, selbst die Schöffen, ihn lautlos anstarrten. „Das müssen wir nicht und der alte Landgraf Heinrich selbst ist es, der uns freie Hand läßt, unser Recht zu schützen, wie wir mögen!“ Ein Murmeln der freudigsten Ueberraschung durchlief die Versammlung und der Bürgermeister fuhr leuchtenden Auges fort: „Als Ihr mich in Rathsgeschäften in Marburg glaubtet, war ich in Kassel bei dem alten eisernen Herrn. Ich klagte ihm den Frevel, den der Trefurter fast täglich an uns verübt und bat ihn um Hülfe. Er hörte mich an und sagte darauf: „Euch Frankenbergern ist die Burg wohl sehr an's Herz gewachsen?“ Als ich Solches verneinte, da sagte der Fürst und sah mich mit den großen flammenden Augen an, als ob er mich durchbohren wollte: „Ei, so thut, was Ihr nicht lassen könnt! Ich will Nichts dawider haben, wenn mir eines Morgens die Kunde wird, daß die Burg in der Asche liegt, aber ohne Blutvergießen muß es geschehen, merk's dir, Zeise Weiner, ohne viel Blutvergießen!“ Ich stürzt' ihm zu Füßen, ergriff seine beiden knöchernen Hände und drückt' sie an meine bebenden Lippen, da wandte er sich hinweg und ließ mich zurück mit meinem dankerfüllten Herzen. Bürger, die Stunde ist da, wo wir uns befreien können von dem ungerechten, verhaßten Zwang! Kein langes Zögern und Berathen wird uns mehr nützen, der Fürst ist alt, auch der Eiserne muß dem schwarzen Rittersmann weichen, der Hippe und verronnene Sanduhr im Wappen führt, wer weiß, wie sein Nachfolger über unsere Sache denkt! Die Zeit ist allzuflüchtig — noch heut' muß es geschehen!“ „Noch heut'! Noch heut'! Hoch lebe unser alter Landgraf Heinrich!“ riefen die Bürger in stürmischem Drang und wollten den Saal verlassen, aber Zeise Weiner's Stimme hielt sie am Ausgang zurück. „Nicht so laut, liebe Brüder“, mahnte er, „auf daß der gestrenge Herr da droben auf dem Schloß keine Witterung erhält! Jeder sammle ganz in der Stille seine Gefährten und führe sie bewehrt mit jedem tauglichen Werkzeug gegen eilf Uhr hier an's Rathhaus, für Leitern, Pechkränze und sonstiges Brandwerk hab' ich bereits gesorgt. Mit der Wachsamkeit auf der Burg ist es nicht weit her, davon hab' ich mich schon überzeugt, die Nacht ist dunkel und so sind wir, ist das

Glück uns nur ein Weniges günstig, mitten in dem steinernen Unheilsnest drinnen, ehe Einer in's Lärmhorn stoßen kann". — „Und des Landgrafen Wille muß vor Allem geehrt werden!" fiel Heinrich von Münchhausen ein. „Es darf kein Blut dabei fließen! Das schärft allen Leuten ein, auch um der Dame Mathilde willen, die sich stets, und erst heute noch, so gar edelmüthig erwiesen hat! Von friedlicheren Zeiten her kenne ich in dem alten Schloß alle Gänge und Thüren, ich weiß des Ritters Gemach auch im Dunkeln zu finden, er muß zuerst in unsere Hände fallen und haben wir ihn, so rührt schon keiner seiner Knechte eine Hand mehr!"

„Aber Melchior, sein Menschenquäler, muß uns zum Opfer fallen!" rief der Zunftmeister der Weber.

„Auch er soll frei ausgehen," erwiderte Heinrich von Münchhausen, „sein Blut würde unsere gerechte Sache nur besudeln!" Und der Bürgermeister setzte hinzu: „Des Landgrafen Wort ist unser Hort! Hütet Euch, daß wir dessen nicht verlustig gehen!" —

Als von der Kirche Unserer lieben Frauen die eilfte Stunde erklang, ordneten sich auf dem Marktplatz an die zweihundert wohlausgerüstete Männer in größter Stille zu dem gewagten Unternehmen, denn waren die Trefurter Wächter auf ihrer Hut, so konnte es ohne Blutvergießen nicht abgehen, und solches zu vermeiden, war der Frankenberger größte Sorge. Der Himmel schien jedoch ihren Plan sichtlich zu unterstützen, die Nacht war finster und schwül, der Wind, der sich erhoben hatte, trieb dunkle Wolken zusammen, nur über dem Gipfel der breiten Struth wetterleuchtete es.

Auf der Burg war es am Abend wieder wild und wüst hergegangen, der reiche Freiherr hatte die Gewaltthat, die sein getreuer Melchior an dem armen Weber verübt, mit vollen Bier- und Weinkrügen belohnt und mit den fünf Sinnen der Knechte, welche das Schloß zu bewahren hatten, war es somit nicht zum Besten bestellt. Mit leichter Mühe wurden sie daher von den Frankenbergern überwältigt, ohne daß sie einen Lärm erregen konnten, der die Schläfer erweckt hätte. Während die größere Zahl der Bürger in das Innere der Räumlichkeiten eindrang, wo die Knechte und Reisigen ihr Quartier hatten und dieselben aus den Banden des Schlafs in hanfene Banden schlugen, eilte Heinrich von Münchhausen mit Zeise Weiner und einigen Rathmannen durch die Gänge der Burg nach den Gemächern des Ritters. Der Edelknecht, welcher ihnen, ein Windlicht tragend, mit gezücktem Dolch entgegen sprang, wurde, ohne Schaden thun zu können, entwaffnet und im nächsten Augenblick standen die Bürger dem gewaltigen Ritter selbst gegenüber. Hermann von Trefurt, der nur halb bekleidet mitten in seinem Schlafgemach stand, sah sich plötzlich, ehe er noch zu einer Waffe greifen konnte, von einem Kranz blanker Schwerter umgeben, und Zeise Weiner, auf den hellen Flammenschein deutend, der zu den schmalen Fenstern von unten her emporloderte, rief: „Eure Herrschaft ist hier zu Ende, Herr Ritter! Weder Euch, noch Euren Dienern soll ein Leid geschehen, die Burg aber wird in Asche gelegt und Ihr mögt Euch fernab von dieser Gegend einen Sitz suchen, hier ist kein Raum mehr für Euch!" Zornbebend wollte der Ritter die auf ihn gerichteten Klingen hinwegstoßen, aber sie wurden von festen Händen geführt und senkten sich immer näher auf seine Brust. Da stürzte im Nachtgewand Dame Mathilde mit ihren Mägden herbei, durchbrach den Ring, der um ihren Vater gebildet war und, ihn umschlingend, rief sie mit einer stolzen Armbewegung: „Zurück von ihm, dem wehrlos Ueberfallenen! Hätte er sein gutes Schwert zur Hand, Keiner von Euch würde ihm so unter die Augen gekommen sein!" „Sieh Einer, die Trefurter Katze," sagte Peter Aßberg, der Weberzunftmeister, „jetzt zeigt auch sie ihre Krallen!" „Unsre Knechte sind gefesselt," fuhr Dame Mathilde fort, mit festem Blick zu ihrem Vater emporschauend, „die Burg brennt, fügt Euch in das Unabänderliche!" Die Gluth und die aufsteigenden Dampfwolken wurden immer ärger, und als der Ritter, an das Fenster geführt, auf dem von den rings emporlodernden Flammen grell beleuchteten Burghof seine Mannen gebunden und von dem großen Haufen der Bürger umgeben sah, konnte er auf keine günstige Wendung des Augenblicks mehr rechnen und erklärte sich bereit, Frankenberg für immer zu verlassen. —

Als der Morgenwind die Flammen zu immer neuer Verheerung aufsteigen ließ, hielt im Grauen des anbrechenden Tages auf dem Burgberg ein Reitertrupp und eine Schaar Knechte mit finstern Blicken auf die gebrochene Veste starrend, die gestern ihre Thürme noch so stolz gen Himmel hatte ragen lassen. Hermann von Trefurt stieß in's Horn, der Zug, in welchem sich auch Dame Mathilde mit ihren Frauen befand, setzte sich in Bewegung und bald war derselbe die Höhe hinab verschwunden. Zeise Weiner aber hatte dem Landgrafen Wort gehalten, Blut war nicht viel vergossen worden, nur Melchior Kamm hatte sein linkes Auge und die Finger seiner rechten Hand eingebüßt.

(Fortsetzung folgt.)

Demm Waltschmäzler. [1])

(Schwälmer Mundart.)

Eländskrämer, gieh, lonns dich is Bett,
Läß deng Jammern ö Zoje!
Wär in Mann es, erbärrelt sich net
Metleed, sörrern wedd woje
Fresch de Strööß, de dos Läwe em brengt,
Bis hä siejend die Palm sich errengt. [2])

Gück die Lärch o; ehr Nähst [3]) es zerstêrt.
Klåht see? [4]) Macht ehr dos Grauwe? [5])
Nee, see sicht [6]), bos züm Nähst see begährt,
Em es nauw sich ze bauwe. [7])
Schwäwt [8]) empor da [9]) ö jüwelt: „Gebauwt
Hon ich Gött ö em immer vertrauwt.“ [10])

Äwer, Weechleng, verhätschelte Gret,
Ha, dü flännst, bie gesteenigt. [11])
Ach, dü glichst [12]) jo de Lärche ööch net,
Weil dü mit Onke vereenigt; [13])
Drem erklengt ööch deng Senge so domp, [14])
Glich dr Ick müßt dü quake im Somp. [15])

Hôsehäz, ach, mer wänn net geschedd,
Kiinnst de Pühl dü verläffe! [16])
Wett dü Mann seng [17]), erbärrel dr net
Metleed, sörrern läß wesse,
Däß im Strööß, de dos Läwe ins brengt,
Mürig Woje [18]) die Palm nür errengt.

Kurt Kuhn.

[1]) Dem Weltschmerzler.
[2]) Elendskrämer, geh', leg dich in's Bett,
Laß dein Jammern und Zagen!
Wer ein Mann ist, erbettelt sich nicht
Mitleid, sondern wird wagen
Frisch den Strauß, den das Leben ihm bringt,
Bis er siegend die Palme erringt.
[3]) Nest. [4]) Klagt sie? [5]) Grauen. [6]) sucht. [7]) Um es neu sich zu bauen. [8]) schwebt. [9]) dann. [10]) Gebaut habe ich Gott und ihm immer vertraut. [11]) gesteinigt. [12]) gleichst. [13]) mit Unken (= Nattern) vereinigt. [14]) dumpf. [15]) Gleich der Kröte, dem großen Frosche, mußt du quaken im Sumpfe. [16]) Hasenherz, ach, wir wären nicht geschieden, könntest du den Pfuhl verlassen. [17]) Willst du Mann sein. [18]) muthig Wagen.

Aus Heimath und Fremde.

Verein für hessische Geschichte und Landeskunde. Die Jahresversammlung wird vom 29. bis 31. Juli in Frankenberg abgehalten. Nach dem uns vorliegenden Programme ist für den Abend des 29. Juli die Sitzung des Gesammtvorstandes im Hôtel Schmidtmann angesetzt. Am Morgen des 30. Juli findet nach Besichtigung der Liebfrauenkirche um 9 Uhr die Hauptversammlung im Saale des Rathhauses statt. Vorträge werden gehalten von Professor Dr. Schröder aus Marburg über „hessische Schauspiele des 15., 16. und 17. Jahrhunderts“, und von Pfarrer Heldmann aus Michelbach über „die älteren Territorialverhältnisse des Kreises Frankenberg mit Einschluß der Herrschaft Itter“. Für den 31. Juli ist ein Ausflug zu Wagen nach Hessenstein, Reckenberg, Lichtenfels vorgesehen. — In den letzten Tagen sind die vom hessischen Geschichtsvereine herausgegebenen „Mittheilungen“ Jahrgang 1890 I.—IV. Vierteljahrsheft, an die Mitglieder zur Vertheilung gelangt, ebenso das Verzeichniß der Mitglieder des Vereins (aufgestellt im April 1891). Wir behalten uns vor, auf beide Schriften zurückzukommen.

Wir kommen noch einmal auf die Aulafeier in Marburg zurück. Unseren Bericht in der vorigen Nummer unserer Zeitschrift hatten wir zumeist einem Marburger Blatte entnommen, da wird uns denn von befreundeter Seite in Marburg mitgetheilt, daß derselbe mehrere Unrichtigkeiten enthalte. So habe bei dem Festmahle im Museum nicht der Rektor der Universität, Professor Dr. Weber, den Trinkspruch auf Se. Majestät den Kaiser ausgebracht, sondern der Kultusminister Graf von Zedlitz-Trützschler, auch sei das von Professor Dr. Birt verfaßte Gedicht nicht bei dem Festmahle, sondern Abends bei dem Kommerse gesungen worden. Eine genaue Schilderung des *neuen Universitätsgebäudes* in Marburg und der Aulafeier findet sich in der von der „Oberhessischen Zeitung“ verausgabten „Festnummer“, sowie in den Nummern 148, 149 und 150 vom 26., 27., 28. und 30. Juni, auf die wir hiermit verweisen wollen. — Wir erwähnen hier noch, daß das von Professor Dr. Birt gedichtete Lied „Wohlauf! nun stimmet hell und laut“, dessen launigen Charakter wohl Niemand in Abrede stellen wird, wegen einzelner Ausdrücke Anfechtung gefunden hat. Die „Germania“ wirft dem Verfasser Mangel an gutem Ton und Kränkung der religiösen Anschauungen der Katholiken vor. Nun, diese Absicht hat sicher Herrn Professor Dr. Birt ferngelegen. Ein Professor der klassischen Philologie, der sich nebenbei mit historischen Studien beschäftigt, weiß wohl, was die Wissenschaft den Mönchen des Mittelalters verdankt, und daß gerade die Dominikanermönche, jener Predigerorden, der ganz bedeutende Gelehrte, einen Thomas von Aquino, einen Albertus magnus aufzuweisen hat, und dem 1232 vom Papste Gregor IX. die Inquisition übertragen worden war, nichts weniger als „Schlummerer auf Erden“ nach dem gewöhnlichen Begriffe des Wortes sein konnten, immerhin würde der Herr Professor besser gethan haben, solche Ausdrücke, die leicht zu Mißdeutungen Anlaß geben, zu vermeiden.

Am Sonntag den 5. Juli fand unter zahlreicher Betheiligung von Nah und Fern die feierliche Einweihung des Aussichtsthurms auf dem Bilstein bei Großalmerode statt. Der aus Basalt und Sandstein errichtete prächtige Thurm bietet dem Touristen

die erwünschte Gelegenheit, das Hessenland mit all' seinen prächtigen Bergen und Landschaften überblicken zu können und gibt demselben eine Fernsicht, wie man sie schöner wohl selten antreffen dürfte. Seitens des Festkomités und des Vorstandes des Niederhessischen Touristenvereins, Sektion Großalmerode, war nichts verabsäumt worden, die Feier zu einer besonders glänzenden zu gestalten. Nachdem um 11 Uhr Morgens ein Choral vom Thurm herab geblasen war, fand gegen 12 Uhr auf dem Festplatz unterhalb des Thurmes ein gemeinschaftliches Mahl statt. Die eigentliche Feier begann Nachmittags um 2 Uhr mit einer Begrüßungsrede des Oberförsters Dr. Ide als Vorsitzenden der Sektion Witzenhausen des Werrathal-Vereins, welcher ein Hoch auf Se. Majestät den deutschen Kaiser ausbrachte. Hierauf gedachte Dr. Weishaar der Thätigkeit des Vorsitzenden der Sektion Großalmerode, Amtsrichters Martin, welcher sich große Verdienste um das Zustandekommen des Thurmbaues erworben habe. Ferner sprach Redner dem Zentralverein des Niederhessischen Touristenvereins, der Stadt Großalmerode, dem Turnverein zu Großalmerode, den verschiedenen Vereinen, sowie den vielen Privaten, welche ihr Interesse an dem Bau des Thurmes bethätigt haben, den Dank aus. Oberförster Dr. Ide übergab sodann den Thurm der öffentlichen Benutzung. (Kass. Tagebl.)

Personalnachrichten. Unser hessischer Landsmann, der Geheime Oberjustizrath, Präsident der Justizprüfungskommission, vortragender Rath im Justizministerium und ordentlicher Honorarprofessor Dr. jur. Adolf Stölzel in Berlin ist zum Kronsyndikus ernannt worden. Adolf Stölzel hat sich in der Gelehrtenwelt durch seine Forschungen zur Geschichte des Rechts- und Staatswesens einen berühmten Namen erworben. Wir werden auf seine überaus fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft und der Geschichte bei anderer Gelegenheit zurückkommen. — Die Leitung der Gemäldegalerie und des Museums zu Kassel ist vereinigt und dem bisherigen Galeriedirektor Dr. Otto Eisenmann unter Ernennung desselben zum Direktor des Museums in Kassel übertragen worden.

Universitätsnachrichten. Von Marburger Professoren hat der Professor der Botanik und Direktor des botanischen Gartens Dr. K. E. Goebel einen Ruf an die Universität München und der Professor Dr. Rubner, Direktor des hygienischen Instituts daselbst, einen Ruf nach Berlin erhalten. Beide Herren haben die Berufung angenommen. — Den Privatdozenten der Medizin an der Universität Marburg Dr. Viktor Hüter und Kreisphysikus Sanitätsrath Dr. Otto von Heusinger ist das Prädikat „Professor" verliehen worden. Beide gehören ihrer Herkunft und ganzen Vergangenheit nach der Universität Marburg zu. Viktor Hüter, Sohn des am 18. August 1857 verstorbenen Professors der Geburtshilfe Dr. Karl Christoph Hüter, hat gleich seinem Vater die Frauenheilkunde zu seinem Lehrgebiete. Von seinen Schriften sind besonders zu nennen seine Studie über die Haut der Neugeborenen und sein „Kompendium der geburtshilflichen Operationen". Otto von Heusinger ist ein Sohn des Geheimen Raths Karl von Heusinger, der von 1829 bis 1867 an der Spitze der Marburger medizinischen Klinik stand. Sein Hauptfach ist gerichtliche Medizin. Außerdem lehrte er noch Kinderheilkunde. Seine Veröffentlichungen beziehen sich auf weit von einander liegende Zweige der wissenschaftlichen Medizin. Hervorzuheben sind davon die Schriften „über die Rötheln", die „Studien über den Ergotismus und sein Auftreten im 19. Jahrhundert", die Vorträge „über Getränke" und die klinischen Beobachtungen über Gehirnabszesse und vielfache Nervengeschwülste. Beide Professoren haben als Aerzte eine sehr ausgedehnte Privatpraxis. — Der Privatdozent Dr. Hermann Rehm in München ist zum außerordentlichen Professor in der juristischen Fakultät zu Marburg ernannt und demselben die durch den Abgang des Professors Dr. Frantz nach Kiel freigewordene Professur übertragen worden. Dr. Hermann Rehm beschäftigt sich hauptsächlich mit Staats- und Verwaltungsrecht. Seinen Ruf innerhalb seiner Wissenschaft begründete er durch eine Studie über die rechtliche Natur des Staatsdienstes, die im Jahrgang 1884/85 von „Hirth's Annalen" erschien. Nicht geringere Anerkennung als diese Studie fand Rehm's nächste Arbeit über „die rechtliche Natur der Gewerbskonzession", mit welcher er sich 1889 bei der Münchener Rechtsfakultät als Privatdozent habilitirte. Professor Rehm steht gegenwärtig in seinem 30. Lebensjahre. — Dr. Karl Wenck, der sich als Privatdozent in der philosophischen Fakultät der Universität Marburg habilitirte, hat am 11. d. M. seine Antrittsvorlesung über „den historischen Kern der Elisabeth-Legende" gehalten. —

Der Privatdozent der Chirurgie Dr. Ferdinand Fuhr zu Gießen ist zum außerordentlichen Professor ernannt. Seine bisherigen Veröffentlichungen haben Operationen am Darm bei innerem Darmverschluß, die Technik der Unterschenkelabtragung und die Anschälung der Schilddrüse zum Gegenstande. Neben diesen theils klinischen, theils experimentellen Forschungen Dr. Fuhr's ist noch eine Studie medizinisch-geschichtlichen Inhalts von ihm „über den Kropf im Alterthum" hervorzuheben. —

In der philosophischen Fakultät der Universität Leipzig hat sich am 1. Juli der Dr. phil. Des Coudres aus Kassel als Privatdozent für das Fach der Physik habilitirt. Seine Antrittsvorlesung behandelte das Thema „die Existenz des Lichtäthers". —

Dr. phil. Wilhelm Falckenheiner, seither Hilfsarbeiter bei der Universitäts-Bibliothek zu Marburg ist zum Kustos an der Universitäts-Bibliothek zu Göttingen ernannt worden. — Dr. phil. K. Kochendörffer, Kustos an der Universitäts-Bibliothek in Kiel, ist an Stelle des verstorbenen Kustos Dr. Habrucker vom 1. August ab an die Universitäts-Bibliothek Marburg versetzt worden.

Hessische Bücherschau.

Geschichtsbilder aus der Kasseler Vergangenheit von Dr. phil. Fritz Seelig. Kassel 1891 (Ernst Hühn).

Am 15. Dezember v. J. hielt Dr. Fritz Seelig auf Anregung und Aufforderung des Kaufmännischen Vereins zu Kassel im dortigen Stadtparksaale einen mit großem Beifalle aufgenommenen Vortrag über obigen Gegenstand. Dieser Vortrag wurde zuerst in dem „Hausfreund“, Sonntagsbeilage der „Kasseler Allgemeinen Zeitung“, veröffentlicht und ist jetzt in einem besonderen Schriftchen in zweiter Ausgabe erschienen. In zwölf Bildern führt uns der Verfasser die Geschichte Kassels vor. Als Einleitung bringt er kritische Bemerkungen, in dem ersten Bilde behandelt er „250 Jahre Vorgeschichte seit 912“, in dem zweiten „die Stadt Kassel von 1163 bis 1328“, das dritte ist betitelt: „Landgraf Heinrich II. der Eiserne begründet die Freiheit“, das vierte ist „dem Untergange der städtischen Selbstständigkeit“ gewidmet, das fünfte behandelt „Kassel am Ausgange des Mittelalters“, das sechste „Kassel zur Reformationszeit unter Landgraf Philipp dem Großmüthigen“, das siebente „die ruhigen Zeiten unter Wilhelm IV. und seinem Sohne Moritz“, das achte „die Festung Kassel in und nach dem 30jährigen Kriege, 1627 bis 1677“, das neunte „Kassel unter dem Landgrafen Karl“, das zehnte „Kassel unter dem Statthalter, dann Landgrafen Wilhelm VIII. und bis zum Ende des siebenjährigen Krieges“, das elfte „Kassel unter Landgraf Friedrich II. und seinem Sohne bis 1806“, das zwölfte „Kassel im neunzehnten Jahrhundert“. In dem Schlußartikel wirft der Verfasser einen Blick in die Zukunft. Er gedenkt der Lichtseiten Kassels, betont mit Recht, daß Kassel zu den angenehmsten deutschen größeren Mittelstädten zähle, dank seiner gesunden Lage, seiner großstädtischen Bauart, seiner herrlichen näheren und weiteren Umgebung, — seiner vielen und reichen Anstalten für Kunst und Wissenschaft, und, last not least, dank eines gesunden selbstbewußten Bürgerthums. Und wenn auch Zugewanderte den Kasselanern ein lebhaftes geselliges Leben und den rechten thätigen Sinn für Kunst und Wissenschaft absprechen wollten, so liege die Haupterklärung dieser Klagen in der Unkenntniß der Verhältnisse. Der Kasselaner prunke nicht nach außen, mache nicht gern von sich reden und schließe sich gern gegen fremdes Wesen ab, sein geselliges Leben, seine Theilnahme an Kunst und Wissenschaft sei mehr eine häusliche, innere Angelegenheit, aber nicht minder lebhaft und tüchtig, wie dies von Alters her der Gemeinsinn und die reiche Privatwohlthätigkeit glänzend darthun. Daß Kassels Bürger in jeder Lage das Herz auf dem rechten Fleck hatten auch für ideale Fragen, habe die Vergangenheit in unzähligen Fällen bis zur Stunde bewiesen. Und nachdem der Verfasser zur Pflege der Geschichte Kassels noch einmal die im Beginn seines Vortrages gestellten und begründeten drei Forderungen eines städtischen Urkundenbuches, einer städtischen Geschichte, zunächst in Chronikform und Einzelforschung, und eines städtischen Museums wiederholt und der Errichtung eines „Vereins für die Kasseler Stadtgeschichte“ das Wort geredet hat, schließt er mit dem Wunsche: Möchte in Zukunft in jeder Beziehung Kassel wachsen, blühen und gedeihen! Möchte auch auf dem geistigen Gebiete der Kasseler Geschichtsforschung die Theilnahme und der Sinn für die Vergangenheit der Vaterstadt zunehmen und sich kräftigen, auf daß bald mit vollstem innern Rechte auch hier gebraucht werden dürfe und von Tag zu Tag mehr Geltung gewinne das selbstbewußte Alt-Kasselaner Wahrwort: „Mä honn's, mä konn's.“ — Das Schriftchen gewährt uns ein anschauliches Bild der reichen Geschichte Kassels; die Darstellung beruht auf den neuesten Forschungen; bei möglichst knapper Form ist sie anziehend und fesselnd und aus jeder Zeile, möchten wir sagen, geht die Liebe hervor, die der Verfasser für seine Vaterstadt hegt. Wir können das Schriftchen Allen, die sich für die Geschichte Kassels interessiren, auf das Beste empfehlen.

Die Schlacht bei Borodino am 7. September 1812. Mit besonderer Rücksicht auf die Theilnahme der deutschen Reiter-Kontingente Von Maximilian Frhrn. v. Ditfurth, weiland kurfürstlich hessischem Hauptmann. Mit drei Plänen und fünf Beilagen. Aus dem Nachlaß des Verfassers herausgegeben. — Marburg. N. G. Elwert'sche Verlagshandlung.

Diese vor Jahrzehnten von einem unserer bedeutendsten hessischen Militärschriftsteller verfaßte, vor einigen Jahren herausgegebene kriegsgeschichtliche Monographie hat lange noch nicht die Beachtung und Verbreitung gefunden, welche ihr gebührt. Bei dem hervorragenden Antheile, welchen die westfälischen Regimenter, Fußvolk und Reiterei, an dieser Schlacht genommen, ist dieselbe noch für die hessischen Leser von ganz besonderem Interesse. Eine Berliner Zeitung, die „Kreuzzeitung“, widmete kürzlich der Schrift des Freiherrn Maximilian v. Ditfurth eine eingehendere Besprechung der wir folgende Stelle entnehmen. „Zu den eigenartigen Vorzügen der Schrift ist vor Allem die lebendige, anschauliche, auch dem Laien deutliche

Schilderung zu rechnen. Wer den Krieg in seiner brutalsten Wirklichkeit, aber auch mit den erhebenden Zügen von Bravour und Hingabe, die er weckt, kennen lernen will, findet außer auf dem Schlachtfelde selbst, kaum eine bessere Gelegenheit, als in dieser Schrift. Die blutigste aller Schlachten seit Erfindung des Schießpulvers, in der von 210,000 Streitern 70,000 auf dem Platze blieben, von deren Wahlstatt Napoleon selbst sagte, daß kein Schlachtfeld von allen seinen Feldzügen mit diesem zu vergleichen gewesen, ist bekanntlich auch kriegsgeschichtlich überaus interessant; und wenn auch eingehendere, allgemein hervorragendere Schriften über sie vorhanden sind, so nimmt diese Monographie des Hauptmanns v. Ditfurth durch ihre besondere Würdigung des Antheils, den die zwanzig deutschen Reiterregimenter an der Schlacht nahmen, doch ein vorzügliches Interesse in Anspruch. Ueber Stand, Organisation, Ausrüstung, Ausbildung dieser Regimenter, über den Geist, der sie beseelte, und der vortheilhaft abstach von der französischen Loddrigkeit, Rohheit und Disziplinlosigkeit, giebt das vorliegende Buch in Nachweisen und Schilderungen (auch packender Einzelheiten) genaue Auskunft. Den Reiteroffizier werden die Bemerkungen, welche der Verfasser einstreut, interessiren. Wiederholt sei aber betont: dem Laien, der einen lebendigen Eindruck von dem Verlauf und den Wirkungen einer großen Schlacht gewinnen will, kann dies Buch besonders empfohlen werden."

Es liegt uns das erste Vierteljahrsheft der „Quartalblätter des historischen Vereins für das Großherzogthum Hessen", neue Folge, Jahrgang 1891, herausgegeben von Dr. Gustav Nick, vor. Bereits in Nr. 11 unserer Zeitschrift „Hessenland" wurde die Ausgabe der „Quartalsblätter" in vereinfachter Form angekündigt. Das erste Heft hat einen reichen, sehr gediegenen Inhalt. In einem Artikel „zur Einführung der neuen Folge der Quartalsblätter" ist die Aufgabe angegeben, welche sich diese Zeitschrift gestellt hat, es folgen dann Vereinsnachrichten, historische und archäologische Mittheilungen: „über die Identität des Namens der Chatten und Hessen" von G. Freiherrn Schenk zu Schweinsberg und zwei Schreiben des Prinzen von Soubise an den Landgrafen Ludwig VIII. von Dr. August Röschen; ein Artikel über „die großherzogliche Universitäts-Bibliothek zu Gießen" von dem Herausgeber Dr. G. Nick; Fundberichte, ein Nachtrag zu dem Aufsatze „über die Identität des Namens der Chatten und Hessen" und „hessische Chronik der Monate Januar, Februar und März 1891". Die „neue Folge der Quartalsblätter" hat sich mit diesem ersten Vierteljahrshefte auf das Beste eingeführt.

Bei der Redaktion der Zeitschrift „Hessenland" sind eingegangen:

XXXVI. und XXXXVII. Bericht des Vereins für Naturkunde zu Kassel über die Vereinsjahre 1889 und 1890, erstattet vom zeitigen Geschäftsführer Realschuldirektor Dr. K. Ackermann. Nebst sieben Abbildungen. Kassel 1891. Druck von L. Döll.

Leitfaden der Provinz Hessen-Nassau. Zunächst zur Ergänzung der Ausgabe A und B der Schulgeographie von E. von Seydlitz, herausgegeben von Rektor A. Gild. Mit einem Bilderanhang. Breslau bei F. Hirt 1891.

Verzeichniß neuer hessischer Litteratur. Jahrgang 1890 nebst Nachträgen zu 1886—1889. Von Edward Lohmeyer. Kassel. Verlag von Max Brunnemann. 1891.

Besprechung dieser Schriften folgt später.

Briefkasten.

F. T. Kassel. Wir nehmen Ihr freundliches Anerbieten dankbar an und sind mit den gestellten Bedingungen einverstanden. Näheres brieflich.

W. B. Kassel. Wird in aller Kürze besorgt werden. Freundlichsten Gruß.

G. v. P. Marburg. Wir werden Ihrem Wunsche entsprechen.

G. Th. D. Marburg. Verbindlichsten Dank für die Notizen, die wir demnächst zu einem besonderen Artikel benutzen werden. Herzlichen Gruß.

J. A. K. Marburg. Haben Sie Dank für Ihre Mittheilung und Zusendung, die uns sehr erwünscht gekommen sind.

J. Gr. Fulda. Mußte wegen Raummangels für die nächste Nummer zurückgestellt werden.

☞ **Hierbei eine Beilage: „Hessische Offiziere in Preußischen Diensten" von einem früheren Kurhessischen Offizier. (Schluß.)**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 15. Kassel, 1. August 1891.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1891 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2847.

Der letzte Bilsteiner.

„Nun ist das letzte Brot verzehrt,
Der Rest ist — nacktes Leben;
Nachdem wir tapfer uns gewehrt,
Heißt's heute — sich ergeben.“

Graf Bilstein sprach's im Hof der Burg,
Und zeigte dann voll Trauer
Hinunter nach dem Feinde durch
Die Scharten in der Mauer.

Hoch auf des Meißners Felsenrück
War Bilstein nie zu zwingen,
Der Hunger nur gebar das Glück,
Siegreich hinein zu dringen.

Noch musterte des Grafen Blick
Die hungerbleichen Mannen,
Dann rief beherzt er: „Das Geschick
Führt nun Euch all' von dannen.

Mir aber droht, ringsum besetzt,
Nur Rache und Verderben,
Drum will ich, wie, zum Tod verletzt,
Der stolze Falke sterben.

Spannt Rosse, feurig noch im Bug,
Mir jetzt vor meinen Wagen,
Denn nicht soll mich ein Leichenzug
Nach meinem Kirchhof tragen. . . .“

Und wo die Schroffen steil hinab
Zum Höllenthal sich senken,
Dort sieht man hin in's off'ne Grab
Den Graf die Rosse lenken.

Der Thiere Nüstern sprühen Gluth,
Die Hufe schlagen Funken,
Die Adern schwellen auf vom Blut
Im Sturmlauf, wahnsinnstrunken.

Ein Schlag noch, daß zuletzt nicht bebt
Das Viergespann im Jagen:
Und zwischen Erd' und Himmel schwebt
Der Held mit Roß und Wagen. —

Die Mannen steh'n entsetzt und fahl,
Ausblickend starr vom Schlosse,
Doch drunten ruht, zerschellt im Thal,
Der Bilstein' letzter Sprosse.

Carl Preser.



Karl Schomburg.

Von F. Zwenger.

(Schluß.)

Selten ist wohl in Kassel eine so ergreifende, so tief empfundene, so von Herzen kommende und zum Herzen gehende Trauerrede gehalten worden, als diejenige war, durch welche der lutherische Pfarrer K. F. Meyer am Grabe Schomburg's die leidtragenden Zuhörer zu Thränen hinriß. Sie war ein Muster geistlicher Beredtsamkeit, frei von salbungsvollem, pastoralem Beiwerke, um so mächtiger war daher auch ihre Wirkung auf die Zuhörer. Wir glauben uns nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß sie auch heute noch mit Interesse gelesen werden wird, und dies bestimmt uns, dieselbe nachstehend ihrem Hauptinhalte nach wiederzugeben:

„Enggeschaarte Freunde, edler in dem Grade, als ihr diesen Edlen, in dem Herrn Verklärten zu würdigen wußtet! Was die bangste Ahnung gefürchtet, was die aufrichtigste Liebe von Tausenden und Abertausenden so gern in die fernste Zukunft hinausgeschoben hätte, das ist durch die Fügung des Allweisen, der unerforschlich ist in seinen Wegen, unbegreiflich in seinen Gerichten, gnädig aber und allbarmherzig in seinen Rathschlägen, geschehen, — Karl Schomburg ist nicht mehr. Dieser Sarg umschließt seine irdische Hülle, dieser Gruft sollen wir ihn anvertrauen!

Wo er vollendet, fern von unserer Hauptstadt, wie wenn sie nicht geweiht genug gewesen wäre, einen ihrer edelsten Bürger sterben zu sehen —, Freunde, das wisset ihr! Wie er vollbracht, in welcher Stimmung er nach ungezählten Kämpfen seines thatenreichen Lebens den letzten gerungen, den Kampf zum ewigen Siege, den kein Neid der Erde mehr verkümmern, kein Argwohn mehr verdächtigen kann, wie er vollendet, das meldet uns, und nur dies Einzige aus seiner letzten Stunde, wie wenn dies alles sagte zu unserem Schmerze und zu unserem Troste, der lebenslange Freund, an dessen Brust unser Verewigter entschlummerte. „Er legte“, heißt es in der Trauerkunde, „die Hände zum Gebet zusammen; da ergriff ich sie und sagte: ja wir alle beten mit dir, und Gott hilft dir nun recht bald zu deiner letzten Ruhe; darauf neigte er zweimal bejahend sein Haupt und entschlief.“ Das ist Schomburg's Tod! Wer also stirbt, Freunde, wer mit der Ruhe des Gebets, mit dem Frieden der Andacht zum Vater kommt, der stirbt wohl! Er stirbt in dem Herrn, und Sterben wird ihm, ob auch das Vaterland wie ein Familienkreis, tief erschüttert und dankbar, innig über seinen Verlust trauere — Sterben wird ihm selbst zum ewigen Gewinn!

Nicht, daß der große Mann in einer kleinen Landstadt in unserer Nähe geboren; nicht daß er im Auslande größtentheils seine Bildung gewonnen und zuerst für die Wissenschaft, als solche, sich bestimmt glaubte, nicht das Aeußere seines Lebens will ich hier erwähnen. Nein — was er durch die Wissenschaft bei seinem seltenen Tiefblick und unermüdeten Eifer erkannt; wie er das Erkannte mit musterhafter Treue zum Segen seiner Mitbürger genützt; wie glücklich er große, Verderben drohende Verworrenheiten, die er im städtischen Haushalte bei seinem Eintritte vorfand, geordnet; mit welcher Umsicht er seinen weiten, viel verzweigten Berufskreis übersehen, mit welcher Fürsorge er günstige Verträge für unsere Stadt geschlossen; mit welchem Muthe er unter einem sich täglich steigernden Geschäftsdrange ausgedauert; wie unparteiisch er streitende Ansichten gegen einander abgewogen, und — friedlich und versönlich von Natur — die Eintracht überall zu vermitteln und zu befestigen gesucht, mit welcher heiligen Redegewalt er die Herzen anderer für geprüfte Ansichten, nicht zu überreden, nein zu überzeugen und zu gewinnen gewußt; wie er bei allem in seinem inneren Bewußtsein stets den Lohn gefunden hat, wenn ihm von außen Dank und Belohnung vorenthalten wurden; und — um sein häusliches Stillleben zu berühren, dessen Sorgen er edelsinnig, wie nur der Biedermann es kann, der Sorge für das Gesammtwohl nachsetzte — mit welcher Treue und Liebe und Dankbarkeit er Freund und Weib und Kind und seine hochbetagte, fern weilende Mutter umfaßte, die mit diesem Sarge ihren höchsten Stolz und ihre reinste Freude begräbt; wie demüthig und ergebungsvoll er Opfer über Opfer, auch die

theuersten brachte; wie felsenfest und gottvertrauend er das Bitterste ertrug — sie alle diese einzelnen Züge seines Charakters, seines Lebens und Wirkens möchte ich so klar hervorheben, so tief in das Innerste eurer Herzen, ja in das Herz des Vaterlandes zeichnen können, daß keine Zeit mit ihrer vernichtenden Gewalt sie jemals verwische und kein Undank in seiner entehrenden Gleichgültigkeit ihrer irgend vergäße.

Es ist leider, laut der Geschichte, das Geschick großer Männer, daß ihnen ihr Zeitalter, dessen Wohlfahrt ihr höchstes Streben und ihre innigste Freude war, seine Schuld nicht abträgt. So stehen auch wir, meine Mitbürger! zum Theil als große Schuldner an Schomburg's Grabe.

Wer das ist, wer den Edlen in seinem Edelsinn je verkannt; wer den ruhig-besonnenen, tiefblickenden, aufrichtigen Rathgeber irgend oberflächlich, nach dem äußeren Scheine und den zufälligen Erfolgen seines Wirkens, nicht nach seiner Absicht beurtheilt; wer den treuen Arbeiter, der durch so manche Nacht, auch noch durch die letzte, die er in unseren Mauern verlebte, den flüchtigen Tag zu verlängern wußte, als Miethling angesehen; wer den Charakterfesten für wankelmüthig, den endlich Erliegenden für schwach gehalten, weil er zuletzt seine Kraft gebrochen sah; wer den redlichen, alles sanft vermittelnden Geist irgend wann eines Mangels an innerer Entschiedenheit für das Wahre und Gute angeschuldigt hat: er nehme hier an dieser heiligen Stätte, er nehme hier am Sarge Wort und Blick und Gedanken und That zurück und erweise dem Todten die Gerechtigkeit, die er dem Lebenden versagte!

Oder wollen wir den Ruhm nicht haben, daß wir gerechtes Verdienst zu würdigen wissen? Wollen wir blos stolz gewesen sein und nicht mehr bleiben, auf den Mann, dessen Biedersinn in Zeiten banger Zerwürfnisse, dessen ruhige Haltung und Besonnenheit in Tagen leidenschaftlicher Aufregung uns zum leuchtenden Vorbild dienten? Nicht immer stolz bleiben auf den Namen, der im Munde seiner Gegner sogar, ja der im fernsten Auslande den reinsten und ruhmvollsten Klang hat? Wir sollten zufrieden sein, wenn die Annalen unserer Geschichte seine Verdienste der Nachwelt erzählen und sie nicht lieber selbst in einer heiligen Tradition auf Kindes Kind überliefern?

Und wenn auch je vor der Gewalt neuer Eindrücke und unter dem Flügelschlage der dahin eilenden Jahre sein Andenken uns entschwinden wollte, können wir da von ihm schweigen, wo der Zustand unseres städtischen Haushaltes, wo das Aufblühen unserer Schulen, wo das Gedeihen unserer Künste, der Segen unserer Gewerbe, die Ordnung unseres Zunftwesens und die Versorgungsanstalten unserer Armen laut von ihm, dem eifrigen Beförderer, reden und bei jedem höheren Aufschwunge immer lauter von ihm zeugen werden?

Nein, Verklärter! Nicht vergebens wollen wir dir bis auf diese ernste Stelle gefolgt sein, wo unsere Wege für die sichtbare Welt auf ewig sich scheiden! Mit den stillen Gelübden unserer lebenslangen Dankbarkeit und Liebe wollen wir deine Ruhestätte segnen. Und wenn unter der Gnade des Allbarmherzigen im Himmel ruhig der Künstler in seiner Werkstatt nachsinnet und muthig der Landmann seine Pflugschaar führt; wenn die Reichen zur Mildthätigkeit sich aufgefordert und die Armen vor Bedrängniß und Noth sich geschützt fühlen; wenn Lehrende und Lernende von immer höherer Begeisterung für das Ewige und Unvergängliche durchdrungen werden; ja, wenn Staat und Kirche und Schulen für ihre großen Zwecke in immer segensreicherer Eintracht zusammwirken: dann wollen wir uns deinen Namen, Verewigter! in's Gedächtniß zurückrufen und es freudig-dankbar bekennen, „das war dein Wachen und Beten, dein Wünschen und Hoffen, dein Streben und dein Ringen, womit du treu bis an dein Ende hienieden vollendet hast, um droben selig dich zu fühlen."

Es konnte nicht unsere Absicht sein, hier eine ausführliche Schilderung des Lebens eines so hochverdienten Mannes, wie Karl Schomburg, zu entwerfen, das ist Sache einer berufeneren Feder, als wir sie zu führen vermögen. Uns war es nur darum zu thun, in pietätsvoller Erinnerung an den vor fünfzig Jahren erfolgten Tod Karl Schomburg's die Hauptmomente aus dessen äußerem Leben hervorzuheben und daran an der Hand des „Neuen Nekrologs der Deutschen" (19. Jahrgang 1841) eine Beschreibung der von der Bürgerschaft der Stadt Kassel veranstalteten Leichenfeier für den edlen Todten, sowie die Wiedergabe der Grabrede des Pfarrers K. F. Meyer zu knüpfen. Wer sich einen Einblick in das Gemüthsleben Schomburg's verschaffen will, dem empfehlen wir das in Kassel 1845 erschienene Buch „Karl Schomburg, Briefwechsel und Nachlaß mit biographischen Andeutungen, herausgegeben von Karl Bernhardi". Es bieten diese Bekenntnisse des gefeierten Mannes, wie der Herausgeber sehr richtig in der Vorrede bemerkt, eine reiche belehrende Gabe — das vollendete Bild eines wahrhaft deutschen Charakters: einsichtsvolles und besonnenes, durch keine Täuschung zu entmuthigendes Ringen nach einem hohen Ideale, edle, hochherzige, von keiner Selbstsucht entweihte Gesinnung, milde, versöhnliche und doch entschiedene Handlungsweise und dabei ein engelreines Gemüth.

Kasseler Kinderliedchen,

gesammelt und erläutert von Dr. Gustav Eskuche und Johann Lewalter.

(Fortsetzung.)

Wie unerschöpflich ist nun der Born der Mutterliebe schon an bloßen Schmeichelnamen für den kleinen Liebling: er ist ihr ja lieber als ihr eigenes Herz, ihr Herzchen, Herzblättchen (ein Wort, das ursprünglich nichts mit Blatt gemein hat, sondern zu bliet = lieb steht); und teurer als alles Gut, ihr Schätzchen, ihr Goldkind, und süß zum Aufessen, ihr Zuckerpüppchen, ihr Schnuggelchen; und so himmelrein wie ein Engelchen, und so klug blickt's aus dem Bettchen wie aus seinem Loche das Mäuschen, und wie die zahllosen Kosenamen alle sind. Aber die Mutter will auch, daß andere Leute ihre Freude theilen; drum lehrt sie den kleinen Weltbürger die ersten Umgangsformen, ein Eieichen machen und ein Patschhändchen geben. Dann weckt sie seinen Sinn, indem sie ihn spielend auf den kleinen Körper lenkt: „Wie groß ist das Kind?", und mit ausgestreckten Aermchen muß es seine Größe anzeigen. Bald nimmt sie dann seine Händchen und, sie im Takte zusammenschlagend, singt sie, während das Kleine mitquietscht:

5) Backe, backe Kuchen!
Der Bäcker hat gerufen.
Wer will gute Kuchen backen,
Der muß haben sieben Sachen:
Eier und Schmalz,
Butter und Salz,
Milch und Mehl,
Safran macht die Kuchen gäl.
Schubb, in's Backöfchen!

oder sie streicht ihm kreuzweise über die offene kleine Hand mit den Worten:

6) Sälzchen,
Schmälzchen,
Bütterchen,
Backe backe Küchelchen:
Schubb, ins Oefelchen!

und bei Schubb schwingt sie auf den beiden Armen das Kind, als sollte es in den Backofen fliegen. Einen ebenso heiteren, das Kind stets neu überraschenden Schluß hat der Reim, bei dem die einzelnen Theile des Gesichtes berührt werden:

7) Kinnewippchen,
Mauledippchen,
Naseschüppchen,
Bäckelröschen,
Augenthränchen,
Stirnebärchen,
Zupp zupp Härchen.

Das Kinn wippt wie ein Vogelschwänzchen auf und ab, besonders beim Essen, das im Mäulchen wie in einem Topf (Dippen) verschwindet; Naseschüppchen bedeutet Schnutznäschen, vgl. am Niederrhein: Näschen sihf (= fließend), Stirnebärchen (oder pärchen?) sind die Augenbrauen, vgl. in der Schweiz: Stirn-Tüpfeli. — Durch diese Namengebung wird das Kind erst mit jedem Theile seines Gesichtes vertraut; ebenso geht's mit den Fingern, die sogar die Träger zweier kleinen Geschichten werden, vom Pflaumendiebstahl und vom Reinfall in's Wasser. — Der Glaube der alten Deutschen, jeder Finger sei einer besondern Gottheit heilig, spricht sich noch in später Christenzeit aus, so in einem „Auszug Keiserlicher Rechten, Eydts zu gebrauchen" von 1643: „Bei dem ersten, das ist der Daumen, ist zuo verstehen Got der Vatter, beim andern Got der Sohn, bei dem triten der hl. Geist. Die andern zwei letsten Finger in der Handt zeigent vnder sich. Der ein bedeut die kostliche Sell, das sie geboren ist vnder der Mänschheit, vnd der fünffte, Kleinfinger, bedütet den Leib, als der ist der kleiner zuo schetzen gegen der Sell". Auch im Kinderspiel ist der kleine Finger der am wenigsten zu schätzende: beim gemeinsamen Pflaumendiebstahl frißt er alle Pflaumen allein, vom Spaziergang klatscht er dem Vater, daß ein Brüderchen in's Wasser gefallen ist; er ist der Verräther. Drum ängstigt auch der Vater das Kind, das nicht gestehen will, mit der Drohung: „Soll ich mal meinen kleinen Finger fragen?" — Der Daumen war dem Wodan heilig, dem Allvater, er ist daher der Glücksfinger, den man auch jetzt noch Anderen zu Liebe „hält". Der Zeigefinger, im Schwedischen Peckfinger d. i. Pack an! geschimpft, legt zuerst Hand an: er schüttelt des Nachbars Pflaumenbaum, er holt das ertrinkende Brüderlein aus dem Wasser. Der Mittelfinger, in Hessen auch der Langhans genannt, als der sich überall vordrängende Bursche, steckt die Pflaumen in den Sack, den Bruder in eine Decke, mit der er ihn abtrocknet. Der Goldfinger ist der gutmüthige; er schleppt den Sack für die Andern nach Hause, er setzt sich an das Bett des verunglückten Bruders und pflegt ihn: ihm wurde besonders heilende Kraft zugeschrieben. Das Nesthäckchen (Nesthocker) ist, wie öfters unter Geschwistern, der Spielverderber, der Hallunke. Die beiden so erläuterten Fingergeschichten, die in ganz Deutschland noch leben, lauten bei uns:

8) Das ist der Daumen,
Der schüttelt die Pflaumen,
Der liest sie auf,
Der trägt sie nach Haus,
Und der Kleine — Kleine
Ißt sie ganz alleine
oder:
Und dieser kleine Spitzbube
Frißt sie alle auf.

9) Der ist in's Wasser gefallen,
Der hat ihn rausgeholt,
Der hat ihn abgetroknet,
Der hat ihn in's Bett gelegt,
Und das kleine Spitzbübchen
Hat's dem Vater gesagt.

Ein anderes Händespiel, wobei man auch zum Schluß das Kind kitzelt, ist:

10) Da hast' en Dreier,
Geh auf den Markt,
Kauf dir 'ne Kuh,
Kälbchen dazu,
Gillegillegänschen.

Kleine Schreier werden auf den Leib gelegt und auf die Fußsohlen oder das Rückenende geklopft, zu dem Liedchen:

11) Es wollt' ein Schmied ein Pferd beschlagen.
Wie viel Nägel muß er haben?
3 kurze und 3 lange!
Da kam der Schmied gegangen
Mit seiner Hämmerei:
Sum! sum! sei!
Das Pferdchen ist beschlagen.

Aehnlich das, wenn man will, endlose Räthselliedchen, bei dem dann das Kind vergeblich die Anzahl der hinter seinem Rücken ausgestreckten Finger zu rathen sucht:

12) Himmel — Bimmel — Bindelstock,
Wieviel Hörner hat der Bock?
Wieviel Finger stehen?
Hättest du die 3 genommen,
Wärst du glücklich vongekommen.

Die erste Zeile sucht im Spiel mit Reim und Stabreim nach der Anrede des stocksteif in seinem Bunde liegenden „Bündels". — Etwas ältere Kinder läßt die Mutter auf dem Tisch tanzen und singt:

13) Hopp Mariannchen, hopp Mariannchen!
Laß das Püppchen tanzen
Und wenn es nicht mehr tanzen kann,
So steck es in den Ranzen.

Für die Jungen ist die größte Freude das Reiten auf des Vaters Knie zu einem erst langsam, dann immer schneller gesungenen Reiterliedchen; den Schluß jedes Liedchens bildet ein Sprung in die Höhe, wobei des Kind abgesetzt wird. Die auch anderwärts sehr beliebten Liedchen lauten bei uns meist:

14) Troß Troß Trillchen, der Bauer hat ein Füllchen,
Ein Füllchen hat der Bauer, das Leben wird ihm sauer,
Sauer wird ihm sein Leben, der Weinstock der trägt Reben,
Reben trägt der Weinstock, der Müller hat 'en Ziegenbock,
'en Ziegenbock hat der Müller, das Korn das steht im Ziller,
Im Ziller steht das Korn, der Jäger bläst in's Horn,
In's Horn bläst der Jäger, der Reiter hat 'en Degen,
'en Degen hat der Reiter, die Kuh die hat ein Euter,
Ein Euter hat die Kuh, aus Leder macht man Schuh,
Schuh macht man aus Leder, die Gans die hat 'ne Feder,
'ne Feder hat die Gans, der Fuchs der hat 'nen Schwanz,
'nen Schwanz hat der Fuchs, der Edelmann hat 'ne Kutsch,
In der Kutsch fährt der Edelmann,
Er fährt so lange, bis er nicht mehr fahren kann.

15) Hopp hopp hopp
Pferdchen, lauf Galopp
Ueber Stock und über Stein,
Thu dir nur nicht weh die Bein!
Hopp hopp hopp
Pferdchen, lauf Galopp!

16) Hopp hopp Reiterlein,
Wenn die Kinder kleine sein,
Reiten sie auf Stöckerlein,
Wenn sie größer werden,
Reiten sie auf Pferden,
Wenn sie größer wachsen,
Reiten sie nach Sachsen,
Reiten sie über die Brücke hin,
Plumps, da liegen sie alle drin.

Der Ritt nach Sachsen ist keine bloße Reimwillkür, wie aus Lynker's Erzählung (3) ersichtlich wird: „Nahe unter Kassel grenzten im Norden und Westen die Gaue der Sachsen an das alte Hessenland — der Sachsen, von denen die Sage geht, daß sie mit Aschanes, ihrem ersten Könige, am Harzfelsen, mitten im grünen Walde, bei einem süßen Springbrünnlein heraus- und daß ihre Frauen auf Bäumen gewachsen seien. Oft hört man in Hessen noch von Müttern und Ammen singen, wenn sie die Kinder auf den Knieen reiten lassen: Reiter zu Pferd! wo kommen sie her? von Sichsen, von Sachsen, wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen. Während der Sachsenkriege kam Karl der Große oft durch Hessen, und in Sagen und Namen hat sich vielfach die Erinnerung an seine Anwesenheit erhalten, besonders um die Weser, Diemel und Edder herum".

17) So reiten die Herren,
So reiten die Damen,
So reitet der Bauer
Zum Thore hinaus.

18) Ein alter
Posthalter
Der wollte
Mit seinen
Drei Schimmeln
In den Himmel fahren.
Die Schimmel
Die Schimmel
Die machten Trab Trab
Und warfen den alten
Posthalter herab.

W. Grimm in Wolf's Ztschr. f. deutsch. Myth. II S. 2 zeigt, daß in diesem Scherzmärchen vom alten Posthalter, der in den Himmel fahren (= reiten?) will, aber noch keinen Trab kann, die Sage vom Himmelsstürmer verborgen liegt.

Zu diesen lustigen Geschichten und Gedichten gesellt sich noch mancher Spruch, der ursprünglich von der Mutter als Zuchtspruch angewendet, auf die Straße gewandert und dort zum Spott- und Neckruf geworden ist. So, wenn das Kind mit dem Löffel in der Hand bei der heißen Suppe warten muß, gilt der Reim:

19) Lirum larum Löffelstiel,
Alte Weiber fressen viel,
Die Jungen müssen fasten.
Das Brot das liegt im Kasten,
Das Messer liegt daneben,
Welch ein lustig Leben!

Und der Hemdenmatz wird von der Mutter so geneckt:

20) Mariechen, Mariechen,
Du hast 'en kurzes Hemdchen an,
Das geht dir bis an's Kniechen,
Mariechen, Mariechen!

Der Hoselimper, der kleine Lump in den ersten Höschen, wird so begrüßt:

21) Christian
Hat Hosen ân
26 Knebbe drân.
Hädde keine Knebbe drân,
Hieße au nit Christian.

22) Schanggelmann hat Hosen an,
Daß er brav d'rin tanzen kann.

23) Sching — Schang — Schänggelchen
Setz dich auf's Bänkelchen!
Bänkelchen kracht,
Schänkelchen lacht!

24) Karlemann hat Hosen an
Und noch keine Knöpfe dran,
Karlemann hin, Karlemann her,
Karlemann ist kein Junge mehr.

Durch diese Reimlein wird das Kind frühzeitig an gutmüthige Neckerei gewöhnt, sodaß es dann später auf der Straße umgänglicher ist. In weit ernsterer Weise dienen ebenso der Hauszucht einige andere Sprüche und Gebete. Das häßliche Fratzenschneiden wird den Kindern durch die Drohung abgewöhnt,

25) Wer beim Glockenläuten eine Fratze schneidet, behält sie sein Lebtag!

Dieses Drohwort ist keine zufällige Erfindung, sondern stimmt zu dem uralten Glauben an die heilige Zauberkraft der Glocken. Schiller schmückte sein Glockenlied mit der Inschrift der Schafhauser großen Glocke von 1486: vivos voco, mortuos plango, fulgura frango, d. h. Lebende ruf ich, Todte beklag ich, Blitze brech ich. Wie armselig daneben die Magisterweisheit auf der kleinern Glocke von 1604: fulgura non frango, nec plango morte peremtos, d. i. Blitze nicht brech' ich noch klag' ich um die vom Tode Entrafften. In Baiern geht die Sage, daß einst eitle Burgfräulein, mit ihrem Sonntags-Putz noch nicht fertig, die mahnende Glocke verwünschten und alsbald in Hunde verwandelt wurden. Und wer kennt nicht Goethe's Ballade von der wandelnden Glocke! In geheimnißvollem Zusammenhang steht die Glocke mit der Kinderwelt auch in einer hessische Sage, die Lynker bringt: „Bei Wolfhagen liegt ein Flurbezirk, „zu Todenhausen“ genannt, rund um eine schöne klare Quelle. Vor langer Zeit stand hier ein Dorf Todenhausen, das durch Feuer zerstört worden sein soll; als die Flammen auch den Kirchthurm ergriffen hatten, fiel die Glocke hinab in den Brunnen und versank. Seitdem heißt er „Glockenborn“. Das Merkwürdigste an diesem Brunnen ist aber, daß unter der Wolfhager Jugend das Märchen geht, die neugebornen Kinder stammten aus demselben, und wer ein Brüderchen oder Schwesterchen haben wolle, müsse zum Glockenborn gehen und sich eines bestellen.“ Und wie die lutherische Stadt Frankenberg vor dem Ueberfall ihrer katholischen Nachbarn von Köln dadurch gerettet wurde, daß die Glocke um 9 Uhr Abends plötzlich ganz von selbst zum Sturme läutete, erzählt Lynker S. 257; noch heutigen Tages wird mit derselben Glocke zur Erinnerung an die wunderbare Errettung von Feindes Hand jeden Abend um 9 Uhr geläutet. Die Glocke hat Leben, ihr Läuten ist für Kinder- und Dichtersinn Sprache. In Kassel hat sich trotz dem schönen Geläute unsrer Osanna (Hosianna = Herr hilf) leider keiner der anderswo noch üblichen Sprüche erhalten, die der übermüthige Kindermund der Glockenweise unterlegt. Auch sonst weiß sich die Kasseler Jugend höchstens zu erzählen, daß das Läuten um 12 Uhr Mittags einst die Gemeinde zum Gebet um Rettung vor der drohenden Türkengefahr versammelt habe.

Ebenso kindlich schön wie der Glaube an die Glockenkraft ist ein Spruch gegen das Pfeifen der Mädchen:

26) Wenn die Mädchen pfeifen, dann weinen die Engel im Himmel.

Sehr hart ist da ein elsässisches Sprichwort: Im'n Huehn wo kräjht un 'me Maidel wo pfift sott m'r de Hals erum dräjhe. An sonstigen Zuchtsprüchen sind in Kassel noch in Gebrauch:

27) Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht,
Und wenn er auch die Wahrheit spricht.

28) Einmal geschenkt, wiedergenommen:
Dreimal in die Hölle gekommen.

Von der Sittenlehre zur Religion ist ein Schritt: das Kind mit gutem Gewissen faltet Mittags bei Tisch wie Abends im Bettchen die Hände zum Gebet. Die volksthümlichen Kindergebete, die nun in Kassel gebetet werden, sind nicht zählreich; sie sind auch, mit geringen Abweichungen, in allen Theilen Deutschlands heimisch:

29) Komm, Herr Jesu',
Sei unser Gast
Und segne, was du
Bescheeret hast.

30) Lieber Gott, mach mich fromm,
Daß ich in den Himmel komm'.

31) Ich bin noch klein,
Mein Herzchen ist rein,
Soll Niemand drin wohnen
Als Jesus allein.

So bilden und entwickeln schon daheim Ernst und Scherz den Geist des Kindes mannigfach, das nun mit zunehmendem Alter immer lieber und immer öfter der engen Stube entflieht, um unten auf der Straße mit andern Kindern zu spielen, mit ihnen die großen kleinen Erlebnisse auszutauschen und womöglich, was es von Vater und Mutter an derlei Reimen gelernt hat, anzuwenden und zu vermehren. (Forts. folgt.)

Die alte Minne.

Erzählung von Wilhelm Bennecke.

(Fortsetzung.)

II.

Wie Dame Mathilde Herrn Friedrich von Battenberg bekehren wollte und an der alten Minne ein Aergerniß nahm.

Zu der Zeit, in welcher die Frankenberger sich ihrer Rechte versahen und Hermann von Trefurt die Wege wiesen, sah es im Lande zu Hessen nicht sonderlich lustbar aus, zwar stand der alte Landgraf Heinrich der Eiserne gar großmächtig und gewaltig da, sodaß ein Spruch von ihm herum ging bei Hoch und Niedrig: „Hüte Dich vor dem Landgrafen zu Hessen, wilt Du nit werden gefressen!" -- aber er war alt und neigte sich dem Grabe zu. Sein Sohn, Otto der Schütz, war schon dahingegangen, und die Stütze seiner Jahre war nun sein Neffe, Hermann der Gelehrte, auf den er einen Theil seiner Herrschergewalt übertragen hatte. Gegen die beiden Fürsten, die, — wie die Städte ihre Gnadenbriefe und Freiheiten, — gegen die Adeligen ihre Herrenrechte geltend machten, hatten gar viele Grafen und Ritter Bündnisse geschlossen, ihre Unabhängigkeit zu wahren und zu befestigen, ja, wo es ging, dieselbe noch zu erweitern. Mit dem Bund der Sterner war der Anfang gemacht worden, dem die Gesellen vom grimmigen Löwen und von den Hörnern, die Falkener und die Bengler folgten. Besonders hatten diese geharnischten Gesellschaften es auf den Landgrafen Hermann abgesehen, den sie nicht für voll hielten, da er Anfangs für den geistlichen Stand bestimmt gewesen war. Kaiser Karl IV. hatte ihn zu Prag zum Magister der freien Künste creirt, mit andern Worten, zum geistlichen Ritter geschlagen, und die Herren vom Sternerbund höhnten deshalb, daß sie den Baccalaureus schon reisig machen wollten. Der junge Fürst aber war kraftvoller, als seine Gegner glaubten, und leistete ihnen einen solchen Widerstand, daß sie ihre Absicht, das Land zu zerstückeln, nicht erreichen konnten, aber Jahre lang dauerten die Fehden, unter denen Ritter, wie Bürger und Bauer zu gleichen Theilen litten. —

Hermann von Trefurt hatte sich nach der Zerstörung der ihm verpfändeten Burg zum Frankenberg nach Thüringen gewendet, während seine Tochter bei dem mächtigen Freiherrn Boppo von Battenberg, dessen Gemahlin, aus dem Geschlecht derer von Epstein, ihre Base war, bereitwillige Aufnahme fand. Obgleich es auf dem schon mehr einer Festung gleichenden Burgsitz des Herrn Boppo Tag für Tag recht geräuschvoll herging, so versicherte der alte Ritter doch der Dame Mathilde, daß es ihm vorkomme, als sei er von lauter frommen Minderbrüdern umgeben, da sein Sohn Friedrich sich seit ein paar Tagen auf einem Zug in der Wetterau befinde, wenn der wieder innerhalb der Ringmauern sei, dann gehe erst das rechte Leben an, und was die Frankenberger so duckmäuserisch an ihrem Vater verschuldet hätten, das würde er ihnen schon bald genug bitterlich eingetränkt haben. Vergeblich suchte das Fräulein von Trefurt dem alten Ritter klar zu machen, daß sie gegen die Städter gar keine Rachegedanken hege, er blieb dabei, ihr solle schon Genüge geschehen, und sein Sohn Friedrich sei ganz der Mann dazu, den übermüthig gewordenen Bürgern das Fell über die Ohren zu ziehen, er selbst sei leider durch sein steifes Bein nicht mehr geschickt dazu, sich auf den Streithengst schwingen zu können. Gerade als der Ritter sich wieder einmal in einer solch tröstlichen Auseinandersetzung erging, wurde es noch lauter als zuvor im Burghof, und das Fenster aufreißend, gewahrte er unter den Knechten einen seiner Dienstmannen, der soeben von einem schaumbedeckten Pferde

gestiegen war. „Nun, Sasso", rief der Freiherr hinab, „habt Ihr ihn? Todt oder lebendig — habt Ihr ihn?" Der Angerufene eilte, aus trockener Kehle eine unverständliche Antwort gebend, in den innern Raum und stand im nächsten Augenblick seinem Gebieter gegenüber. „Wir haben ihn nicht", berichtete Sasso, welchen Worten ein derber Fluch des Freiherrn folgte, „aber in einer Stunde wird der Ritter Friedrich hier sein und mit ihm die Grafen von Nassau, Solms und Katzenelnbogen, sowie die edeln Herren von Lisberg, Wolkersdorf und noch viele Andere!" „Da heißt sich's sputen, Elsbeth!" rief der Freiherr seiner Gattin zu, die neben Mathilde im Erker saß. „Die Gäste, die wir bekommen, kenn' ich! Heraus mit dem Besten, was Küch' und Keller bietet! Es sind gar feine Schlecker darunter!" — Nachdem die Frauen gegangen waren, fragte der Alte hastig: „Wie kam's, daß der Streich mißlang? Hat der Baccalaureus sich etwa seiner Haut gewehrt?" „Das nicht, aber der Teufel hat sein Spiel gehabt", versetzte Sasso. „Landgraf Hermann war in Gießen, wie wir es ausgekundschaftet hatten, und würde uns nicht entgangen sein, wenn der Rath, den die Herren in dem Wald bei der Stadt gepflogen, nicht von einem Gießener Bürger, Eckhart Holzschuher geheißen, belauscht worden wär'. Den ganzen Tag hatten wir vergeblich auf der Lauer gelegen, da erhielten wir Botschaft aus der Stadt durch den alten Henne, daß der Holzschuher in einem hohlen Baum Alles gehört und den Landgrafen gewarnt habe. So mußten wir denn abziehen, der Teufel hol's! mit langer Nase und haben halt nichts mitgebracht, als müde Gäule!" Da schallte schon das Horn des Thürmers von der Warte herab in gar lustigen Klängen die auf der Heerstraße in Sicht gekommenen Herren verkündend, und der alte Ritter erhob sich, seine Gäste zu empfangen.

Nach einer Stunde saßen im großen Saal der Burg die drei Grafen, welche Sasso gemeldet hatte, und über zwanzig andere adelige Herren beisammen, bei fleißig geleerten Bechern den verfehlten Anschlag auf das Leben oder mindestens doch auf die Freiheit des jungen Fürsten besprechend und ihrem Mißmuth in den sträflichsten Reden Luft machend. „Wißt Ihr schon, Herr Boppo", rief da der Graf von Nassau-Dillenburg dem alten Ritter zu, dem Gespräch eine andere Wendung gebend, „um unsern neuen Ritterbund? Euren Sohn haben wir unterwegs schon dafür geworben und mit Leib und Seel' ist er der „alten Minne" beigetreten." Und „Heilo, die alte Minne!" jubelte es rings umher, während die Becher zusammengestoßen wurden, daß der Klang gewaltig an der Saaleswölbung wiedertönte. „Es handelt sich diesmal um Driedorf, das der alte Landgraf von unserm in Gott ruhenden Herrn Emicho gekauft haben will und um die ganze Hadamar'sche Erbschaft!" fuhr der Graf von Nassau fort. „Herausreißen wollen wir den hessischen Gewalthabern Alles, was sie sich auf eigne Faust genommen haben, bis auf die letzte nassau'sche Hütte mitsammt ihrem Hörigen!" „Und bei mir handelt es sich um den Hermannstein", rief der Graf von Solms, Johann II., „den der Baccalaureus mir in der Grafschaft Lich zum Aerger hingesetzt hat. Soll das gelehrte Männlein doch gesagt haben, an den Mauern des Hermannsteins wollt' er mich seinen Namen buchstabiren lehren, dafür will ich ihn mit meinem Schwert in die Schule nehmen, daß ihm sein Kopf mehr davon brummen soll, wie von all' seiner pfäffischen Gelehrsamkeit!" So hatte ein jeder der versammelten Adeligen irgend einen Grund, gegen die Herren zu Hessen, Heinrich den Eisernen und Hermann den Gelehrten, in Harnisch zu gerathen, und wäre es nach ihnen gegangen, so würden die beiden Fürsten noch am selben Tage aus der Welt geschafft und ihre Länder an die Pokulirenden vertheilt worden sein. Nachdem auch Herr Boppo sich unter die Gesellen von der alten Minne feierlich hatte aufnehmen lassen, begann derselbige folgendermaßen zu reden: „Hochgeborene Grafen, edle Ritter, geschloßte Junkherren, wohlgefreunde Kampfgenossen! Da nun männiglich beschlossen ist, wiederum gegen die zween H's, die wie die Hasen laufen mögen, zu Felde zu ziehen." Hier wurde der Redner durch ein Beifallsgebrüll seiner ehrbaren Zuhörer für eine Minute unterbrochen, denn daß er mit den beiden H's Heinrich und Hermann gemeint, war jedem, trotzdem noch Keiner von ihnen das Schießpulver erfunden hatte, klar genug. „So wollte ich nun", fuhr Herr Boppo fort, als der Tumult sich gelegt, „zuvörderst das Wort ergreifen für Hermann von Trefurt, den in voriger Woche, da er Gelag und Vierten eingetrieben, die Frankenberger Nachts überfallen und die Burg ihm über der Glatze angesteckt haben." Ein erneutes Geschrei erhob sich, denn dieser Thatbestand war noch Keinem der Angekommenen bekannt gewesen. Der alte Freiherr erstattete ausführlichen Bericht, selbstverständlich ganz zu Gunsten seines Freundes, und forderte die alte Minne auf, die Frankenberger für ihr kühnes Wesen einigermaßen zu züchtigen. „Beim heiligen Walravius, das soll geschehen!" rief der Graf von Nassau, und der von Wolkersdorf setzte hinzu: „Wenn wir dem Landgrafen damit keinen Gefallen thun, denn er selbst hat doch vor nicht

allzu langer Frist den Baccalaureus hingesandt und die Frankenberger dem Trefurt Huldung thun lassen. Haben sie sich nun wider diesen, gegen ihren Eid, vergangen, so muß der Landgraf selbst sie doch das entgelten lassen bei Leib und Leben!" „Damit ist es nichts!" rief der Burgherr dagegen. „Die Bürgersleute konnten es in ihrer Siegesfreude nicht für sich behalten, daß der Landgraf Heinrich um ihren Plan gewußt und den Ueberfall gut geheißen habe. Er hält's mit den Städtern, also wird es ihm auch einen Stich versetzen, wenn Frankenberg uns zur Beute fällt." „Ganz recht!" sagte der Graf von Katzenelnbogen. „Laßt Euren Kaplan kommen, daß er den ordnungsmäßigen Fehdebrief anfertige, denn, Gott sei Dank, hat Keiner von uns sein Ritterthum so hintan gesetzt, daß er, wie das hessische Männlein, lesen und schreiben könnt'!" Der Battenbergische Schloßkaplan erschien und „Schreib, Pfäfflein", befahl ihm der Graf, „daß wir, die Bundesgenossen der alten Minne, den Herren zu Hessen die Fehde ansagen, darum, daß sie uns in unsern Rechten kränken und dieselben allerwegen zu verkürzen trachten, und wollen alle die, so es mit ihnen halten, henken und ertränken, ihnen die Nasen und die Ohren abschneiden und sie ermorden, wo, wie und wann es irgend geht." Nachdem dies erbauliche Schriftstück ausgefertigt war, gaben die wackern Rittersleute sich einer unmäßigen Schwelgerei hin, welche sie bis zum Morgengrauen in Anspruch nahm. — (Forts. folgt.)

Dem Kastanienbaum vor meinem Fenster.

Durch meines Fensters Scheiben
Sahst du zwölf Jahre lang
Und zwölfmal sah ich treiben
Dich rothen Blüthenhang.

Und zwölfmal sah ich streuen
Die dürren Blätter dich;
Dein Welken und Erneuen
Hast du gelebt für mich.

Nun da ich bin am Rüsten
Zur Fahrt in fremdes Land,
Da weichst auch du, als müßten
Wir gehen Hand in Hand.

Sie schlagen dich mit Beilen,
Bis daß du todeswund;
Sie zerren dich mit Seilen
Aus deinem Wurzelgrund.

Wo einst aus deinem Laube
Mir Frühlingsodem floß,
Zieht bald im Straßenstaube
Vorbei der Menschen Troß.

Und Niemand wird dich missen,
Kein Plätzchen läßt du leer,
Wie auch von mir soll wissen
Bald keine Seele mehr.

Ich seh' dich beben, wanken
Und brechen niederwärts —
Schwermüthige Gedanken
Umklammern mir das Herz.

Wie wenn da unten läge
Ein Stück von meinem Sein,
So geht der Riß der Säge
Mir tief durch Mark und Bein.

D. Saul.

Die Kirchhofstänzer.

(Nach Gerstenberger's thüringischer und hessischer Chronik.)

Das war eine schauervoll heilige Nacht,
Zum Tanzplatz wurde der Kirchhof gemacht,
Als leuchtend in der Kapelle
Ergoß sich der Kerzen Helle.

Es stand der Priester am Altar
Und bot das Weihnachtswunder dar,
Doch draußen die halbe Gemeine
Tanzt über die Leichensteine.

Die jungen Burschen und Mägdelein,
Die führen gar absondere Reih'n,
Mit Lachen und mit Singen
Sie über die Gräber springen.

Sie tanzten auf, sie tanzten ab,
Sie tanzten selbst über ein offenes Grab,
Des Priesters Warnung haben
Verlacht die thörichten Knaben.

Die lachenden Mädchen in dem Arm
Sang Schelmenlieder der rasende Schwarm,
Da hob der Priester die Hände,
Daß Gott die Strafe sende.

Und Gott erhörte des Priesters Wort,
Sie mußten tanzen fort und fort,
Sie tanzten Tage und Wochen,
Hat Keiner sie losgesprochen.

Ein Jüngling lief zu der Schwester sein
Und wollte sie zieh'n aus dem wilden Reih'n,
Da folgten ihm nur ihre Arme —
Sie ließ nicht vom tanzenden Schwarme.

Bei Hitz' und Kälte sie tanzten fort,
Ob Regen fiel, ob stürmte der Nord,
Nicht Speise, noch Trank sie begehrten,
Sie tanzten bis tief in die Erden. —

Als wieder kam die heilige Nacht,
Ward ihnen erst Erlösung gebracht,
Als leuchtend in der Kapelle
Ergoß sich der Kerzen Helle.

Der Priester löste den strafenden Bann,
Die Tänzer stockten und sahen sich an,
Aufathmend sanken sie nieder, —
Erstanden ist Keiner wieder.

Wilhelm Bennecke.

Aus Heimath und Fremde.

Etwas vom Dom zu Fulda. Wie geschrieben wird, beabsichtigt die Stadt Weilburg a. d. Lahn die Errichtung eines Monumentes für König Konrad I., den Franken, und soll der rühmlichst bekannte Bildhauer Prof. Cauer in Berlin bereits mit dem Entwurf beauftragt worden sein. Wir wollen bei dieser Gelegenheit daran erinnern, daß auch den Dom zu Fulda, der bekanntlich dieses ebenso thatkräftigen als hochherzigen Königs letzte Ruhestätte ist, ein Gedenkzeichen an ihn schmückt, nämlich eine einfache, aber würdige Sandsteintafel mit der Königskrone, unter welcher in goldenen Buchstaben eine aus des Fuldaischen Geschichtsschreibers Marianus Scotus Chronik entnommene Inschrift steht. Der Hessische Geschichtsverein war es, der diese Gedenktafel auf Antrag des verstorbenen Professors Gegenbaur im Jahre 1878 errichtete. Neben diesem pietätvollen Kaiserdenkmal neuesten Datums hütet jedoch Fuldas Domkirche auch noch ein zweites von recht ehrwürdigem Alter. Es ist dies ein halberhabenes, buntbemaltes Bild Karl's des Großen, der ja bekanntlich ebenso zu den besonderen Gönnern des Klosters Fulda zählte wie Konrad, der Franke. Man nimmt an, daß dieses Alterthum aus dem 14. Jahrhundert stamme, denn es ist noch einer der wenigen künstlerischen Ueberreste, die bei Abtragung der alten Stiftskirche in die jetzige Kathedrale mit herüber gerettet worden sind. Doch waren auch einzelne Architekturtheile von dem früheren romanischen Prachtbau stehen geblieben, welche den Schöpfer des Neubaues, den genialen fränkischen Baumeister Joh. Dientzenhofer, so wesentlich beeinflußt haben, daß sich noch immer der romanische Grundplan nicht verkennen läßt. Die Schönheit des Fuldaer Domes, — dessen Restauration ja nun nicht mehr in der Ferne zu liegen scheint — ist von den hervorragendsten Kunstgelehrten hervorgehoben worden, und besonders ist es Cornelius Gurlitt, der voll wärmster Anerkennung in seiner „Geschichte des Barockstyls und des Rokoko in Deutschland“ (Stuttg. 1889) u. A. sagt: „Joh. Dientzenhofer's Dom zu Fulda gehört zu den edelsten Bauten der Periode des Barockstyls. Hier liegt eine romanische Basilika unverkennbar zu Grunde, die Hauptverhältnisse sind durch diese bestimmt. Die Wandlung hat aber nicht im Anheften einzelner Ornamente, sondern in einer ebenso vornehmen als verständigen architektonischen Gliederung der Massen ihren Ausdruck gefunden“ u. s. w.

Demgemäß ist Bischof und Domkapitel mit Sorgfalt darauf bedacht, daß bei der geplanten künstlerischen Ausgestaltung des Domes nicht nur der gegebene Charakter gewissenhaft festgehalten werde, sondern daß er sogar noch verstärkter durch die Dekoration hervortrete, und auch die Königliche Regierung gibt dieser kunstverständigen Auffassung ihre Zustimmung.

Hoffen wir nur, daß das pietätvolle schöne Unternehmen noch recht thatkräftige Unterstützung bei allen dankbaren Verehrern des Apostels der Deutschen finden möge, denn bis jetzt ist erst die Summe von ungefähr 22,500 Mark zusammengeflossen, die wohl bedeutend vermehrt werden muß, bevor an eine würdige Ausführung gedacht werden kann. Auch ist bereits seit einigen Wochen in der Bonifatiusgruft mit verschiedenen Arbeiten begonnen worden, die immerhin wenigstens einen Anfang der Sache bezeichnen, wenn sie auch vorläufig sich nur darauf beschränken, die gleichfalls der vorigen Stiftskirche entstammenden kolossalen Sandsteinfiguren wie auch die Säulen und Pilaster von Bronze bezw. Tünche zu befreien, das hohe Rundbogenfenster im Westen zu gliedern und die Einrichtung der Gasbeleuchtung herzustellen.

Fulda. **J. Gr.**

Am 20. Juli vollendete der älteste Bürger Marburgs, der Aktuar a. D. Karl Friedrich Christian Soldan, sein 90. Lebensjahr. Im verflossenen Jahre war es dem sich bei seinem hohen Alter ganz erstaunlicher Rüstigkeit des Körpers und Frische des Geistes erfreuenden Greise noch vergönnt, mit seinem Zwillingsbruder, dem ehemaligen Pfarrer von Wittelsberg, Friedrich Ludwig Soldan, das Geburtsfest zu Großenwieden in der Grafschaft Schaumburg gemeinschaftlich zu feiern. Diesmal mußte er es ohne seinen Bruder begehen, da derselbe, wie wir s. Z. mitgetheilt haben, inzwischen am 17. April das Zeitliche gesegnet hat. Die Zwillingsbrüder sind zu Winnen bei Treis an der Lumbda am 20. Juli 1801

geboren. Die Eltern waren der Pfarrer Johann Friedrich Soldan und dessen Ehegattin Margarethe Elisabeth, geb. Naumann. Ihre Jugendzeit verlebten beide in ihrem Geburtsorte. Im Sommer 1818 bezogen die siebenzehnjährigen Jünglinge die Universität Marburg. Während sich Ludwig Soldan dem Studium der Theologie zuwandte, studierte Friedrich Soldan Rechtswissenschaft. Zu den Lehrern des letztern gehörte u. a. Professor Mackeldey, den er außerordentlich hoch schätzte und dem er die größte Verehrung bewahrt hat. Beide Brüder waren angesehene Mitglieder der Burschenschaft. Nach absolvirtem Triennium (im März 1821) unterzog sich Friedrich Soldan der juristischen Universitätsprüfung — von dem in Kassel abzulegenden Staatsexamen wurde er dispensirt — und wurde im Juli desselben Jahres als Rechtsanwalt bei den Justizämtern Treis a./Lda., Fronhausen, Caldern und Reitzberg angestellt. Als das selbständige Justizamt Treis ein Jahr später als solches aufgehoben und als Assistenzamt dem Amte Fronhausen zugetheilt, wurde, siedelte er dahin über. 1825 wurde er Obergerichtsanwalt in Marburg. 1827, kurz nach der Feier des 300jährigen Universitätsjubiläums trat er in den direkten Staatsdienst ein und ging als Aktuar nach Neukirchen, in welcher Stellung er bis 1833 verblieb. Als in diesem Jahre wieder das Justizamt Treis a./Lda. zum selbständigen Amt erhoben worden, wurde er dahin zurückversetzt. 1848 vertauschte er seinen Wirkungskreis mit dem Justizamt Borken und 4 Jahre später mit Zierenberg. Hier blieb er in angestrengter, rastloser Thätigkeit bis zum Jahre 1868; in diesem Jahre bat der nunmehr 67jährige, der auf eine Dienstzeit von 47 Jahren zurückblickte, um seine Pensionirung, die ihm gewährt wurde. Seit dieser Zeit lebt Herr Soldan in Marburg — geachtet und geliebt von denen, die ihn kennen, ein Deutscher von echtem Schrot und Korn, ein Greis im Silberhaare, dessen Geist und Herz jung und frisch geblieben ist. Möge es ihm beschieden sein, noch recht lange in seinem jetzigen Wohlbefinden unter uns zu weilen! — Das Marburger Tageblatt, dem wir vorstehende Notiz entnommen haben, enthält in seiner Nummer vom 19. Juli ein wohlgelungenes Bild des verehrten Mannes, und in der „Oberhessischen Zeitung“ widmet demselben sein alter, 80jähriger Freund, der Gymnasial-Oberlehrer a. D. G. Th. Dithmar in Marburg, ein launiges Gratulationsgedicht, dessen Schlußvers wir wenigstens hier wiedergeben wollen, da zur Veröffentlichung des ganzen Gedichtes uns leider der Raum mangelt:

Wir bringen gute Wünsche Dir zu dem Ehrentag,
Die Jugend möge schlagen in Tapferkeit Dir nach!
Es möge immer blühen, wie Du, begabt mit Kraft,
Zum großen Vaterlande die deutsche Burschenschaft!
Gott gebe Dir das Beste, Gesundheit, frohen Sinn,
Und so zieh in das Alter des Helden Moses hin,
Der noch auf hohen Stufen von 120 Jahr
Konnt' hohen Berg ersteigen, frisch wie ein Jüngling war.—

Und in der That, am Tage seines Geburtsfestes bestieg der 90jährige Greis in voller Rüstigkeit den Spiegelslustthurm, und noch gar nicht lange ist es her, daß er täglich Spaziergänge von drei bis vier Stunden unternahm. — Auch wir bringen dem jugendlichen Greis, den wir wegen seiner vortrefflichen Charaktereigenschaften und seiner geistigen Vorzüge hoch schätzen, nachträglich noch unseren herzlichsten Glückwunsch dar.

Die Juninummer der „Akademischen Monatshefte“, des in München erscheinenden Organs der deutschen Korpsstudenten, enthält einen eingehenderen Aufsatz über den Verfasser des Liedes „O alte Burschenherrlichkeit“ aus der Feder des praktischen Arztes und Kreiswundarztes Dr. W. Brill in Eschwege, der selbst während seiner Studienzeit ein angesehener Korpsbursche der Marburger „Teutonia“ war. Dr. Brill hat, wie bekannt, mit großem Eifer, Verständnisse und Erfolge sich der Sache seines seligen Freundes und Kollegen, des Sanitätsrathes Dr. Eugen Höfling, gegen die Angriffe des Bibliothekars Dr. Erman in Berlin, eines alten Burschenschafters, angenommen und unwiderleglich nachgewiesen, daß Dr. Eugen Höfling der Dichter des herrlichen Liedes sei. Und mit voller Genugthuung kann er auf seine Thätigkeit zurückblicken, hat doch jetzt selbst ein Bundesbruder des Dr. Erman, Dr. Dietz in Heidelberg, erklärt, daß Tausende von Burschenschaftern daran fest hielten, daß kein anderer als Dr. Eugen Höfling das Lied „O alte Burschenherrlichkeit“ verfaßt habe. — Wir behalten uns vor, auf den hochinteressanten Artikel des Herrn Dr. Brill zurückzukommen.

Sammlern hessischer Münzen diene Folgendes zur Nachricht. Der bisher äußerst seltene vierte Band von Hoffmeister's historisch-kritischer Beschreibung aller hessischen Münzen, dem der dritte in zweiter Auflage vorgedruckt ist, wird von der Verlagshandlung von Karl Meyer (Gustav Prior) in Hannover bis zum 1. Oktober 1891 für 10 Mark (statt 30 Mark) angeboten. Die beiden ersten Bände waren vor einiger Zeit (vielleicht jetzt noch) bei T. O. Weigel in Leipzig ebenfalls für 10 Mark (statt 63 Mark) zu haben.

Am 14., 15. und 16. August findet die diesjährige Hauptversammlung und das Stiftungsfest des Rhönklubs im landgräflichen Schloßpark zu Fulda statt. Nach der soeben erschienenen Tages- und Festordnung ist für den ersten Tag ein Herren-

Abend in den Sälen der Orangerie vorgesehen, am zweiten Tage, Vormittags 10 Uhr beginnt die Jahresversammlung der Abgeordneten der Zweigvereine im Kaisersaale des Schlosses, hiernach findet Frühkonzert im Schloßgarten statt, an welches sich um 1 Uhr die Mittagstafel im weißen Saale der Orangerie anreiht. Hierauf folgen Militär-Konzerte, Volksbelustigungen, Abends Festbeleuchtung des Schloßgartens, großes Feuerwerk in demselben und von $10^1/_2$ Uhr ab Tanz in den Orangerie-Sälen. Der dritte Tag ist zur Besichtigung der Sehenswürdigkeiten Fuldas und zu Ausflügen in die Rhön bestimmt. Von dem Zweigvereine Fulda werden die umfassendsten Vorbereitungen getroffen, um das Fest zu einem glänzenden zu gestalten.

Universitätsnachrichten. Zum Rektor der Universität Marburg für das Studienjahr 1891/92 wurde der Direktor der pathologisch-anatomischen Instituts, Professor Dr. Felix Marchand, gewählt. Die Wahl fand am Sonnabend den 25. Juli im neuerbauten Senatssaale (Aulagebäude) statt. — Die philosophische Fakultät der Universität Marburg hat dem Direktor des Gymnasiums zu Weilburg Emanuel Bernhardt und dem Kartographen K. Vogel in Gotha die Doktorwürde honoris causa verliehen. Ueber den letzteren schreibt die „Vossische Zeitung“: „Dr. K. Vogel, einer der bedeutendsten unter den lebenden wissenschaftlichen Vertretern seines Faches, hat dazu beigetragen, die Kartographie in Deutschland auf die Höhe zu heben, welche sie heute einnimmt In Hersfeld 1828 geboren, war er längere Zeit unter Kaupert's Leitung bei der Landesaufnahme von Hessen, namentlich auch in der Umgebung von Marburg, thätig. 1853 trat er in die berühmte Anstalt von Justus Perthes in Gotha ein, der er seitdem, nachdem er eine höchst ehrenvolle Berufung in die kartographische Abtheilung des Großen Generalstabes abgelehnt hatte, ohne Unterbrechung angehört. Seine zahlreichen Arbeiten — hier seien die meisterhaften Karten der südeuropäischen Halbinseln genannt — zeichnen sich durch strengste Zuverlässigkeit und technische Vollendung aus. Sein Hauptwerk, welches den Anstoß zu seiner Ehrenpromotion gegeben hat, ist die eben im Erscheinen begriffene Operationskarte des Deutschen Reiches, welcher die höchste Anerkennung seitens des Grafen Moltke zu Theil geworden ist. Vogel hat mit einem ganzen Stab von Stechern und Zeichnern zehn Jahre an dem nahezu vollendeten Werke gearbeitet“.

Anzeigen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 16. Kassel, 15. August 1891.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1891 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2847.

Abschied von Marburg.

Weise: Wohlauf! die Luft geht frisch und rein.

Als schüchtern Füchslein zog ich ein
In diese krummen Gassen,
Da wußt' ein fröhlicher Verein
Mich bei der Hand zu fassen.
Wie dank' ich euch, ihr werthen Herrn,
Ihr habt mich wohl bekehret,
Daß nun des Frohsinns goldner Stern
Das Leben mir verkläret.

Das ging mit Sing und Sang wohlauf
Zum Wald, in's Dorf, zur Kneipe!
Die Freundschaft schloß die Seelen auf,
Da wuchs das Herz im Leibe.
In sel'ger Weltvergessenheit
Hab ich mich brav begossen,
Kam morgens voll Vermessenheit
Wild in's Kolleg geschossen.

Es blühte auf mit Wunderkraft,
O Tempora, o Mores!
Alltag getränkt von Gerstensaft
Die Saat der Professores.
So flogen leicht die Monde hin
Und lustig die Semester,
Der Alte schrieb mit Biedersinn:
Frisch auf zum Kampf, mein Bester!

Hoiho! ich hab, weiß selbst nicht wie,
Den Tintwurm heut bezwungen,
Drum, Burschen, eh' ich weiter zieh',
Noch lustig eins gesungen!
Lebt wohl, ihr Freunde allzumal,
Leb wohl, du gutes Städtchen,
Ich fliege heim über Berg und Thal
Zu einem holden Mädchen.

G. E.



Kasseler Kinderliedchen,

gesammelt und erläutert von Dr. Gustav Eskuche und Johann Lewalter.

(Fortsetzung.)

Das Spiel der Kinder ist nicht so regellos, wie es scheint. Ordnung im Anfangen und Vertheilung der Rollen wird klug bestimmt durch eine reiche Fülle von Abzählreimen, denen sich auch der trotzigste Junge ebenso willenlos unterwirft, wie einige Jahre später vielleicht dem Marburger Bierkomment. Der Inhalt dieser Sprüchlein ist gar mannigfaltig: Müllers Kuh, Reise nach England, Franzosen im Schnee, die fatalen Mädchen von Freiburg, eine Mutter mit sieben Kindern, ein Mädchen, das Strümpfe strickt, usw. Und ebenso verschieden ist ihr Alter: ein Spruch enthält Anklänge an die altgermanische Sage vom Weltuntergang, der Götterdämmerung; ein anderer zeigt uns die Franzosen 1812 vor Moskau, ein dritter führt in die allerneuste Zeit, das Zeitalter der Klaviere. Die kindliche Sprachwillkür ergeht sich hier nach Herzenslust im Spiel mit Reim und Stabreim, das einer gewissen Gesetzmäßigkeit doch nicht ermangelt. Z. B. wird ein vokalisch anlautendes Wort sofort mit konsonantischem Anlaut wiederholt. Eenede meenede; awede bawede; ecks drecks; eller zeller; enter tenter; itta fitta; u. v. a. Dieser Fortschritt vom Vokal zum Konsonant ist kindliches Zählen und bedeutet nichts Anderes als: eins, zwei. In den Schriftsprachen wiederholt sich dieselbe Erscheinung: griech: (h)eis, dyo; lat. unus, duo; franz. un, deux; goth. ains, twai; engl. one, two; hebr. Echad, Schenajim. Dann zeigt sich eine besondere Freude am Vokalspiel: **r**usche **r**asche **r**ei: mi**ck**ede m**o**: **b**om**b**ard**o**; **u**spa**s**ette oder **i**spu**s**ette; **d**ippe **d**appe; **d**ittchen **d**attchen; **kl**ing **kl**ang; **u**se **b**use; **h**icke **h**acke **heu**; bu**ll**ewu**ll**ew**ei**de!

33) Ich und du,
Müllers Kuh,
Müllers Esel,
Das bist Du.

34) Kriegst einen Tritt,
Spielst nit mehr mit!

35) Eins zwei drei,
Da liegt ein Ei,
Wer darauf tritt,
Spielt nicht mehr mit.
A — u — s aus!
Und du mußt heraus!

36) 1, 2, 3, 4
Unter dem Klavier
Sitzt eine Maus,
Und die muß heraus.
A — u — s aus!

37) 1, 2 3
Die Bank vorbei,
Die Bank vor,
Husch husch husch!
1, 2, 3.

38) 1, 2 Polizei,
3, 4 Offizier,
5, 6 alte Hex',
7, 8 gute Nacht,
9, 10 Kapitän,
11, 12 Heulen die Wölf',
13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20,
Die Franzosen zogen nach Danzig,
Danzig fing an zu brennen,
Die Franzosen fingen an zu rennen.
Ohne Strümpf' und ohne Schuh
Rannten sie nach Frankreich zu.

Das ist ein wunderlicher Spruch, der im Lauf der Zeit sicherlich manche Wandlung erfahren hat. Auf dem Land in Hessen mag er sich noch in seiner ältern Gestalt erhalten haben, wie sie aus der Schweiz vorliegt: Eine, zwo, git e Floh, drü, vier, git e Stier, feuf, sechs, git e Hex', sieben, acht, git e Chatz, nün, zeh, git e Chräh, oelf, zwölf: git es Chrätteli volle Wölf. Rochholz bemerkt dazu: Schon Grimm, Mythol. S. 1210 erinnert, daß dieser Reim der letzten zwölf Weltstunden gedenke, nach denen das Himmelsgewölbe einbricht, . . . wann der Alles verschlingende Höllenwolf, der den Mond fressende Hund Mânagarmur erscheint . . . Der Schrecken einer solchen Zeit bereitet sich hier vor durch eine Klimax, die vom Ungeziefer (Floh) zu den dämonischen Wesen (Katze, Hexe, Krähe) und zu dem Mondhund kommt. Einen leisen Anklang an das Himmelsgewölbe enthält noch bei uns das Lied durch eine Abweichung: 11, 12 Geh

mit mir in das Gewölb. Zu dem allgemeinen Weltenbrand und Getümmel paßt nun ganz gut das ohne Zweifel recht spät angefügte Stück von den Franzosen, die Danzig erobert haben (vgl. W. Lynker's lustige Erzählung von 1807: Danzig ist über), aber aus der brennenden Stadt heimlaufen, ohne Strümpf und Schuh; schwebt da vielleicht Moskau vor? Dies große Gottesgericht in Rußland giebt die kindliche Weise also wieder:

39) 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7
Wo sind die Franzosen geblieben?
Zu Moskau in dem tiefen Schnee,
Da riefen sie: o weh, o weh!

Als theure Andenken gab „der Schelmfranzos', der uns die besten Hühner stahl", unsrer Kinderwelt einige Kauderwelschreime:

40) Ong, drong, dreoka
Lembo lembo seoka
Seoka di tschipperie
Tschipperie die Kohlebri
Ong, drong, dreoka.

Die erste und letzte Zeile bedeuten un, deux, trois. Das übrige Kinder-Kauderwelsch ist dunkel, klingt aber wie schlechtes Französisch, etwa: l'un beau c'est au cas de chiperie, quoi le prix? — Madame Pompadour scheint sich zu verstecken in:

41) Eenede meenede mickede mo
Awede bawede bombardo
Ecks drecks Loch!

Ecks drecks erinnert an den Ausdruck des Abscheus: „Ecks bebe, hast Dreck im Mund". Anklänge an französisch galle (= Gallapfel) und esparcette, an tiraillement, an tante, voulez-vous hört man noch aus folgenden Zählreimen heraus:

42) Eene meene mieno (wiedo)
Galleredde fieno (fiedo)
Galleredde ispusedde (uspasedde)
Ispusedde galleredde
Eene meene mieno (wiedo).

43) Enter tenter tiramenter
Enter tenter weg!

44) Ohne dohne dante rohne
Itta fitta futt.

Beim Ballspielen sagen die Kinder, indem sie die aus dem Reime hervorgehenden Bewegungen ausführen, den Zählreim:

45) Ente, Studente,
Wasche meine Hände,
Trokne sie ab,
Steck' sie in die Seite,
Bullewulleweide,
Puff Beutel aus!

Die bloße Freude am Wortklang, am Spiel mit Reim und Stabreim, erfand wohl die 3 folgenden Zählsprüche:

46) Eene meene ming mang
Kling klang,
Use buse packe dich
Eier weier weg!

Buse viell. = Katze, die an die Eier geschlichen ist.

47) Eins zwei drei
Rusche rasche rei
Rusche rasche Plaudertasche
Eins zwei drei.

48) Eller Zeller
Ziebel Zabel
Rebbel Pebbel
Knoll!

Mädchennamen (Anna, Dide = Frieda, Bitchen = Lisbeth) verbirgt vielleicht der Spruch:

49) Annchen Dannchen
Didchen Dadchen
Eewerde beewer
De Bitchen de Batchen
Eewerde beewerde bu
Ab bist du!

Ein auf den ersten Blick nur Wortgeklingel bergender Zählreim erweist sich dem Prüfenden (vgl. Rochholz S. 126) als sinnvolles Zählen nach farbigen Bohnen:

50) Eene meene
Dunke — funke
Rabe — schabe
Dippe — dappe
Kaiser Lappe
Diele Puffe
Aus!

Die Zählbohnen, funkelrote und rabenschwarze, werden in das Dippe — Dappe oder die Diele (aleman. Tille = kasselisch: Delle) geworfen, die gewinnende Buffbohne kommt zuerst heraus. Kaiser und Lappe (= Lump) deutet den Gegensatz an von Hoch und Niebrig, Sieg und Verlust. — Das Abzählen nach bunten Bohnen liegt wohl auch der Bohnenreise nach England zu Grunde:

51) Eine kleine weiße Bohne
Wollte einst nach Engelland.
Engelland war zugeschlossen,
Und der Schlüssel abgebrochen.
1, 2, 3
Und du bist frei.

Ein Lied mit ähnlichem Schluß singt man an der rheinländischen Hessengrenze: Mädchen, mach' das Lädche zue! Kömmt ein schwarzer Haide-Bue, Nimmt Dich bei der linken Hand, Büert Dich bis in's Hessenland. Hessenland ist zue geschlossen, Schlüssel ist darvon geflossen.

52) Ohne Bohne dußt
Und du mußt.

An den mittelalterlichen Schmuck der Kleidersäume, die kleinen silbernen Schellen, dachte vielleicht einst der Spruch:

53) Eckchen deckchen Silberglöckchen
Eckchen deckchen aus!

Bum da schlug das kleine Glöckchen,
Bum da schlug es aus.
A — u — s aus
Und du mußt heraus!

Eckchen deckchen ist nur Lautspiel, das zu Glöckchen führt, wie oben: Enter tenter zu tiramenter.

54) Eckchen, deckchen, Silberglöckchen,
Auf dem Dach da liegt ein Päckchen,
In dem Päckchen liegt Papier,
Was willst du haben, Wein oder Bier?

Nach Münzen (Batzen) scheint das unternehmungslustige Reimlein gezählt zu haben:

55) Um was sollen wir wetten!
Um eine goldne Kette?
Um ein Gläschen Wein?
Bitze — Batze, du mußt es sein!

Noch jetzt wird, zum Ballspiel besonders, jede Spielpartei durch Emporwerfen eines Geldstückes ausgeloost: Schrift oder Wappen? Die nach oben fallende Seite wählt oder weist zurück, je nachdem die Partei sich für Schrift oder für Wappen vorher erklärt hat. — Ebenso fidel und verwegen fassen einige andre Zählreime das Leben auf.

56) 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7
Komm', wir wollen Kegel schieben,
Kegel um,
Kegel bum!

57) 1, 2, 3, 4
Da hast du ein Glas Bier,
1, 2, 3
Da hast du ein Glas Wein.

Es sei gestattet, an den beim Schwerttanz üblichen Spruch des Führers zu erinnern, wie ihn Winkelmann, Beschr. d. Fürst. Hessen u. Hersfeld III 374, giebt, der 1651 bei der Vermählung Ludwig's VI. von Hessen-Darmstadt einem Schwerttanze beiwohnte: Dieser Tanz ist nun aus Den wir den Herrn haben bracht zu Haus. Die Herrn werden sich auch bedenken Und werden uns ein Trankgeld schenken: Ein Kopfstück oder vier, So komm ich mit meinen Gesellen zum Bier; Ein Kopfstück oder neun, So komm ich mit meinen Gesellen zum kühlen Wein usw.

58) Hannchen, Lottchen, weißt du was?
Geh mit mir in's grüne Gras,
Geh mit mir in die Allee,
Trink mit mir ein Täßchen Thee!
Weißt du auch, wo Freiburg liegt?
Freiburg liegt im Thale,
Wo es schöne Mädchen giebt,
Aber auch fatale.
Dicke Zöpfe haben sie,
Wie die Pomeranzen,
Ihre Haare schmieren sie,
Daß sie besser glanzen.

Der Anfang lautet auch: 10—100 Geh mit mir hinunter. Der für Kassel auffallende süddeutsche Stadtname Freiburg ist offenbar ein doppeltes Schelmenspiel: die Burg, wo die „freien" fatalen Mädchen sich gern „freien" lassen. Daß aber diese Burg im Thale liegt, ist einer von den Kinderscherzen, wonach auch die Sonne nur bei Nacht scheint. Auch hört man öfters Freiberg singen und sagen; das könnte Freiberg in Sachsen sein, jenem Lande, wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen, vgl. zu 16. In und um Tübingen giebt es ein ähnliches Spottlied auf die Mädchen in Stuttgart: Ihr wisset nicht, wo Stuttgart liegt, Stuttgart liegt in Teichen, Wo's so schöne Mädle giebt, Aber keine reichen. Bückel und Kröpfe haben sie Wie die Pomeranzen; Sie schmieren sich mit Eierweiß, Daß sie besser glanzen; Die eine mit 'em Vierling, Die andere ein halb Pfund usw. Zur Reise in die weite Welt fordert auch der abenteuerliche, aber gerade deshalb um so beliebtere Zählreim auf:

59) Immchen Dimmchen Zuckerlimmchen,
Geh mit mir nach Harlesimmchen,
Harlesimmchen ist nicht weit,
24 Stunden breit.
Hinter der Kirche liegt der Sand,
Ausgebogen Engelland(?)
Engelland und Spanien,
Dip — Dap — Danien
Und du mußt es sein.

Unsre Erklärung ist selbst nur eine kindliche Reise in die weite Welt: die erste Zeile sucht, wie schon öfter, durch ein Reimspiel hindurch nach der Anrede: Zuckerlimmchen (in manchen Straßen auch: Zuckelemmchen) = Zickelämmchen, s. u. Schifflein, knie dich = Schäflein. Harlesimmchen soll an unser Nachbardorf Harleshausen erinnern. Vielleicht geht aber diese Kinderreise nach England von Harleshausen weiter über Immenhausen, an dem ja die alte Straße von Kassel nach Niedersachsen vorüber führte, vgl. Landau, Beschreibung des Kurfürstenthums Hessen S. 184 f. Doch Träume sind Schäume. Jedenfalls geht die Reise nach Norden. Aber dunkel bleiben ohne eine vollständige Sammlung hessischer Kinderreime die beiden folgenden Zeilen. In Zierenberg sagt man: lag der Sand, kaum ursprünglicher als die Kasseler Lesart, zu der wir überdies Lynker's Erzählung (315) vergleichen: Außer der gewöhnlichen Kirmes wird in Westuffeln (an der holländischen Straße!) noch eine s. g. Sandkirmeß gefeiert, welche 24 Stunden dauert. Des Morgens mit Sonnenaufgang müssen drei Mädchen, die als unbescholtene Jungfrauen bekannt sind, an einem zwei Stunden vom Dorfe entfernten Orte Sand holen. Im Dorfe wieder angekommen, geben sie sich Mühe, diesen Sand in drei Umgängen um die Kirche zu streuen. Die Burschen des Dorfes, welche ihre Rückkehr erwarten, suchen sie daran aber durch Bespritzen mit Wasser aus den Fenstern, von den Dächern, sogar vom Kirch-

thurm herab zu hindern. Nachmittags bis zur Nacht wird getanzt. (Handschr. Nachricht vom Jahre 1800.) Ein Zusammenhang liegt wohl vor zwischen: ausgebogen Engelland und: Engelland war zugeschlossen und der Schlüssel abgebrochen. Vom Engelland trägt das geflügelte Roß seinen kindlichen Reiter über's Meer zurück nach Spanien und von da weiter nach dem Räthselland Dip — Dap — Danien = Dänemark? Mesopotamien? — Etwas ernster als diese Reiselieder ist eine Gruppe Zählreime, die uns von der Straße in den Haushalt, in die Familie führen:

60) 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7
Mädchen muß den Schubkarrn schieben,
Schubkarrn muß das Mädchen schieben,
1, 2, 3, 4, 5, 6, 7.

61) 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13
Gehe hin und hole Waizen,
Gehe hin und hole Korn,
Bleibe hinten oder vorn.

62) 10, 20, 30
Mädchen, du bist fleißig,
40, 50, 60
Mädchen, du bist prächtig,
70, 80, 90
Mädchen, du bist freundlich,
100, 1000, 10 Millionen:
Mädchen, du sollst Käse holen!

63) 1, 2, 3, 4, 5
Strick mir ein Paar Strümpf,
Nicht zu groß und nicht zu klein,
Sonst mußt du der Esel sein!

64) 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7
Eine Frau die kochte Rüben,
Eine Frau die kochte Speck,
1, 2, 3 da war sie weck.

65) 1, 2, 3
Hicke — hacke — Heu,
Hicke — hacke Pfefferkorn,
Der Schuster hat seine Frau verlorn.

66) 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7
Wo ist denn mein Schatz geblieben?
Er ist nicht hier, er ist nicht da!
Er ist wohl in Amerika!

Die bunte Kette unsrer Zählreime mag ein Prachtstück von Kinderpoesie schließen:

67) 1, 2, 3
Hicke-hacke Heu,
Hicke-hacke Pfefferkern,
Sieben Kinder essen gern.
Mutter backe Kuchen!
Will ein Stück versuchen,
Legt' ein Stück hinter die Thür,
Kam die Katz' und fraß es,
Kam der alte Leineweber
Mit der langen Elle,
Schlug sie auf den Kopf:
Miau miau miau
Für 2 Pfennig Buckelblau!

Eine Mutter hackt emsig Heu und Pfefferkern für ihre sieben Kinder; denn sieben Kinder essen gern und viel. Heu für die Kinder, wie für's Vieh? Die Erklärung giebt wieder ein alemannischer Spruch, in welcher eine Mutter auf ihre vielen milchverlangenden Kinder in der Wiege blickt: De Höseli und de Chlei, de Lotz und der Läu... De Nöppel, de Span und Laß sind all an einer Gaß. Züseli und Anneli mache Chernen ûs, fueret eüsis Spanferndli dûs. Diese Mutter vergleicht mit Bewußtsein ihre Kinder Spanferkeln, und das ist keine Roheit. Denn im Paradiese der Jugend wie einst in dem der Menschheit sind Thier und Mensch noch nicht feindselig geschieden. So betet das niederdeutsche Bauernkind frommen Herzens: Hier ligg ick as 'ne Koh, nu seh' uuse Herrgatt to, dat mi nin Düüwel wat doo! und der kleine Teddi in Habbertons allerliebster Kindergeschichte „Andrer Leute Kinder" glaubt selbst an seine unglaubliche Flunkergeschichte, die so anhebt: Na ja. Einmal da — war ich 'n Kininschen un wohnte gantsch geleine in ein Loch gantsch unten im Baum. Un manchmal denn kamten die annern Kininschens un besuchten mich u. s. w. Also Heu und Pfefferkerne giebt's für die Kasseler Ferkelchen, aber unzufrieden rufen sie: Mutter, backe Kuchen! Die Gute thut's, und nun will ein Kind ein Stück, das es wahrscheinlich vor der Vertheilung schon gemaust hat, friedlich verzehren, da kommt das böse Element, die Katze, und frißt's. Da erscheint der deus ex machina dieses Familiendramas, der alte Leineweber und verbläut mit seiner Elle die Katze, daß sie fortläuft: miau, miau, miau.

Diese dramatisch belebte Familiengeschichte enthält schon so manche Züge, die dem Kinde nicht daheim in der Stube geworden sein können; sie führt uns, zunächst an den Spielen, denen ja die Zählreime gelten, vorbei zu dem Bild oder Bildchen, das wir, den Kinderreimen folgend, uns von der Familie überhaupt, vom Haushalt und Handwerk zeichnen können. Da sieht's nun gar leicht und lustig aus: im Hause Armuthei und Bettelei, das Handwerk verspottet, der Mann im Wirthshaus, die Frau dumm und ungeschickt. Doch scheltet deshalb die Kinder und ihre Liedchen nicht, ihr Damen vom Kaffeetisch, ihr Herrn vom Biertisch! Uns Große fesselt ja auch eine Erzählung vom Elend und Kampf und Sorge mehr als eine Schilderung von Ruhe und Wohlstand und Reichthum; wir begleiten den Romanheld durch Mangel und Gefahr und Trübsal hindurch bis zum glücklichen Ende, und im Glücke — wird er uns langweilig. Und diese Liedchen vom Bettelhaushalt fließen aus uralter Quelle, die Rochholz, dem wir hier folgen, schon in der altnordischen Sagensammlung Edda nachweist. Dort

kehrt Gott Heimdallr, der Ständeordner, am Meeresstrande in ein Bauernhaus ein, wo am Feuer zwei Eheleute sitzen, grau von Arbeit, Ai und Edda = Urahn und Urahne. Der Gott ißt von ihrem groben Kleinbrot und gesottenen Kalbfleisch und geht mit ihnen zu Bett. 9 Monate später gebiert Edda einen Sohn, der ist rauhhaarig, dickfingerig, langfersig, schwarzhaarig und erhält den Namen Drhäl = Knecht. Zum Weib nimmt er ein Mädchen, das einst zufällig auf den Bauernhof kam; ihre Füße sind nackt, ihre Arme sonnenbraun, ihre Nase eingebogen. Sie heißt Dhyr = Magd. Ihre Kinder erhalten Namen, die auf „Unreinlichkett, Selbstmißachtung und Körperhäßlichkeit" deuten. Das ist der unterste Stand. Der zweite Stand stammt ab von Karl d. i. Mann und Sorger, dem Sohne von Heimdallr und Amma d. i. Ahne; der oberste von Jarl d. i. Edelmann, dem Sohne von Heimdallr und Modir d. i. Mutter. Den dritten Stand malt nun die alte Sage wie die spätere Literatur mit ganz besonderem Eifer aus, aber der furchtbare Ernst der Göttersage wandelt sich in übermüthigen Scherz um, der dann vom harmlosen Spott nicht weit ist.

68) Hänschen saß im Schornstein,
Flickte seine Schuh,
Kam des Nachbars Gretelein,
Guckt' ihm fleißig zu.

„Hänschen, willst du freien,
So freie mich,
Ich habe noch 3 Kreuzer,
Die sind für mich und dich."

„Ich will dich nit, ich will dich nit,
Du hast 'en scheiwen Fuß."
„Ach nimm mich doch, ach nimm mich doch,
Dann wird er wieder gut.

Und wenn wir dann zusammen sind
Und haben kein eignes Haus,
So setzen wir uns in's Bodenloch
Und gucken oben raus."

Manches in dem vielumgewandelten Liedchen klingt fast noch wie eine leise Erinnerung an die Edda: Hänschen sitzt im Schornstein d. h. unter dem Rauchfang am Feuer, da kommt die Tochter des Nachbars daher: er nimmt sie auf ihren Antrag als Weib, trotz ihres scheiwen Fußes. (Oeckvinkalfa = Schiefbein heißt eine von Dhräls Töchtern.) Seine Schuh sind zerrissen, und ihr Brautschatz sind drei Kreuzer, aber sie blicken von ihrem gemietheten Bodenloch ganz fidel auf die Welt herab. Doch knapp und unordentlich geht es in dem Haushalt zu, der uns aus unsren Kinderliedchen, freilich unter anderen Namen und Beziehungen, entgegentritt:

69) Es war einmal ein Mann,
Der hieß Bumbam,
Bumbam hieße
Und die Trompete bliese.
(od. und seine Frau hieß Liese.)
Ihr Leute, kauft mir Besen ab,
Daß ich was zu essen hab'!

70) Ich will Dir was erzählen
Von der alten Mählen,
Wenn sie keine Kartoffeln hat,
Kann sie keine schälen.

71) Die Linsen wo sinsen,
Im Dippen, se hippen,
Se kochen vier Wochen,
Und sind noch
Wie Knochen.

72) Brau, brau, Kessel,
Morgen wolln wir waschen
Uebermorgen Wasser tragen —
Plumps in die Asche.

73) Meine Mutter schickt mich her,
Ob der Kaffee fertig wär;
Wenn er noch nicht fertig wär,
Möcht' er bleiben, wo er wär.
(od. Schickt' sie mich noch dreimal her.)

Morgen früh beim Mondenschein
Soll der Kaffee fertig sein.

oder:

Sagen Sie ein Kompliment,
Und der Kaffee sei verbrennt,
Und die Milch in's Feuer gelaufen,
Da könnte Madame keinen Kaffee saufen.
(Müßte Madame andern kaufen.)

74) 6 mal 6 ist 36
Ist der Mann auch noch so fleißig,
Und die Frau ist liederlich,
Geht der Haushalt hinter sich.

75) 6 mal 6 ist 36
Ist der Mann auch noch so fleißig,
Und die Frau ist noch so dumm
Schmeißt den ganzen Kaffee um.

76) 6 mal 6 ist 36
Und der Mann ist noch so fleißig,
Und die Frau will Kaffee kochen,
Hat der Mann das Geld versoffen.

(Fortsetzung folgt.)

Die alte Minne.

Erzählung von Wilhelm Bennecke.

(Fortsetzung.)

Einige Tage waren verflossen. Der Mai hatte seine tausend Wonnen mit verschwenderischer Hand über die Erde ausgestreut, der Himmel blaute, die Finken schmetterten aus voller Kehle ihren Gesang von den in frischem Grün prangenden Bäumen in die laue Luft hinein und in den Gräsern, wo die Wiesenblumen verschämt ihre Kelche öffneten, summten die Käfer und hüpften die Springschrecken, daß es eine helle Freude war. Auch in den engen dunkeln Burggarten der Battenberger Veste, die in der goldnen Edder sich spiegelte, war der Maienzauber eingedrungen, und gab diesem Fleckchen Erde seinen eigenen Reiz. In einem uralten Buchengang schritt Dame Mathilde dahin, ihr zur Seite Friedrich von Battenberg, der bei dem letzten Turnier zu Dillenburg von Johann von Nassau den Ritterschlag erhalten hatte, eine hohe Gestalt, das männlich schöne Gesicht von blonden Locken umwallt, sodaß der herzgewinnende Eindruck, den das ganze Aeußere des jungen Mannes hervorrief, durch nichts auf das wilde, unbändige Wesen hindeutete, welches doch der hervorstechendste Zug seines Charakters war. „Morgen schon, liebe Base", sagte er, „werdet Ihr an den Frankenbergern gerächt werden für die Unbill, die sie Euch in jener Nacht angethan haben, und ich selbst werde den Zug anführen." Dame Mathilde sah ihn betroffen an. „Rächen? An den Bürgern von Frankenberg? Mein Vater hat sein Ritterwort gegeben in eben jener Nacht weitab von ihrer Stadt zu ziehen und seine Hand nicht wider sie zu erheben." „Euer Vater hat mit der Sache auch nichts zu thun", entgegnete Friedrich von Battenberg, „sondern einzig und allein die „alte Minne", die es nicht dulden will, daß der Bürger so trotzig sein Haupt erhebt und Ritterburgen antastet." „Die „alte Minne"?" fragte Dame Mathilde. Friedrich gab ihr die nöthige Aufklärung, aber sie schüttelte sinnend ihr Haupt und nach einer Weile sagte sie, die hochgeschwungenen Braunen zusammenziehend, so daß ihr leuchtendes Antlitz einen düsteren Zug erhielt: „Daß die Menschen doch selbst die heiligsten Worte gebrauchen, um sie für ihre häßlichsten Leidenschaften dienstbar zu machen. Minne ist der herrlichste Laut, den ich zu denken weiß, als Kind schwebt er uns Morgens und Abends vor, wenn wir mit gefalteten Händlein zum Himmel hinaufblicken und den lieben Gott anbeten mit unbefangenem Gemüth, emporgewachsen aber erfüllt er unser Denken in anderer Weise, als das höchste Geschenk, das der allgütige Vater da droben den Menschen, gleich einer Paradiesesblume, als einzige, aber unendlich schöne Erinnerung an das verloren gegangene selige Land gespendet hat. Ihr friedlosen Männer aber entweihet das himmlische Wort und macht es zum Ruf für Kampf, Mord und alle erdenklichen Greuel!" Als er sie so reden hörte, wurde es Herrn Friedrich ganz warm um's Herz, er ergriff Mathildens Hand, die sie ihm willig überließ und sagte, ihr tief in die veilchenblauen Augen blickend: „Was Ihr da von der jugendfrischen, wonniglich werbenden Minne sagt, ist wohl recht, aber auch die alte Minne, der ich mich ergeben, steht wie ein glanzvoller Stern am Himmelszelt, bedeutet sie doch nichts Anderes, als das Gedenken an die alte, gute Zeit, wo ein jeder Rittersmann sein eigener Fürst war und sein alleiniger Herr in seinen weitgezogenen Grenzen, wo Land und Leute, Bürger und Bauer ihm gehörten und er mit Allem machen konnte, was er wollte." „Aber Bürger und Bauer sind doch auch Menschen", erwiderte Dame Mathilde. „Hört", fuhr Herr Friedrich fort, „was ich von einem hundertjährigen Sänger in Acht behalten habe, der in einer sturmdurchwehten Herbstnacht in der Halle saß und von den uralten Tagen erzählte, wo die Welt eben erst erschaffen war. Da hätten zuerst gehaust ein Paar, mit Namen Ahn und Ahne, deren Kind sei Knecht gewesen, mit runzeliger Haut, häßlichem Gesicht und breiten Fersen, der hätte Dirne gefreit und ihre Nachkommen seien Trödel und Trotzig gewesen, Schnabelnas und Lumpenschlumpe und noch viele andere mit noch schrecklicheren Namen, von ihnen aber stammten die Knechte. Von Bauer und Schnur, so lehrte der Alte, seien die Ackerleute entsprungen, aber von Jarl, dem blondlockigen Jüngling mit rothen Wangen und blitzenden Augen, und Erna, die blendender war als der reinste Schnee, entsproßten die Herren! Sollen wir deshalb unsere Häupter nicht höher tragen als Knecht und Bauer, aus denen der Bürger erst entstanden ist, denn von ihm wußte der Sänger von Anfang her nichts zu erzählen —?" „Auch mir ist die alte Sage bekannt", sagte Dame Mathilde, „aber ich weiß auch, daß Knecht, Bauer und Herr von einem der alten Götter, ich glaube, sie nannten ihn Heimdold, abstammen und alle drei Stände also göttlichen Ursprungs sind. Friedrich, Friedrich, achtet Bürger und Bauer, sie sind Menschen wie wir und haben Rechte gleich den unsrigen!" „Wie

könnt Ihr nur so reden?" entgegnete Friedrich. „Wie könnt Ihr, eine Freiin aus einem der edelsten Geschlechter, Euch nur gleich stellen wollen mit den Nachkommen von Schnabelnas und Vogelscheuche? Seid Ihr so gar demüthig, daß Ihr Alles von den Leuten dahin nehmen wollt, die dazu geschaffen sind, uns zu dienen und zu gehorchen?" „Als in jener Schreckensnacht", sagte Dame Mathilde, „die stolze stattliche Burg über unsern Häuptern, von der Hand der Bürger angezündet, emporloderte und mein ritterlicher Vater wehrlos sich in der Gewalt der von ihm Geknechteten befand, da ward es mir klar, daß hier auf Erden das Recht in der Macht liegt und Bürger und Bauer ebenso gut die Kraft in sich hat, zu herrschen, wie der Adaling. „Diese Kraft aber soll ihm gebrochen werden, dem Bürger und Bauer!" rief sich hochaufrichtend mit wildem Lachen Herr Friedrich. „Das ist der Zweck der alten Minne, und morgen schon sollen die Frankenberger störrigen Schafe die Fänge des Adlers in ihrer Wolle verspüren! Haha! Die Wollenweber — ich will sie zausen!" „Sagt Euch los von der alten Minne, ich bitte, ich beschwöre Euch!" flehte Dame Mathilde, „Es ist mir schrecklich, Euch im Bunde mit den Menschenbedrückern zu wissen!" — Aber „Nun und nimmer laß' ich von der alten Minne!" rief Friedrich und eilte seiner Mutter entgegen, die in den Buchengang eingetreten war, sie zu Mathilde geleitend, die recht traurig vor sich hin blickte, denn die alte Minne lag plötzlich wie ein düsterer Schatten auf ihrem jugendfrischen Leben. —

Am Abend, als der lichte Lenzmond durch die alten Buchen äugelte und die moosbewachsenen Mauern der Battenburg in silbernem Glanze schimmern ließ und Dame Mathilde in ihrer Kemnate, das Haar sich lösend, saß, da schallte eine Männerstimme leise zu ihr empor und sie vernahm die Worte:

„Herr Frühling, sei willkommen
In deinem luft'gen Kleid,
Die Mägdlein, liebentglommen,
Stehn zum Empfang bereit!
Es spendet dir manch' Süße
Gar sehnsuchtsvolle Grüße,
Manch' wonnigliche Magd
Nun nimmer klagt!

Es lockt mit süßem Schalle
Die Drossel und der Fink,
Die bunten Blumen alle
Sie harr'n auf deinen Wink.
Gleichwie die Knospen springen,
Den Reihen woll'n wir schlingen,
Manch' wonnigliches Kind
Den Liebsten find't!

Die Nächte, lind und laue,
Herr Frühling, sind dein Preis,
Und manche schöne Fraue
Ein Liedlein davon weiß.
Es glänzt auf Flur und Haine
Der Mond mit lichtem Scheine, —
Manch' wonniglicher Mund
Wird minnewund!"

Es war Herr Friedrich, der also sang, und Dame Mathilde lauschte dem Lied mit geneigtem Kopfe gar andächtig, als die milden Klänge aber in der Mondscheinnacht verweht waren, da preßte sie die schloweißen Händlein auf die Brust und seufzte tief: „Ach, ach, wenn nur die böse alte Minne nicht wäre!"

(Fortsetzung folgt.)

Abenddämmerung.

Leise zittern Blatt und Blüthenstengel,
Nieder schwebt der Dämm'rung milder Schein;
Gleichend einem schwermuthsvollen Engel,
Zieht der Abend über Flur und Hain.

Flötend klagt im blüthenreichen Flieder
Philomele all ihr tiefes Leid,
Und der Grillen monotone Lieder
Geben ihr hierzu noch das Geleit.

Fern im West der Abendsonne Gluthen
Blicken zuckend in den tiefen See,
Wie ein armes Herz, das am Verbluten
Um der Liebe willen heißes Weh.

Einst, wenn mich bei meines Lebens Ende
So ein Abend bringt zur stillen Ruh, —
Die ich nie gehabt und niemals fände, —
Dann mein letztes Denken wärst nur Du!

Carl Weber.

Verlässe.[1])

(Schwälmer Mundart.)

Vos hon ich da mengem Häzliebche[2]) gedoh?
Es get jo verewer[3]) ö gückt mich net o.
Verdeppelt![4]) Es gückt noch der ahneren Seit'.
Vos fang ich nü o. Ehr Himmel, ehr Leiht!

Je steller dos Wasser, je differ dr Grongd.
Zwie Schätz ööch [5]) ze liewe, dos es net gesongd.
Ö weil ich heibei de Ketzere [6]) zieh,
Drem müß ööch meng Schätzche verewer so gieh.

Die Rose höt Denner [7]), es weiß örer [8]) rot.
Dr Klammhätz [9]) höt Henner [10]) ö petzt mich net tot;
Drem namm ich fenf Batze, kööf Bolwer ö Blei [11])
Ö schiß mich nü tot — nee, ich donner verbei [12]).

Kurt Nuhn.

[1]) Verlassen. [2]) Meinem Herzliebchen. [3]) Vorüber. [4]) Verteufelt. [5]) Auch. [6]) den Kürzeren. [7]) Dörner. [8]) oder. [9]) Klammhirsch (Hirschkäfer). [10]) Hörner. [11]) Kaufe Pulver und Blei. [12]) Und schieß' mich nun todt — nein, ich donnere vorbei.

Aus Heimath und Fremde.

Die siebenundfünfzigste Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde in Frankenberg. Zum ersten Male seit der Einführung der Wanderversammlungen im Jahre 1863 tagte der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde in diesem Jahre in der uralten hessischen, einst berühmten Stadt Frankenberg. Die Bürger derselben hatten alles aufgeboten, um den Gästen einen freundlichen Empfang zu bereiten und ihnen den Aufenthalt zu einem angenehmen zu gestalten. Mehr denn 50 auswärtige Mitglieder des Vereins waren zur Theilnahme an der Hauptversammlung in der festlich geschmückten Stadt eingetroffen. Am Abend des 29. Juli fand auf dem Balcon des Hauses Schmidtmann die Sitzung des Hauptvorstandes (vertreten durch 5 Mitglieder) statt, in welcher die in der Hauptversammlung zu erledigenden Fragen einer kurzen Vorbesprechung unterzogen wurden, an die sich dann Abends um 8 Uhr eine zwanglose gesellige Vereinigung der bisher eingetroffenen Festtheilnehmer im Hotel Schmidtmann anschloß. Ueber den weiteren Verlauf des Festes berichtet die „Oberhessische Zeitung“: Am zweiten Tag wurde um $^1/_2$8 Uhr Morgens mit einer Besichtigung der historisch merkwürdigen Bauten, namentlich der Liebfrauenkirche, unter Führung des Rektors Schenk und des Konservators Bickell-Marburg begonnen. Hiernach um 9$^1/_2$ Uhr nahm die Hauptversammlung im Rathhaussaale ihren Anfang; leider war diese Stunde eine zu frühe für alle mit dem Zuge um 11 Uhr eintreffenden Theilnehmer. Eröffnet und geleitet wurde die Versammlung von dem Vorsitzenden des Vereins, Major von Stamford-Kassel. Vor Eintritt in die Tagesordnung ergriff der Vertreter der Stadt, Herr Hassenkamp, das Wort, um namens der Stadt Frankenberg die Gäste herzlich willkommen zu heißen. Sodann gedachte der Vorsitzende des im Laufe des letzten Vereinsjahres geschiedenen Museumsdirektors Dr. Pinder, des langjährigen Vorstandsmitgliedes und Konservators der Sammlungen in Kassel; das Andenken des Geschiedenen wurde durch Erheben von den Sitzen geehrt. Aus dem hiernach durch Dr. Scherer-Kassel erstatteten Geschäftsberichte ging hervor, daß der Verein im Laufe des Jahres 23 Mitglieder durch den Tod verlor, 52 Mitglieder neu hinzutraten und die Gesammtzahl derselben gegenwärtig 1301 beträgt. Sodann folgte die Bekanntgabe der vom Verein herausgegebenen Bücher, eines Berichts über den Stand der Kasseler Vereins-Bibliothek, sowie eines kurzen Rückblicks auf das Kasseler Vereinsleben, die Ausflüge und Sitzungen im abgelaufenen Geschäftsjahre. Hieran schlossen sich Mittheilungen des Konservators Bickell über die Lage der Marburger Alterthumssammlung und deren Vermehrung; herumgereicht wurden Photographien der Ofenplatten des Frankenberger Formschneiders Ph. Soldan. — Was die Kassenverhältnisse anbelangt, so wurde aus der Vorjahrsrechnung ein Kassenbestand von 1976.34 Mk. übernommen. Die Jahreseinnahme betrug 7263 Mk., die Ausgabe 4793 Mk., Kassenbestand 2469 Mk. Decharge wurde ertheilt. — Der Mitgliederbeitrag wurde wie seither auf drei Mark auch für dieses Jahr festgesetzt und der Marburger Vereinssammlung zur Mehrung und Unterhaltung ein Beitrag von 500 Mark zur Verfügung gestellt, gegen 450 Mk. der Vorjahre. — Als Ort der nächsten Jahres-Wanderversammlung (1892) wurde, auf Einladung des Bürgermeisters Döhle, Eschwege gewählt. — Ferner wurde auf die Absicht des Bauraths Hoffmann-Fulda hingewiesen, über die Kirche in Rasdorf eine Publikation zu veranstalten. — Bei der hiernach folgenden Wahl des Hauptvorstandes wurde der seitherige Vorstand wiedergewählt. Derselbe besteht aus den Herren von Stamford, Major a. D., (Vorsitzender), Dr. Brunner, Bibliothekar der Landesbibliothek, (Stellvertreter des Vorsitzenden), Dr. Eisenmann, Galleriedirektor, (Konservator), Lenz, Kustos des Museums,(Kassierer),Dr.Scherer,Bibliotheks-Sekretär, (Bibliothekar) und W. Stern, Kreisgerichts-Sekretär a. D., (Schriftführer), sämmtlich zu Kassel. — Nach Erledigung des geschäftlichen Theiles der Versammlung folgten zwei Vorträge. Der erstere, gehalten von Professor Dr. Schröder-Marburg, behandelte „Die hessischen Schauspiele des 15., 16. und 17. Jahrhunderts“, im zweiten sprach Pfarrer Heldmann-Michelbach: „Ueber die älteren Territorial-Verhältnisse des Kreises Frankenberg mit Einschluß der Herrschaft Itter.“ — Nach Schluß der Hauptversammlung fand eine Frühstückspause im „Goldenen Engel“ statt. — Erwähnen wollen wir noch, daß auf dem Rathhause eine Ausstellung der noch vorhandenen Frankenberger Alterthümer und Archivalien ausgestellt war. Auf die beiden Vorträge, welche Prof. Schröder und Pfarrer Heldmann hielten

werden wir in einer späteren Nummer unserer Zeitschrift zurückkommen.

Nach der Sitzung im Rathhause und dem Frühschoppen im „Goldenen Engel“ begann das Festessen im Hotel Schmidtmann um 3 Uhr. Der Festsaal war mit einem großen hessischen Wappen, dessen rothweißen Löwen Herr Pfarrer Wissemann-Kassel nachgehends verherrlichte, und dem Frankenbergischen Löwen geschmückt. Der Vorsitzende, Major von Stamford brachte den Kaisertoast aus. Dr. Ackermann-Hanau dankte der Stadt Frankenberg und Herr Landrath Riesch namens der letzteren dem Verein. Darauf brachte Se. Exzellenz Oberhofmarschall von Dalwigk aus Oldenburg, welcher nebst zwei Söhnen, dem Landrath von D. zu Hünfeld und dem Lieutenant von D. aus Hildesheim, von seinem Gute Campf aus die Versammlung mit ihrem Besuche beehrt hatte, einen Toast auf die beiden Redner des Tages, Pfarrer Heldmann-Michelbach und Prof. Dr. Schröder-Marburg aus, beide statteten ihren Dank ab, ersterer durch einen Toast auf die ihm seit siebzehn Jahren befreundete Familie von Dalwigk, die auch dem Vorstand zu Kassel nahe auf dem Leibe sitze als Patron der besten hessischen Pfründe Kirchditmold und jetzt noch die einzige blühende waldeckische Adelsfamilie sei, und wünschte derselben ein ferneres vivat, floreat, crescat. Professor Schröder dagegen gedachte in schwungvollen Worten des hochverdienten Festausschusses. Herr Pfarrer Wissemann trug noch ein vor drei Jahren auf der Versammlung zu Gelnhausen mit großem Beifall aufgenommenes Gedicht „An's Hessenland“ auf's Neue vor, dessen Verfasser, Amtsrichter Dr. Türk zu Battenberg, ein geborener Westfale, der Versammlung beiwohnte. Nach dem Festmahle begaben sich viele Mitglieder zur Rückreise zur Bahn, die Zurückbleibenden unter Musikbegleitung zum Goßberg und begrüßten den alten Aktuar a. D. Brell, der allseitig als ein Freund und Kenner hessischer Geschichte bekannt ist, beim Vorbeizug an seinem Hause mit freundlicher Ovation. Am Abend versammelten sich Vereinsmitglieder und viele einheimische Herren und Damen im „Goldenen Engel“, wo unter launigen Ansprachen die Zeit schnell verlief.

Am 31. Juli machten die Festgäste in vier Chaisen und zwei Leiterwagen einen Ausflug nach Hessenstein, wo unter Führung eines dortigen Försters dieses 1347 erbaute Schloß, sowie die nahe „alte Burg“, welche einen Blick auf den Keseberg mit seinen Trümmern gewährt, besichtigt und dann die Fahrt über die 1882 erbaute große Edderbrücke durch Bringhausen und das Orkethal nach Niederorke und nach eingenommenem Frühstück bei F. Prinz, unter Aufgabe des Besuchs des Schlosses Reckenberg wegen der regnerischen Witterung, über Sachsenberg nach dem waldeckischen Dalwigksthal fortgesetzt wurde. Dort wurde zunächst das vormalige corveyische Schloß Lichtenfels besichtigt, dessen Besitzer Baron Franz von Dalwigk bereitwilligst die in den letzten Jahren wesentlich renovirten Räume, namentlich ein Zimmer mit einem Altare zeigte, dessen Ahnenwappen und die sonstigen Merkwürdigkeiten des Schlosses, unter dessen Linde sich ein Vehmgericht in der Vorzeit befand, sowie des im Thale gelegenen, längst verschwundenen Hauses Huxol, eines von Dorfeldischen Rittersitzes, Pfarrer Heldmann kurz erklärte. Nachdem noch die Gäste den fünfzig Meter tiefen Schloßbrunnen besichtigt, sich an der herrlichen Fernsicht auf das in majestätischer Ruhe vorgelagerte sauerländische Gebirge mit dem Schloß- und Bollerberge bei Medebach und dem vom Schloßherrn gereichten Trunke gelabt, nahm man den Abstieg über den Hof Sand nach dem Emde'schen Gasthause zum Mittagsessen, dem wiederum der Oberhofmarschall von Dalwigk, Exzellenz, beiwohnte. Letzterer zeigte den Gästen noch die Kirche mit ihren von Landrath von Dalwigk letzthin renovirten zahlreichen Ahnenwappen, darunter auch viele hessische von Winter, Rau, Dersch rc. Die Kirche hat zu Seiten des Altars zwei Grabgrüfte, welche jedoch nicht geöffnet waren; in der zur Rechten ruhen die Glieder der sandischen katholischen Linie, in der zur Linken die der campfischen lutherischen Linie, darunter der 1880 verstorbene darmstädtische Minister von Dalwigk. Nachdem noch Major von Stamford ein fröhliches Wiedersehen in Eschwege und Metropolitan Wessel Liebe und Freundschaft den Gästen gewünscht, schied man von einem Orte, der insofern glücklich gewählt war, weil kaum einer der Gäste denselben je vorher gesehen, noch später zu besuchen Anlaß haben wird. Auf der Rückfahrt um 3 Uhr bot sich der Anblick der nach dem vorjährigen Brande neu aufgebauten Stadt Sachsenberg mit ihren neuen Straßen dar. Um 6 Uhr führte der Dampfwagen die zahlreichen Besucher wieder der Heimath zu. Sie werden des dort Gehörten und besonders der Gastfreiheit der Frankenberger freudig gedenken.

Jubiläum. Am 9. August feierte zu Berlin der berühmte Chemiker Geheimer Rath Professor Dr. August Wilhelm von Hoffmann sein fünfzigjähriges Doktor-Jubiläum. Reiche Ehrungen wurdem dem Jubilare seitens des königlichen Hauses, der Akademie der Wissenschaften, seiner Kollegen und Zuhörer zu Theil. Im Auftrage des Kaisers überreichte ihm der Kultusminister Graf von Zedlitz den Stern zum Kronenorden 2. Klasse mit der Zahl 50. Die Kaiserin ließ durch den Kammerherrn v. d. Knesebeck telegraphisch dem Gefeierten zu dem „Gedenktage einer ehrenvollen und von Erfolg gekrönten Laufbahn“ ihre besten Glückwünsche übersenden. August Wilhelm von Hoffmann ist am 8. April 1818 zu Gießen geboren, er war Schüler

und Assistent Liebig's, habilitirte sich 1845 als Docent der Chemie an der Universität Bonn, wurde wenige Jahre später Lehrer an der neuerrichteten chemischen Schule zu London, 1861 Präsident der Londoner chemischen Gesellschaft und folgte 1863 einem Rufe an die Universität Berlin als Nachfolger Mitscherlich's. Geheimer Rath A. W. von Hoffmann zählt zu den bedeutendsten Chemikern unserer Zeit. Sein Hauptfeld ist die organische Chemie. Von der großen Anzahl seiner hervorragenden Leistungen haben seine Studien über die Anilinfarbstoffe die größte Bedeutung gewonnen. Nicht minder hoch zu schätzen sind seine Einleitung in die moderne Chemie und seine historische Arbeiten sowie die pietätsvollen Denkreden, welche er voraufgegangenen Freunden wie Graham, Wöhler, Liebig, Gustav Magnus, Dumas, Quintino Sella 2c. gewidmet hat.

Universitätsnachrichten. An Stelle des nach Berlin berufenen Professors Dr. Rubner ist dem Professor Dr. Friedrich Löffler der Lehrstuhl für Hygiene an der Universität Marburg übertragen worden. — Der Privatdocent Dr. Lothar Heffter in Gießen ist zum außerordentlichen Professor für Mathematik ernannt worden.

Todesfälle. Am 1. August verschied zu Kassel im fast vollendeten 72. Lebensjahre der Ober- und Geheime Regierungsrath a. D. Franz Ludwig Mittler, ein ebenso befähigter wie kenntnißreicher Beamter, der sich eines ausgezeichneten Rufes in der Gelehrtenwelt als Germanist, insbesondere als Kenner des deutschen Volksliedes erfreute. Die Frucht seiner umfassenden Studien ist seine berühmte Sammlung deutscher Volkslieder, die beste und werthvollste wohl, die wir besitzen. Geboren war Franz Ludwig Mittler am 3. August 1819 zu Kirchhain als Sohn des dortigen Papierfabrikanten Mittler. Er besuchte das Marburger Gymnasium unter Vilmar, der große Stücke auf ihn hielt und dem er auch die Anregung zu seinen germanistischen Studien verdankte. Von 1837 bis 1841 studierte Mittler Rechts- und Staatswissenschaften auf der Landes-Universität Marburg, war nach vorzüglich bestandenem Staatsexamen Referendar am Obergerichte zu Kassel, wurde 1846 zum Regierungs-Assessor daselbst ernannt und später in gleicher Eigenschaft an die Regierung in Hanau versetzt. Im Jahre 1850 wurde er als Referent in das Ministerium des Innern berufen, 1854 zum Regierungsrath und 1860 zum Geheimen Regierungsrath befördert. Nach der Annexion von 1866 wurde er zunächst mit der Leitung der Abtheilung des Innern bei der königl. preußischen Administration beauftragt und im folgenden Jahre als Ober-Regierungsrath zum Dirigenten der Abtheilung für Kirchen und Schulsachen ernannt. In dieser Stellung verblieb er in hervorragender Thätigkeit bis zum Jahre 1886, in welchem er auf seinen Wunsch in den Ruhestand versetzt wurde. Der Gymnasial-Oberlehrer a. D., Pfarrer G. Th. Dithmar in Marburg hat dem Verblichenen einen warmen poetischen Nachruf gewidmet, welchen die „Oberhessische Zeitung“ in ihrer Nummer vom 7. August veröffentlichte. — Nach langem Leiden starb am 10. d. M. zu Hamm in Westfalen H. J. Schmedes, Kgl. Senats-Präsident bei dem dortigen Oberlandesgericht. Heinrich Julius Schmedes wurde 1827 zu Homberg an der Efze geboren. Er absolvirte zu Ostern 1847 das Gymnasium in Fulda, wo sein Vater, früher Hauptmann in hannoverschen Diensten, die Stelle der Syndikus des freiadeligen Damenstiftes Wallenstein bekleidete. Nachdem H. J. Schmedes seine juristischen Studien in Marburg und Berlin beendet, trat er als Obergerichts-Referendar in Fulda in den kurhessischen Staatsdienst, daselbst brachte er die Jahre seines Vorbereitungsdienstes zu, bis er im Jahre 1857 in Hanau als Assessor angestellt wurde. Hier verblieb er in verschiedenen Dienststellungen, bis er im Jahre 1873 als Oberlandesgerichtsrath nach Posen versetzt wurde. Nachdem er daselbst einige Jahre zugebracht, kam er in gleicher Stellung an das Oberlandesgericht nach Naumburg a. S. und von hier aus als Senatspräsident im Jahre 1886 nach Hamm. Mit dem Verblichenen ist wieder einer der hervorragendsten alten hessischen Juristen aus dem Leben geschieden, der seine ausgezeichneten Gaben des Geistes mit denen des Herzens zu einem harmonischen Ganzen stets zu verbinden wußte. (Hanauer Ztg.)

Hessische Bücherschau.

Aus dreiundfünfzig Dienstjahren. Erinnerungen von Dr. Gottfried Stichling, weimarischem Staatsminister. Weimar, Hermann Böhlau, 1891.

Diese Schrift des wenige Wochen nach ihrem Erscheinen im Alter von 77 Jahren verstorbenen Staatsministers G. Th. Stichling, eines Enkels von Johann Gottfried Herder, hat für uns Hessen schon um deswillen Interesse, als in derselben der wenig bekannt gewordenen Verhandlungen gedacht wird, welche der Verfasser, als Vertreter der großherzoglich sächsischen Regierung, mit der kurhessischen Regierung und dem Bisthum Fulda, zu dessen Diöcese das Großherzogthum Sachsen-Weimar gehört, über kirchliche Vermögensverhältnisse in den 50er Jahren zu führen hatte. Dieselben betrafen die nach erfolgter Dreitheilung des ehemaligen Fürstenthums Fulda im Jahre 1815 in Beschlag genommenen inländischen Fonds fuldaischer Stiftungen, von denen Weimar, welchem ein Theil des Landes zugefallen war, eine entsprechende Quote für sich in Anspruch nahm. Hierüber waren bereits von 1815 bis 1851 vergeblich schriftliche und mündliche Verhandlungen

gepflogen worden. Sie fanden durch Stichling ihren Abschluß im Januar 1857.

Geschichte der Grafschaft Schaumburg von Ch. Strack (Rektor). Rinteln, Druck von C. Bösendahl.

Um diese Schrift zu kennzeichnen, bedarf es nur des Hinweises auf jene Stellen, in welchen der Verfasser sich mit dem Landgrafen Friedrich II. von Hessen beschäftigt. Daselbst heißt es u. A.: Friedrich II. hielt einen glänzenden Hof, er nahm sich die französische Mißwirthschaft, Sinnlichkeit, Lüsternheit, Schamlosigkeit, Zerfahrenheit, Verprassung und Verschwendung zum Muster, vermehrte das Heer bedeutend und ließ in der erniedrigendsten Weise von 1776—1784 im englischen Solde 22,000 Mann (darunter Seume, Gneisenau ꝛc.) gegen Nordamerika kämpfen, wofür ihm 21,276,778 Thaler gezahlt wurden. Auf den Landstraßen wurden sogar diese Unglücklichen ergriffen, wie die Häringe in Schiffe eingepferchat und nach Amerika geschafft. Schon Friedrich's Vater hatte diesen Soldatenhandel getrieben, doch der Sohn beutete dieses Geschäft mit Menschenfleisch auf die schmachvollste und schändlichste Weise aus. Durch solche Mißregierung aber hatte dieses Haus sein Bestehen auf einem europäischen Throne verwirkt, und weil es noch eine Gerechtigkeit im Himmel giebt, darum ging in letzterer Zeit die Geschichte auch über diese Dynastie zur Tagesordnung über."

An dem Herrn Rektor Strack, der hoffentlich kein geborener Hesse ist, scheinen alle neuen Veröffentlichungen über den Landgrafen Friedrich II. spurlos vorübergegangen zu sein, sonst hätte er nicht solcher maßlosen Schmähungen gegen einen der besten und edelsten unter den hessischen Fürsten sich schuldig machen können. Wir empfehlen dem Herrn Rektor zum Studium den „Abriß einer Geschichte des Hessenlandes" von Karl Wagner, dort wird er Seite 31—33 über den Landgrafen Friedrich II. und den angeblichen „Menschenhandel und Seelenverkauf" die ihm mangelnde Belehrung finden.

Auch sonst finden sich in dem Buche viele fehlerhafte Angaben, die ein Herr Rektor hätte vermeiden müssen, und nichts weniger als angenehm berührt wird der Leser durch die selbstgefällige Art der Darstellung und ein gewisses Streberthum, welches sich in widerlicher Weise in dieser Schrift breit macht.

Beiträge zur Würdigung von Johann Balthasar Schupp's lehrreichen Schriften. Von Dr. phil. Paul Stötzner, Gymnasiallehrer in Zwickau. Leipzig, Verlag von Richard Richter, 1891.

Wir haben in Nummer 6 unserer Zeitschrift des hervorragenden Humoristen und Satirikers im 17. Jahrhundert Johann Balthasar Schupp, eines Hessen von Geburt, Erwähnung gethan und dabei kurz die Schriften angegeben, welche über denselben neuerdings erschienen sind. An diese reiht sich das vorliegende Buch an, das wir auf das Beste empfehlen können.

Fortsetzung zur Geschichte des Husaren-Regiments Landgraf Friedrich II. von Hessen-Homburg (2. hessisches) Nr. 14 vom 20. Februar 1887 — 1. Mai 1891. Bearbeitet von Adalbert Grafen zu Waldeck und Pyrmont, Sekonde-Lieutenant und Adjutant in diesem Regimente. Leipzig, Verlag von Alphons Dürr, 1891.

Die vorliegende Schrift ist eine Fortsetzung der „Geschichte des königl. preußischen 2. hessischen Husaren Regiments Nr. 14 und seiner hessischen Stammtruppen, 1706 bis 1886, herausgegeben von den früheren Offizieren des Regiments, Rittmeister Karl von Kossecki und Rittmeister Robert Freiherr von Wrangel", und bringt in übersichtlicher Weise alle bemerkenswerthen Vorkommnisse in diesem von Alters her berühmten Regimente während des Zeitraums vom 20. Februar 1887 bis 1. Mai 1891.

Anzeigen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 17. Kassel, 1. September 1891.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1891 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2847.

Auf dem Kirchhof über'm Dorfe.

Auf dem Kirchhof über'm Dorfe
Bin ich jüngst im Sturm gewesen,
Habe auf den Eisenkreuzen
Spruch und Jahreszahl gelesen.
Jung und hoffnungsvoll die Einen,
Alt und schwergeprüft die Andern,
Ruhen der Gemeinde Glieder
Hier vereint vom Erdenwandern.

Auf dem Kirchhof über'm Dorfe
Sind viel halbversunk'ne Hügel,
In dem Gras, das darauf wuchert,
Regen Vöglein ihre Flügel.
Ohne Kreuz und ohne Denkstein
Fanden hier den ew'gen Frieden,
Denen Ehre, Gunst und Reichthum
Ward im Leben nicht beschieden.

Auf dem Kirchhof über'm Dorfe
Hab' ich meinen Blick erhoben
Von den Gräbern mir zu Füßen
Zu dem Himmelszelte droben.
Wolken flogen, und im Westen
Ging die Sonne blutroth nieder,
Und es klang in meiner Seele,
Hallte in dem Sturme wieder:

Auf dem Kirchhof über'm Dorfe
Möcht' ich einst in Frieden schlafen,
Wenn mein Schiff nach langer Meerfahrt
Landete im letzten Hafen,
Und wenn ohne Kreuz und Denkmal
Auch mein stiller Hügel bliebe, —
Habe ich doch kein Begehren
Als zu ruh'n in Gottes Liebe.

A. Weidenmüller.



Martin Ernst von Schlieffen, sein Leben und sein Verhältniß zur Sprachreinigung.

Vortrag gehalten von Dr. Carl Scherer.

Als die sprachreinigende Bewegung zu Anfang und Mitte der achtziger Jahre neu in's Leben trat, als man ihre Nothwendigkeit und volle Berechtigung gegenüber dem Hereinfluthen fremdländischer Wörterwogen mit Endschiedenheit aussprach und begründete, da war es ganz naturgemäß, daß man die Blicke zurückschweifen ließ in die Vergangenheit hinein und Vergleiche zog mit früheren, den jetzigen ähnlichen Zuständen. So deckte man in Wort und Schrift die Entstehung und Verbreitung des Uebels auf, zugleich aber wandte man die Aufmerksamkeit auch den Männern zu, die je zuweilen, zumal in Zeiten der Noth, aufgetreten waren als treue Kämpfer und Wächter für deutsche Sprache und deutsche Art.

Mancher Name ist so bekannter geworden, mancher erst zu verdienter Würdigung gelangt, mancher auch schlummert noch im Schoße der Vergessenheit.

Unser Hessen hat sich in früheren Zeiten schon rege an den sprachlichen Bestrebungen betheiligt. Ich erinnere daran, daß Landgraf Moritz und Wilhelm V. Mitglieder und Mitarbeiter der fruchtbringenden Gesellschaft waren, daß Dietrich von dem Werder, ein Stolz dieser Vereinigung, Hessen seine Bildung und geistige Erziehung verdankt, ich gedenke eines Kunowitz in Kassel, eines Johann Balthasar Schuppius in Marburg.

Mehr oder weniger sind diese Männer als Sprachreiniger vergessen gleich dem, der in gewissem Sinne und bis zu einem gewissen Grade ein Vorläufer und Bundesgenosse des Sprachvereins im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert war, ich meine Martin Ernst von Schlieffen.

So hielten wir es für wohl angemessen und dienlich, die Erinnerung an das Leben jenes Mannes zu erneuen und eine unbefangene Betrachtung und Beurtheilung seiner Stellung zur Sprachreinigung daran anzuschließen.

Martin Ernst von Schlieffen wurde am 30. Oktober 1732 zu Pudenzig bei Gollnow als Sprößling einer alten pommerschen Adelsfamilie geboren. Der Vater brachte den Knaben, dem er eine bessere Erziehung wegen Mittellosigkeit nicht zu geben vermochte, 1745 zum Garnisonregiment von Bredow, von wo dieser 1749 als „Fahnenjunkherr“ zur Garde versetzt wurde.

Während dieser Potsdamer Zeit vollzog sich die geistige Entwickelung Schlieffen's in sehr glücklicher Weise. Mochte auch der stramme Dienst, der mit wärmstem Pflichteifer geübt wurde, den größeren Theil der Tageszeit verschlingen, jedenfalls hatte der Jüngling noch Muße, um sich die französische Sprache ohne Lehrer anzueignen und Latein, Italienisch und Spanisch zu treiben. Alle Hoffnungen aber, die die Brust des wißbegierigen, strebsamen und schönen Fähnrichs schwellten, schienen mit einem Schlage vernichtet, als sich Spuren anscheinend eines Lungenleidens im Dezember 1755 bemerklich machten. Ein Urlaub von vier Wochen wurde nachgesucht und gewährt; eine Bitte um weitere Verlängerung hingegen mit völligem Abschiede beantwortet. Alle Verwendungen von Freunden und Gönnern blieben erfolglos. Da kommt die Nachricht vom Ausbruch des Krieges zwischen Preußen und Oesterreich. Friedrich hat den Sieg bei Lowositz erfochten, Pirna hat sich ergeben. Nach Lockwitz bei Dresden, wo der König eben weilt, eilt der erst halbgenesene Schlieffen, um sich zu melden und noch einmal die Gewährung seines Wiedereintritts in das Heer zu erbitten. Voll gespannter Hoffnung und Erwartung steht er im menschenvollen Vorzimmer; der König tritt heraus und hört das Gesuch, „Herr, er ist ja noch krank“ herrscht er den Bittsteller an und geht weiter. — Wir verstehen den Schmerz, den diese harte, unverdiente Abfertigung in dem kriegslustigen und ruhmbegierigen Jüngling erwecken mußte, wir begreifen auch, wenn dieser später in Erinnerung an jenen Auftritt sein Urtheil über den großen König einmal dahin äußert: Friedrich's Größe als König und Kriegsmann ist über allen Widerspruch erhaben, dessen Herzensgüte aber preise,

wer sie empfunden hat. Schlieffen's Eltern waren inzwischen gestorben; mittellos und heimathlos stand der Abgewiesene da. Zum Glück fehlte es nicht an guten Empfehlungen höchstgestellter Männer wie des Prinzen Heinrich, des Bruders, und Ferdinand's von Braunschweig, des Schwagers des Königs. Ihrer eifrigen Verwendung und Befürwortung hatte es Schlieffen zu verdanken, daß ihn Landgraf Wilhelm VIII. von Hessen zu Anfang 1757 als überzähligen Lieutenant im Regimente Prinz von Isenburg annahm. Die hessischen Truppen kämpften damals erst unter Cumberland's, dann unter des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig Führung zusammen mit den anderen preußischen Verbündeten gegen die Franzosen auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Schlieffen, der den Vorzug genoß, zum Adjutanten Ferdinands ernannt zu werden, lernte von diesem hochbedeutenden Führer auf das beste die schwere Kunst der Kriegsführung und erwarb sich durch geschickte Ausführung kleiner Handstreiche das hohe Vertrauen und die Gunst seines Vorgesetzten. So stieg der 27jährige schon 1759 zum Major und 1760 zum Oberstlieutenant und Kommandeur der Leibgarde zu Fuß. In demselben Jahr entzog ihn Versetzung der Armee. Am 1. März 1760 war seinem verstorbenen Vater Landgraf Friedrich II. in der Regierung gefolgt. Der neue Herrscher, zeitlebens stolz darauf preußischer General zu sein, hegte eine warme Liebe und Verehrung für Friedrich den Großen; er schwärmte mit ganzer Seele für die Grundsätze und Einrichtungen des preußischen Heer- und Kriegswesens, die er auf seinen Staat übertrug. Mit Vorliebe umgab er sich mit Offizieren, die in preußischen Diensten gestanden hatten. Jungken, ein Preuße, der nachmals zum Generallieutenant und Minister emporstieg, war bereits sein Adjutant; ihm trat jetzt als zweiter Schlieffen unter gleichzeitiger Beförderung zum Obersten und Kammerherrn zur Seite. So begleitete Letzterer den Landgrafen, der sein von den Kriegsstürmen durchzogenes Land verlassen hatte, auf dessen Reisen, und hier mag es wohl gewesen sein, wo der liebenswürdige, jugendschöne und geistreiche Offizier zuerst die Zuneigung seines Herrn gewann, die er später ohne jedwede Trübung bis zu dessen Tode besaß. Aber Schlieffen war vor allem ein Kriegsmann und kein Höfling. Er sehnte sich nach dem Heere zurück, wo man ihn ungern mißte, und wo man ihm die Führung der sog. brittischen Legion in Aussicht gestellt hatte. Andererseits mochte der Landgraf seinen trefflichen Gesellschafter nicht entbehren und willigte erst, als Schlieffen mit Abschiedseinreichung drohte, in dessen Wiederkehr zum Heere ein, bei dem jener nun bis zur Beendigung des Krieges blieb. Mit den Friedensjahren beginnt ein neuer, bedeutsamer Fortschritt in der Laufbahn des neuernannten Generals. Bald zieht er sich von dem Geräusch der Hauptstadt und dem glanzvollen Treiben des Hoflebens zurück in sein friedliches Windhausen, um hier in der Stille des Landlebens beschaulicher Betrachtung und ernster Geistesarbeit sich zu ergeben, bald geht es hinaus in die fremden Länder. Zumeist als Begleiter des Landgrafen lernt er auf Reisen in Frankreich und England, in der Schweiz und in Polen fremde Einrichtungen und Staatsformen, wirthschaftliche und soziale Verhältnisse kennen und mit prüfenden Blicken betrachten und beurtheilen. Da streift der Garnisondienstmüde das Kriegerkleid mehr und mehr ab. Aus dem Feldherrn Schlieffen entwickelt sich der Staatsmann Schlieffen.

Das Jahr 1772 sah Schlieffen als Generallieutenant und als Minister. „Ein Mann von Kopf, ein Mann zum Minister, zum General — vielleicht zu was er will geschaffen“ — so heißt es in einem zeitgenössischen Briefe — „dem wohl nichts entgeht, wonach sich sein Geist ausstreckt.“

(Fortsetzung folgt.)

Kasseler Kinderliedchen,

gesammelt und erläutert von Dr. Gustav Eskuche und Johann Lewalter.

(Fortsetzung.)

Wie die Eltern so die Kinder: der Junge, der schon Wein und schöne Mädchen liebt, beschwichtigt seine Mutter, die sicherlich nie Geld hat, mit 3 Thalern:

77) Ich ging in Keller hinter's Faß.
Muskateller? was ist das!
Muskateller trink' ich gern,
Schöne Mädchen küss' ich gern.

Mag die Mutter schmälen,
Wie sie will.
Geb ich ihr drei Thaler,
Schweigt sie still.

Natürlich macht sich so ein Bengel nichts aus der Schule, er pfeift was auf den Tadel seiner Eltern, wie es in einem freilich aus zwei fremdartigen Stücken gebildeten Liedchen heißt:

78) „Eene deene Dintefaß
Geh' in die Schule und lerne was,
Und wenn du was gelernet hast,
Steck die Feder in die Tasch'."

Mein Vater ist ein Schneider,
Er schneidet mir 'ne Pfeife,
Da pfeif' ich allen Morgen,
Das geht wie eine Orgel.

Das Unglück bleibt natürlich nicht aus. Die Mutter fällt zum Fenster hinaus und bricht ein Bein, und kaum kann sie Dank der kunstfertigen Hand des Doktors (Schneider Kakadu) wieder laufen, da stirbt ihr Mann.

79) Auf dem Berge Sinai
Wohnt der Schneider Kikriki,
Seine Frau die Margarete
Saß auf dem Balkon und nähte,
Fiel herab, fiel herab,
Und das linke Bein brach ab.
Kam der Doktor hergerannt
Mit der Nadel in der Hand,
Näht' es an, Näht' es an,
Daß sie wieder laufen kann.

80) Billewillewitt mein Mann ist krank!
Billewillewitt was fehlt ihm dann?
Billewillewitt ein Gläschen Wein?
Billewillewitt das kann wohl sein!
Billewillewitt ein Stückchen Brot?
Billewillewitt er ist schon todt!
Billewillewitt den Doktor holen,
Der soll ihm den Buckel versohlen!

Wie ein echter Niederländer muthet uns dies ganze derbfröhliche Bild von dem Bettelhaushalt an. Es ist alltägliches Leben, doch umkleidet vom heitren Sonnenschein eines Kindergemüthes, dem Armuth nur wunderlich, dem Unordnung noch drollig erscheint. Drum zeigt sich nur gute Laune, aber kein eigentlicher Spott in diesem lachenden Bild von dem Haushalt, der so lustig = leichtsinnig beginnt und so traurig = leichtfertig endet. — Allein selbst unsre Kasseler „Jungens„ und „Mäderchen" sind doch nur Engelchen mit einem B davor. Wenn da ein frecher Bäckerjunge, mit dem leeren Weckekorb auf dem Rücken durch die Straßen schlendernd mit kleinern Kindern anbändelt, weshalb sollen sich die nicht an ihm rächen, so gut sie können? So rufen sie hinter ihm her:

81) Bäckerklos, Bäckerklos,
Mach die Wecke nit so groß,
Mach se nit so kleine!
Sonst kriegste scheiwe Beine!

Und was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Kommt da ein Herr in schwarzem Zylinder und Schlappschuhen her und erschreckt mit seinem schwarzen Gesicht die spielenden Kinder; nun, dann ist's nicht wunderbar, wenn bald hinter ihm der Ruf erklingt:

82) Schornsteinfeger,
Lumpenträger,
Kreideweiß,
Kohleschwarz!

So lernt die liebe Jugend das Necken, angelockt durch die Gegensätze weiß und schwarz. Und was einst nur dem alles zermalmenden Schmetterling galt, dem gefräßigen Weißling, das wird nun dem mehlmahlenden weißbestäubten Müller nachgerufen:

83) Miller — Miller — Mahler
Schenk m'r doch 'en Dahler!

Ja auch an dem Fremdling, der in unsern Mauern weilt, vergreift sich in dieser Weise die Jugend, wenn er in gleichmäßigen Pausen allzulaut krächzt:

84) Kauft Kohlen!

Dann hallt's vielstimmig zurück:

Wo hast se gestohlen?

Die klügeren Kohlenbauern der Neuzeit schreien deshalb: Kohlen kauft!

Die edle Schneiderzunft, durch Alter und Ursprung (vgl. I. Mos. 3, 21), doch allen anderen Gewerben überlegen, ist von jeher, besonders im Mittelalter, Gegenstand des Volkswitzes gewesen. Auch der klug beobachtende Kindersinn hat sich den wunden Punkt nicht entgehen lassen. Das dürre Schneiderlein begnügt sich mit „Erwesen un Speck", welchen Schuster, Schlosser und Schreiner nicht wollen; das mit Geberden vorgetragene Gespräch der vier Handwerker ahmt zugleich durch die Sprachlaute überaus fein das Arbeitsgeräusch nach und gehört ebenso sehr unter die Kinderspiele:

85) Der Schuster macht:
Erwesen un Speck,
Das máag ich nit, das máag ich nit!
Der Schneider macht:
Hätt' ich es! Hätt ich es!
Der Schlosser macht:
Ginn's em doch! Ginn's em doch!
Der Schreiner macht:
Dä höst es! Dä höst es!

86) Schneider juchhe!
Drei Deller voll Fleh,
Drei Deller voll Wanzen,
Schneider muß tanzen.

Dem Lohnkutscher, der hier mit einem bestimmten Namen eingeführt wird, gilt der böse Spruch:

87) Brenner hat zwei Pferde,
'en Schimmel und 'en Fuchs,
Der Fuchs der will nit drecken,
Der Schimmel will verrecken.

Ach, und Jugend kennt keine Tugend: sie vergreift sich sogar an der geheiligten Person ihres Lehrers, wenn er, dem Frühling vergleichbar, mit seinem Zauberstabe die jungen Blüthen aus

dem schlumernden Grunde hervorzulocken sucht; der Dank dafür ist aber kein Frühlingslied:

88) Wenn die Glocke achte rappelt,
Kommt der Lehrer angewackelt
Mit dem langen Besenstiel,
Haut die Kinder gar so viel,
Gar so viel ist ungesund,
Der Lehrer ist — — — —

89) Heinerich, was machste da?
Vater, ich studire.
Heinerich, das kannst du nit!
Vater, ich probire.

Doch mit diesen Sprüchen sind wir schon einige Jahre vorausgeeilt: noch lebt das Kind in ungetrübtem Glücke. Es kennt noch nicht die Leiden der Schule, noch viel weniger die Schule des Lebens. Ahnungslos wünscht es sich vor allem für die nächste Weihnachten einen „Buckelranzen", den es dann oft schon nach einiger Zeit zwischen Haus und Schule mit demselben Behagen hin- und herträgt wie der Postbote seine Brieftasche. Noch ruht des Kindes ganze Weisheit in den kleinen Liedchen, die mühelos in der Stube und auf der Straße gelernt werden. Da gilt schon bei den kleinsten Kindern, was von Erwachsenen gilt: Was sich liebt, das neckt sich. So sucht der freund-feindliche Gegensatz zwischen Jungen und Mädchen in mehreren Sprüchen nach Ausdruck:

90) Müller — Müller — Mahler
Die Mädchen kosten 'en Thaler,
Die Jungen kosten 'en Hühnerdreck,
Die kehrt man mit dem Besen weg.

Es versteht sich von selbst, daß das Lied, wo es von Jungen gesungen wird, gegen die Mädchen umgewandelt wird.

91) Es regnet dicke Tropfen,
Die Jungen muß man klopfen,
Die Mädchen muß man schonen
Wie eine Zitrone.

Nicht so zart necken sich die Kinder in Rosenthal: Schworze, schworze Heirelbeern! Bloe, bloe Dente! Wößt ehr net, wo Donar leit? Donar leit dort ingen, Wo die faulen Merrercher seng, Jonge rieche wie Eisopstöck Merrercher stenke wie Zegenböck. Geis, Geis ma!

92) Die Katze läßt das Mausen nicht,
Die Weiber naschen gern,
Die Männer sind drauf abgericht't,
Sie brauchen keine Latern'.

Dafür singen die Jungen gern ein anderswoher bekanntes Lied:

93) Herr Schmidt, Herr Schmidt,
Was kriegt denn Julchen mit?
Ein Schleier und ein Federhut,
Das steht dem Julchen gar zu gut.

Aelter als der Antisemitismus ist wohl folgendes Spottlied auf die Juden:

94) Die Jidd'n hab'n 'en Schwein geschlacht't
In dem Dempel Moses
Und haben daraus Wurst gemacht!
Ist das nicht was Famoses?

Dagegen erst der geist- und herzlosen Schwiegermutter-Verfolgung der Neuzeit verdankt wohl folgendes Lügen-Lied seine jetzige Fassung:

95) Eine alte Schwiegermutter
Mit der krummen Faust,
Sieben Jahr im Himmel droben,
Kommt nun wieder raus.
Ist das nicht ein dummes Weib,
Das nicht in dem Himmel bleibt?

1851 schrieb es Professor Meier in Tübingen noch so nieder: Anna Mareile, Dorotheile, Mit de krumme Füße: Bist zehn Jahr im Himmel gwä, Hast wieder abe müße. — Nicht kindlich in der Fassung, wohl aber im Gedanken ist ebenso der Trost, welchen ein schon älterer Junge seinem weinenden Gespielen giebt, bevor er ihn durchprügelt:

96) Weine nicht! es ist vergebens,
Denn die Thränen dieses Lebens
Fließen doch in's Kellerloch:
Deine Watsche kriegst du doch!

Der Spruch wird auch angewendet, wenn ein Kind, das 'was ausgefressen hat, sich vor dem Nachhausegehn fürchtet. Hören dann die andren Kinder den dringlichen Ruf der Mutter, so necken sie das Kind zudem:

97) Geh' heim, deine Mutter hat auf 'm Lätschen (= Pantoffel) gepiffen!

Wie dies liebliche Geleitswort dem vom Spiele zu früh abgerufenen Knaben nachklingt, so begrüßen die Kinder den, der zu spät auf der Straße beim Spiel erscheint, Rübchen schabend mit diesem Willkommen:

98) Sitzen geblieben!
Kartoffel gerieben!

Oder wenn gar verlautet, daß eins Schläge bezogen hat, so tönt ihm nicht selten die höhnische Frage entgegen:

99) Schmand geleckt?
Gut geschmeckt?

Wohl sind die Neckrufe nicht frei von aller Schadenfreude, aber noch mehr, glaube ich, spricht doch aus ihnen das übermüthige Behagen an der eigenen glücklicheren Lage. Manches Kind singt diese Verse lustig mit und spürt dabei noch Vaters oder Mutters Röhrchen von gestern, wie's in einem schwäbischen Liede heißt: Mei Muoter hot me g'schlage Mit Hagebuchereis; J ka ders net versage, Wie mi mei Buckel beißt. —

Oefters kleidet der kindliche Sinn den Neckruf in Räthselgestalt ein. So fängt mancher kleine, in die Spielsprache der Straße noch nicht eingeweihte Junge zu weinen an, wenn ihm etwa ein älterer lachend den Finger mit dem Rufe entgegenstreckt:

100) Der hat kein Hemd an!

Aehnlich sind die neckenden Antworten auf die Frage nach der Wohnung:

101) Drei Treppen hoch im Kellerloch!

oder auf die Frage nach der Tageszeit:

102) ¾ auf kahle Erwesen!

d. h. kalte Erbsen, wie auch der Straßburger Spruch lautet: Wie viel Uhr isch's? Dreivierdel auf kaldi Erbse, Wenn's druf kummt, se schlat's. Sonst könnte kahle wohl auch ein verhärtetes gale = gelbe sein, wie ein altes Fuldaer Gedicht (Hessenland 1890, S. 11), an dem sich einstmals in Paris zwei Fuldaer als Landsleute erkannt haben, beginnt: Zom Zilljes (= Sülze) gale Erbes Mit Hutzelbröh geschmälzt. — Noch größer ist die Freude der bösen Straßenjugend, wenn es gelingt, einen Dummen selbst zu einer Antwort zu bringen, die ihn bloß stellt und lächerlich macht, z. B.

103) A. Ich ging mal in den Wald. B. Ich auch.
Da kam ich an ein Haus. Ich auch.
Da guckte 'ne alte Frau raus. Ich auch.
Die hatte ein Brot. Ich auch.
Butter und Käse darauf. Ich auch.
Der Käse stank. Ich . . .

Fällt der Gefragte 'rein, so laufen die andern Kinder mit lautem Puh! von dannen und lassen den Aermsten allein. Bei Mülhausen im Elsaß haben die Kinder einen ähnlichen Scherz: Ich bi in Wald gange. „Ich o." Ich bi zu 'm e Baum g'ku! „Ich o." Ich ha 'm umg'haue. „Ich o." Ich ha-n-e Seidrogh drüs g'macht. „Ich o." D'Sei hän drüs gfresse. „Ich o." Etwas feinere, doch ebenso wirkungsvoll mit den nöthigen Geberden abschließende Scherze sind:

104) A. Gestern ging ich in die — B. (den A kneift) Au!

oder

105) A. Ich kam an einen Teich. B. Wie?
Da sah ich Krebse. Wie?
Da fing ich sie mir. Wie?
Die Krebse knippten. Wie? A. So!

wobei A den dummen Frager kneift.

oder

106) A. Ich ging mal bei der Wache vorbei. B. Wie?
Da stand ein Posten. Wie?
Der schulterte das Gewehr. Wie?
Er rief die Wache raus. Wie?
Der Trommler trommelte. Wie?

So! sagt dann A und trommelt den Frager mit beiden Händen auf den Rücken.

Immer ist es die unbändige Freude am Besserwissen, die diesen Scherzen ihren Reiz für die Kinder bewahrt, wo unsereins nur noch erhaben lächelt. Wer dann 'reingefallen ist, lauert nun bloß auf die Gelegenheit, einen andern ebenso Dummen zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

Hessenlandes Urbewohner.

Von P. Holl.

Die interessante Frage, woher die den kriegsgeübten Römern Jahrhunderte hindurch imponirenden germanischen Völker der Cannifaten, Gambrivier, Sugambrer, Usipeter, Ansivarier u. a. stammten, und wie deren Namen zu deuten seien, hat schon oft die Forscher beschäftigt, eine befriedigende Lösung aber noch nicht gefunden. Eine solche bietet freilich Schwierigkeiten. Mir scheint aber, dieselben werden großentheils gehoben, wenn man bei der Namendeutung von einem anderen Gesichtspunkt ausgeht.

Ich glaube, daß jene Völker nach ihrem Hauptorte, nach dem Sitze des Gaufürsten, benannt waren.

Diese Orte behielten ihre Namen auch nach der Auswanderung der Bewohner, zumal wenn ein Theil derselben zurückblieb. So läßt es sich erklären, daß der nämliche Volksname, z. B. Chamavi, Chauci, am Rheine und auch an der Weser sich findet.

Die folgenden Ausführungen wollen zu weiteren Forschungen anregen. Sie haben, da die Annahme sich bestätigen wird, daß die ursprünglichen Wohnsitze jener berühmten Völker der germanischen Urzeit auf hessischem Boden gelegen haben, für die Hessen ein besonderes Interesse.

Wie die von Caesar, de bell. gall., genannten Atuatuci aus Atuatuca, die Tolosates aus Tolosa, wie die Οὐισβούργιοι des Ptolemäus aus Οὐισβούργιον, so stammten die Cannifates (nach Müllenhoff's Leseart in seiner Ausgabe der „Germania"), auch Canafates, Cannanefates, Cannenafates, Canninefate- (nach R. Schröder's Zusammenstellung in Sybel's histor. Zeitschrift, N. F. 7 Bd.) genannt, aus einer Ansiedelung an der Cannifa, einem Bache, woran der Wohnsitz des Canno lag. Nach Arnold, „Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme", S. 93, bedeutet altsächsisch apa, latein. aqua, goth. ahva, fränk. afa, apha, umlautend efa, ifa, ofa und ufa soviel als Bach. Man vergleiche die Bach- bezw. Ortsnamen: Hanapha, Hanefa, jetzt Hennef, Hunefe, jetzt Honnef, Ascafa, Herafa, Herifa, Hurnipha,

Hurnufa, Phiopha, Slirefa, Urphau. a. Die Formen Cannanefa und Canninefa sind gebildet wie die Namen Wizanbrunno, Uthinabach, Eschinewage. Zu dem Personennamen Canno, der durch die übliche Kürzung aus einem zweistämmigen Namen entstanden ist, kann man die Namen Cancor, Chanfried, (Cod. Laur.) Kandrud, Chanrat, Hanno (Pieper, Libr. Confrat.) stellen. Wenn der Name Cannifa sich bis heute erhalten hat, so wird er Hannef, Hanfe, oder falls man an Stelle des später unverständlich gewordenen efa das Wort bach gesetzt hat, Hanbach lauten.

Die Chamavi, vermuthlich identisch mit den Χαῖμαι, darf man wohl in Chamava oder Chaimafa suchen. Der Personenname Chamo findet sich bei Pieper, Libr. Confrat., Haimo bei Dronke.

Die Usipetes und Usipii hatten in Usipa oder Usbach ihren Hauptort. Der Name erinnert an Bach und Dorf Ausbach im Kreis Hersfeld.

Auch der Wohnsitz der Gambrivii, Γαμαβρίουιοι, war nach einem Bache, der Gambrifa, benannt. Hier hatte Gambar seinen Sitz. Dieser Name findet sich sonst selten, in der Geschichte der Longobarden wird eine Fürstin Gambara genannt. Aus Gambarifa konnte später Gamberbach werden, wie Walbach aus Walfe, Erbach aus Erfa, Asbach aus Asphe etc., Arnold, a. a. O. S. 315; ein Kamberbach wird im Urkundenbuch des Klosters Germerode, S. 114, erwähnt, heute heißt dieser Ort Kammerbach.

Die Σούγαμβροι mögen aus Sudgambara gewesen sein, einer gleichfalls auf dem Gebiete des Gambar, südlich von der vorigen gelegenen Ansiedelung. Bei Dronke, Cod. dipl. Fuld., S. 338, wird zu Ende des 10. Jahrh. nebst dem Orte Mursina, jetzt Morschen, ein praedium Scamberaha genannt. Offenbar ist dies das spätere Scembro, das jetzige Schemmern am Schemmerbach.

Mit besonderer Theilnahme verfolgen wir das von Tacitus, Annal. Lib. XIII. cap. 55 und 56. in ergreifenden Worten erzählte Schicksal der Ansivarii. Von den Chauken aus ihren Wohnsitzen vertrieben, hoffen sie, auf römischem Gebiete sich niederlassen zu können, werden aber zurückgewiesen, die Brukterer, Tenkterer und andere Landsleute greifen für sie zu den Waffen, um ihnen eine neue Heimath zu erzwingen, lassen sie aber bald, aus Furcht vor den Römern, im Stich. Nun bleibt ihnen nichts übrig, als in der alten Heimath nochmals ihr Heil zu versuchen, und es zieht Ansivariorum gens retro, ad Usipios et Tubantes, quorum terris exacti, cum Cattos, dein Cheruscos petissent, errore longo, hospites, egeni, hostes, in alieno, quod juventutis erat, caeduntur, imbellis aetas in praedam divisa est. Benannt sind die Ansivarii Ansibarii, Ampsivarii, von Ansivara, Ansibara oder Ampsivara. Mit dem Namen ihres Häuptlings vergleiche man die Personennamen Anzo, Ansa, Amzo, Amesa bei Dronke, Pieper u. a. Ahd. bar, par, angels. faer, alts. bär, nudus, vacuus, inanis, bedeutet in Ortsnamen, wie Buck, „Oberdeutsches Flurnamenbuch", bemerkt, Wäldblöße, abgetriebener Wald. Nach Arnold, „Ansiedelungen", S. 204, hat das Wort au auch manchmal die Bedeutung von Lichtung, Waldblöße. Das Wort lar in Ortsnamen wird wohl ursprünglich das nämliche bedeutet haben. Im Urkundenbuch von St. Gallen kommen die durch Zusammensetzung von Personennamen und para entstandenen Ortsnamen vor: Adelhartespara Folcholtespara, Pertoldespara u. a. Ampsivara heißt also ursprünglich die von Ampiso vorgenommene Rodung im Urwald, und dann die dort angelegte Behausung. Die Vermuthung liegt sehr nahe, daß Anzefahr bei Kirchhain, im Jahre 1282 Anzenvar, die Erinnerung an jenes Urdorf noch bewahre. Uebrigens sind die Ansivarii auf ihrem unglücklichen Wanderzuge nicht untergegangen, sie haben den Römern noch manchmal zu schaffen gemacht.

Die Κασουάροι haben nach der Ansicht des tüchtigen Tacituskenners Wormstall im Westen der Oberweser gewohnt. Man wird nicht fehl gehen, wenn man die Kasvara an der unteren Fulda sucht. Wenn Kaso, wahrscheinlich ein Gaufürst, in dieser Lichtung, an hervorragender Stelle, ein Herrenhaus, ahd. sal, altsächsisch seli, sich erbaute, welches auch die Residenz seiner Nachfolger wurde, so paßte der Name Kas-vara nicht mehr, man wird statt dessen Kas-sala gesagt haben, ähnlich dem Ortsnamen Bruochsale (Worms. Urkb.) und den späteren Bezeichnungen Almundeshusa, Theotricheshus, Calisburg. Kassala könnte derselbe Ort sein, welcher im Jahre 913 Chassala und Chassella und im Jahre 1008 Kassella und Kassala heißt.

(Fortsetzung folgt.)

Hessische Zeitungen.

Als im vorigen Jahr von Seiten des Marburger Zweigvereins für hessische Geschichte und Landeskunde die Jubiläums-Druckausstellung in's Leben gerufen wurde, sollte eine Sammlung hessischer Zeitungen ein möglichst vollständiges Bild auch dieses Theils der Literatur dem Besucher vorführen. Die Veranstalter waren sich bewußt, daß bei dem ersten Versuch, der in dieser Richtung unternommen wurde und bei der Kürze der Zeit, die zu Gebote stand, von einer wirklichen Vollständigkeit keine Rede sein könne. Trotzdem gelang es, ganze Jahrgänge oder einzelne Blätter von **221** selbstständigen Zeitungen und Zeitschriften, abgesehen von den dazu gehörigen Beilagen, auszulegen. Die Anregung, die hierdurch zu weiteren Forschungen nach verschollenen oder noch nicht wieder zum Vorschein gekommenen Erzeugnissen der Tagesliteratur gegeben war, hat zu Ergebnissen geführt, die ich nun einem größeren Leserkreis mittheilen will, um, wie ich hoffe, hie und da Interesse zu erwecken und Unterstützung zu finden. Zunächst sind die Zeitungen zu nennen, deren Dasein verbürgt ist, von welchen jedoch bisher noch kein Blatt zu erlangen war. Eine Ausnahme hiervon macht — was das Verbürgtsein anbetrifft — der Fuldaer „Postreuter", der, wenn er wirklich vorhanden gewesen ist, zu den ältesten deutschen Zeitungen gehören würde. Nach Schwarzkopf*) erschien der „Postreuter" 1618 zu Fulda und dauerte 12 Jahre. Doch weder Schwarzkopf noch denen, welche nach ihm die deutsche Zeitungsliteratur behandelt haben, ist je eine Nummer des „Postreuter" zu Gesicht gekommen, selbst Opel**) nicht, trotzdem er alle Archive und Bibliotheken durchforscht hat. Deshalb müssen wir den „Postreuter" als ein halb mythisches Wesen betrachten. Auf den Boden der Wirklichkeit kehren wir — um in chronologischer Folge zu bleiben — mit der Erwähnung des „Hanauischen Mercurius" zurück. Derselbe erschien seit 1678 in deutscher und französischer Sprache, ebenso als Fortsetzung von Mitte 1682 ab die „Europäische Zeitung", beides Blätter nur politischen Inhalts im größeren Styl. Von der deutschen Ausgabe des Mercurius sind einzelne Nummern in den Akten des hiesigen Staatsarchivs vorhanden, trotz aller Bemühungen haben bis jetzt weitere Exemplare nicht festgestellt werden können. Dagegen besitzt die Hanauer Stadtbibliothek von 1687 ab eine Reihe vollständiger Jahrgänge der deutschen „Europäischen Zeitung". Die französische Ausgabe, welche während längerer Zeit anfänglich in Frankfurt a. M. gedruckt wurde, bei Kuchenbecker, dann Blasius Ilsner, scheint ganz verschwunden zu sein. Dasselbe muß von einer zu Hanau gegen 1700 erschienenen Zeitschrift „Astraea" angenommen werden. Ein gleiches Schicksal ist der Monatsschrift zu Theil geworden, die Chr. Mehnert vier Bogen stark zu Schmalkalden unter dem Titel „Wahrenburgs curieuses Welt und Staats Cabinet" herausgab und zum Abonnement darauf im Januar 1736 durch die „Casseler Policey und Commercien Zeitung" zum Preis von 1 ggr. per Stück auffordert. Noch auffallender als das Verschwinden dieser vielleicht nur kurze Zeit bestandenen Schrift ist es, daß wir auch von der durch Professor Dr. Joh. Rud. Ant. Piderit geleiteten „Fürstlich Hessen Casselschen Staats und Gelehrten Zeitung", welche April 1769 begann, kein Exemplar haben auffinden können. Sie ging 1771 in die „Hessen Casselsche Zeitung" über, welche die Landesbibliothek besitzt. Ferner erwähnt Schwarzkopf in einem späteren als dem oben genannten Werkchen*) einer „Hanauer Ball-Zeitung" als einer „vorübergehenden witzig muthwilligen Erscheinung", die zur Fastnachtszeit 1802 erschienen sei, von der leider auch nichts mehr vorhanden zu sein scheint. Sollte es wohl eine frühere Karneval-Zeitung geben?

Die ältere, harmlose Zeit ist damit abgeschlossen, wir kommen zu der Periode, die im heutigen Sinne wirklich politische Zeitungen hervorbrachte, das heißt solche, die nicht nur Nachrichten von äußeren Begebenheiten enthielten, sondern sich auch mit den inneren Verhältnissen ihrer Heimath befaßten. Diese Periode beginnt, von einzelnen vorübergehenden Erscheinungen der Revolutionszeit abgesehen, für Deutschland nach den Befreiungskriegen, in unserer engeren Heimath aber erst nach der Bewegung von 1830.

Kann man das Verschwinden der älteren Zeitungen bedauern, so muß es außerdem noch Befremden erregen, daß trotzdem seit länger als 100 Jahren die gesetzliche Verpflichtungen bestand, Exemplare der Zeitschriften an die öffentlichen Bibliotheken abzuliefern, diese so große Lücken aufweisen, und zwar von Blättern, in denen sich das politische Leben der dreißiger Jahre und von 1848—50 abspiegelt. So ist keine Nummer der „Zeitschwingen" aufzufinden, welche Stern nach 1830 in Hanau herausgab. Die Bedeutung dieser Zeitung wird dadurch gekennzeichnet, daß sie durch Bundestagsbeschluß vom 2. März 1832 verboten wurde, wie Treitschke in seiner „Deutschen Geschichte" erzählt.

*) „Ueber Zeitungen." Ein Beitrag zur Staatswissenschaft von Joachim von Schwarzkopf. Frankfurt a./M. 1795. S. 14.

**) Opel, „Die Anfänge der deutschen Zeitungspresse 1609—1650".

*) „Ueber politische Zeitungen und Intelligenzblätter in Sachsen, Thüringen, Hessen 2c." von Joachim v. Schwarzkopf, Gotha 1802. S. 84.

Dann ersehen wir aus Rodenberg's „Erinnerungen an F. Dingelstedt“, daß dieser in einem Briefe an Fr. Oetker 1837 eine in Fulda erscheinende „Abendzeitung“ erwähnt, für welche er Beiträge liefere. Auch von diesem Blatt hat sich nichts weiter feststellen lassen.

Von Mitte der dreißiger Jahre an ist jede Regung politischen Lebens wieder unterdrückt, und der Drang nach Tagesschriftstellerei äußert sich nur in Versuchen, belletristische, wissenschaftliche oder einfache Anzeige- — Intelligenz- — Blätter hervorzurufen. Von diesen Versuchen, die zum Theil nur bis zu Probeblättern oder wenige Nummern darüber hinaus gediehen, und wovon keine Spur mehr vorhanden ist, sind zu erwähnen:

1) Ein „Intelligenzblatt“, von Weidemann in Rotenburg herausgegeben, hat länger bestanden;
2) „Minerva“, belletristische Zeitschrift, sollte 1839 von Hotop, Kassel, gedruckt und von einer Demoiselle Heuser zu Rauschenberg redigirt werden;
3) „Conversationsfreund“, eine Modenzeitung, und „Spiegel der Geschichte“, von J. H. Fiedler in Hanau herausgegeben. *Auf der Landesbibliothek zu Kassel befinden sich mehrere Jahrgänge der letzteren Zeitschrift.*
4) Hotop, Kassel, gab April 1841 eine Probenummer des „Intelligenz-Blattes für die Residenzstadt Cassel“ heraus, welches Unternehmen von Polizei wegen unterdrückt wurde; ein gleiches Schicksal hatte
5) im November 1841 eine von demselben Verleger ausgegangene Probenummer eines „Tageblatts“; ob
6) die vom Privatgelehrten Alex. Th. Nahl beabsichtigte und auch genehmigte Monatsschrift „Meteorologische und Naturhistorische Annalen“ überhaupt erschienen ist, konnte nicht festgestellt werden.

In der Periode bis 1848 wurden noch sieben Gesuche verschiedener Verleger um Herausgabe von Zeitschriften abschlägig beschieden. Für eine derselben, welche unter dem Titel „Bühne des Rechts und der Freiheit“ bei Hotop 1832 erscheinen sollte, war Gustav v. Struve als Redakteur gewonnen. Mit der Versagung seiner Aufnahme in den kurhessischen Unterthanenverband zerfiel das Unternehmen.

Gehen wir zu den Jahren 1848—50 über, so sind die Nachforschungen nach folgenden Zeitungen bis jetzt vergeblich gewesen:

1) Der „Volksbote von der Edder“, erschienen zu Fritzlar;
2) „Willingshäuser Wochenblatt“, gedruckt in Alsfeld, redigirt von Herrn v. Schwertzell, Willingshausen, 1849; eine Nummer besitzt das Staatsarchiv;
3) der „Neue Bote“, redigirt von J. H. Koch, gedruckt von K. Gotthelft, Kassel. Eine Probenummer vom 9. Dezember 1848 liegt vor, sie war der „Hornisse“ beigegeben. Sollte das Blatt überhaupt nicht erschienen sein?

Die österreichisch-bayerische Bundesexekution 1850 machte wieder einmal allem politischen Leben, soweit es sich in der Tagespresse kund geben konnte, ein Ende. Am 24. Dezember, Morges 10 Uhr, wurden die Pressen der „Hornisse“, „Neue hessische Zeitung“ und des „Volksboten“ geschlossen und alle noch vorhandenen Exemplare konfiszirt. Nur der offiziellen „Casseler Zeitung“ und dem harmlosen „Boten“ Niemeyer's gönnte man in Kassel das Dasein. Der unermüdliche Hotop hatte noch im Herbst dieses Jahres ein neues Unternehmen gegründet „Anzeigeblatt für die Stadt Cassel“, das er unentgeltlich ausgab und lediglich durch die Anzeigen auf seine Kosten zu kommen hoffte. Außer diesen brachte das Blatt aber auch Artikel politischen Inhalts und ging deshalb im allgemeinen Zusammenbruch mit unter. Wann und wie ist nicht ersichtlich, die einzige Nr. 5, die ich gesehen, datirt vom 20. September und *wurde bei einer im Jahr 1854 gelegentlich eines* Diebstahls vorgenommenen Haussuchung konfiszirt.

Es herrscht nun tiefe Ruhe, mehrere Anträge auf Herausgabe von Zeitungen werden abgeschlagen, auch mußte schon die Höhe der Kaution, 5000 Thaler für ein politisches Blatt, abschrecken. Neben den genannten führte nur noch das Gotthelft'sche „Gewerbliche Tageblatt und Anzeiger“ ein sorgenvolles Stillleben, denn das Damoklesschwert des Verbots wegen vermeintlicher Uebergriffe auf politisches Gebiet schwebte stets über ihm. Einem solchen Exkurs verdankte auch die „Minerva“ von Schmidt am 3. Februar 1854 ihre Unterdrückung. Erst mit dem Jahr 1859 regt es sich von Neuem auf diesem Gebiet.

Auch noch aus der Zeit nach 1866 sind drei verloren gegangene Blätter zu nennen. Das eine ist die „Presse“ von Has & Rudolph, welche vom Januar bis 3. Oktober 1867 erschien, das andere ein Blatt, das den Interessen des Judenthums gewidmet gewesen sein soll. Der Titel ist mir nicht bekannt, als Redakteur wird Rabbiner Dr. Enoch, als Drucker Hammer in Fulda genannt — im Böckelschen „Reichsherold“ Nr. 336, September 1890. Das dritte ist „Der Schwälmer Volksbote“, redigirt von Ed. Völker, Verlag und Druck von C. Baumann, vom 1. Mai bis Ende Juni 1874 zu Ziegenhain.

Schwerlich ist vorstehende Liste verloren gegangener hessischer Zeitungen vollständig, sicher ist sie nicht frei von Irrthümern und bedarf der Berichtigung. Nach beiden Richtungen hin bitte ich um freundliche Unterstützung und Mittheilung aus dem Leserkreis

des „Hessenlands“. Außerdem würde mir auch ein Nachweis von verkäuflichen Exemplaren der folgenden selten gewordenen Zeitungen sehr erwünscht sein:

1) Das Hofjournal „Petites Affiches de Cassel“, französisch, beginnt 18. November 1783 und geht bis zum 2. November 1785, oktav;

2) „Westphälische Blätter“, klein quart, Wochenschrift mit Beilage „Intelligenzblatt“, gedruckt und verlegt von J. M. Müller zu Eschwege und Mühlhausen i. Th. während der westfälischen Zeit.

3) „Wacht auf“, quart, herausgegeben von Trabert und Hornfeck. Drucker J. L. Uth, Fulda. Erschien von Juni 1849 bis November 1850.

4) „Der Bote an der Schwalm“, Redaktion, Verlag und Druck L. Grußenberg, 1869 bis Ende 1871 zu Treysa.

Zum Schluß möchte ich alle Freunde hessischen Zeitungswesens darauf hinweisen, daß der „Führer durch die Ausstellung über alle Zweige des Buchgewerbes im Lande Hessen“ von 1890 eine genaue Uebersicht aller bis dahin bekannt gewesenen Zeitungen enthält und gegen Einsendung von 50 Pfennig vom Marburger Zweigverein für hessische Geschichte und Landeskunde bezogen werden kann.

Es erübrigt nur noch zur Vervollständigung desselben die Zeitungen und Zeitschriften anzuführen, welche zwar im Vorstehenden genannt, im „Führer“ aber nicht aufgenommen sind, weil entweder keine Exemplare zur Ausstellung zu Gebote standen oder ihre Existenz noch nicht bekannt war. Es sind dies 1) Fuldaer „Postreuter“, 2) „Astraea“ 3) „Hanauer Ball-Zeitung“, 4) Mehnert's „Wahrenburgh“ zu Schmalkalden, 5) „Zeitschwingen“, Hanau, 6) „Abendzeitung“, Fulda, 7) „Intelligenzblatt“, Rotenburg, 8) „Miverva“, Hotop, Kassel, sowie 9) und 10) dessen „Intelligenzblatt“ und „Tageblatt“, 11) Fiedler's „Conversationsfreund“, 12) dessen „Spiegel der Geschichte“, Hanau, 13) Nahl's „Meteorologische und Naturhistorische Annalen“, 14) „Volksbote von der Edder“, Fritzlar, 15) „Willingshäuser Wochenblatt“, 16) Hotop's „Anzeigeblatt für Cassel“, 17) „Presse“ von Has & Rudolph, 18) Fuldaer jüdisches Blatt, 19) „Petites Affiches de Cassel“, 20) „Westphälische Blätter“.

Hierdurch steigt die Zahl uns bekannter hessischer Zeitungen ꝛc. auf 241, und manche mag noch fehlen.

Marburg. **J. Nebelthau.**

Der Weser Lied.

Die Weser rauscht und singet,
Erzählet Mancherlei,
Und mir dazu erklinget
'ne eig'ne Melodei.

Es ist ein eigen Singen,
Ich hör' ihm gerne zu,
Weil es mit sanften Schwingen
Das Herze bringt zur Ruh'.

Doch horch, es tönt in's Singen
Ein mächtiger Akkord,
Zwei Ruder kräftig klingen
An eines Schiffleins Bord.

Am Steuer sitzt der Alte
Im silberweißen Haar,
Der Tod bringt ihn wohl balde
Zur stillen Leichenbahr.

Und vorne sitzt ein Jüngling
Im gold'nen Lockenhaar,
Wie lichter Lebensfrühling,
Der Alte einst so war.

Das ist ein Lied vom Leben
Von ernstem, guten Klang,
Deutung hat mir's gegeben
Vom trauten Wesersang.

„Fliegt auch Dein Lebensnachen
Wohl allzurasch dahin,
Sollst Dir nicht Sorgen machen
Und trüben Deinen Sinn.

Laß ihn nur lustig fahren,
Doch 's Steuern nicht vergiß,
Sei auch in jungen Jahren
Des Steuermanns gewiß!“

Und sicherer als der Alte
Ist Gott am Steuerbord.
O treuer Herr, stets walte
Mit Gnade hier und dort!

Elard Biskamp.

In Amor's Laube.

Maienschein und Waldesdüften,
Liederklang aus Busch und Lüften —
Herz, was sagst denn du dazu?
Wenn die Eichen dort, die alten,
Wieder jung ihr Grün entfalten,
Grünst, o Herz, am End' auch du?

Dort der Schütze macht mir Sorgen,
Den ich seh' im Grün verborgen,
Steinern zwar, doch schußbereit.
Kleiner Gott voll Trug und Tücken,
So zu zielen mir im Rücken,
Ist denn das noch Tapferkeit?

Triff von vorn aus lieben dunkeln
Augen, die wie Sterne funkeln,
Sei's mit deinem schnellsten Pfeil!
Triff aus holder Jugendblüthe!
Triff aus Anmuth, Huld und Güte,
Wird auch nie die Wunde heil.

Hangen, Hoffen oder Beben —
Höchstes Glück ist doch das Geben;
Alles and're gilt ja gleich.
O, so gieb in all' dies Düften,
In den Klang aus Busch und Lüften,
Gieb, o Herz, dein Himmelreich!

A. Trabert.

Aus alter und neuer Zeit.

Eine Charfreitags-Prozession im Jahre 1752. Um die Unwissenden (pauperes) in den christlichen Heilswahrheiten zu unterweisen, hatte man schon frühe in und bei den christlichen Kirchen bildliche und figürliche Darstellungen aus der Geschichte des alten und neuen Testamentes angebracht. Dem gleichen Bestreben entsprang die sogenannte Armenbibel (biblia pauperum). Man verschmähte es aber auch nicht, die Heilsgeschichte durch lebendige Menschen darzustellen, theils nur in der Form der Wechselrede, theils vollständig dramatisch mit entsprechender Verkleidung. Es gehören endlich auch zu dieser Art Anschauungsunterricht die festlichen Umzüge durch die Straßen der Städte, die man an gewissen Festtagen veranstaltete und in denen Darstellungen aus der Geschichte beider Testamente vor Augen geführt wurden.

Es ist heutzutage, wo derlei Umzüge — wenigstens in Deutschland — wohl ziemlich allgemein eingegangen sind, interessant, sich zu vergegenwärtigen, was damals dem schauenden Auge Alles geboten wurde, und es mag deshalb hier die Beschreibung der Prozession folgen, welche am Charfreitag 1752 in dem damals Fuldaischen, jetzt Weimarischen Städchen Geisa abgehalten wurde, und die uns, wenn sie auch natürlich im Gewande des Rokoko erscheint, doch uralte Darstellungen vor Augen führt.

Ich entnehme die darauf bezüglichen, auch sonst manches Interessante enthaltenden Mittheilungen einem Brief von Anna Maria Girard, der Tochter eines französischen Refugiés. Die Familie dieser Dame war nach Aufhebung des Edikts von Nantes unter schweren Verfolgungen aus Frankreich entwichen — woraus sich die aus dem Brief hervorgehende große Abneigung der Mutter der Briefstellerin gegen den Katholizismus erklärt —, sie selbst war eine Reihe von Jahren im Freiherrlich von der Tann'schen Hause in Tann Erzieherin und hat von dort aus mit der Tochter ihrer an Charles Du Ry zu Kassel verheiratheten Tante eifrigen Briefwechsel gepflogen. Der hier wiederzugebende Brief lautet, aus dem Französischen in's Deutsche übersetzt, folgendermaßen:

Ich muß Dir sagen, daß ich am Charfreitag mit meinem Fräulein in einer kleinen Stadt Namens Geis, die eine Meile von hier entfernt ist und dem Fürstabt von Fulda gehört, war, um die Prozession zu sehen, die dort alljährlich an diesem Tage vor sich geht. Wir fuhren hier um neun Uhr Morgens ab, und da wir nur zu zweit waren und sechs gute Pferde vor dem Wagen hatten, so waren wir nur ungefähr Fünfviertelstunden auf dem Wege. Wir stiegen bei einem Kaufmann ab, wo wir Herrn von Schenk, den jungen Tann und Herrn von Mansbach, der Hauptmann im Regiment Grenadiere ist, fanden, die uns erwarteten. Wir gingen zuerst in die Kirche, um das heilige Grab zu sehen, und da dies ein Tag ist, wo keine Messe gelesen wird, so brauchten wir nicht zu fürchten, daß man uns zum Knieen zwingen würde. Ich gestehe Dir, daß ich keineswegs den Abscheu empfunden habe, den meine Mutter, wie sie sagt, beim Eintritt in papistische Kirchen empfunden hat, denn das, was man das heilige Grab nannte, glich einer Theaterdekoration, wo mehr als hundert Talglichter angebracht waren; es waren nämlich Talglichter, nicht Wachslichter. Es war da ein Sarg von Krep, in welchem eine Figur von weißem Wachs lag, die unsern Heiland darstellte und wohl gebildet war. Um Mittag begann die Prozession. An der Spitze ging der Tod mit einem Spieß in der Hand. Dann kam der ewige Vater. Ihm folgten Adam und Eva, die ich, weil sie sehr wohl gekleidet waren, nicht erkannt haben würde, wenn ich nicht den Baum gesehen hätte, den man zwischen ihnen trug. Dann war da der Patriarch Abraham und sein Sohn Isaak, der das Holz zum Opfer trug. Gefreut hättest Du dich über den kleinen Joseph, den seine Brüder mit rosenfarbigen Bändern gefesselt hatten, von denen Jeder ein Ende in der Hand hielt; er war so groß wie der kleine K. und das schönste Kind, das ich gesehen habe. Moses mit den Gesetzestafeln war nicht vergessen, ebenso wenig die Schlange Aarons. Simson, den Delila an einem Bande führte, sah sehr gut aus; er trug einen Helm, einen Panzer und eine Maske, und Delila war wohl frisirt und hatte ein Kleid von schwerem grünen Seidenzeug (une robe de gros de tour vert) an. Danach kam der König David, Harfe spielend. Ihm folgten eine Anzahl heiliger Frauen, deren Namen ich Dir nicht nennen kann, da sie mir durchaus unbekannt sind; sie waren alle frisirt und mit verschiedenfarbigen seidenen Gewändern angethan. Die hiernach kamen, waren nicht so prachtvoll, es waren etwa zweihundert Büßer mit ausgebreiteten Armen in Säcken, die an den Stellen von Augen und Mund Löcher hatten und ihnen vom Kopf bis zu den Füßen reichten. An diesen Säcken waren Aermel angebracht, durch die Stäbe gesteckt und an denen die Hände der Büßer angebunden

waren. Diesen folgten vier Männer, welche eine Figur trugen, die den Heiland am Oelberge darstellte, mehrere Andere trugen alle Marterwerkzeuge. Hannas und Kaiphas gingen einher an der Spitze der Juden; diese führten einen Mann, der der Heiland sein sollte, den sie an mehreren ihm mitten um den Leib gebundenen Stricken mit Geschrei von einer Straßenecke zur andern zerrten. Dann erschienen Herodes, Pontius Pilatus und der Hauptmann, alle Drei zu Pferde, darauf 76 Büßer, wie die ersten gekleidet, nur mit dem Unterschied, daß die Säcke an der Stelle des entblößten Rückens offen waren; sie schlugen sich mit Geißeln, deren Schnuren am unteren Ende mit Messinghaken versehen waren, die bis in's Blut drangen, was sehr häßlich anzusehen war. Judas mit seinem rothen Barte und großem ledernen Geldbeutel schritt zwischen zwei Teufeln einher, die ihn ohrfeigten und von denen der Eine ungeheuer große Hörner und der Andere einen armsdicken Schwanz trug, den er zwischen seinen Beinen durchgezogen und über die Schulter gelegt hatte. Die Jungfrau und der heilige Johannes folgten dem Heiland, der sein Kreuz trug und von Simon von Cyrene unterstützt wurde. Dann kamen 36 Büßer in Säcken, von denen jeder ein Kreuz trug, das sehr schwer zu sein schien. Der Sarg, den wir in der Kirche gesehen hatten und der von acht Männern getragen wurde, beendigte die Prozession. Alle Katholiken, die auf der Straße waren, warfen sich auf die Kniee, sobald sie den Zug erblickten. Um sechs Uhr Abends kamen wir wieder zu Hause an und zwar sehr ausgehungert, da wir seit unserm Frühstück um acht Uhr Morgens nichts gegessen hatten —.

Hildesheim, im Juli. **Otto Gerland.**

Eine ähnliche Schilderung von Charfreitagsprozessionen im Fuldaer Lande in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wie die obige, hat der bekannte Dr. M. A. Weikard, Leibarzt des Fürstbischofs von Fulda Heinrich's VIII. von Bibra, später kaiserlich russischer Etatsrath und Hofarzt der Kaiserin Katharina II., in seinen „Denkwürdigkeiten“ (nach des Verfassers Tode herausgegeben von Dr. Zwierlein, Frankfurt und Leipzig 1802) entworfen, nur sind hier die Farben weit greller aufgetragen, wie dies einmal Weikard's Art war. Die Charfreitagsprozessionen in den letzten Jahrhunderten, worüber unsere hessische Schriftstellerin J. Grau kürzlich in der „Fuldaer Zeitung“ einen interessanten kulturhistorischen Aufsatz veröffentlicht hat, sind aus den mittelalterlichen Mysterienspielen hervorgegangen, allmälig aber derart ausgeartet, daß der Fürstbischof Heinrich VIII. von Fulda sich in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts veranlaßt sah, dieselben in seinem Lande nur auf die rein kirchliche Feier zu beschränken und alle bisher dabei vorgekommenen Extravaganzen, insbesondere „das Peitschen und Kreuzschleppen“ auf das Strengste zu verbieten. Auch der sog. Palmenesel, der am Palmsonntage durch die Straßen gezogen wurde und zu allerlei frivolen Späßen herhalten mußte, wurde damals abgeschafft.

D. R.

Aus Heimath und Fremde.

Wie alljährlich seit dem am 6. Januar 1875 erfolgten Hinscheiden des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen so war auch diesmal an dessen Geburtstage, dem 20. August, das Grabmal auf dem alten Friedhofe zu Kassel reichlich mit Lorbeerkränzen, Blumen und roth-weißen Bändern geschmückt, welche die fürstlich hanauische Familie, hohe Verwandte und dem früheren kurfürstlichen Hofe nahestehende Persönlichkeiten hatten niederlegen lassen. Die Grabstätte wurde während des Tages vom Publikum zahlreich besucht.

Am 16. August fand nach vorausgegangener Gedächtnißfeier in der Garnisonskirche zu Kassel die Ueberführung der sterblichen Ueberreste des Generals Wilhelm Dietrich von Wakenitz nach Potsdam statt, und dort erfolgte am 18. August die feierliche Bestattung des Helden von Zorndorf, dessen irdische Hülle 86 Jahre lang auf dem alten Militärfriedhofe zu Kassel geruht hatte. Auf der Marmortafel, welche in den Sockel des Wakenitz-Denkmals auf dem alten Kirchhofe zu Potsdam eingelassen ist, befindet sich folgende Inschrift: „Auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm II. wurden die Ueberreste des braven Kämpfers von Zorndorf am 18. August 1891 nach Potsdam überführt, um in der Nähe desjenigen Regiments zu ruhen, das er einst unvergeßlich für Alle zum Siege führte. Die Worte, die er sprach, als noch unentschieden der Kampf: ‚Ich halte keine Schlacht für verloren, bevor die Garde du Corps attakirt — ich attakire‘, geben Zeugniß von dem Vertrauen zu der von ihm geführten Truppe“. Darüber liest man an dem Sockel des Monumentes selbst: „Hier ruht Herr Wilh. Diet. von Wackenitz, Königl. Ordens-Ritter. Anfangs in Königl. preuß. Diensten. Seinem Heldenmuth vorzüglich verdankte König Friedrich II. den Sieg bei Zorndorf, deswegen Er auf dem Schlachtfelde vom Rittmeister zum Oberstlieutenant erhoben wurde. Wurde Kurfürstlich hessischer Geheimer Staatsminister, Generallieutenant, geb. den 2. August 1728 zu Boltenhagen in Schwedisch-Pommern, gest. dem 9. Jänner 1805 zu Kassel“. Vom 19. Juni 1763 bis zum 8. Mai 1789 stand Wakenitz in Hessen-Kasselschen Diensten. Er behielt noch nach seiner Pensionirung seinen Wohnsitz in Kassel. Dort ist er gestorben. Sein Neffe, der Oberst im Kurhessischen Garde-Grenadier-

Regiment, J. A. C. von Wakenitz, widmete dem Todten in dankbarer Gesinnung einen warmempfundenen Nachruf und ließ auf sein Grab jene von Bildhauer Ruhl angefertigte Denksäule setzen, die jetzt nach Potsdam verbracht, auch dort die neue Grabstätte des Siegers von Zorndorf schmückt. — Ueber die Thätigkeit von Wakenitz' als hessischer General und Staatsminister werden wir in der nächsten Nummer berichten.

Wir erwähnten bereits in Nr. 14 unserer Zeitschrift, daß der Präsident der Justizprüfungskommission, Geheime Rath und Professor Dr. jur. Adolf Stölzel in Berlin zum Kronsyndikus ernannt worden sei. Diese Beförderung zu einer der höchsten Stellen im preußischen Staate ist „aus besonderm Allerhöchsten Vertrauen“ erfolgt, zugleich wurde Dr. Stölzel auf Lebenszeit in das Herrenhaus berufen. Ist derselbe auch in Gotha — am 28. Juni 1831 — als Sohn des dortigen Stadtsekretärs Stölzel geboren, so können wir ihn doch als hessischen Landsmann betrachten. In Kassel, wohin seine Mutter, eine geborene Kasselanerin, nach dem frühen Tode des Vaters zurückgekehrt war, machte er seine Gymnasialstudien, hier bestand er als Referendar bei dem Obergerichte seinen juristischen Vorbereitungsdienst, hier war er Richter bei dem Stadt- und bei dem Obergerichte, und hier verdiente er sich als juristischer und historischer Schriftsteller seine ersten Sporen.

Es gelang ihm, durch seine Forschungen zur Geschichte des Rechts- und Staatswesens sich bald in der Gelehrtenwelt einen berühmten Namen zu machen. Er hat auch andere Zweige der Rechtswissenschaft mit großem Erfolge gepflegt, wie den Zivilprozeß und das Eherecht, mit Vorliebe aber betrieb er von jeher Studien zur Geschichte seines Faches. Zu ihnen kehrte er immer wieder zurück, wenn auch lange Zeit hindurch das praktische Schaffen oder durch die zeitigen Umstände gebotene wissenschaftliche Untersuchungen anderer Art seine Arbeit ganz für sich beanspruchten. Seinen ersten Beitrag dazu stellt, wie die „Vossische Zeitung“ schreibt, die „Die Lehre von der operis novi nunciatio und dem interdictum quod vi aut clam“ vom Jahre 1865 bis zu einem gewissen Grade dar. Bei ihrer Abfassung erhielt Stölzel die Anregung zu einer Untersuchung von weitem Umfange und großer Bedeutung. Was ihn interessirte, war die Frage, unter welchen Erscheinungen und Normen die deutsche Rechtspflege sich in dem Sinne umwandelte, daß in ihr der Grundzug der römischen Rechtsanschauung zur Vorherrschaft gelangte. Des Genaueren wählte sich daraus Stölzel zur Sache seiner Forschung eine und zwar die wesenlichste Einrichtung, die hierfür in Betracht kommt, den gelehrten Richterstand. Sein Ziel ging dahin, die Geschichte der Entwickelung des gelehrten Richterthums in deutschen Territorien zu schreiben. Bei der Allgemeinheit der Aufgabe erschien es Stölzes angebracht, seine Untersuchung im Wesentlichen auf ein Territorium zu beschränken, und da lag ihm am nächsten, sich den Verhältnissen seines bisherigen Schaffenskreises, des Kurfürstenthums Hessen zuzuwenden, eine Wahl, welche noch den Vortheil bot, daß gerade hier die in Rede stehenden Dinge viel einfacher gestaltet waren als anderswo. Das Ergebniß dieser Studien, die Stölzel etwa sieben Jahr lang beschäftigten, war das grundlegende Werk „die Entwickelung des gelehrten Richterthums in deutschen Territorien“, das 1872 in zwei Bänden herauskam. Während Stölzel noch mit der Sammlung der Materialien zu thun hatte, war von der Greifswalder Universität Namens der Rubenow-Stiftung die „Geschichte der Umwandlung der älteren deutschen Gerichte in gelehrte Gerichte“ als Preisaufgabe gestellt worden. Dies veranlaßte Stölzel, sein Manuskript früher, als er ursprünglich im Sinne hatte, fertig zu stellen und zur Bewerbung einzusenden. Mit vielen Ehren wurde ihm der Preis zugesprochen. Diese Auszeichnung war wohl mit von Einfluß darauf, daß Stölzel, der bis dahin ausschließlich an Kasseler Gerichten beschäftigt gewesen war, 1872 an das Kammergericht in Berlin berufen und gleichzeitig zu den Arbeiten im Justizministerium herangezogen wurde. Mit der Uebersiedelung nach Berlin erhielt Stölzel für seine rechts- und staatshistorischen Studien eine breitere Grundlage, in so fern er nunmehr die Entwickelung der einschlägigen brandenburgisch-preußischen Verhältnisse, anstatt der engeren kurhessischen zum Gegenstande seiner dauernden Arbeit machte. Die erste Frucht seiner Berliner Arbeit auf dem Gebiete der Rechtsgeschichte war eine Biographie von Carl Gottlieb Svarez, dem geistigen Urheber des preußischen Landrechts. Zum Dank für den Leser hat sich Stölzel nicht allzu eng und ganz streng auf sein Thema beschränkt; es kam ihm nicht bloß darauf an, ein Lebensbild von Svarez zu zeichnen, viel mehr Gewicht legte er darauf, den historischen Hintergrund zu Svarez' grundlegendem Schaffen kenntlich zu machen, so daß die Biographie von Svarez sich, wie es ausdrücklich im Nebentitel heißt, zu einem „Zeitbilde aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts“ auswuchs, das dem Historiker und besonders dem Kulturhistoriker nicht weniger bietet als dem Juristen. Die Svarez-Biographie war die Vorläuferin einer zusammenhängenden Darstellung der geschichtlichen Entwickelung des preußischen Rechtswesens. Urspünglich hatte Stölzel nur im Sinne, die Geschichte des preußischen Justizministeriums zu schreiben. Im Verlaufe der vorbereitenden Arbeiten dazu erwies sich als thunlich, die Grenzen des Werkes stofflich weiter zu stecken und sie auch zeitlich nach rückwärts weiter auszudehnen. So kam Stölzel dahin, die ganze brandenburgisch-preußische Rechts-

verwaltung und Rechtsverfassung in ihrer mehr als 500jährigen Geschichte zur Darstellung zu bringen. Sein Werk „Brandenburg-Preußens Rechtsverwaltung und Rechtsverfassung, dargestellt im Wirken seiner Landesfürsten und obersten Justizbeamten“, das 1888 herauskam, zeigt noch auffälliger als die Svarez-Biographie die Eigenheit von Stölzel, auch seinem Thema ferner Liegendes heranzuziehen. Aus diesem Grunde bietet sein Buch gerade der Kulturgeschichte viel Rüstzeug. So begegnet man bei Stölzel eingehenden Auslassungen über Universitätsleben und Prüfungswesen, über das äußere Leben der Beamten, über Eigenheiten provinzieller Art u. a. m. Der Umfang des Werkes und die Breite, mit der Stölzel seiner Sache gerecht wird, bedingen, daß das Werk lediglich bei Juristen und Historikern Eingang findet; zumal aber der Gegenstand von allgemeinem Interesse ist, hat Stölzel den Kern seiner Forschungsergebnisse in „15 Vorträgen“ (sie lehnen sich an Universitäts-Vorlesungen an, die Stölzel im Winter 1887/88 hielt) gemeinverständlich zusammengestellt. — Wir sind hier lediglich der Darstellung von fachkundiger Seite in der „Vossischen Zeitung“ gefolgt, es verlohnt sich aber wohl der Mühe, auch derjenigen Schriften Stölzel's zu gedenken, die sich speziell auf hessische Verhältnisse beziehen und in Folge dessen für uns Hessen von ganz besonderem Interesse sind. Auch hier tritt uns Dr. Stölzel als ebenso fruchtbarer wie hervorragender Schriftsteller entgegegen. Da ist zunächst das „Handbuch des kurhessischen Zivil- und Zivilprozeßrechtes“ (Kassel 1860 und 1861, 2 Bände) zu nennen, das er im Verein mit anderen kurhessischen Rechtsgelehrten anonym herausgab. Unter seinem Namen erschienen dann 1869 „Die ältere Geschichte der Stadt Liebenau“; 1871 „Kasseler Stadtrechnungen aus der Zeit von 1468—1553“; 1873 „Ein Stück Kasseler Häuser- und Familiengeschichte“; 1874 über die älteste Anlage der Stadt Kassel, „Bürgermeister und Rath der Stadt Kassel“ (1239—1650); 1875 „Studierende der Jahre 1368 bis 1600 aus dem Gebiete des späteren Kurfürstenthums Hessen“. Die letztgenannten Schriften und Abhandlungen sind sämmtlich in der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde (Neue Folge, Bd. II, IV und V) sowie in den Supplementbänden (Neue Folge II und V) veröffentlicht worden. Außerdem gab Stölzel noch folgende Schriften heraus: „Das Recht der väterlichen Gewalt“ (Berlin 1874); „Das Eheschließungsrecht im Geltungsbereich des preußischen Gesetzes vom 9. März 1874“; (Berlin 1874); „Wiederverheirathung eines beständig von Tisch und Bett getrennten Ehegatten“ (Berlin 1876); „Deutsches Eheschließungsrecht nach amtlichen Ermittelungen als Anleitung für Standesbeamte“ (1876); „Ueber Proberelationen“ (1888); „Ueber das landesherrliche Ehescheidungsrecht“ (1891). —

An Stelle des zum Unterstaatssekretär und Direktor im Ministerium der geistlichen Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten ernannten Dr. theol. Ernst von Weyrauch ist der Landrath Friedrich von Trott zu Solz in Fulda zum Direktor des Konsistoriums zu Kassel unter Verleihung des Charakters als Konsistorial-Präsident ernannt und bereits am 25. August durch den Ministerial-Direktor Bartsch vom Kultusministerium feierlich in sein neues Amt eingeführt worden. Herr Friedrich von Trott zu Solz ist am 11. Oktober 1835 in Kassel geboren. Er entstammt einem alten hessischen ritterschaftlichen Geschlechte, aus welchem von ältesten Zeiten an ausgezeichnete Staatsbeamte und Offiziere hervorgegangen sind. Sein Vater, der Geheimerath Friedrich Heinrich von Trott zu Solz, war kurhessischer Minister der Justiz und des Aeußern, zuletzt Bundestagsgesandter. In seiner Jugend hatte derselbe in dem kurhessischen freiwilligen Jägerkorps zu Pferd die Freiheitskriege mitgemacht und sich in Folge seiner Tapferkeit den Orden vom eisernen Helm vom 22. September 1814 erworben. Friedrich von Trott machte nach absolvirtem Studium der Rechts- und Staatswissenschaften den staatlichen Vorbereitungsdienst als Referendar bei der kurhessischen Regierung und Oberfinanzkammer in Kassel durch, war nach der Einverleibung Kurhessens in Preußen als Regierungs-Assessor in den Provinzen Hannover und Schlesien beschäftigt und wurde dann zu Anfang der 70er Jahre zum Amtmann des Amtsbezirks Orb ernannt und von da 1876 als Landrath nach Gelnhausen berufen. In jener Zeit wurde er vom hessischen 13. Wahlkreise Schlüchtern-Gelnhausen in das Abgeordnetenhaus gewählt und blieb dort als Mitglied der deutschkonservativen Fraktion bis zum Jahre 1882. Bei seiner in demselben Jahre erfolgten Versetzung als Landrath des Kreises Fulda legte er sein Mandat nieder. Der neue Präsident des Kasseler Konsistoriums ist, wie die „Kreuzztg.“ bemerkt, vom Oberpräsidenten in Vorschlag gebracht worden, weil er der hessisch-reformirten Kirchengemeinschaft, der zahlreichsten des Landes, angehört, und als geborener Hesse am geeignetsten ist, den Anforderungen der Stellung zu entsprechen, da die neuen kirchlichen Einrichtungen noch nicht so gefestigt sind wie in anderen Provinzen. Herr von Trott zu Solz hat stets regen Antheil an den kirchlichen Dingen genommen und hat auch in Fulda zu den Aeltesten der dortigen evangelischen Gemeinde gehört. —

Als Landrath von Fulda hat Herr von Trott ebenso wie früher in Orb und Gelnhausen eine höchst verdienstvolle Thätigkeit entfaltet und sich durch seine nie ermüdende Sorge um das Wohl seines Kreises, durch seinen Gerechtigkeitssinn, sein Wohlwollen und seine Leutseligkeit die Hochachtung aller erworben. Er hat sich stets als ein Edelmann in der vollen Bedeutung des Wortes erwiesen. Ihm,

wie von jeher seinem in Hessen hochangesehenen Geschlechte, galt der Spruch „Noblesse oblige“ in allen Lagen des Lebens zur Richtschnur. Sein Andenken wird denn auch in Fulda stets ein gesegnetes bleiben.

Es wird die Leser des „Hessenlandes“ interessiren, zu erfahren, daß der Tonkünstler Hermann Gehrmann, dessen Tondichtungen in dieser Zeitschrift vor etwa zwei Jahren eingehend und sehr anerkennend besprochen worden sind, auf Grund seiner musikalisch-philosophischen Inaugural-Dissertation „Johann Gottfried Walther als Theoretiker“ von der philosophischen Fakultät in Berlin die Doktorwürde und zwar cum laude erlangt hat. Die umfangreiche Arbeit unseres Landsmannes, welche in musikwissenschaftlichen Kreisen mit Recht großes Aufsehen erregt hat, wird im Dezember d. J. in der „Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft“ (herausgegeben von Professor Dr. Ph. Spitta) erscheinen.

—r.

Universitätsnachrichten. Die Rektoratswahl der Universität Marburg für das Jahr 1891/92 nimmt einen eigenen Verlauf. Nachdem der Professor der pathologischen Anatomie Dr. Felix Marchand die am 25. Juli nach dreimaligem Wahlgange auf ihn gefallene Wahl abgelehnt hatte, hat bei der am 15. August vorgenommenen zweiten Wahl auch der diesmal gewählte Professor der Physiologie Dr. Külz die Annahme des Ehrenamtes abgelehnt.

Hessische Bücherschau.

Verzeichniß neuer Hessischer Litteratur, Jahrgang 1890, nebst Nachträgen zu 1886—1889. Von Edward Lohmeyer. Kassel, Verlag von Max Brunnemann, 1891. — Preis 1 Mark.

Dieses Buch ist Ende Juni in dem rührigen Verlage von Max Brunnemann im Buchhandel erschienen, zum ersten Male aus den diesjährigen Mittheilungen des „Hessischen Geschichtsverein“ Seite CXLVII bis CLXXXVI besonders mit von I—XL laufenden Seitenzahlen, eigenem Titelblatt und Umschlag abgedruckt, und verfehlen wir nicht, unsere Leser auf dies wichtige Hilfsmittel für die heimathliche Geschichte dringend hinzuweisen. Auf der Ständischen Landesbibliothek zu Kassel, die in erster Linie hessische Geschichte und Literatur im weitesten Umfange zu sammeln hat, ist so recht der Brennpunkt althessischer Bücherkunde zu suchen, und erscheint hier auch seit 1880, durch Herrn Oberbibliothekar Dr. Dunker begonnen und nach dessen Tode von dem Herrn 1. Bibliothekar Dr. E. Lohmeyer fortgesetzt, obige hessische Bibliographie, die inhaltlich und dem Umfang nach immer mehr zur Vollständigkeit sich ausgewachsen hat von 68 Titeln des Jahres 1885 auf 303 Stichwörter des Jahres 1890. Wenn nun die Grenze auch hie und da zu weit gezogen erscheint auf nicht althessische, aber jetzt großherzoglich hessische Orte südlich des Mains, so ist dies aus dem bisherigen Fehlen einer Darmstädtischen Bibliographie zu erklären, die aber jetzt in sichere Aussicht gestellt ist und dann das althessische Unternehmen wesentlich entlasten wird. —

Und wahrlich eine solche Arbeitstheilung ist nothwendig, denn zu nur annähernder Vollkommenheit, die stets zu erstreben ist, kann das Gebiet nicht eng und fest genug begrenzt werden. Als althessisch dürfte gelten der volle Besitzstand des Jahres 1567 mit seinen Schicksalen bis zur Gegenwart und dann die Entwickelung der Landgrafschaft Hessen-Kassel, des spätern Kurfürstenthums (einschließlich der westfälischen Fremdherrschaft), bis zum Jahre 1866; dazu kommen aus Bequemlichkeitsgründen die wenigen Gebietszuwachse (wie Gersfeld, Orb u. s. w.) des königl. preußischen Regierungsbezirkes Kassel, der am 20. September d. J. sein 25jähriges Gedenkfest der Errichtung begeht. Aus dem Regierungsbezirk Wiesbaden wäre also am besten nur Homburg sowie das Hinterland und aus dem Großherzogthum nur Oberhessen heranzuziehen, während dem so begrenzten Althessen gegenüber das eigentliche Nassau, Frankfurt a. M. und das Großherzogthum südlich des Mains mehr gemeinsame Beziehungen in sich haben, die sich auf die Geschichts- und Alterthumsvereine zu Wiesbaden, Frankfurt a. M. und Darmstadt inhaltlich dreifach vertheilen lassen.

Kassel müßte also mit dem Lokalverein Gießen einschließlich Biedenkopf und Homburg, die bis 1866 auch darmstädtisch waren, näher zusammenstehen, das wäre sachlich das Beste. Doch kann sich diese Trennung erst nach Erscheinen der Darmstädter Bibliographie vollziehen und allmälig abklären und durchsetzen.

Freilich Groß-Hessenland im weitesten Sinne würde ethnographisch alle fünf Hauptorte und ihr Gebiet umspannen und noch einige Grenzstriche, dagegen würde dieser politische Rahmen auch manches Heterogene in sich enthalten. —

Wie schwierig solche bibliographische Arbeiten sind und trotz vieler Mühe undankbar, wissen nur solche zu beurtheilen, die selbst Aehnliches versucht haben, und Herrn Dr. Lohmeyer gebührt für seine Leistung der wärmste Dank aller Freunde hessischer Heimathsgeschichte, zumal die sehr erwünschte Mitarbeit nach der Vorrede auch diesmal recht gering geblieben ist.

Die alphabetische Anordnung nach Stichworten und nicht nach sachlichen und systematische Rücksichten, welche freilich als Ideal gelten muß, rechtfertigt sich

durch das Prinzip der Arbeitstheilung und den großen Vortheil des frühen Erscheinens; aber eine durchlaufende Nummerirung, der sich die Nachträge anzuschließen hätten, würde eine etwa fünfjährige Fachübersicht sehr erleichtern und das zahlreiche Verzeichniß dadurch zu schnellem Zitiren nutzbarer (z. B. 1890, 101.) und noch unentbehrlicher machen. Freilich kann das jetzt jeder Besitzer selbst nachträglich besorgen, aber es ist mit der Feder doch zeitraubend. Ich glaube eine kurze systematische Zusammenstellung vermittelst eben dieser Nummern würde noch nicht zwei anzuhängende Druckseiten füllen und sehr werthvoll sein.

Und nun noch ein Vorschlag: es ist ja z. Th. mißlich, z. Th. unthunlich für den Bibliographen, wenn auch noch so allgemeine Kritik zu üben, aber der Inhalt könnte in dem Sonderdruck kurz referirend zugefügt werden mit den erschienenen Rezensionen gleich darunter gesetzt, wie seit diesem Jahre ein erweiterter Abdruck der Goethe-Litteratur neben dem Goethe-Jahrbuch, einfach auseinandergeklopft, erscheint. Doch was wollen diese kleinen Ausstellungen und Wünsche der Kritik alles bedeuten gegenüber dem wahrhaft großen Verdienste unseres Buches? — Nichts! —

Man findet in Herrn Dr. Lohmeyer's Verzeichniß nach Jahren geordnet nicht nur alle irgend erreichbaren, auf Althessen bezüglichen Bücher und Schriftchen, sondern auch alle irgendwie bedeutenden, einschlägigen Aufsätze in Zeitschriften und Zeitungen. Und gerade dies letztere ist eine wichtige Hilfe für das eingehendere Studium, da solche Litteratur sonst gar leicht auch einem aufmerksamen Auge entgeht.

Möchte doch der Sinn für unsere theuere hessische Heimath und ihre schöne Geschichte immer mehr sich kräftigen, zunehmen und vertiefen! Dieses gute Buch kann das edle Feuer nähren und anfachen, und Jedermann, der es noch nicht kennt, sollte Einsicht nehmen. Jeder wird für sich etwas darin finden und dem Herrn Verfasser für seine große Mühe Dank wissen. Sollten diese Zeilen zur Verbreitung der hessischen Bibliographie anregen und beitragen, so wäre Schreiber derselben hocherfreut, der aus eigener Erfahrung und fast täglicher Benutzung dieses Werk nicht genug dankbar auf das Wärmste empfehlen kann.

Kassel, den 6. August 1891.

Dr. phil. Fritz Seelig.

Briefkasten.

D. S. Stuttgart. Wir bitten um baldgefällige genaue Angabe Ihrer Adresse.

F. T. Kassel. Mit dem Abdrucke wird in aller Kürze begonnen werden.

W. B. Kassel. Wir mußten die Erzählung diesmal unterbrechen, werden aber in einer der nächsten Nummern dieselbe wieder aufnehmen. Wir bitten die dadurch hervorgerufene Verzögerung gütigst zu entschuldigen.

F. W. J. Preungesheim. Ihre Einsendung ist uns sehr erwünscht gekommen. Gestatten Sie, daß wir Ihnen vor der Veröffentlichung die Korrekturabzüge zusenden dürfen?

K. P. Wächtersbach. Ist leider zu spät eingetroffen, als daß die Aufnahme noch in der vorliegenden Nummer hätte erfolgen können. Besten Dank und freundlichsten Gruß.

Berichtigung.

Wir haben zwei Namensangaben in der Nummer 16 richtig zu stellen. Der berühmte Chemiker, welcher am 9. August in Berlin sein 50jähriges Doktorjubiläum feierte, heißt nicht August Wilhelm Hoffmann, sondern August Wilhelm Hofmann, und der Name des Verfassers der „Geschichte der Grafschaft Schaumburg" ist nicht Chr. Strack, sondern Chr. Struck. Wir bitten diese Druckfehler zu entschuldigen.

Anzeigen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 18. Kassel, 17. September 1891.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1891 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2847.

Das Unausgesprochene.

Des Jahres Mittag ist hinab gesunken,
Sein Abend da, der Herbst mit falbem Laub,
Und tausend Leben werden schlummertrunken
In Wintersnacht scheinbarem Tod zum Raub.
Welch eig'ner Zauber liegt in diesem Sinken
Der ewig schaffend wirkenden Natur!
Wer sind die Mächte, die so zaub'risch winken?
Die Macht ist's des Unausgesproch'nen nur!

So auch des Tages Herbst, die Abendstille
Weckt eine schlummernde Gedankenwelt,
Wo, frei von Zwang konventioneller Hülle,
Der frohe Geist beschaulich Must'rung hält.
Manch' theures Haupt, manch' Bild versunk'ner Tage
Taucht strahlend aus dem Dunkel dann an's Licht
Wie eine liebe, halbverklung'ne Sage,
Man fühlt, doch ausgesprochen wird es nicht!

Als noch der Jugend duft'ge Zauberblume
Mit Rosengluth die heiße Stirn umkränzt,
Und in der jungen Minne Heiligthume
Die gottentspross'ne Seele froh gelenzt, —
Kein Wort ward, kein Silbe da gesprochen,
Zum Reden war die Seele zu beglückt,
Von solchem Glück sprach laut des Herzens Pochen,
Durch Worte wär's entweiht, nicht ausgedrückt!

Doch wehe! wenn wir theuren Menschenseelen,
Die wir gekränkt in Tages rauher Hast,
Die Reu', die unser Inn'res fühlt, verhehlen,
Verhehlen, bis ihr Lebensstern erblaßt!
Wir ahnen wohl, wie schmerzvoll sie gerungen
Um's Wort der Sühne, bis ihr Auge bricht,
Oft ist das Wort zur Lippe vorgedrungen,
Doch — leider — ausgesprochen ward es nicht!

Sei sparsam mit dem Wort, das ist zu loben,
Kein seicht Geschwätz verunzier' je Dein Sein,
Doch nimmer sei das Wörtlein aufgeschoben,
Das ein Gemüth erlöst von grimmer Pein!
O, hüte Dich, daß in der letzten Stunde
Der Vorwurf nicht durch Deine Seele sticht:
Ich konnte heilen eine Schmerzenswunde
Mit einem Wort, doch — weh! — ich sprach es nicht!

Carl Schaumburger.



Martin Ernst von Schlieffen, sein Leben und sein Verhältniß zur Sprachreinigung.

Vortrag gehalten von Dr. Carl Scherer.

(Fortsetzung.)

Wir können an dieser Stelle nicht des näheren eingehen auf Schlieffen's Verdienste um das hessische Militärwesen in seiner Stellung als Mitglied des Kriegs-Kollegiums und General-Kriegs-Kommissarius, wir beschränken uns auch hinsichtlich seiner staatsmännischen Leistungen auf das Wichtigste.

Schlieffen ist es bekanntlich gewesen, der als Unterhändler des Landgrafen mit dem englischen Bevollmächtigten William Faucit die ersten Besprechungen wegen des sog. Subsidien-Vertrags führte, und der das Abkommen vom 15. Januar 1776 unterzeichnete. Er wurde dann auch zur weiteren Verfolgung der vorläufigen Ausmachungen nach England geschickt, wo er mit höflichster Zuvorkommenheit und Aufmerksamkeit aufgenommen, die Verhandlungen mit der größten Uneigennützigkeit und Selbstlosigkeit führte und zu einem für sein Vaterland denkbar günstigen Abschlusse brachte.

Schlieffen hätte gern seine diplomatischen Verdienste durch Uebertragung des Befehls über die amerikanischen Hülfstruppen belohnt gesehen; der Landgraf schlug jedoch die Bitte ab, weil der, der sie stellte, ihm persönlich und geschäftlich unentbehrlich war.

Eine wichtige Rolle spielt der Minister dann in den Verhandlungen, die der Stiftung des deutschen Fürstenbundes durch Preußens König vorangingen. Es muß erwähnt werden, was im Allgemeinen weniger bekannt sein dürfte, daß Schlieffen als der Erste kurz nach dem Hubertusburger Frieden den Gedanken an einen Fürstenverein faßte und aussprach; freilich war dieser Bund anders gedacht als der, den Friedrich nachmals zu Stande brachte. Oesterreich und Preußen sollten ausgeschlossen sein; die übrigen Staaten aber müßten zusammentreten, um jeder Zwangsausübung seitens der beiden Großstaaten zu begegnen und die deutsche Verfassung und Freiheit vor Anfeindung zu schützen. Zur Ausführung sollte ein kriegsbereites Heer geschaffen, das nöthige Geld zusammen gebracht und stetes Einverständniß unterhalten werden. Der Landgraf griff Schlieffen's Plan mit Eifer auf und eröffnete Unterhandlungen mit Kurpfalz und Pfalz-Zweibrücken, die indes bald durch gegenseitige, anderweitig bewirkte Entfremdung gestört wurden. Wie weit Hessen bezw. Schlieffen Ende 1783 und Anfang 1784 dann an weiteren Vereinigungsplänen, die von Baden ausgehend anfänglich Hessen an die Spitze einer Union zu stellen suchten, theilnahm, läßt sich leider aus der unlängst veröffentlichten „Politischen Korrespondenz Karl Friedrich's von Baden“ nicht klar erkennen.

Nach diesen Vorgängen aber war es natürlich, daß man am Kasseler Hofe es mit ganz besonderer Aufmerksamkeit betrachtete, wie der große König, um Preußens völlige Vereinsamung zu verhindern, im Anfang des Jahres 1784 den Gedanken eines Fürstenbundes mit der Spitze gegen Oesterreich wieder ernstlicher als je aufnahm. Man wird es des Ministers bestimmenden Einfluß zuzuschreiben haben, daß man mit dem preußischen Abgesandten Grafen Görtz Bedenken trug zu unterhandeln; suchte man doch damals sogar noch auf Schlieffen's Rath und unter seiner Leitung eine Vereinigung mit Hannover und Braunschweig ohne Preußen herbeizuführen. Erst, als Hannover beigetreten war, ging Hessen im Anschluß an dieses auf weitere Verhandlungen ein, verwahrte sich aber ausdrücklich dagegen, daß etwa die hessischen Truppen dem preußischen Heerkörper einverleibt würden. So standen die Dinge, als zum Glück für Preußen, Landgraf Friedrich II. plötzlich am 31. Oktober 1785 zu Weißenstein starb. Der neue Herrscher Wilhelm IX., der schon in Hanau, wo er selbstständig regiert hatte, durch Baden und Zweibrücken in ein Verhältniß zum Bunde gezogen war, trat entgegen seiner ursprünglichen, österreichfreundlichen Haltung unter der Einwirkung des preußischen Bevollmächtigten Böhmer alsbald dem Bunde bei. Es scheint fast, als hätten wir in diesem Schritte zugleich ein Zeichen zu erkennen, daß Schlieffen's Einfluß zu sinken begann.

Als Erbe eines blühenden Staates trat Wilhelm IX. die Regierung an, so sehr verschieden von seinem Vater. Des neuen Fürsten selbstständiger und schroffer Sinn duldete keine Bevormundung von Seiten der Minister, zumal nicht, wenn sie so übermächtig waren wie Schlieffen. Non amo Landgrafii sceptrum ferreum, schrieb Forster von Wilna aus am 28. Dezember 1786 an Sömmering; wie er, so mochte bald mancher denken. Verhaßt war wohl dem Landgrafen und gewissen Kreisen vor allem jene sog. „preußische Junta", wie die drei Männer, die als Nichthessen als Preußen, im Ministerium saßen und deren Tüchtigkeit doch der Staat so viel verdankte, Jungken, Wakenitz und Schlieffen. Des Letzteren Stellung war schon 1787 gefährdet. Damals war der Hofmarschall von Canitz, ein geborener Preuße, plötzlich entlassen, und zu derselben Zeit schrieb Forster: „wenn sie es Schlieffen ebenso machen könnten, wären sie froh." Nach vorübergehenden Reibungen brachte es endlich übel angebrachter Geiz des Landgrafen zum Bruch. Schlieffen sowohl wie dem ihm befreundeten Jungken wurden ohne ihr Vorwissen größere Gehaltsabzüge gemacht. Beide reichten ihre Entlassungsgesuche ein, die im Februar 1789 bestätigt wurden. Kurze Zeit darauf fiel auch der dritte Preuße im Ministerium, der hochbedeutende Wilhelm Dietrich von Wakenitz. Schlieffen wendete sich, auf andere Aussichten verzichtend, nach Preußen zurück, wohin ihn Friedrich Wilhelm II. huldvollst eingeladen hatte; er erhielt alsbald mit dem Range eines Generallieutenants den Oberbefehl in der Festung Wesel. Noch in demselben Jahr 1789 geht er in diplomatischen Sendungen nach dem Haag und London, dann erhält er im Oktober die Führung der preußischen Truppen, welche die im Bisthum Lüttich ausgebrochenen Unruhen dämpfen sollten. Das Jahr 1791 bezeichnet den Höhepunkt in Schlieffen's preußischer Laufbahn. Der König verleiht ihm bei seiner Anwesenheit in Berlin für seine kriegerischen Verdienste ein Regiment, die königliche Akademie feiert den geistvollen und kenntnißreichen Gelehrten und Schriftsteller in ihm, indem sie ihn unter ihre Mitglieder aufnimmt. Damals war es, wo Schlieffen seiner staatsmännischen Eigenschaften wegen nicht ungeeignet erschien, Nachfolger des alten Hertzberg im Ministersitz zu werden. Alles änderte sich, als Preußen im Bunde mit Oesterreich den Kampf gegen Frankreich eröffnete. War auch Schlieffen ein erklärter Gegner jenes Planes gewesen, so hatte er doch, nachdem einmal der Krieg erklärt war, auf eine Führerstelle gehofft. Als man ihn überging, kam der schwer gekränkte General um seine Entlassung ein, die ihm jedoch erst nach heftigem Widerstreben im Juli 1792 gewährt wurde. Mit diesem Zeitpunkte schließt das öffentliche Leben Schlieffen's ab; der Sechzigjährige tritt zurück vom Schauplatz, der Kriegsruhm lockt ihn nicht mehr. Beschaulich sieht er aus seiner weltabgeschiedenen, ländlichen Einsamkeit, als „Einsiedler von Windhausen" den welterschütternden Ereignissen zu, die mit dem Anfang des neuen Jahrhunderts über Deutschland hereinbrechen. Er, der nach einem damaligen Zeugniß „vielleicht der einzige Mann in Hessen war, der in der letzten Epoche den Staat zu retten vermocht hätte", muß ihn in französische Hand fallen sehen. Er spielt in Verbannungsstimmung und Verbannungsbitterkeit scheinbar die Rolle des Weltweisen.

Nur einmal noch tritt der Greis aus seiner Zurückgezogenheit hervor, aber es ist kein erfreuliches Bild, das uns den deutschen Mann vor dem französischen Könige zeigt, dem er an der Spitze der niederhessischen Adligen in schmeichlerischen Worten die Glückwünsche darbringt zur Niederwerfung des Dörnbergischen Aufstands. So ist es auch im hohen Grade befremdend, wenn Schlieffen, als Czernitscheff auf Kassel heranrückt, herbeieilt, um sich dem Könige zu zeigen, wenn er, der in den neunziger Jahren eine Feldherrnstelle im französischen Heere unter Dumouriez entschieden abgewiesen hatte, jetzt am 17. Oktober 1813 auf französischer Seite ficht und für diese Leistungen das Großkreuz des Ordens von der Westfälischen Krone und die mit ihm verbundene Schenkung von 2000 Franken sich nicht scheut anzunehmen.

Schlieffen's Verhalten während der französischen Zeit hatte zur Folge, daß ihm der Kurfürst nach seiner Rückkehr die früher bezogenen Gelder für die Zukunft strich und ihn zu Hofe nicht mehr einlud.

Hatte der Mann von jeher nicht gern in der Hauptstadt geweilt, so mied er sie jetzt fast ganz. So mochte es wohl stets Aufsehen erregen, wenn ein roth gestrichener Glaswagen, von vier weißen Pferden gezogen, in Kassel einfuhr, um den alten Herrn, der in weißer Nachtmütze, in Pelze gehüllt in dem Kissen lag, auf kurze Zeit nach seinem Kasseler Wohnhause, dem jetzigen Gasthof zum König von Preußen zu bringen. Aber das kam nur wenige Male im Jahr vor; meist lebte Schlieffen in seinem geliebten Windhausen. Hier sah man ihn selbst bei Wind und Wetter lustwandeln oder auch in seiner aus Rohr und Baumrinde erbauten Einsiedelei sitzen. Ab und zu hielt ein Gast noch Einkehr in dem wirthlichen Haus; dann wurde der stille Bewohner gesprächig, er erzählte von seinen Feldzügen und Reisen, von alten Freunden oder seinen neusten Arbeiten. Und war der Angekommene ein be-

sonders guter Freund, wie etwa der vortreffliche Dohm, so durfte er auch einen mehr als flüchtigen Blick werfen in die sonst wohl verwahrten handschriftlichen Aufzeichnungen, in denen der Alte die Summe seines reichen Lebens zog. War der Fremde weg, dann wurde es wieder einsam. Selbst die Affen, die lustigen, anhänglichen Begleiter von einst, denen ihr Herr ein so rührendes Denkmal gesetzt hat, fehlten ja, seitdem sie, von Tollwuth erfaßt, in den achtziger Jahren zum Tode verurtheilt worden waren. Wenn sog. alte Leute (aus ihrer Erinnerung) den alten Herrn auch noch später mit seinen Affen gesehen haben wollen, so widerspricht dies einfach den Thatsachen, und die alten Leute haben sich eben versehen.

In Windhausen schloß Schlieffen hochbetagt am 15. September 1825 die Augen zum ewigen Schlummer; in der Südostecke des Wäldchens steht eine schlichte Kapelle; hier wurden die Ueberreste am frühen Morgen des 19. still zur Ruhe bestattet. An der Südwand liest der Wandrer die dort vom Erbauer selbst schon früh verfaßte schöne Inschrift:

Grabmal des ersten Schlieffen, der jene einsame Dächer besaß, in ihrer Stille im sie umschattenden Haine dem lästigen Wandel der Höfe, den Friedensmühen des Kriegers so oft als möglich entwischt, fand er vom Schicksal begünstigt, vielleicht auch durch Denkart geführt, mehr süße als herbe Stunden. Dankbar für jene, gefaßt auf diese, ruhig über die Zukunft.

„In ihm", so hieß es vom Entschlafenen in einem Nachruf vom 19. September, „ist... einer der gebildetsten Geister von dieser Erde geschieden, ein Mann, der im Krieg und im Frieden sich gleich hervorgethan, und dessen Geist, wenn er auch in den letzten Tagen der Bürde so hohen Alters einigermaßen unterlegen, nicht selten noch bis kurz vor seinem Entschlummern auf bewundernswürdige Art wieder aufloderte." (Fortsetzung folgt.)

Kasseler Kinderliedchen,

gesammelt und erläutert von Dr. Gustav Eskuche und Johann Lewalter.

(Fortsetzung.)

Hier reihen sich auch die mannigfachen Sprechübungen an, deren sich freilich bei uns im Vergleich zu andern deutschen Landstrichen gar wenige erhalten haben. Eigenartig ist der Scherz, wo ein Kind behauptet, das andere könne ihm nicht folgende drei Sätze richtig und geläufig nachsprechen:

107) Der Kater ist schwarz,
Die Katze ist weiß,
's ist schon falsch.

Selbst die ältesten Leute stutzen da zuweilen, in dem Wahne, der dritte Satz bezweifle ihre richtige Wiedergabe der beiden ersten Sätze. Aehnlich ist die Aufforderung:

108) Sage mal: Der Hahn, der Hahn und nicht das Huhn.

Und auf demselben Witze beruht das sehr beliebte Kasseler Märchen von der heiligen Elisabeth in der Obersten Gasse, frage man: „Elisabeth, was machste dann?" so antworte sie: „Nix." Ich weiß noch, wie so ein kleiner Bursche, ärgerlich über das hartnäckige Schweigen der steinernen Heiligen, nach ihr zu werfen suchte und dann heulend zu den ältern Jungen lief, die den Angeführten hohnlachend empfingen. An eigentlichen Sprechübungen, bei denen das eine Kind vorspricht, das andere möglichst schnell und glatt nachzusprechen sucht, sind folgende in Kassel beliebt:

109) Fischer's Fritz fängt frische Fische.

110) Der Kutscher putzt den Postkutschkasten.

111) Kein klein Kind kann keinem König,
Keinem Kaiser keinen Kalbkopf kochen.

112) Konstantinopolitanischer Dudelsackspfeifergeselle.

113) Ein Schock sächsische sechseckige Schuhzwecken.

114) Der Metzger wetzt das Metzgermesser
auf des Metzgers Wetzestein.

115) Wir Westerwälder Weiber wollen weiße Wäsche waschen,
wenn wir wüßten, wo weiches, warmes Waschwasser
wär.

Da denkt wohl Mancher an den Woll-Jägerspruch: Wer weise, wählt Wolle!

116) Der dicke Dieb drägt den dünnen Dieb durch den dicken
Dreck durch.

So schön wie alt ist folgender Lebensspruch:

117) Wenn mancher Mann wüßte,
Wer mancher Mann wär',
Gäb mancher Mann manchem Mann
Manchmal mehr Ehr.

So schrieb schon der fromme Mystiker Ruolman Merswin aus Straßburg am Schlusse seiner Predigtbücher im Jahre 1465: Mench Man sitzt by mengem Man Und waist nit, was mench Man kann. Und wißt mench Man, wer mench Man wer, Do but mench Man menchem Man Zucht und Er. In Kassel hört man bisweilen noch eine gewiß junge Fort-

setzung, die den ersten Gedanken nur plumper und ohne den kunstvollen Gleich=Anlaut wiederholt:

118) Doch mancher nicht weiß,
Wer mancher Mann ist,
Drum mancher Mann manchen Mann
Manchmal vergißt.

Neben diesen Lautspielen haben die Kasseler Kinder noch ihre eigenen Sprachen, welche Zunge und Ohr in noch höherem Grade drillen und schärfen, die Erbsen=, die B= und die H=Sprache. So lautet das Wort Mairegen in der ersten dieser drei Kindersprachen: **M**arbesen — **A**rbesen — **I**rbesen — **R**erbesen — **E**rbesen — **G**erbesen — **E**rbesen — **N**erbesen; in der zweiten: **Mai**bai — **Re**be — **Gen**ben; in der dritten: **Mai**hailefai — **Re**helefe — **Gen**henlefen. Aehnlich ist das Spielen mit dem Wortton, wobei z. B. Gespenster zu Géspen=stér oder Ladenfenster zu Lad=énfensterr wird, oder: Die Kuh rannte, bis sie fiel, zu:

119) Dickurantebissfiel.

Schon Fischart im 16. Jahrhundert kennt gleiche Scherze: Kuhrantzumvieh; Virlamenten; Kukleaß. Noch weiter in dem Verzerren der einzelnen Satzglieder geht der für die Satzzeichenlehre wichtige Scherz, der so oder ähnlich auch im andern Deutschland gesagt wird:

120) Es schrieb ein Mann an eine Wand:
Zehn Finger hab ich an jeder Hand
Fünf und zwanzig an Händen und Füßen.

Bei fast all' diesen Sprüchen haben die Kinder ihre Freude an der größten Gewandtheit der Zunge; weit sinniger aber ist das Wettspiel, wo nicht die Schnelligkeit des Gliedes, sondern des Geistes den Sieg erringt, wir meinen das Räthselspiel, zu dem schon die letzten Sprüche überleiteten. Jetzt ist das Räthsel nur ein heiteres Spiel, einst war's ein ernster Kampf um Gut und Leben, um Braut und Ehre, wie uns manches alte Heldenlied meldet. Richter 14, 12: Simson aber sprach zu ihnen: Ich will euch ein Räthsel aufgeben. Wenn ihr mir das errathet und treffet diese sieben Tage der Hochzeit, so will ich euch dreißig Hemden geben und dreißig Feierkleider. Könnet ihr es aber nicht errathen, so sollt ihr mir dreißig Hemden und dreißig Feierkleider geben. Und sie sprachen zu ihm: Gib dein Räthsel auf, laß uns hören. Er sprach zu ihnen: Speise ging von dem Fresser und Süßigkeit von dem Starken. Und sie konnten in dreien Tagen das Räthsel nicht errathen. Am siebenten Tage sprachen sie zu Simson's Weibe: Ueberrede Deinen Mann, daß er uns sage das Räthsel; oder wir werden Dich und Deines Vaters Haus mit Feuer verbrennen. Ebenso feiert die hebräische Sage (1. Könige 10, 1 ff.) den König Salomo als den weisen Herrscher besonders dadurch, daß sie ihm die Gabe des Räthsellösens ertheilt: Und da das Gerücht Salomo's, von dem Namen des Herrn, kam vor die Königin vom Reich Arabien, kam sie, ihn zu versuchen mit Räthseln. Und sie kam gen Jerusalem mit einem sehr großen Zeug, mit Kameelen, die Spezerei trugen und viel Geld und Edelgesteine. Und da sie zum Könige Salomo hinein kam, redete sie mit ihm alles, was sie sich vorgenommen hatte. Und Salomo sagte ihr alles, und war dem Könige nichts verborgen, das er ihr nicht sagte. — Eine weit schlimmere Räthselgeberin tritt in der griechischen Sage auf, die thebanische Sphinx. Wie stimmen wir doch in den Jubel der lange geängstigten Thebaner ein, als Oedipus, der Held des Schwertes wie des Geistes, das Räthsel siegreich löst: Am Morgen geht's auf vier Füßen, am Mittag auf zwei, am Abend auf drei Füßen. Da stürzt sich das Löwenweib wuthschnaubend vom Felsen in den Abgrund hinunter. — In der germanischen Sage nun eignet dem Räthsel noch viel häufiger diese fast unheimliche Macht. Da gelobt z. B. König Heidhrekr, um sich von einer schweren Mordschuld zu sühnen, er werde jeden Frevel gegen seine Person Jedem verzeihen, der ihm unlösbare Räthsel und Fragen vorlegen könne. Drum flehte Gesti, wegen vielfacher Vergehen gegen den König vor Gericht gefordert, unter Opfern den Odhin um Hilfe an, und der gütige Gott ging in Gesti's Gestalt an den Hof und gab dem König 30 Räthsel auf. Heidhrekr aber löste sie alle. Das vorletzte dieser Räthsel lautete: Wer sind die zwei, die zum Thing (= Versammlung) fahren? Drei Augen haben sie zusammen, zehn Füße und einen Schweif, so reisen sie über Land. Die Antwort war: der einäugige Odhin mit seinem achtfüßigen Rosse Sleipnir. Bei diesen Geistesschlachten strahlten gewiß die Augen der alten Germanen ebenso muthig und siegesfreudig wie im Kampf mit Schwert und Speer. Das fühlen wir bei der hohen Bedeutung, die das Räthselspiel in der alten Götter= und Heldensage hat. Galt es doch, nicht nur die gleiche Stärke und Schnelle des Leibes, sondern die Ebenbürtigkeit des Geistes freudig zu bewähren. Auch in der späteren Sage und dem Schriftthum des Mittelalters nimmt das Räthsel immer noch eine wichtige Stelle ein. Der weltbekannte Sängerkrieg auf der Wartburg, den einst die berühmtesten Dichter des deutschen Volkes abhielten, bestand doch im Wettsingen von Liedern und Räthseln: es ging da um den Kopf, denn „ohne Friede" wurde gesungen. — Cyriacus Spangenberg (vgl. Hessenland 1890, S. 53) gedenkt im Ehespiegel, Straßburg 1578, S. 250, b., der schönen, damals nicht mehr üb=

lichen Sitte, auf den Zunftlauben oder unter den Lindenbäumen des Brühls sich mit Sprüchen und Räthseln wechselseitig zu überbieten: „wann die alten zusammen kamen, gab eyner dem andern fragen auff; wer die meisten aufflösete, verdienete eynen crantz. vnd in summa, wer noch heutiges tages im fechten, schießen, rennen, lauffen, singen, ringen vnd springen das beste thuet, hat neben dem andern gewinnet eynen crantz zu lohn. vnd wa die leute frölich seynd in wolleben, auff die hohen feste oder sonst, da pranget man mit cräntzen.“ Beim Kranzsingen hat in der Regel der Jüngling, der ein Mädchen zu Tanze bittet, ihr zuvor einige Räthselfragen zu beantworten. Zeigte er dann durch Lösen der Räthsel seine geistige Gewandtheit, so setzte ihm die Jungfrau das Rosenkränzlein auf, und er legte ihr nun seine Räthsel vor, zuweilen mit einem Eingang der Art: Ei, Jungfrau, ich will ihr was auf zu rathen geben, Und wenn sie's erräth, so heirathe ich sie! Die Räthsellieder sind daher nicht selten Brautwerbelieder, ja Hochzeitlieder, wie in Erck's deutschem Liederhort das Lied 153, wo der Reiter das Mädchen, das ihm alle seine Räthsel beantwortet hat, sogleich zu sich auf's Roß hebt: Ewige Liebe sei dein Lohn! Und hop — hop ging's mit ihr davon. In unseren Tagen ist das gesprochene Räthsel zum kindlichen Unterhaltungsspiel herabgesunken, an dem sich die Erwachsenen nur, um 'mal unter Kindern wieder Kinder zu sein, betheiligen, während sie auf die Lösung der gedruckten, meist auf ein geistloses Wortspiel hinauslaufenden Räthsel der Sonntagsblättchen viel Zeit und Mühe verwenden. Nun mögen sich hier die in der Kasseler Kinderwelt noch üblichen, leider nicht sehr zahlreichen Räthsel in buntem Wechsel aufreihen.

121) Kaiser Karolus hatte einen Hund,
„Wie“ hieß Kaiser Karolus sein Hund!

122) Erst weiß wie Schnee,
Dann grün wie Klee.
Dann roth wie Blut,
Schmeckt allen Kindern gut.

Ganz ähnlich lautet's in der Schweiz, wo die Kinder außerdem noch folgende allerliebste Fassung haben: Es sitzt es Jümpferli ûf em Baum, es hät am Röckli en rothe Saum, am Herze hät's en Härtestei: säg, was es für nes Jümpferli seig.

123) Oben spitz und unten breit,
Durch und durch voll Süßigkeit.

124) Außen blau und innen gelb,
In der Mitte ein Quetschenkern.

125) In welchen Kleidern geht die Sonne unter?

126) Wie viel wiegt der Mond?

127) Wenn man von 100 Spatzen einen vom Dache schießt, wieviel bleiben dann oben?

128) Der Arme wirft's weg, und der Reiche steckt's ein.

129) Welche Peter machen den meisten Lärm?

130) Auf welcher Straße kann man nicht gehen?

131) Welches Haus ist ohne Holz und Stein?

Diese Frage ist ein armer Nachklang eines in alemannischer Form noch sehr vollständigen allgemein deutschen Räthsels: Es ist es ganz apartigs Hûs, wo weder Thür no Feister hät; goht der Biwohner hübschlich ûs, se zieht das ganze Hüsli met, und wenn ihrer tûsig bisämme stehnd, men überchunt keis Städtli z'gsehn.

132) Welcher Baum wirft keinen Schatten?

133) Wo geht man hin, wenn man 12 Jahr alt ist?

Vgl. Rochholz 575: Wo ist der zwölfjährig Salomo sell môl hi gange? is drüzäh't.

134) Der Blinde sah 'en Hasen laufen,
Der Lahme sprang ihm nach,
Und der Nackende steckte ihn ein.
Was ist das?

135) Es ist ein Fäßchen wohlgebunden,
Es ist noch keines Küfers Hand daran gekommen,
Es trinken Herren und Fürsten draus.

In Schwaben sagt man: 's ist a Fäßle ungebunde, Ohne Wehr und Waffe, 's trinket Fürst und Grafe draus, Welcher kan's verrathe?

136) Es sind vier Brüder in einer Kammer,
Und Keiner kann aufmachen.

Wiederum hat das Schweizer Volkslied dasselbe Räthsel schöner und voller bewahrt: Sind vier Brüeder in eim Hûs, und keine cha zum andern ûs; sinn vier Brüeder i der Chammer, und sind niemole binenander.

137) Es war einmal ein Zweifuß,
Der saß auf einem Dreifuß,
Da kam Vierfuß
Und brachte einen Kuhfuß.
Da nahm Zweifuß
Den Dreifuß
Und schlug damit den Vierfuß,
Daß er den Kuhfuß fallen ließ.

Der Spruch ist sehr alt; schon Fischart nennt im 25. Stück seiner Gargantua ein Kinderspiel: „Vierbein und Zweibein.“

138) Es liegt etwas Weißes auf dem Dach.
Wenn's herunter fällt, ist es gelb.

Vgl. das alemannische Räthsel: Am Dach isch's wiß und hel, wann's abefallt, isch's gel.

139) Was liegt zwischen Berg und Thal?

140) Gott sieht's nie,
Der König selten,
Der Bauer jeden Tag.

141) Was geht auf dem Kopfe die Treppe hinauf?

142) Wie wird ein blauer Husar, wenn er in's rothe Meer fällt?

143) Je mehr man davon thut, desto größer wird's.

144) Warum fressen die weißen Schafe mehr als die schwarzen?

145) Wie weit läuft der Hirsch in den Wald hinein?

146) Wohin will der Spatz, wenn er über die Straße fliegt?

147) Welche Mutter hat keine Kinder?

148) Welcher Knecht bekommt keinen Lohn?

149) Was für ein Unterschied ist zwischen Sauerkraut und 2 × 2 = 4?

150) Ich ging 'mal in einen Wald.
Da sah ich ein Reh,
Da kam ich an einen See,
Und zuletzt war ich da.
Was ist das?

Gar manchen langen Winterabend verkürzen diese und viele andere nicht zu den Kindersprüchen zu rechnende Räthsel; doch der geschäftige Kindersinn hat sich noch allerlei Spiele erdacht, die, je einfacher sie sind, um so mehr erfreuen. So verbrennen die Kinder auf dem Herde oder Tische ein Stück Papier und zählen die in der schwarzen Asche herumglimmenden Fünkchen, sie sagen dann, die Kirche sei aus, und die Leute (Funken) gingen nach Haus und zuletzt von allen der Küster, der die Kirchthüre schließe. Oder sie stecken durch einen einlochigen Knopf ein Streichhölzchen und lassen den Drillitz (vgl. Anm. zu Lied 14) im Kreise auf dem Tische herumhüpfen. Und hat der Sonntag gar eine Gans auf den Tisch gebracht, so wird aus dem Schlüsselbein, vom Kinde einfach der Gänseknochen genannt, mit Zwirn und Hölzchen eine Klapper oder auch ein Hipper verfertigt, der dann neben dem zierlichen Drillitz seine ungefügen Sprünge macht. Allein vor allem beschäftigt am Winterabend der Kinder Gedanken jegliches Ereigniß, das sie den Tag über draußen auf den beschneiten Straßen und Märkten erlebt haben: wie sie auf der Kliedebahne (klieden = gleiten) geschurrt haben, oder den Marställer Platz bis zur Fulda hinunter mit dem Rutscher (Käsehütsche in Sachsen, Hütsche = Fußbank) gefahren sind unter dem höhnenden Warnruf:

151) Vorne weck!
Hinnen Dreck!

und wie sie nur zu bald vom „Butz" verjagt worden sind, oder wie sie sich auf dem Hof erst feindlich geschneeballt haben und dann in friedlichem Vereine Schneemauern und darin einen Schneemann gebaut, mit Strohhut auf dem Kopf und Besen an der Schulter; die etwas ältern Jungen und Mädchen dagegen wissen schon Wunderdinge zu erzählen von ihren ersten Schlittschuhübungen auf der Fulda, dem Küchengraben und dem Aueteich. (Fortsetzung folgt.)

Hessenlandes Urbewohner.

Von P. Noll.

(Fortsetzung.)

Die ältesten Formen des Namens der jetzigen Stadt Kassel lauten Chassalla (nicht Chassala, wie in der vorigen Nummer stand), Chassella und Cassella. Der erstere Name begegnet uns in einer Urkunde König Konrad's I. vom 18. Februar 913 zu Gunsten des Klosters Hersfeld. Die Schreibweise Chassella kommt in einer Urkunde des nämlichen Königs zu Gunsten des Klosters Meschede vor. Beide Urkunden sind am nämlichen Tage ausgestellt und von dem nämlichen Schreiber ausgefertigt, wie Dr. Seelig in den „Kasseler Nachrichten" vom 14. Dezember 1890, Nr. 74, nachgewiesen hat. Auffallend ist das Schwanken zwischen a und e in der Mittelsilbe des Namens. Vielleicht erklärt sich dasselbe aus dem Umstande, daß man sich nach der Sprache der Adressaten gerichtet hat, die Hersfelder nannten das Herrenhaus sal, die Mescheder werden die niederdeutsche Bezeichnung sel gebraucht haben.

Bei dieser Deutung des Namens Chassalla bleibt indessen immer noch eine Schwierigkeit bestehen, nämlich das doppelte l. Das scheint gegen die Herleitung von sal und sel zu sprechen. Es möge darum eine andere Erklärung versucht werden.

Sehen wir uns einmal ähnliche Namenbildungen an, wie z. B. Ursalla, Ursella i. Cod. Nass., Tussale, Andassale i. Lacomblet, Niederrhein. Urkdb., Wissilla i. Böhmer, Reg. Archiep. Mag., Bersula, Iscala, Andella, Cusilla, Mosalla, Mosella, Timella, Hursilla i. Alemannia, Ztschr. f. Sprache, Lit. d. Elsässer, Bd. 8. Diese Fluß- und Ortsnamen sind offenbar Deminutiva und allem Anscheine nach aus Personennamen entstanden.

Daß bei der Bildung von Kose- oder Schmeichelnamen statt des Suffixes ilo auch alo üblich war, beweisen die Namen: Frizala, Izala, Wezala, b. Stark, die Kosenamen der Germanen,

S. 80 u. 93, Attala, Bodalo, Gantalo, Razala, Ruadalo, Saralo, b. Förstemann, Altd. Namenbuch, Sigala, Act. Tyrol., Azzala, Bertallus, b. Pieper, Lib. Confr., Flanallus, ein chattischer Name, C.I. Rh., Ztschr. f. deutsch. Alterth., Bd. 35, H. 3. So gibt es auch Deminutivnamen mit dem Bindevokal u, wie Bertulus, Ratulus, Prandulus, Reinula, Sigula, und die longobardischen Namen Sichiprandulus, Teudifridulus u. a.

Eine Verdoppelung des Konsonanten in dem Deminutivsuffix ist nicht selten. So finden sich außer dem schon genannten Flanallus die Namen Fludullus, Cunissa, b. Stark, a. a. O., Adillus, Kastella, Maurellus, b. Pieper, Basilla, Bodillo, Hezilla, b. Förstemann, Bilezza, Cunizza, Richizza, i. Necrol. Bamberg.

Es konnte also ganz gut aus dem Personennamen Kasso, b. Böhmer, Reg. Archiep. Mag., Kazo, Chazo, i. Cod. Laur., durch nochmalige Kürzung der Name Kassallo entstehen. Und wie die Bäche und Orte Casella, Bach b. Sinzig, i. Beyer, Mittelrhein. Urkdb., Wissilla, Oberwesel, Erpelle, Cuntella, Hassela, Tussale, Düssel, Nitissa, Warinna u. a. nach den Ansiedlern benannt sind, so konnte man dem Gehöfte des Chassallo den Namen Chassalla geben.

Wie Stark, a. a. O., S. 16 f., darthut, waren bei den Germanen einfach und mehrfach gekürzte Namen gleichzeitig mit dem Vollnamen derselben Person in Gebrauch. So hieß ein Chonradus auch Chuono, Heimeradus Heimo, Trasebertus Traso, ferner Godefridus Gozelo, Kunigunda Cunissa, Hiltipurch Hizzila.

Wie nun Gozelo durch Kürzung entstanden ist aus Gozo, Godizo, Godo und Godefridus, so könnte man Cassallo zurückführen auf Casso, aus Catiso, Cato, und dieses auf Catumer.

Catumerus war, wie Tacitus, Annal. lib. XI. c. 16 erzählt, ein princeps Cattorum und Großvater des Cheruskerfürsten Italicus, des Neffen Armin's. (Fortsetzung folgt.)

Die alte Minne.

Erzählung von Wilhelm Bennecke.

(Fortsetzung.)

III.

Wie die Hornissen zu Felde zogen und die Frankenberger ihren Sauhirten verloren.

In der Frühe des andern Morgens herrschte auf der Burg ein reges kriegerisches Treiben. Die Knechte drängten sich gewappnet in den Hof, die Reisigen tummelten ihre Rosse und prüften ihre Speere, und hier und da nahmen etwelche der zum Abmarsch bereiten Krieger auch noch flüchtigen Abschied von den Mägden, die sich verstohlen blicken ließen, denn der alte Freiherr sowohl wie Frau Elsbeth führten in dieser Hinsicht ein gar strenges Regiment in ihrem Bezirk. Der Heerhaufen wartete, um zum Zug gegen Frankenberg aufzubrechen nur auf das Erscheinen des Herrn Friedrich, der aber disputirte noch mit Dame Mathilde über die Menschenrechte und Keines wollte dem Andern nur das Geringste von der einmal gefaßten Ueberzeugung zum Opfer bringen. Als von unten die Heerhörner aber ihre Rufe immer lauter ertönen ließen, mahnte Herr Boppo, der mit Frau Elsbeth hinzugetreten war, die pfäffische Unterredung, wie er der Beiden Gespräch nannte, zu unterbrechen und sich zeitgemäßeren Dingen zuzuwenden, mit welchen er nichts Anderes als die Plünderung und Zerstörung Frankenbergs meinte. „Trefurt und Battenberg, sei das Feldgeschrei!“ sagte der junge Ritter seinen Helm aufsetzend. „Gott wird es mir nicht zur Schuld anrechnen,“ erwiderte darauf Dame Mathilde, „daß mein Name dem Verderben vorhergeht, ich habe nichts damit zu thun, Euch aber möge nicht der Zorn des Richters treffen, vor dem Ritter, Bürger und Knecht gleichen Spruch zu gewärtigen haben!“ — Als der Ritter, von jubelnden Hörnern begrüßt, sich auf den schnaubenden Streithengst schwingen wollte, trat ihn ein fremder Kriegsmann an, der soeben in der Burg angelangt war. Das linke Auge desselben bedeckte eine schwarze Binde, die sein wildes, abschreckendes Gesicht noch häßlicher machte, und die rechte Hand trug er in einer Schlinge. Es war Melchior Kamm, der Dienstmann des Freiherrn von Trefurt, den sein Gebieter aus dem Thüringerland mit Botschaft zu Dame Mathilde gesandt hatte. Melchior, der gehört, daß der im Aufbruch begriffene Battenbergische Zug Frankenberg gelte, bat den Ritter, ihn an demselben theilnehmen zu lassen. „Wenn ich auch ein Krüppel bin und nur noch zum Botenlaufen tauglich,“ setzte er mit einem tückischen Aufblitzen des einen Auges hinzu, „so kann ich Euch doch gegen die Frankenberger mit manchem Kniff und Pfiff beistehen. Ich kenne die Schliche in der ganzen Gegend, die Thüren und Pforten, weiß ihre schwachen Seiten, und wenn ich erst einmal drinnen bin —“, das Weitere war nur ein

Brummen, aber unheildrohend genug. Der Ritter nahm, indem er sich im Sattel zurecht setzte, die Dienste Melchior's an, und dieser eilte, sobald er sich bei seiner jungen Gebieterin seines Auftrags entledigt, dem Zug, der mittlerweile die Veste verlassen hatte, nach. Die Gegend schimmerte rings im Sonnengolde, in den Lüften sangen die Lerchen und von den Wiesen, über welche Reisige und Knechte stampften, drangen aus den zerdrückten Blumen und Gräsern die balsamischsten Düfte. Zwei Stunden mochte der Marsch gedauert haben, da ließ Friedrich Halt machen in einem kleinen Gehölz, damit Roß und Knecht sich ein Weniges verschnaufen konnten, denn in der Ferne tauchten schon die Thürme von Frankenberg im sonnigen Glanze empor, und ehe noch eine weitere Stunde verronnen, sollten, wie es des Ritters Absicht war, eben dieselben Thürme ein Raub der Flammen sein und mit Rauch und Qualm das Zetergeheul der um ihre erschlagenen Männer und Väter klagenden Weiber und Kinder sich zum Himmel erheben. Mit siegesgewissem Lächeln gab nach einer Weile Herr Friedrich das Zeichen zum Aufbruch, und rasselnd setzte der Zug sich von Neuem in Bewegung. Als derselbe das Gehölz verlassen hatte, bemerkte Sasso, welcher neben Friedrich ritt, daß ein Baum, der dicht am Wege stand, ein wenig hohl war. „Es wird doch nicht wieder ein Eckhart Holzschuher darin stecken, wie im Wald bei Gießen?“ rief er lachend und stieß mit seinem Speer den Baum an. Kaum war er aber an diesem vorbeigeritten, als sein Pferd auszuschlagen begann und alle Zeichen eines heftigen Schmerzes von sich gab, zu gleicher Zeit bäumte sich auch Herrn Friedrich's Roß und machte einen gewaltigen Sprung zur Seite. Durch den muthwilligen Stoß Sasso's an den hohlen Baum war ein Hornissennest in Bewegung gekommen, und die wüthenden Thiere fielen nun mit ihrer ganzen Macht über die unbedeckten Stellen der Pferde her. Diese bockten, stiegen in die Höhe und drehten sich im Kreise, die Reiter rissen sie in die Zügel, schrieen und fluchten, die Knechte eilten ihnen zu Hülfe und schlugen auf die Hornissen, ohne diesen viel Schaden zu thun, trafen vielmehr die Rosse und machten sie noch wilder. Es war ein entsetzlicher Tumult, der seinen Höhepunkt erreichte, als das durch die Wespenstiche zur Verzweiflung getriebene Roß des Ritters nicht mehr zu bändigen war, sich umkehrte und nach dem eben verlassenen Gehölz zurück jagte, wobei mehrere Knechte, die es aufhalten wollten, zu Boden geschleudert wurden. Ehe Friedrich von Battenberg die Herrschaft über den dahinrasenden Gaul wieder erlangen konnte, war derselbe blindlings an einen Baum angeprallt und stürzte mitsammt seinem Reiter krachend zu Boden. Einige der Kriegsleute eilten hinzu, und einen Augenblick später stand das geängstigte Thier, sich mächtig schüttelnd, wieder auf den Beinen, der junge Ritter aber, dem der Helm entfallen war, lag mit einer grimmigen Miene auf seinen rechten Arm gestützt da. Trotz aller Anstrengung konnte er sich nicht erheben, da er bei dem Sturz eine Verletzung am Fuß erhalten und, wie es sich in der Folge herausstellte, drei Rippen gebrochen hatte. Die Thürme von Frankenberg vor Augen hielt er es für gerathen, unter solchen Umständen den Rückzug anzutreten, da es ihm unmöglich war, den Sturm zu leiten, und sein ganzer Haufe durch den lächerlichen Kampf mit den Hornissen sich in einer nichts weniger als heldenmüthigen Stimmung befand. Er ließ Sasso, den unschuldigen Anstifter des ganzen Unglücks, zum Sammeln blasen und sich selbst auf's Pferd heben, vermochte sich aber nicht im Sattel zu erhalten, sodaß er gezwungen war, auf einer aus Baumästen hergestellten Trage gar demüthiglich den Heimweg anzutreten. Beim Abmarsch fehlte Melchior Kamm, sowie noch einige Knechte, und Sasso meinte mit verbissenem Lachen, die Hernsen hätten sie wohl bis zur Battenberger Veste zurückgeschlagen. Dem war indes nicht so, und während der Zug mit dem heimgesuchten Ritter sich langsam von dannen bewegt, sei dem Trefurt'schen Steuererheber von ehedem einige Aufmerksamkeit geschenkt. Als Melchior erkannte, daß der Krieg gegen Frankenberg für heute zu Ende sein würde, hatte er ein halbes Dutzend plünderungssüchtiger Strolche, wie er selbst Einer war, aus dem Battenbergischen Haufen zusammengelesen, um auf eigene Faust noch etwas zu erbeuten, und war mit diesen auf einem Schleichweg der Stadt immer näher gerückt. Wie ausgelernte Strauchdiebe bewegten sie sich vorwärts, jede Deckung benutzend und rings umherspähend, ob sich ihnen nichts zeige, das ihrer Beachtung werth sei, aber weder Huhn noch Hahn krähte nach ihnen und auch kein fetter Gänsebraten war zu ergattern. Schon fingen Melchior's Spießgesellen an, ungeduldig zu werden, da drangen Laute an ihre Ohren, die urplötzlich so helles Schmunzeln über ihre Gesichtszüge verbreiteten, daß dieselben fast verklärt ausgesehen hätten, wenn es nicht zu schreckliche Galgenphysiognomien gewesen wären. Diese herzerhebenden Töne waren im eigentlichen Sinne des Wortes jedoch ein Grunzen zu nennen, denn sie rührten von nichts Anderem, als von einer Heerde Schweine her, die sich in einem feuchten Grunde umhertrieb, auf welchen das beutelustige Gelichter bei einer Biegung des Felsenpfades, triumphirend hinabblickte. Sorglos, inmitten seiner

Getreuen, saß auf einem Baumstumpf der Frankenberger Sauhirt, Klaus Ohngemach, und vor ihm, in der Sonne liegend, ein großer Hund von ebenso häßlichem, als bösartigem Aussehen, mit welchem er ein andächtiges Zwiegespräch zu führen schien, denn beide knurrten sich mit pfiffigem Augenzwinkern gegenseitig an. Dieser idyllische Gefühlsaustausch, der schon eine Weile gedauert hatte, sollte nunmehr jedoch auf eine sehr rücksichtslose Weise gestört werden, denn da sich weit und breit Niemand sehen ließ, der den Hirten und seine Zöglinge hätte in Schutz nehmen können, so brachen plötzlich die sieben Wegelagerer aus dem Gebüsch hervor und fielen über Klaus Ohngemach her. Mit leichter Mühe hätten sie den alten Mann, der nichts zu seiner Vertheidigung als seinen eisenbeschlagenen Stock mit sich führte, überwältigt, wenn Zottel, der Hund, nicht gewesen wäre. Dieser sprang mit gesträubten Borsten Melchior an die Kehle und nur der eiserne Kragen, den derselbe trug, schützte ihn vor den wüthenden Bissen des treuen Thieres. Von einem Schlag getroffen, stürzte Zottel mit jämmerlichem Geheul zu Boden, im nächsten Augenblick aber fuhr er unter die Knechte, die Klaus Ohngemach mißhandelten und brachte sie durch seinen Angriff in einige Verwirrung. Bald jedoch erhielt er einen zweiten Schlag, der ihn leblos zu den Füßen seines Herrn hinstreckte. Das Hülferufen des der Uebermacht nun völlig preisgegebenen alten Mannes wurde durch einen Knebel erstickt. Man band Klaus die Arme auf den Rücken und zwang ihn unter rohen Scherzen zum Niederknieen, um mit demüthig gesenktem Haupte die Rede des vor ihm stehenden Melchior anzuhören, welche folgendermaßen lautete: „Wie kannst Du Dich erdreisten, verworfenster aller Frankenberger Gelagzahler, mit Deiner grunzenden Heerde meinen Pfad zu kreuzen, oder hat der Teufel, der hier in der Gegend von Altersher als Euer Abgott Hammon ja sein Hauptquartier aufgeschlagen haben soll, die sämmtlichen Frankenberger in Schweine verwandelt und dich zum Obersten, will sagen zum Bürgermeister über sie gesetzt? Antworte, Du Teufelbraten, oder es geht Dir schlecht!" Da aber Klaus Ohngemach einen Knebel im Munde hatte, so vermochte er keinen Laut hervorzubringen, und Melchior fuhr unter dem Gelächter seiner Bande weiter fort: „Du erwiderst nichts, also erkennst Du meine Worte zu Recht bestehend an. Das ist schlimm für Dich, Klaus Ohngemach, denn als ich mein eines Auge und fünf Finger verlor, da habe ich geschworen, den Bürgermeister von Frankenberg, sofern er in meine Hände fallen sollte, aufzuhängen und allen Einwohnern des elenden Nestes, über die ich Gewalt erhielt, die Kehlen abzuschneiden. Nun kann ich meinen Schwur halten, denn Du bist ja, nach Deiner eigenen Aussage, der nunmehrige Bürgermeister von Frankenberg, Dich werd ich also hängen und Deine Ortsangehörigen von hinnen treiben und ihnen, wenn sie fett genug sind, den Garaus machen." Das Ende des gewaltthätigen Vorgangs, der nun folgte, war, daß der arme, alte Mann von den Bösewichtern an die nächste Eiche aufgehängt und die ihm anvertraut gewesene Heerde nach der Battenbergischen Veste davon getrieben wurde. Noch etwa eine halbe Stunde von derselben entfernt, traf Melchior und sein Gefolge wieder mit dem Hauptzug zusammen, der sich, den verletzten Ritter in der Mitte, nur langsam fortbewegen konnte. Die Ankömmlinge mit ihrem Schlachthauszuwachs wurden jubelnd begrüßt und ebenso die Berichte aufgenommen, die sie von dem Halsgericht machten, das über den neuen Frankenberger Bürgermeister gehalten worden sei. Herr Friedrich jedoch vernahm nichts davon, theilnamlos lag er auf der Trage und dachte bei seinen Schmerzen nur daran, was Dame Mathilde zu seiner gar so kläglichen Heimkehr sagen werde. Hoch zu Roß mit flatterndem Helmbusch war er ausgeritten, den rothen Hahn auf die Thürme von Frankenberg zu setzen, und nun kam er zurück mit zerschlagenen Gliedern, besiegt von ein paar Hornissen, deren Lagerstätte angegriffen worden war. Sollte er die Bürger in Waffen für geringer halten als diese untergeordneten Thiere, welche zu ihrer Vertheidigung nichts ihr Eigen nannten als den ihnen von der Natur verliehenen Stachel? Oder war ein hohler Baum etwa ein rechtmäßigeres Eigenthum, als eine mit Mühe und Fleiß errichtete Stadt? Der ihn betroffene Unglücksfall schien ihm ein Gottesgericht zu sein, und er scheute sich ebenso vor dem seelenvollen Strahl aus Mathildens Augen wie vor der Bußpredigt, die ihren Lippen entfließen würde. Wäre es angegangen, so hätte er sich weit weg in die Einsamkeit tragen lassen, da seine Mannen einen solchen Befehl aber nicht Folge geleistet hätten, so sehnte er sich vorerst nur danach, so schnell und so unbemerkt wie nur möglich in sein Burggemach und unter die Hände des heilkundigen Kaplans zu kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Reiterlied.

Hörst Du? Sie blasen zum Stelldichein!
So muß es denn schon geschieden sein
Nach dreien fröhlichen Tagen.
Du trotzige Maid, die mein Herz gewann,
Sprich, hast Du dem flotten Reitersmann
Kein heimlich Wort zu sagen?

Hast keinen Blick? Hast keinen Gruß?
Ich stund im Bügel mit halbem Fuß,
Sprach: „Daß Dich Gott behüte!"
Da erlosch Dein Auge wie ein Licht,
Da ward Dein stolzes Angesicht
Weiß wie die Apfelblüthe.

Ich sah, wie Du nach Athem rangst,
Ich sah Dich in knirschender Todesangst
Des Falben Zügel fassen!
Und es klang das Horn, es zerstob das Glück,
Mein bäumendes Roß stieß Dich zurück —,
Fahren muß ich Dich lassen.

D. Saul.

Aus alter und neuer Zeit.

Wilhelm Dietrich von Wakenitz in hessischen Diensten. Die Berliner Zeitung „Post" enthält in dem Feuilleton ihrer Nummer vom 15. August einen vortrefflichen, quellenmäßig bearbeiteten biographischen Aufsatz über **Wilhelm Dietrich von Wakenitz** aus der Feder des Herrn Dr. Carl **Scherer** in Kassel. An der Hand dieses Artikels gestatten wir uns in kurzen Zügen eine Schilderung der Wirksamkeit des Generals und Staatsministers Wilhelm Dietrich von Wakenitz in hessischen Diensten hier zu entwerfen.

Im September 1762 erbat und erhielt der Oberstlieutenant W. D. von Wakenitz, Sieger von Zorndorf, seine Entlassung aus preußischen Diensten. Landgraf Friedrich II. von Hessen-Kassel, selbst preußischer General und ein eifriger Verehrer des preußischen Heerwesens, zog ihn, wie früher schon die preußischen Offiziere von Jungken und Martin Ernst von Schlieffen, in seinen Dienst und in seine Umgebung. Wakenitz, der am 19. Juni 1763 in Kassel eintraf, wurde im folgenden Monat, am 14. Juli, zum Generalmajor ernannt. Im Mai 1764 wurde ihm die Führung der Gensdarmen, in jener Zeit neben den Gardes du Corps das vornehmste Reiterregiment, übertragen, und am 17. Januar 1765 wurde er Chef desselben. Am 27. Oktober 1772 erfolgte seine Beförderung zum Generallieutenant. Am 19. April 1774 wurde Wakenitz das Ministerium der Finanzen übertragen „in dem Gnädigsten Vertrauen, daß er nach seiner bekanten droiture Unsere zum allgemeinen besten abzielende gnädigste Intention nach Möglichkeit zu befördern, sich angelegen sein lassen werde". Daneben war Wakenitz Mitglied der wichtigsten militärischen Kollegien des Staates, des Kriegskollegiums sowie des vom Landgrafen Friedrich II. gegründeten Generaldirektoriums. Durch Reskript vom 30. Oktober 1767 war ihm die Stelle als Oberamtmann von Hersfeld mit einem Einkommen von 1500 Thalern verliehen worden. Den Orden pour la vertu militaire erhielt er als Ritter der ersten Reception am 5. März 1769, den Orden vom goldenen Löwen am 25. August 1773. Wakenitz war Mitglied der 1777 gestifteten „Société des antiquités", der Lieblingsschöpfung des Landgrafen, sowie der Gesellschaft des Ackerbaues und der Künste.

Daß Wakenitz sich um das Militärwesen Hessens die größten Verdienste erworben hat, geht aus den Zeugnissen hervorragender Militärschriftsteller jener Zeit hervor. Von ihm wird behauptet, daß er „in militärischer Hinsicht der hessischen Kavallerie die Vollkommenheit gegeben habe", und der Verfasser der Schrift „Hessen vor dem 1. November 1806" sagt: „Das hessische Heer beim Ableben Friedrich's II. muß gut gewesen sein, weil Wakenitz und Schlieffen an der Spitze standen." Ueber Wakenitz' Stellung im hessischen Zivildienste äußert sich der badische Kammerherr Fr. Just. von Günsterode in seinem 1781 erschienenen Werke *„Briefe eines Reisenden über den* gegenwärtigen Zustand von Kassel": „der dritte derer Herrn Etats-Ministers, Herr General von Wakenitz, steht auch hier einem Ihm angemessenen Platze vor, indem er das Finanzwesen unter sich hat, und der Geist der Ordnung und der Einrichtung in ihm wohnt."

Wakenitz wirkte bis 1789 für sein zweites Vaterland Hessen, dem er treu blieb, auch als man ihn unter den verlockendsten Aussichten in russische Dienste zu ziehen suchte. So lange Friedrich II. lebte, blieben Schlieffen und Wakenitz, in dauerndem Besitze des fürstlichen Wohlwollens, dessen treue Rathgeber. Anders wurde es mit dem Regierungsantritte des Landgrafen Wilhelm IX. „Meine Herren, ich werde jetzt selbst regieren und selbst die nöthigen Ordres ertheilen", mit diesen Worten wendete sich der neue Fürst nach einer gut erfundenen Anekdote auf der ersten Parade an die Obengenannten, und „damit war das Regiment der beiden Herren zu Ende".

Es gab eine Richtung an dem Hofe des Landgrafen, die sich gegen die „Ausländer" kehrte, gegen die „verdienstvolle Eingebohrne des Landes" zurückgesetzt würden. Wilhelm IX. scheint dieser Strömung Rechnung getragen zu haben, er war gegen die sog. „preußische Junta", die Preußen, welche im hessischen Ministerium saßen, eingenommen, und suchte sich ihrer selbst durch Gehaltsabzüge zu entledigen. So ist das Ansuchen Wakenitz' um Entlassung, das am 8. Mai 1789 unter Bewilligung einer jährlichen Pension von 1000 Thalern genehmigt wurde, nicht als Einzelereigniß zu betrachten, sondern in Zusammenhang zu setzen mit den Abschiedsgesuchen der beiden

anderen Preußen, Jungken und Schlieffen, die bereits im Februar 1789 bestätigt worden waren. Das Regierungs-System hatte eben gewechselt.

Wakenitz behielt seinen Wohnsitz in Kassel, hier ist er am 9. Januar 1805 im Alter von 77 Jahren an den Folgen eines Schlaganfalles gestorben. Geboren war er am 2. August 1728 zu Boltenhagen in Pommern. In aller Stille, wie sein Leben in den letzten Jahrzehnten dahingeflossen war, wurde der Entschlafene seinem letzten Wunsche gemäß am Morgen des 14. Januar 1805 beigesetzt auf der Ruhestätte so manches hessischen Kriegers, dem alten Militärfriedhofe. Sein Neffe, der Oberst im kurhessischen Garde-Grenadier-Regiment J. A. C. von Wakenitz, widmete, wie schon in der vorigen Nummer unserer Zeitschrift erwähnt, dem theueren Todten in dankbarster Gesinnung einen warmempfundenen Nachruf und ließ auf dessem Grabe die Säule errichten, die von des Tapferen schönstem Ehrentage redet, dem 25. August 1758, dem Tage der Schlacht von Zorndorf. Vergessen schien das Grab, vergessen, wenigstens in den weiteren Kreisen, der darin Schlummernde. Nur daß hin und wieder ein Vorübergehender auf das nahe der Verkehrsstraße liegende Denkmal aufmerksam wurde und sich vom Kenner vaterländischer Geschichte belehren ließ, daß unter jener helmgekrönten Säule Wakenitz ruhe, „der Sieger von Zorndorf“. Jetzt, in unseren Tagen ist des wackeren Mannes Ruhm neu belebt worden und in Aller Mund gekommen. Als der altehrwürdige Kasseler Kirchhof der Baulust der Neuzeit weichen mußte, und man sich anschickte, die dort Beerdigten auszugraben, da war es Se. Erlaucht Graf von Altenkirchen, der im Verein mit dem derzeitigen Kommandeur des Regiments der Gardes du Corps, das einst Wakenitz geführt hatte, dem Obersten Freiherrn von Bissing, Allerhöchsten Ortes die Erhaltung jenes Grabes anregte. Sofort befahl Se. Majestät der Kaiser in dankbarer Verehrung des edlen Todten, daß die Gebeine von Kassel nach Potsdam überführt würden, um hier unter dem gleichfalls dorthin verbrachten Grabmal auf dem von der Gemeinde nahe dem Kriegerdenkmal gestifteten Platze am 18. August unter militärischen Ehren auf's Neue bestattet zu werden. Wie dieser feierliche, pietätsvolle Akt vollzogen wurde, darüber haben wir bereits in der vorigen Nummer unserer Zeitschrift berichtet.

Aus Heimath und Fremde.

Die Kaisertage in Kassel.

Es waren prächtige Tage, welche der Kaiser und die Kaiserin in Kassel verlebt. Die alte Residenzstadt hatte alles aufgeboten, um den Majestäten einen würdigen Empfang zu bereiten, jeder Bewohner war für seinen Theil bereit, sein Scherflein zu der Verherrlichung der Festlichkeiten beizutragen, und mehr zu thun, als geschehen, wäre wohl kaum möglich gewesen. Sie haben auch ihren Lohn gefunden, die Bürger Kassel's, in der huldreichen Annerkennung ihres Strebens durch die Allerhöchsten Herrschaften.

Zum ersten Male seit seiner Thronbesteigung ist der Kaiser Wilhelm II. nach Kassel gekommen, wo er einen Theil seiner Jugendjahre verlebt, als er hier an dem Friedrichsgymnasium seine Studien machte. Noch einmal, es war zur Zeit des hundertjährigen Jubiläums dieser Gelehrtenschule im Jahre 1879, besuchte er als Prinz Wilhelm von der Universität Bonn aus die Stadt Kassel, um an der Jubelfeier theilzunehmen. Seit jener Zeit war er nicht wieder in unserer hessischen Hauptstadt. Vor zwei Jahren war es, als die Kaiserin mit den kaiserlichen Prinzen längere Zeit auf Wilhelmshöhe verweilte und sich durch ihre huldvolle Leutseligkeit die Herzen der Kasselaner im Fluge gewann.

Am Freitag den 11. September, Abends 8 Uhr, kam Se. Majestät der Kaiser in Kassel an, am Bahnhof begrüßt von der Kaiserin, welche bereits am Abend zuvor auf Schloß Wilhelmshöhe eingetroffen war, und den in Kassel anwesenden Fürstlichkeiten. Daselbst fand großer militärischer Empfang statt. Hierauf begaben sich Ihre Majestäten im offenen vierspännigen Wagen in die Stadt, von einer Eskadron des Husarenregiments Landgraf Friedrich II. von Hessen-Homburg (2. Hess.) Nr. 14 eskortirt. An der Ehrenpforte in der Museumsstraße wurden der Kaiser und die Kaiserin von dem Oberbürgermeister Weise an der Spitze der städtischen Behörden empfangen und mit einer Anrede begrüßt. Die Tochter des Oberbürgermeisters überreichte der Kaiserin einen Blumenstrauß. Der Kaiser gab seiner Freude über den festlichen Empfang Ausdruck. Sodann erfolgte unter Glockengeläute und unter jubelnden Zurufen der zahllosen Menge die Weiterfahrt durch die großartig illuminirten und beflaggten Straßen der Stadt. Vom Friedrichsplatz durch die Aue bis zum Orangerieschloß bildeten die Turner, die Mitglieder Kasseler Vereine und Korporationen sowie Soldaten Spalier.

Bei dem von dem hessischen Kommunallandtag zu Ehren des Kaisers und der Kaiserin im Orangerieschloß veranstalteten Festmahl begrüßte der Vizemarschall der althessischen Ritterschaft, Freiherr von der Malsburg, Ihre Majestäten, indem er zunächst dem Danke für Allerhöchstderen Erscheinen ehrfurchtsvollen Ausdruck gab. Es sei darin ein Zeichen zu erblicken, daß der Kaiser dem Bezirke, in welchem er früher geweilt, eine gnädige Erinnerung bewahrt habe. Da der Bezirk erst 25 Jahre der Monarchie angehöre, könne er noch nicht so fest mit derselben durch Traditionen verbunden sein wie die alten Provinzen. Doch habe

sich der hessische Volksstamm durch die großen Ereignisse rasch in die größere Familie eingelebt. Unter Hinweis auf den Krieg von 1870/71 betonte der Redner das feste Vertrauen des hessischen Volkes zu seinen Kaisern und Königen, bei denen dasselbe erkannt habe, daß sie das Wohl des Volkes auf dem Herzen trügen und ständig danach strebten, dem Vaterlande die Segnungen des inneren und äußeren Friedens zu erhalten. Aus dieser Erkenntniß heraus habe sich die treue Anhänglichkeit des hessischen Volkes an das Kaiserliche und Königliche Haus entwickelt, und stehe dieselbe hinter derjenigen keiner anderen Provinz mehr zurück. Diesen Gefühlen der Treue und Ergebenheit Ausdruck geben zu dürfen, sei den hessischen Ständen ein Bedürfniß gewesen, sie fühlten sich daher den Majestäten zu besonderem, neuen Danke verpflichtet, daß ihnen Gelegenheit gegeben worden sei, dieselben hier aussprechen zu können. Redner schloß mit einem stürmisch aufgenommenen Hoch auf ihre Majestäten.

Der Kaiser erwiderte nach dem „Reichsanzeiger", wie folgt:

„Im Namen der Kaiserin und in Meinem Namen danke Ich für die freundlichen Worte und für den liebenswürdigen Empfang, der Uns zu Theil geworden ist. Aus Münchens Gefilden hergekommen, wo Ich den bayerischen Heerbann besichtigte und vom bayerischen Volk mit inniger Liebe und Treue aufgenommen worden bin, bin Ich jetzt hier zur Stelle, um die stahlbewährten Söhne des Hessenlandes einer Besichtigung zu unterziehen. Es wird wohl Niemandem von Ihnen wunderbar erscheinen, wenn Mich beim Betreten des Kasseler Bodens eigenthümliche Gefühle bewegen. Wenn Ich an Meine Jugendzeit zurückdenke, von der Ich $2^1/_2$ glückliche Jahre hier verleben durfte, so erhebt sich in inniger Verbindung mit diesen Jugenderinnerungen vor Mir zunächst das Bild Meines verewigten Herrn Vaters, in dessen Stabe es Mir vergönnt war, den Einzug der Hessischen Regimenter in Kassel im Jahre 1871 zu erleben. Das war das erste Mal, wo Ich in Kassel gewesen bin. Der Einzug hat auf Mich einen tiefen Eindruck gemacht mit dem Jubel der Bevölkerung über die heimkehrenden Streiter, mit dem Jubel über den wiederauferstandenen Deutschen Kaiser und das Deutsche Reich. Seit Meiner Schulzeit sind fünfzehn Jahre verflossen und auf jene Zeit ist nunmehr eine Zeit schwerer Verantwortung gefolgt, die Gott der Herr auf Meine Schultern gelegt hat. Die stille Arbeit, die Ich hier habe vollführen können, hat Früchte gezeitigt, von denen Ich hoffe, daß sie zum Wohl Meines Volkes gereichen werden. Auf den Bahnen, die Meine Vorgänger beschritten, bin auch Ich entschlossen zu wandeln.

Ebenso wie für Mein altes Preußen schlägt Mein Herz warm auch für das Hessenvolk, und Ich versichere die Provinz Meiner Kaiserlichen Huld und Gnade. Ich spreche dabei zugleich die Hoffnung aus, daß die Provinz auch Mir in Meinem schweren Kampf und bei Meinen schweren Arbeiten helfend und thätig zur Seite stehen möge, ebenso in der Arbeit im Innern, wie die kampfbereiten Söhne zum Schutz des Friedens nach außen.

Und so erhebe Ich denn Mein Glas und trinke es auf das Wohl der Provinz und ihrer Vertreter: sie leben hoch! — hoch! — hoch!"

Gegen 10 Uhr wurde die Tafel aufgehoben, und Ihre Majestäten betraten mit den Fürstlichkeiten und gefolgt von sämmtlichen Tischgästen den großen Empfangssaal, um von da aus die Serenade der Kasseler Sänger anzuhören.

Nach Schluß der Festlichkeiten begaben sich der Kaiser und die Kaiserin nach Schloß Wilhelmshöhe. Am Sonnabend Morgen fuhren der Kaiser und die Kaiserin von Wilhelmshöhe zunächst nach Niederzwehren, stiegen dort mit ihrer nächsten Umgebung zu Pferde, worauf der Kaiser von 9 Uhr ab in der Gegend zwischen Niederzwehren und Rengershausen, östlich der Straße Kassel-Holzhausen über das XI. Armeekorps die große Herbst-Manöverparade abhielt. Auch der König von Sachsen und sämmtliche königlichen Prinzen und Prinzessinnen sowie sämmtliche Fürstlichkeiten, welche zu den Manövern geladen waren, nebst ihrer Umgebung, die Militär-Bevollmächtigten und zahlreiche fremdherrliche Offiziere wohnten der Parade bei. Unter den anwesenden Fürstlichkeiten befanden sich außer dem Könige von Sachsen der Prinz und die Prinzessin Heinrich von Preußen, die Großherzoge von Sachsen und Hessen und bei Rhein, der Herzog und die Herzogin von Edinburg, nebst den Prinzessinnen Maria und Viktoria von Großbritannien und Irland, ferner der Prinz Alfred von Großbritannien, der Prinz Ferdinand von Rumänien sowie der Regent von Braunschweig, Prinz Albrecht von Preußen, der Erbgroßherzog von Sachsen, der Prinz Heinrich von Hessen und bei Rhein, der Fürst zu Waldeck-Pyrmont, die Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen und die Prinzessin Adolf zu Schaumburg-Lippe rc. — Nach Schluß der Kritik, in welcher sich der Kaiser äußerst lobend über die Haltung der Truppen aussprach, kehrte er mit der Kaiserin zu Wagen nach Wilhelmshöhe zurück. Gegen 6 Uhr erfolgte durch die prachtvoll ausgeschmückte Kaiser- und Hohenzollernstraße, wo die gesammte Kasseler Schuljugend den Majestäten ihre Huldigung darbrachte, die Anfahrt der hohen Herrschaften und deren Gäste zum Paradediner im Kasseler neuen Schlosse. Eine zahlreiche Menschenmenge bildete auf dem ganzen Wege ein dichtgedrängtes Spalier. Bei dem Diner brachte der Kaiser auf das XI. Armeekorps folgenden Trinkspruch aus

„Ich statte meinen erlauchten Vettern dafür, daß sie hergekommen sind, um an der Spitze ihrer Regimenter die Parade mitzumachen, Meinen Dank ab. Ich erwarte, daß das Korps, den guten Traditionen getreu, seine stets bewiesene Tapferkeit dermaleinst, wenn die Pflicht ruft, ebenso zu Meiner Zufriedenheit auf dem Schlachtfelde zeigen wird, wie es dasselbe in den Kriegen bereits gethan hat. Und so leere Ich Mein Glas auf das Wohl des XI. Armeekorps und seines bewährten Führers.“

Hieran anschließend brachte der Kaiser ein Hoch auf den Großherzog von Hessen aus.

Mit dem Eintritt der Dunkelheit wurden sämmtliche Hauptstraßen der Stadt illuminirt. Um 9 Uhr Abends fand auf dem mit elektrischem und bengalischem Licht auf das Prachtvollste erleuchteten Friedrichsplatz der große Zapfenstreich statt, der einen glänzenden Verlauf nahm. Der Kaiser und die Kaiserin und der König von Sachsen wohnten demselben mit den übrigen fürstlichen Herrschaften vom offenen Fenster des Residenzschlosses aus bei und wurden wiederholt von den überaus zahlreichen Zuschauern mit stürmischen Zurufen begrüßt. Nach Schluß des Zapfenstreichs begaben sich die Allerhöchsten Herrschaften nach Schloß Wilhelmshöhe zurück.

Sonntag früh um 10 Uhr war Feldgottesdienst auf dem Bowlinggreen vor dem Orangerieschloß. Der Kaiser und die Kaiserin, sowie die anderen anwesenden Fürstlichkeiten wohnten demselben bei. Militär-Oberpfarrer Osterroth leitete den Gottesdienst und hatte seiner Predigt den Text 1. Korinther 16,13: „Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark“, zu Grunde gelegt. Nachdem hierauf ein Vorbeimarsch der zum Gottesdienst kommandirten Truppen stattgefunden hatte, stattete der Kaiser der Gemäldegallerie einen kurzen Besuch ab, kehrte alsdann nach Schloß Wilhelmshöhe zurück und empfing eine Anzahl hervorragender Persönlichkeiten. Um 3 Uhr war Zivil-Diner. Abends um 6 Uhr 20 Min. reiste das Kaiserpaar unter begeistertem Hochrufen der zahlreich zum Abschiede herbeigeströmten Bevölkerung mittelst Sonderzuges nach Erfurt ab, wo dasselbe um 9 Uhr eintraf. —

Sie haben einen glänzenden Verlauf genommen, die Kasseler Kaisertage. Mit freudigem Stolze können die Bewohner Kassels auf dieselben zurückblicken, und dauernd wird die Erinnerung an die herrlichen festlichen Tage in ihnen fortleben. Und daß es auch den Majestäten in der alten hessischen Residenzstadt wohl gefallen hat, das beweist die warme Danksagung, welche Se. Majestät der Kaiser durch den Oberbürgermeister, Geheimen Regierungsrath Weise an die städtischen Behörden wie die gesammte Bürger- und Einwohnerschaft für den herzlichen Empfang und die festlichen Veranstaltungen, insbesondere den Schmuck der Häuser und Straßen, hat richten lassen, nicht minder aber noch der freudig begrüßte Entschluß Ihrer Majestät der Kaiserin, im Laufe dieser Woche nach Wilhelmshöhe zurückzukehren, um hier mit den Kaiserlichen Prinzen längeren Aufenthalt zu nehmen, woselbst auch nach neuester Nachricht Se. Majestät der Kaiser am 19. d. M. zu kurzem Aufenthalte wieder einzutreffen gedenkt.

Kurhessen auf der Frankfurter elektrotechnischen Ausstellung. Folgende kurhessische Firmen haben diese Ausstellung mit ihren Erzeugnissen beschickt und theilweise sehr Hervorragendes geleistet: 1) Bohmeyer-Hanau, Fabrik elektrischer Uhren und Telegraphen (Normaluhren, elektrisch-sympathische Uhren). 2) Hartmann u. Braun-Bockenheim, Fabrik elektrotechnischer Apparate (reichhaltige Ausstellung an optischen Artikeln, Meßbrücken, Pyrometern, Telethermometern im eignen Pavillon). 3) W. C. Heraeus-Hanau, Platinschmelze und chemisches Laboratorium. 4) Jakob Meister-Bockenheim (Th. Korn's Nachfolger), Ledertreibriemen und Schmieröle. 5) J. D. Philipps-Bockenheim, Orchestrions. 6) Pokorny u. Wittekind-Bockenheim, Dampfmaschinen, Dynamos, Elektromotore. 7) J. Schönberg u. Comp.-Bockenheim, Dampfschmirgelwerk und Maschinenfabrik (Schmirgelschleifmaschinen u. s. w). 8) C. G. Siebert-Hanau, Platin-Affinerie und -Schmelze (Platinpräparate). 9) Vogt u. Häffner-Bockenheim, Apparate für elektrische Beleuchtung und Kraftübertragung. 10) Ludwig Wilhelm-Hanau, Maschinen für elektrisches Licht und Dynamomaschinen.

Unser hochgeschätzter Mitarbeiter Herr D. Saul, bisher Redakteur der „Frankfurter Zeitung“ in Frankfurt a./M., ist seit 1. August d. J. nach Stuttgart übergesiedelt, wo er die Stelle eines Vertreters des genannten Blattes für Süddeutschland bekleidet.

Am Donnerstag den 10. d. M. feierte zu Rinteln der Geheime Regierungsrath Karl Kröger sein 25jähriges Jubiläum als Landrath. Zahlreiche Glückwünsche von nah und fern legten Zeugniß ab von der Beliebtheit dieses verdienstvollen Beamten. Diesem blos in der Familie des Jubilars gefeierten Feste wird am 1. Oktober eine öffentliche, von der Stadt und der Landschaft Rinteln veranstaltete Feier nachfolgen. Der Geheime Regierungsrath Kröger, geboren zu Witzenhausen, steht gegenwärtig in seinem 66. Lebensjahre. Außer seinen Berufsarbeiten hat sich der Jubilar in früheren Jahren noch vielfach mit historischen Studien beschäftigt; von ihm sind u. a. Schriften über „die Schlacht auf dem Campus Idistavisus im Jahre 16 nach Chr.“ (1862) und „Beiträge zur Geschichte der Stadt Rinteln“ (1865) erschienen, die er als eifriges Mitglied des Vereins

für hessische Geschichte und Landeskunde in der Zeitschrift des letzteren veröffentlichte.

Universitätsnachrichten. In Marburg ist der Kurator der Universität, Geheimer Regierungsrath Steinmetz zum Geheimen Ober-Regierungsrath mit dem Range eines Rathes 2. Klasse, der Direktor des physiologischen Instituts Professor Dr. Külz zum Geheimen Medizinalrath und der Direktor des zoologischen Instituts Professor Dr. Greeff zum Geheimen Regierungsrath ernannt worden.

Todesfälle. Von bekannten Hessen starben in den letzten Wochen: Am 29. Juli zu Treysa im 72. Lebensjahre der Kreisphysikus Sanitätsrath Dr. Karl Rothnagel; zu Ober-Mansbach im Kreise Hünfeld im 65. Lebensjahre der Hauptmann a. D. Julius Freiherr von Geyso; am 2. September zu Schmalkalden im Alter von 42 Jahren der Dr. med. Franz Jäckel; am 5. September zu Hanau im Alter von 43 Jahren der Kaufmann Karl Lucan, Präsident der Hanauer Handelskammer; am 5. September zu Hanau im 65. Lebensjahre der Chemiker Julius Geiße; am 7. September zu Kassel im Alter von 85 Jahren der Geheime Regierungsrath a. D. Karl Friedrich von Stiernberg; am 13. September der frühere Apotheker Dr. Georg Glaeßner zu Kassel. — Die Nekrologe folgen in einer späteren Nummer unserer Zeitschrift.

Hessische Bücherschau.

Die ohnlängst erschienenen „Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde“, Jahrgang 1890, 1. bis 4. Vierteljahrsheft, Kassel, Druck von L. Döll, deren wir bereits in Nr. 14 unserer Zeitschrift Erwähnung gethan, haben außer dem Berichte über die Jahresversammlung des Vereins am 14., 15. und 16. Juli 1890 in Fulda und geschäftlichen Nachrichten folgenden Inhalt: „Museumsdirektor Dr. Eduard Pinder †“, Nekrolog von Dr. O Eisenmann; „Der Rachekrieg des Germanicus im Jahre 16 n. Chr.“, von Oberstlieutenant z. D. von Stamford in Detmold; „die Bedeutung der vorgeschichtlichen Forschung“, von Gymnasial-Oberlehrer Dr. Wackermann in Hanau; Vermischtes: „alte Salzquellen bei Reptig unweit Jesberg“, von Felix von Gilsa zu Gilsa; „Entdeckung einer Begräbnißstätte aus vorchristlicher Zeit“, von C. von Stamford; „das Schützenkleinod der Stadt Ziegenhain“, von C. von Stamford; „aus westfälischer Zeit“, von C. von Stamford; „Fund eines Goldringes“, von Dr. O. Eisenmann; „zwei Schriften, welche hessische Persönlichkeiten betreffen“ („Fürstabt Balthasar von Dermbach und die katholische Restauration im Hochstifte Fulda“, von H. Freiherrn von Egloffstein, München 1890, und „Der Prinz von Homburg“, von Dr. Joh. Jungfer, Berlin 1890), von C. von Stamford; Berichtigungen: 1) zu dem Aufsatze „die juristischen Inkunabeln der ständigen Landes-Bibliothek zu Kassel“ (Mittheilungen von 1886), von Dr. Mollat; 2) „Datierung eines Schreibens von Turenne aus Wetzlar“, von Dr. August Röschen. — „Verzeichniß neuer Hessischer Litteratur“, von Eduard Lohmeyer (S. „Hessenland“, Nr. 17: Besprechung von Dr. F. Seelig).

Nr. 2 der „Quartalblätter des Historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen,“ N. F., Jahrg. 1891, (vgl. Nr. 14 unserer Zeitschr.) hat folgenden Inhalt: Vereinsnachrichten: Monatsversammlung am 13. April. Ausflüge nach dem Alsbacher Schloß und der Saalburg. Arbeiten und Publikationen des Vereins. Zu- und Abgang von Mitgliedern. — Verein zur Erforschung rheinischer Geschichte und Altertümer zu Mainz. Römisch-germanisches Centralmuseum zu Mainz. Altertumsverein und Paulusmuseum zu Worms. Historische und archäologische Mittheilungen: Die Großherzogliche Universitäts-Bibliothek zu Gießen. Von dem Herausgeber. (Fortsetzung statt Schluß.) Das volkstümliche Backwerk der Deutschen. Das älteste Haus der Stadt Grünberg. Der Marktbrunnen zu Butzbach. Fundberichte: Zwei Hügelgräber des Vogelsberges. Von Prof. Dr. R. Adamy. (Mit Abbildungen). Funde in Mettenheim, Mainz, Wonsheim und Stadecken. Hessische Chronik. 1891. April bis Juni.

Dr. A. R.

Von der hochgeschätzten Mitarbeiterin unserer Zeitschrift, der talentvollen hessischen Schriftstellerin Frida Storck in Kassel ist kürzlich in dem Verlage von Otto Janke zu Berlin ein größerer Roman „Heinz Wolfram“ erschienen, auf welchen unsere Leser aufmerksam zu machen, wir hier nicht unterlassen wollen. Wir werden in einer späteren Nummer ausführlicher darauf zurückkommen.

Briefkasten.

C. W. Kassel. Mit Dank angenommen.

N. G. E. Marburg. Erhalten. Besprechung folgt in einer der nächsten Nummern unserer Zeitschrift.

Dr. O. G. Hildesheim. Erst nach Schluß der Redaktion eingetroffen, mußte daher für spätere Benutzung zurückgestellt werden.

E. W. H. v. W. Gotha. Verbindlichsten Dank. Wir werden nach Ihrem Wunsche verfahren.

Dr. A. R. Laubach. Wir konnten heute nur einen Theil der Einsendung veröffentlichen, der Rest folgt in der nächsten Nummer. Besten Dank und freundlichsten Gruß.

H. A. Erfurt. Wir haben noch keine Entscheidung über das uns zugesandte Manuskript treffen können.

K. J. Schweinfurt. Wir danken für Ihr Anerbieten.

W. St. Mannheim. Unbrauchbar.

Anzeigen.

☛ Zum Abonnement auf das 4. Quartal c. unserer Zeitschrift „Hessenland" laden ergebenst ein

Kassel, im September 1891.

Redaktion und Verlag.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.


Hessenland
Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur

№ 19. Kassel, 1. Oktober 1891.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1891 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2847.

Die Sterne.

Wenn ich in der Jugend Tagen
Den gestirnten Himmel sah,
Hat es mich emporgetragen,
Und ich war der Gottheit nah.

Blick' ich jetzt zum Sternendome,
So befällt mir jäh den Sinn,
Dass vom letzten Weltatome
Ich das letzte Staubkorn bin.

D. Saul.





Martin Ernst von Schlieffen, sein Leben und sein Verhältniß zur Sprachreinigung.

Vortrag gehalten von Dr. Carl Scherer.

(Fortsetzung.)

Wenn wir uns nunmehr zur Besprechung von Schlieffen's schriftstellerischer Thätigkeit wenden, so kehren wir zeitlich zurück in die achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts und werfen zunächst einen kurzen Blick auf das geistige Leben im damaligen Kassel.

Unter den vielen Bemühungen, durch welche Friedrich II. die Hebung seines Landes zumal die Blüthe seiner Hauptstadt herbeizuführen suchte, wird stets eine der ersten Stellungen die eifrige Fürsorge einnehmen, die er für Gedeihen und Pflege der Wissenschaften bewiesen hat. Man kann den Landgrafen in dieser Hinsicht wohl mit Augustus vergleichen, man darf dann aber nicht vergessen, an Schlieffen als an seinen Mäcenas zu denken, denn dieser hat es sich anerkanntermaßen besonders angelegen sein lassen, die bedeutenden Männer zu gewinnen, die Kassel damals in seinen Mauern vereinigte; war er doch auch wie nur Einer seinen Geistesgaben und seinem Charakter nach hierzu befähigt und berufen. Die Briefe der Zeitgenossen bezeugen mit seltener Uebereinstimmung die Vielseitigkeit des Mannes, der in die Naturlehre mit ebenso viel Verständniß und Tiefsinn eingedrungen war, als er die Sprachen und ihre Literaturen, als er die Geschichte und Staatslehre beherrschte; sie wissen ebenso einmüthig von dessen vortrefflichen Charaktereigenschaften zu erzählen, von seinem Wohlwollen und seiner Güte, von seinem Freimuth und Edelsinn, er war ein Mann, auf den man sich verlassen konnte.

Schlieffen's Leitung verdanken das durch den Landgrafen erneuerte Collegium Carolinum und das Collegium medicum, beide ähnlich den Hochschulen eingerichtet, ihre im Jahre 1773 vollzogene Erweiterung. Dohm, Tiedemann, Forster, Sömmering, Johannes von Müller kamen damals zumeist durch des Ersteren Vermittelung als Lehrer nach Kassel. Sie waren es, die vor allem auch den Ruhm der von Friedrich im Jahre 1777 gestifteten Gesellschaft der Alterthümer, deren Geschichte noch aus den Akten der Landesbibliothek geschrieben werden soll, begründeten und erhöhten. Schlieffen hat, — was konnte ihm auch erwünschter und anregender sein —, mit den meisten Gelehrten in guten Beziehungen gestanden, mit keinem wohl besser als mit Johannes von Müller. Letzterer hatte im Jahre 1780 den ersten Band seiner Schweizergeschichte herausgegeben, den Schlieffen gelesen und mit Gefallen durchgearbeitet hatte. Dies war wohl der Grund, weshalb Müller, der in Berlin vergebens angeklopft hatte, so bald nach seiner Ankunft in Kassel im Jahre 1781 mit einer Professur überrascht wurde. Schlieffen ist dann von entschiedenstem Einfluß auf Müller's weitere Thätigkeit gewesen. Er veranlaßte ihn, „eine große Reise durch die Weltliteratur von Homer bis Voltäre zu machen", von der der Gelehrte eine reiche Auszugssammlung heim brachte, er vermittelte ihm die Kenntniß der alten deutschen Heldengedichte, er las mit ihm die klassischen Schriftsteller, er weist ihn vor allem immer und immer wieder, selbst unter scherzhafter Androhung der Einsperrung, darauf hin, die „Schweizerhistorie" fortzusetzen. Auch den bereits erschienenen ersten Band galt es für eine neue Ausgabe umzuarbeiten. Wir dürfen annehmen, daß Müller nicht nur die 36 Seiten Anmerkungen, die sein Gönner hierzu geschrieben hatte, dabei verwerthet hat, wir werden aus brieflichen Andeutungen zu schließen haben, daß Schlieffen auch vor allem der rein stilistischen und sprachlichen Seite des Werkes, dem man „Affektation so vieler französischer Worte vorwarf", seine Fürsorge geschenkt hat. „Schreiben Sie künftighin teutsch," so hatte er zu Beginn der Bekanntschaft den Gelehrten ermahnt, „in einer fremden Sprache werden Sie nie ihrer selbst würdig seyn, in der teutschen Literatur können Sie Epoche machen." So war es Schlieffen denn auch sicherlich, der jenem den Rath gab, im ersten Theil die Sprache zu verbessern, und der

schließlich als Kenner, als ihm die fertige Niederschrift gezeigt wurde, seine hohe Freude darüber äußerte, daß nun „die Gedanken weit richtiger, die Schreibart viel deutlicher sei."

Es war dieselbe Zeit, in der der Minister selbst mit der Umarbeitung seines im Jahre 1780 erschienenen Werkes „Nachricht von dem pommerschen Geschlechte der von Sliwin oder Schlieffen" beschäftigt war, die er im Jahre 1784 vollendete und in Kassel dem Druck übergab. Die weiteren Theile, die bis 1784 auf einmal, dann jahrweise abgefaßt und mit 1819 beschlossen wurden, sind nach des Verfassers Tode 1830 und 1840 in Berlin gedruckt und aus dem Grunde, weil sie nicht dem buchhändlerischen Vertrieb übergeben wurden, selten geworden. Der erste Band wurde bei seinem Erscheinen 1784 von allen Seiten mit ungetheiltem Beifall aufgenommen; er enthält, auf bester urkundlicher Grundlage aufgebaut, die Geschichte der verschiedenen Zweige des Geschlechts bis in's 18. Jahrhundert hinein; vorangeschickt ist eine ausführliche Abhandlung von der Beschaffenheit des deutschen Adels in alten und mittleren Zeiten, die nach dem Urtheile der Berufenen noch bis auf den heutigen Tag zu dem Besten gehört, was jemals über diesen Gegenstand geschrieben ist. Die folgenden Abschnitte setzen dann mit 1732, dem Geburtsjahre des Verfassers ein; reich fließt die Darstellung dahin für die Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts, für die Zeit von Schlieffen's glänzender Thätigkeit, spärlicher werden die Aufzeichnungen naturgemäß von dem Beginn des neuen Jahrhunderts ab. Dies Werk überschreitet weit den oft enggeschlossenen Rahmen eines Familienbuches, es giebt uns in dem reichbewegten Leben seines Helden ein gutes Stück zeitgenössischer Geschichte und wird so zu einer werthvollen, geschichtlichen Quelle.

Wir haben das Werk inhaltlich in großen Zügen kennen gelernt dadurch, daß wir es naturgemäß zur Grundlage unserer Lebensschilderung Schlieffen's nehmen mußten, es erübrigt, es nach seiner sprachlichen Seite zu beleuchten.

Wer immer von Neueren über Schlieffen geschrieben hat, hat es wohl schwerlich unterlassen, über den Stil des Mannes, dessen Härte, Gespreiztheit und Alterthümelei herzuziehen, und wir geben gern zu, daß dies Urtheil in vielen Stücken wohlbegründet ist. Zu den Eigenheiten dieses Stils gehört aber auch in erster Reihe die Wahl der Worte, die Vermeidung des Fremdwortes und seine Ersetzung durch Verdeutschung und Neubildung. Schlieffen spricht des öfteren seine Ansichten über die von ihm befolgten Grundsätze aus, und jede Seite des Werkes ist schließlich ein redendes Beispiel dafür, wie er sie verwirklichte. Als Jüngling unter französischem Einflusse groß geworden, hat er als Mann während seiner besten Jahre die französische Luft am Kasseler Hofe eines Friedrich II. geathmet. Er beherrscht die fremden Sprachen und ist bewandert in den fremden Literaturen, während er den deutschen Geisteserzeugnissen der Zeit, wenn auch nicht unbekannt mit ihnen, doch kühl gegenübersteht. Ich kenne in dieser Hinsicht keine bezeichnendere Aeußerung Schlieffens als die, die er in einem noch ungedruckten, auf der Kasseler Landesbibliothek befindlichen Briefe thut. Hier heißt es in einer Auseinandersetzung über die Kunstarten und die Kunstübung: „Meisterstücke in einer jeden Gattung mögen also ewig unsre Muster bleiben. Ich wünsche das Thukidides Sallust Tacitus in der geschichte, die schönen Stellen des Homers . . . Vergilius, Tasso, Wenig aus Milton, nichts von Klopstock als die harmonische Wortfügung in der Epischen Dichtkunst, Racine und Voltaire nicht Göthe, nicht Lessing (Vergeben sie mir diese lästrung) in der dramatischen &c. der unwandelbare gegenstand unsrer nacheifrung werden und das Wir uns nur gerade so viel von ihrer Manier entfernen als es nöthig ist." Und dieser selbe Mann ist doch, — das ist so sehr bemerkenswerth und anzuerkennen, — in seiner Schreibweise „Purist" der strengsten Richtung und läßt sich als solcher selbst zu Lächerlichkeiten und Abgeschmacktheiten verleiten. Aber man sollte über allen diesen Entstellungen und Uebertreibungen nicht das Gute übersehen, das in den Bestrebungen jenes Sonderlings liegt; lobenswerth bleibt vor allem der warme Eifer und die tüchtige Gesinnung, die sich in ihnen ausspricht, und das ernste und redliche Wollen, das er selbst am wenigsten für vollkommenes Vollbringen gehalten wissen will. Schlieffen will keine „Ansprüche auf Sprachverbesserung" haben und erheben, er kann im Gebrauche seiner Muttersprache weder auf Wohlredenheit noch auf Richtigkeit Anspruch machen, war sie doch unter sechs oder sieben die letzte, womit er sich beschäftigte, und dieses erst ganz zufällig im herannahenden Alter. Schön vergleicht er sich selbst mit einem reuevollen Ueberläufer, den Heimweh spät wieder zu der vaterländischen Fahne hinzieht, nachdem er seine besten Jahre bei Fremden draußen gedient hat. Ihm selbst wird es schwer, deutsch zu schreiben, denn er will wirklich deutsch schreiben. „Bis zum Ekel anstößig ist ihm das oft ohne Noth erborgte Flickgewand seiner Muttersprache, am anstößigsten die allzusehr verfrembdete Mundart" des eignen Berufs. Ein echter deutscher Kriegs=

mann soll auch deutsch von seinem Handwerk reden, aber nicht in der beliebten scheußlichen, kauderwelschen Kriegersprache. Und nicht der Kriegsmann nur, sondern auch ein jeder Andere an seinem Ort. Aber freilich — und wahrlich diese Auslassung ist beherzigenswerth und geltend wie eine — der „Hierschreibende (so nennt sich Schlieffen meist) sieht mit Bedauern, daß Deutschlands Schriftsteller erster Größe, deren Wissen allzu anerkannt ist, als daß sie brauchten gelehrt zu scheinen, stets fortfahren, in die Muttersprache Fremdes hineinzuflicken, wenn Einheimisches dafür zu finden steht. Er wünscht, daß sie endlich einmal mit andern ihres Gleichen und mit ihm Ungelehrten fühlen möchten, wie seltsam es sei, nicht allein vom Nachbar zu borgen, was man selbst schon hat oder aus eignen Mitteln haben kann, sondern auch daß, wenn ein neues Ding seines Namens bedarf, man die günstige Eigenschaft jener (nämlich der Muttersprache), fast jeden daraus bilden zu können, vernachlässige und ihn lieber zusammensetze aus Bruchstücken der griechischen, die doch auch keine für dasselbe haben kann, weil es aufkam, da sie nicht mehr geredet wurde.“ Wozu also die Worte Mikroskopium, Barometer, Thermometer? Der Ungelehrte wird froh sein, wenn ihm das Verstehenlernen erleichtert wird durch Einführung solcher Namen, „deren Sinn schon aus ihrem Anblicke hervorginge wie der Werth einer Münze aus ihrem Gepräge.“ Bilden von fehlenden Worten ist keine „Neuerung, sondern ein Benutzen des Vorhandenen. Die Britten müssen in dieser Art erobern, um den Nachbarn gleich zu bleiben, weil sie kein Eigenthum mehr haben; ist es aber uns noch Wohlhabenden zu verzeihen, das unsrige zu verwarlosen, um auch Räuber zu werden?“ Das sind köstliche Worte, die ihre volle Geltung für die Gegenwart haben oder doch haben sollten, mit ihnen steht der, der sie schreibt, ganz auf dem Boden der gegenwärtigen Sprachreinigungsbestrebungen.

(Fortsetzung folgt.)

Kasseler Kinderliedchen,

gesammelt und erläutert von Dr. Gustav Eskuche und Johann Lewalter.

(Fortsetzung.)

Doch des Lebens recht froh wird das Kind wie der Erwachsene, wenn die warme Frühlingssonne den Schnee zerschmelzt und all' die grünen Gräser und bunten Blumen hervorlockt: dann geht's mit Halloh und Sang und Klang hinaus in die Aue, in's Eichwäldchen, in den Habichtswald, und im innigen Verkehr mit der Natur wird Leib und Seele frisch und gesund. Denn dem Kinde wie dem Dichter ist das heimliche Leben und Weben in der Natur noch nicht so verschlossen wie dem erwachsenen Alltagsmenschen, es fühlt noch inniger den einen großen Herzschlag, der durch das Weltall geht. Die Sonne wie der Maikäfer, das Häschen wie der Storch, Alles, was in dem großen Gottesgarten wächst und lebt, ist dem Kinde wie ein vertrauter Freund, den es fröhlich mit Du anredet. Die Frühlingssonne, die allzu lange von schweren Wolken verhüllt bleibt, locken die Kinder mit dem uralten Liedchen hervor:

152) Liebe, liebe Sonne,
Komm' en bischen 'runter,
Laß den Regen oben,
Mit der goldnen Krone.
Einer schließt den Himmel auf,
Kommt die liebe Sonne 'raus!

Der Eine, der aus der geöffneten Himmelsthür die Sonne herausführt, wie Phoibos bei den Griechen und Osiris bei den Aegyptern, ist der Himmelsherr Fro, welcher, nach altnordischer Sage, auf goldborstigem Eber durch Winde und Wolken reitet und mit Regen und Sonnenschein die Fluren befruchtet. Noch jetzt sagt der Bauer in der hessischen Wetterau, wenn er die goldnen Aehren im Wind wogen sieht: Der Eber geht im Korn. Als nun die vielgestaltigen Götter und Göttinnen mit dem Christenthum in dem einen Schöpfer Himmels und der Erden aufgingen, übertrug man auch Fro's Walten auf den segenspendenden Christengott, wie aus einem süddeutschen Sprüchlein hervorgeht: Heiland, thu Dein Thürle auf, Laß die schöne Sonne raus! Laß de Schatte drobe, Den Heiland wöll'n wir lobe. Der Heiland ist ja der Fro, d. h. der Herr, vgl. Fronleichnam. Fro hatte neben sich Frowe oder Freya, die Sonnengöttin, wie Osiris die Isis, Phoibos die Artemis; sie erscheint z. B. in einem Preßburger Liedchen: Liabi Frau, mach's Türl auf, lâß die liabi Sunn herauf, lâß in Regen drina, lâß in Schnee vabrîna; ebenso im Elsässer Liedchen: 's geht e Frau in's Glockenhûs,

Loßt die heilig Sunn 'erüs. Heilig ist die Sonne, und heilend und segnend der goldene Sonnenregen. Deshalb springen die Kinderchen beim Mairegen auf die Straße und strecken die Arme in die Höhe, damit sie groß werden, und singen:

153) Es regnet,
Gott segnet,
Die Männer geh'n in's Wirthshaus
Und trinken alle Gläser aus.

Auch ein Kasseler Tanzliedchen klingt hier an, mit seinen Anfangsworten: Es regnet auf der Brücke, und ich werde naß; deutlicher aber ist die segnende Wirkung des Sonnenregens in dem hessischen Spruche ausgedrückt: Mairegen, mach' mich groß, Bin so klein wie ein Hotzelklos. Uebrigens bekamen früher die Marburger Siechenweiber, wenn es auf Walpurgis regnete, von alten Zeiten her je einen Schoppen Wein. Freya's, der Sonnengöttin, Thier ist die Katze; ihr Wagen wurde von einem Katzengespann gezogen, vgl. Grimm, Myth. S. 634, und noch unlängst sahen, wie Montanus in den deutschen Volksfesten (1854) erzählt, altgläubige Leute an den Katzen mitunter Spuren von Anschirrung, daß an Hals und Schultern die Haare niedergedrückt und sogar wunde Stellen waren. Da Freya oder, mit ihr ziemlich gleich, Holda im Luftraum waltete, so zeigte ihr Thier, die Katze, auch die nahende Witterung an, besonders Sturm, Regen und Schnee, wie dies in mehreren süddeutschen Reimen sich deutlich ausspricht und vielleicht in einem Kasseler Kinderliedchen leise nachklingt:

154) A, B, C
Die Katze lief in Schnee,
Wie sie wieder raußer kam,
Hat sie weiße Hosen an.

Wenn die Katze sich putzt und leckt, so giebt's schön Wetter, oder „es kommt Besuch nach aller Vernünftigen Urtheil"; und wenn es schneit, so weiß jedes Kasseler Kind:

155) Frau Holle schüttelt ihr Bett aus!

Die Katze ist als Holda's Thier auch den Holda begleitenden Hexen eigen; darum begütigt man noch heutzutage das Kind, das sich gestoßen hat, mit dem ursprünglich als Zauberspruch gemeinten Reime:

156) Heile, heile, Katzendreck,
Morjen iß es Alle weck.

wozu ein Aargauer Spruch stimmt: Heile-heile-Segen, 's Chätzli unter der Stegen, und wenn's Müsli füre chunt, ist mis Büebli wieder gsund.

Hat nun die liebe Sonne mit der goldnen Krone Alles zu neuem Leben erweckt, dann schenken Feld und Wald dem Kinde so manche Freuden, an denen der Mann fühllos vorübergeht. Das Kind macht sich in seiner Art die Natur dienstbar. Die Schilfhalmen geben Hummen, welche die hineingesungene Weise summend weitertönen; Grashalme und Blätter werden zwischen die zusammengehaltenen Hände gelegt und darauf das Krähen der Hähne nachgeahmt; Blätter werden an die Lippen so fest angesogen oder auf der hohlgeballten Linken mit der Rechten geschlagen, daß sie lautschallend zerplatzen; Blätter der Zirene, d. h. Syringe, Flieder werden zu Kränzlein zusammengesteckt und trotz allem Verbot in den Büchern gepreßt und bis zum nächsten Frühling aufbewahrt; auch Dörner werden zu sog. Dornenkronen ineinandergefügt, und aus den Schaften des Löwenzahns, den die Kinder Ringel- oder Kettenblume nennen, werden vielgliedrige Ringelketten geschlungen; von jungen Weidenzweigen macht man Pfeifen und klopft dazu mit dem Messerrücken die saftige Rinde ab, oft noch unter dem altgeheimnißvollen Reime:

157) Hohle, hohle Wide,
Saft, Saft siede.

In der Wetterau singt man beim Abklopfen der Weidenrinde: Niklos, mach mer min Piff los! Anne Gret, mach daß min Piff geht! Saft-Saft-Sinn, Keän ean die Minn (= Kerne, Frucht in die Mühle), Schdeab (= Staub, Hülse) ean die Bach: dout mai Paische ean healle Krach. Wunderbar ist das Auftreten des blinden Hessen in den Reimen, die beim Bastablösen vom Waldeckschen durch die Ruhrgegenden bis an die Grenze des Bergischen gesungen werden, z. B. in einem Arnsbergischen Liedchen: Liuke, liuke Pype — vannär biste rype — Maidach Maidach — wan de Vuegel en Ai lach — dan küemt dai blinne Hesse — met synem scharpen Messe — snit dem Kinne 't Bäin af — 'n Kop af ruts af. Aus Baumrinde machen sich die Kinder Schiffchen mit Mast und Leinen-segel; aus biegsamen Aesten Bogen und die Pfeile dazu aus Schilfrohr; Kürbisse höhlen sie aus, schneiden Mund, Augen und Nase hinein, um sie, mit einer Kerze im Innern, Abends auf dem Hofe als Gespensterlaterne leuchten zu lassen; von den großen Gänseblumen zupft man die weißen Strahlenblüthen ab zu dem Spruche:

158) Edelmann, Bedelmann,
Doktor, Pastor,
Bierbrauer, Bäcker,
Schweinemajor.

Die Jungen suchen daran scherzweise ihren Beruf, die Mädchen den ihres zukünftigen Mannes zu erkennen. Allbekannt ist Gretchen's Blumenspiel: er liebt mich, er liebt mich nicht, er — liebt — mich; ja, schon Walther von der Vogelweide sang: si tuot, si entuot; si tuot, si

entuot; si tout, swie dike (= oft) ichz tete, sô was in daz ende guot: daz tröstet mich, dâ höret ouch geloube zuo. So viel zunächst von Kinderspielen mit Blume und Strauch. Auch der Thierwelt steht das Kind gar zutraulich gegenüber; fast jedes Thier, dem das Kind häufig begegnet, hat da seinen eigenen Namen: Bibbelhuhn, Giggelhahn, Muhkuh, Bälämmchen, Hottepferd*), Wullegans, Wauwau, Wuntzekatze oder Mieze, Bille (= Ente), Wutze oder Natze (= Schwein), Zickelämmchen oder Hitzelämmchen, Herrgottskübchen oder Marienkäfer (= coccinella septempunctata) anderwärts auch Frauenkühlein und ähnlich genannt, weil es einstmals Frouwa, der Göttin der heitern Luft, geheiligt war. Den Hühnern gilt der Lockruf: Bi-bi-bi komm!, den Enten: Bille-bille-bille komm!, den Ziegen: Zick-zick-zick brrr! usw. Der fremdländische Schwan aber auf dem Aueteich muß sich den Spottruf, von dessen Wirkung ein richtiges Kind fest überzeugt ist, gefallen lassen:

159) Hans, Hans, hast Pech auf der Nase!

Aber den diebischen Fuchs bedroht das Liedchen:

160) Fuchs, Du hast die Gans gestohlen,
Gieb sie wieder her!
Sonst wird Dich der Jäger holen
Mit dem Schießgewehr.

Dagegen das arme Häschen, das nicht so munter wie sonst springt, bedauert ein Spiellied, bei dessen Schluß Alle zugleich mit dem das kranke Häschen darstellenden Kinde aufhüpfen:

161) Häschen in der Grube
Saß und schlief:
Armes Häschen, bist wohl krank,
Daß Du nicht mehr laufen kannst?
Has hüpf! Has hüpf! **)

Der liebe Osterhase! Wie manches Mal hat er schon seine bunten Eier in's grüne Gras oder bei schlechtem Wetter in die Sophaecken und hinter die Stuhlbeine legen und, nie gesehen, doch stets geahnt, sofort weiter springen müssen in's Nachbarhaus. Der Hase war, wohl wegen seiner Fruchtbarkeit, der Ostara heilig, einer deutschen Frühlingsgöttin, welche die Fluren aus dem Winterschlafe weckte und ihnen Fruchtbarkeit verlieh. Der Ostara wurden nur unblutige Opfer dargebracht, Blumen, Früchte und Kuchen; daher stellen noch jetzt die kleinen Osterkuchen vielfach einen Hasen dar. So wird auch dem Kinde das trockene Brot, das der sparsame Vater in der Dorfschenke bestellt oder von der Jagd oder aus einem Dorfe mit nach Hause bringt, gar schmackhaft, wenn es heißt: 's ist Hasenbrot. Hierher gehört der ähnliche von schlauen Hausmüttern oft erprobte Spruch:

162) Salzenbrot
Macht Backen roth,

dem die noch schlaueren Kinder freilich hinzufügen:

Aber Butterbröter
Machen sie noch röther.

Der Frühling bringt aber dem Kinde nicht nur Blumen, Laub und Lieder, sondern auch Maikäfer, Maiklaader. Die Hausthüren werden am Pfingstsonnabend schon früh Morgens mit Maien, mit Birkenstämmchen geschmückt, die früher (Lynker 328) feierlich aus dem Walde eingeholt, jetzt aber in der Stadt gekauft werden. Kindertische und Fußbänke werden daruntergesetzt und die Zigarrenkisten mit den gefangenen Maikäfern hervorgeholt. Dann ertönt oft das bei fast allen mitteleuropäischen Völkern wiederkehrende, uralte Liedchen:

163) Maikäfer, flieg,
Dein Vatter ist im Krieg,
Dein' Mutter ist im Pommerland,
(oder Pulverland)
Pommerland ist abgebrannt.

Der Maikäfer wurde, wie die anderen Frühlingsboten, noch im 17. Jahrhunder in Schlesien von den spinnenden Mädchen feierlich aus dem Walde eingeholt: ebenso in Unterelsaß noch vor einigen dreißig Jahren vom ganzen Dorfe. Der Schmetterling, der als das gefräßige, Alles zermalmende Thier den Doppelnamen Miller-Maler in Hessen führt und ebenso in England von den Kindern mit millery! millery! begrüßt wird, wurde nach uraltem Volksglauben als Alb, als Seele gedacht; der Anblick des ersten Schmetterlings ist in Lothringen von guter Vorbedeutung. Damit mag unser Kasseler jetzt meist als Spottruf gebrauchter Reim zusammenhängen:

164) Miller, Miller, Maler,
Schenk mir doch 'en Dahler!

Fraglich erscheint, ob der folgende Spruch ein Drohruf gegen die Schnecken war oder noch ist:

165) Jakob, Schneckenkobb,
Leg dich in die Bohnen,
Wart', ich will's dei'm Vater sagen,
Soll dich aus den Bohnen jagen.

Ebenso beginnt die auf Jakobi beim Krautpflanzen übliche Besegnung der Schwälmer Bauern: Jakob, Dickkobb, Häber wie mei Kobb,

---

*) Zum 14. Liedchen ist noch eine Stelle zu vergleichen aus Balthasar Schuppius, Freund in der Noth (Werke, Frankf. 1700. S. 237): Wann die Baurenweiber in Hessenland ihre weinenden Kinder stillen wollen, so sagen sie: Troß, troß, trull, Da kommt der Abt von Fuld'.

**) Die Weisen derjenigen Spiellieder, welche im Kreise gesungen werden, finden sich in „Deutsche Volkslieder in Niederhessen, aus dem Munde des Volkes gesammelt, mit einfacher Klavierbegleitung, geschichtlichen und vergleichenden Anmerkungen herausgegeben von Johann Lewalter. Hamburg, Gustav Fritzsche. 1890".

Blärrer wie mei Scherz, Strink' wie mei Ben,
So hän ich doch mei Lebtag Ke Kraut net geseh.
Auf die Gänse hat sich ein nicht ganz verständlicher Spruch erhalten, der vielleicht früher Spottruf war:

166) In Wattenbach, in Wattenbach,
Da baden sich die Gänse,
Da kam der kleine Linsenfresser,
Schlug sie auf die Schwänze.

Und von den Enten singt man hier wie allerorten:

167) Alle unsre Enten
Schwimmen auf dem See,
Stecken den Kopf in's Wasser,
Den Bürzel in die Höh'.

Die Tauben, deren Gluckſen das Kind mit Ruggezegu nachahmt, lassen sich nach dem Kinderglauben leicht fangen, wenn man ihnen Salz auf den Schwanz streut. Das Zwitschern der traulichen Schwalbe, die im Herbste zieht, aber jedes Frühjahr ihre nordische Heimstätte wieder aufsucht, wird auch bei uns noch vom Kindermund gedeutet:

168) Wenn ich weggeh', wenn ich weggeh', hab' ich Kisten und Kasten voll,
Wenn ich wiederkomm', wenn ich wiederkomm', hab' ich kein Fädchen Zwir—r—n.

Dieser auch in anderen deutschen Landstrichen ähnlich erhaltene Kinderreim ist unsterblich gemacht durch Rückert's tiefempfundenes Lied: „Aus der Jugendzeit", das auch zugleich ein Preislied des Kindersinnes ist: O du Kindermund, o du Kindermund, Unbewußter Weisheit froh, Vogelsprachekund, Vogelsprachekund, Wie Salomo! Freilich hat gerade das Stadtkind diese unbewußte Weisheit, die in den Dörfern noch blüht, bis auf Weniges verloren: die Goldammer ruft:

169) Ich bau' mein Nest, Nest, Nest mit Stro—oh!

die Golddrossel:

170) Dreiviertel auf neun!

die Wachtel:

171) Back' der Weck'!

Der Ruf des Kuckucks, der nach der siebenbürgischen Sage im Frühjahr Verstecken spielt und auffordernd aus dem Gebüsch guck=guck ruft, wird von den Kindern beim Versteckspiel nachgeahmt, um den Suchenden auf die Spur zu leiten oder auch abzulenken:

172) Kuckuck! oder: Bui!

So erzählt schon ein Schweizer Magister aus dem 17. Jahrhundert: occultatis omnibus unus cuculi voce clamat d. h. wenn sich alle Kinder versteckt haben, ruft eins wie ein Kuckuck. Die Kuckucksrufe zeigen auch dem, der sie hört und zählt, die Lebensjahre an; drum singen die Kinder, wenn der Kuckuck ruft:

173) Kuckucksknecht!
Sag' mir recht,
Wie viel Jahr' ich noch leben soll!

Reizend klingt ein gleichlautendes neugriechisches Liedchen: Kuko mu, kukaki mu, ki argyrokukaki mu, posus chronus thena zêsô. — Ein beliebter Spruch aus der Pflanzenwelt soll unsere Plauderei vom Verkehr des Kindes mit der Natur beschließen:

174) Heidelbeeren, Heidelbeeren
Steh'n in unsrem Garten,
Mutter, gieb mir auch ein paar,
Kann nit länger warten.

Der Reim ist natürlich vom Lande zu uns in die Stadt gewandert. Dort wird dem Erscheinen der ehedem als Nahrungs=, Heil= und Färbemittel gleich beliebten Heidelbeere lange sehnsüchtig entgegen geblickt, und im festlichen Zuge gehen an vielen Orten Hessens die Kinder hinaus zum Heidelbeerpflücken, das meist mit einer scherzhaft=feierlichen, der Donar=Verehrung entstammenden Handlung eröffnet wird; so legt man zu Neustadt (Kreis Kirchhain) einen Blumenstrauß nebst einem Stein in eine hohle Eiche mit dem Ausruf: Hier opfer ich Dir ein Schippchen, Opfer mir in mein Dippchen! Ebenso sind während des Pflückens bestimmte Liedlein üblich, z. B. in der Schwalmgegend: Schworze, schworze Heirelbeer'n! Bloe, bloe Dente! Es get kee schinere Merrercher Wie die allerkleenste. Schworze, schworze Heirelbeer'n! Rore, rore Rosen! Es get kee schinere Merrercher Wie die großen. Schworze, schworze Heirelbeer'n! Rore, rore Reene! Es get kee schön're Merrercher Wie die kleene.

(Fortsetzung folgt.)

Hessenlandes Urbewohner.

Von P. Holl.

(Fortsetzung.)

Tacitus, Germania, c. 34 heißt es: Angrivarios et Chamavos a tergo Dulgibini et Chasvari cludunt, aliaeque gentes haud perinde memoratae. Die Angrivarier stammten aus Angrivara, der Waldlichtung des Anger, Andger, Antgar, Förstemann, Altd. Namenbuch.

Von demselben Personennamen ist der Name des Angersbaches bei Kirchditmold, und der Ortsname Anger, Engar, bei Warburg abgeleitet. Es wäre auch denkbar, daß das jetzige Wolfsanger früher blos Anger oder Angrivara, Ansiedlung des Antgar, geheißen habe, und später, zur Unterscheidung von einem gleichnamigen Orte, nach einem neuen Besitzer, Namens Wulfo, Wulfisanger genannt worden wäre.

Die Heimath der Dulgibini, Dulgubini mag Dulgiba, Dulguba, Dulgbach gewesen sein. Man vergleiche die Personennamen Tulcho, Tulga (so hieß ein Gothenkönig), und die Ortsnamen Dulgesheim, Förstemann, Tulhesheim, Dronke, Antiquitat. Der Name Dulguba würde heutzutage Düllbach oder Döllbach lauten.

Der Name der Chasvari hat sich vielleicht in dem Ortsnamen Hasungen erhalten, welcher Ansiedlung des Hasung, eines Sohnes des Haso, bedeutet. Der Ortsname Gerstungen hängt offenbar mit dem Personennamen Garosta, Hersfelder Urkunde, in Ztschr. f. hess. Gesch. Bd. 6, S. 353 zusammen. Zu dem Ortsnamen Kaufungen, Chouphungia, darf man vielleicht den Volksnamen Χαῦβοι stellen.

Als Nachbarn der Usipeter werden die Thencteri, Θέγκεροι genannt. Man wird diesen Namen von einem Personennamen Thancter abzuleiten haben. Ich habe einen solchen Namen freilich noch nicht gefunden, er kann aber ganz gut vorgekommen sein. Wenn man die Personennamen Thanger, Thancger, Thancheri, Thencfrid, Thenchilt, — Terbert, Ternod, Terolf, Tera, ansieht, so wird man nicht zweifeln, daß auch die beiden Wortstämme Thenc und Ter verbunden und ein Name Thencter gebildet werden konnte, und in ähnlicher Weise aus Burg und Ter Burgter. Bruc und burg ist identisch, wie sich zeigt an den Namen Adalburg, Adalburuc, Adalbruc, Adalbrug — Bruchard, Brochard. Wo die ursprünglichen Wohnplätze der Bructerer und Thencterer gewesen, das läßt sich schwer bestimmen. Vielleicht kommt man auf die Spur, wenn man bedenkt, daß statt der Vollnamen Bructer und Thancter die gekürzten Namen Bruc und Thanc und daher auch die davon abgeleiteten, gekürzten Ortsnamen mögen üblich gewesen sein. Wenn sich nachweisen ließe, daß Densburg früher Thencsburg geheißen hätte, so könnte man dort die Urheimath der Thencterer vermuthen. Bruchhausen und Burghofen können an die Bructerer erinnern.

In der Notitia gentium, in Müllenhoff's Germania antiqua, S. 157, wahrscheinlich aus dem Anfang des vierten Jahrhunderts stammend, werden unter den gentes barbarae zwischen Camari und Amsivari die Crinsiani genannt. Man ist versucht, an Grincinbach zu denken, wie im Jahre 1253 das jetzige Grenzenbach hieß.

Die Ἀμψανοὶ haben vielleicht am Flüßchen Ems, oder in Emsdorf gewohnt.

Die Καλουκωνεσ stammten aus der Ansiedelung des Chaluco. Von den Personennamen Halucho, Heluco, Helicho, Heilca, b. Förstemann, Heilica, Necrol. Bamb., Heiliga, Cod. Nass., sind die Ortsnamen Heiligenstadt, Heiligenstein, Heiligenrode, Heiligenberg, Heiligenborn abzuleiten. Bezüglich der Endungen in den vermuthlichen Ortsnamen Ampsan, Crinsan und Chalucon vergleiche man die Ortsnamen Buochon, Cimbrun, Hasalon, Reodon, Ginnanheim, Horgana, Haifanheim, Hadandorf, Holanbach.

Der Volksname der Χαῦκοι, Καῦκοι, Καῦχοι mag in folgenden Personennamen sich finden: Gaugius, Gaugefreda, Gaugerich, bei Förstemann, Gaugulfus, Beyer, Mrh. Urkdb. Gaugenus, Piper, Libr. Confr. Aus dem gekürzten Namen Gaug konnte ein Ortsname Gauga gebildet werden.

Den Namen der Καοῦλκοι, bei Strabo, Lib. VII, wird man wohl aus einem von dem Personennamen Gavulc gebildeten Ortsnamen zu erklären haben, oder, wenn die Lesart Καθύλκοι richtiger ist, auf den Personennamen Cathvulc zurückführen. Einen Personennamen Gavulc oder Gauvulc finde ich nicht, wohl aber die Namen Gaubertus, Gauulfus und Adelvolcus, Heidfolc, Sigifolc, und bei Caesar, de bello gall., V c. 24 Catuvolcus.

Die Λάνδοι stammten gewiß aus der Gegend des heutigen Landefeld a. d. Landa bei Spangenberg.

Ich weiß nicht, ob es nöthig war, in dem Berichte Strabo's über die germanischen Gefangenen bei dem Triumphzuge des Germanicus die Βάττοι in Χάττοι und die Σουβάττιοι in Τουβάντοι zu korrigiren. Warum soll es nicht ein Gauvolk der Batti mit einem Häuptling Ucromar gegeben haben? Dieselben werden zu Batta gewohnt haben. Wie der Name von Passau früher Batava und Bataba lautete, so kann Besse, früher Passahe, ursprünglich Bataha und Batava geheißen haben. Die Σουβάττιοι waren entweder aus Südbesse oder aus einem an der Suda gelegenen Orte Batta. Man darf nicht übersehen, daß zwischen den größeren Völkern kleine wohnten, ἄλλοι πλείονες, lib. VII 3 Strabo, ἐλάσσονα ἔθνη μεταξὺ κεῖνται, Ptolemäus, lib. II c. 11 aliae gentes haud perinde memoratae, Tacitus, Germ. c. 34.

Den Namen des großen Volkes der Suebi, Suevi, Σουῆβοι, Συήβοι, später Suaevi, Σουάβοι, Suavi, wird man wohl am besten von Sudaeba,

Sudaba ableiten, $\eta\beta\alpha$ = altdeutsch aeba, scheint dasselbe Wort zu sein, wie aib in Baynaib, Burgundaib, Wedereiba, und wahrscheinlich nur mundartlich verschieden von apa, aba, eba, afa, efa, der bekannten Bezeichnung für „Bach". Die Berge in der Nähe von Suda sind die Σούδητα ὄρη des Ptolemäus.

(Fortsetzung folgt.)

Die alte Minne.

Erzählung von Wilhelm Bennecke.

(Fortsetzung.)

IV.

Was sich mit den Hasenleußern begab.

Herr Friedrich von Battenberg lag lange Zeit auf dem Siechbett und konnte kaum ein Glied rühren, ohne die fürchterlichsten Schmerzen auszustehen. Währenddem er aber so auf unwillkommene Weise der Ruhe pflegen mußte, kämpften seine Kriegsleute als Bundesgenossen der alten Minne unter Johann von Solms und Balzer von Wolkersdorf gegen den Landgrafen Hermann und die Stadt Frankenberg mit weit besserem Glück, als da er sie angeführt. Allen zuvor aber that es Melchior Kamm, der von seinem Herrn, dem Trefurter, Urlaub erhalten hatte, dem Battenberger Feldzeichen so lange folgen zu dürfen, bis Frankenberg eben ein solcher Schutthaufen geworden sei wie des Freiherrn stolze Burg. So hatte es Melchior fertig gebracht, daß die Frankenberger, durch falsche Kundschaft getäuscht, sich eines Tages aufmachten und mit manchem wohlgerüsteten Wappner ihren Feinden nachjagten, dabei aber in einen Hinterhalt fielen und schmählich niedergeworfen wurden. Mit vielen Gefangenen zogen die Herren von der alten Minne davon und sandten dem Landgrafen Hermann einen Brief, in dem Alles dies geschrieben stand und er gefragt wurde, wen er nun für mächtiger hielte im Lande zu Hessen, sich oder die alte Minne? Der Landgraf war tief betrübt über das Unglück, welches die Bürgersleute betroffen und ritt selbst gen Frankenberg, um ihnen Trost zu geben, ließ dahin auch den Grafen von Waldeck bescheiden, dem er seine Noth klagte. Mit diesem zog er nach Kirchhain, wohin von Amöneburg aus der Bischof Adolf von Mainz kam, der mit dem Grafen Johann von Solms wegen Losgabe der Gefangenen in Unterhandlung treten sollte, aber soviel auch hinüber und herüber geredet wurde, und ob der Bischof auch, wie es heißt, „groß Arbeit hatte, ob sie los mochten werden", konnte dies alles doch nicht helfen und die Bürger mußten große Schatzung geben.

So war der Frühling und der Sommer dahingegangen, der Herbst hatte seinen Einzug gehalten und die Bäume bunt gefärbt, auch die Buchen im Battenberger Burghof hatten ihr grünes Gewand für ein gelbes vertauscht, und der wilde Wein, der sich an der Mauer bis zum Fenster der Dame Mathilde in die Höhe zog, war blutroth geworden. Das Edelfräulein saß auf einer steinernen Bank des engen Gartens, nahe am rauschenden Brunnen, und ließ sich die gelben Blätter in den Schooß fallen und blickte träumerisch nach dem wilden Wein empor, dessen Farbe ihr als das wahrhaftige Zeichen der Zeit erschien. Leuchtendes Hoffnungsgrün hatte sie im Busen getragen, als sie im Wonnemond hier gesessen, aber dasselbe war schon längst verblaßt und an seine Stelle war das schreiende Roth getreten, das nichts mit frommer Minne gemein hat, wohl aber vergossenem Blute gleicht. Was sie sah und hörte, hing mit Kampf und Mord zusammen. Die alte Minne hauste fürchterlich in der ganzen Gegend und hatte sich die Burg der Battenberger zu ihrem Hauptsitz erkoren. Keine Woche verging, daß nicht Verwundete eingebracht wurden, deren Anblick besser als alle Geschichten klar machte, was draußen geschah. Mathilde hätte zu ihrem Vater, der in Thüringen einen Burgsitz erworben, zurückkehren können, wer aber bürgte ihr dafür, daß sie daselbst nicht noch grausamere Vorgänge erleben müßte, und dann — es fesselte sie ja Eins schier unwiderstehlich an die alte Edderburg, und dies war ein gar seltsames Gefühl, über welches sie sich kaum Rechenschaft zu geben vermochte, da es plötzlich in ihr Herz eingedrungen war, ohne daß sie wußte, woher es kam, und noch viel weniger konnte sie sich darüber klar werden, wann es wieder entschwinden würde. Herr Friedrich hatte es ihr angethan, aber „ach, ach, wenn nur die böse alte Minne nicht gewesen wäre —", die stand zwischen den zwei Herzen und ließ sie nicht aneinander schlagen. Seitdem Friedrich aus der Hornissenschlacht so elendiglich zurückgekehrt war, hatte sie ihn nur flüchtig gesehen. Er schien ihre Gegenwart zu meiden, denn als er die Krücken weggeworfen und sich wieder

frei bewegen konnte, war er nie in den Garten hinabgestiegen, wann sie dorten weilte, an ihr aber hatte es doch nicht gelegen, daß er es nicht wissen sollte, wo sie an den zur Neige gehenden Sommernachmittagen lustwandelte, war sie doch die treue Begleiterin der Frau Elsbeth, die ihren Sohn oft genug aufgefordert hatte, ihr und der Base Trefurt Gesellschaft zu leisten. Wohl ahnte sie, was in seinem Gemüth vorging, welch' ein Gefühl ihn von ihr fern hielt, und dies eben machte sie um so trauriger. Selbst der Finger Gottes, der ihn bei dem Zug gegen Frankenberg so sichtlich getroffen, vermochte nicht, die ihm seit der Kindheit eingeprägten Anschauungen aus seinem Denken zu verwischen, daß Bürger und Bauer gegen den Edelherrn nur niedere Knechte seien, seiner Willkür preisgegeben. In dumpfem Trotz zog er sich von ihr zurück und harrte nur auf den Augenblick, von Neuem über die Frankenberger herzufallen und ihr den Beweis zu geben, daß nur ein unglücklicher Zufall dieselben einmal aus seiner Hand errettet, daß er zum zweiten Male aber der alten Minne zu ihrem Rechte verhelfen werde. Derlei Gedanken hegte Dame Mathilde, als sie an dem alten Brunnen im Burggarten saß und nach dem wilden, blutrothen Wein hinaufblickte, der ihr wie das wahrhaftige Zeichen der Zeit erschien, und die Zeit selbst schien ihr fast eins zu sein mit Friedrich's Seele. Daß in derselben wieder etwas vorging, hatte sie durch die letzthin in der Burg herrschende erhöhte Bewegung wahrgenommen. Boten kamen und gingen, frisch erhandelte Rosse wurden getummelt und allenthalben gerüstet. Auf was aber konnte dies Alles deuten als auf neuen Kampf, auf neue Gewaltthat, in welchen der Mann, den sie lieb gewonnen, sich einzig und allein wohl zu fühlen schien, denn das Liedlein, das er einst unter ihrem Fenster gesungen, hatte sicherlich mit seinem wahren Dichten und Trachten nichts zu thun gehabt. „O, Friedrich, Friedrich!“ seufzte Dame Mathilde, während der Herbstmond sein bleiches Licht ergoß, „wann wird die Stunde kommen, in der ein milderer Sinn Dich lenkt? Wann — wann?!“

Hatte das Edelfräulein auf der Battenberger Veste mit seiner Minne solche Noth, so ging es einem Bürgermädchen in Frankenberg am selben Abend nicht besser, wenn auch in ganz anderer Weise. Am Frankenberger Markt, in dessen Mitte der steinerne Roland, vom Mondschein überfluthet, sich erhob, stand dem Rathhaus mit den Brodbänken gegenüber ein gar stattliches Gebäude, von geschnittenem Holz errichtet, dessen Vorgesperre ganz besonders kunstvoll durchbrochen und mit verzinnten Spangen beschlagen war. Zwei Eingänge, wie an der Mehrzahl der Häuser, führten in das Innere, denn Frankenberg wetteiferte damals in der Bauart mit der weitberühmten Handelsstadt Frankfurt, wo die Gebäude von den Baumeistern auch mit zwei Thüren versehen wurden. Ueber dem Haupteingang dieser Frankenberger Wohnstätte aber standen, mit zierlicher Schrift ausgeführt, die Worte: „Mit Gottes Hülf, dem er vertraut, Heinrich von Münchhausen hat dies Haus erbaut.“ Jetzt, wo der Abend bereits hereingebrochen, waren die Thüren wohlverriegelt und verschlossen. Im Innern befand sich ein großer Oehren, der mit viereckigen, sorgfältig zusammengefügten Steinen gepflastert war. An diesem lagen nach hinten hinaus die Wohnstuben, über welchen sich im ersten Stock die geräumige Laube ausdehnte, die mit viel schönem Bildwerk verziert war. Hinter dem Haus breitete sich ein schöner großer Blumengarten aus, dessen Beete und Sträuche, man sah es ihnen deutlich an, von liebenden Händen gepflegt wurden. Durch eine niedrige Mauer wurde der Münchhausen'sche Garten von einem andern getrennt, welcher jedoch das gerade Gegentheil von ihm war, denn dort wucherte das Unkraut, verwahrlost waren die Beete, und Weiß- und Rothdorn hatten sich übermäßig ausgebreitet. An jenem Mondscheinabend, als im Hause des Bürgers Heinrich von Münchhausen Alles die größte Ruhe zu athmen schien, schlug dennoch in demselben ein Herz in gar stürmischen Drang und konnte nicht dazu kommen, das Abendgebetlein in sich einziehen zu lassen mit der friedenspendenden Weihe. Katharine, Heinrich's Töchterlein, zu Jakobi neunzehn alt gewesen, dachte, gleich der Dame Mathilde, an ihren Schatz, und das war auch ein gar böser Bube, so wenigstens ward er von den ehrsamen Bürgersleuten genannt, da er kein ordentlich Handwerk trieb, sonst aber hieß er Eckhart Aßberg und war der Sohn Peter's, des Zunftmeisters der Wollenweber. Wohl hatte er das Handwerk seines Vaters gelernt, aber keine Lust es zu betreiben, denn er trieb sich viel lieber im lustigen, freien, duftigen, grünen Wald umher, als daß er in der dumpfigen, engen Weberstube eingepfercht saß und an den wolligen Faden zog. Die Lust am Walde jedoch hatte noch eine andere und weit gefährlichere Liebhaberei in ihm erweckt, und das war die am Jagen, da aber weder er noch sein Vater die Gerechtsame dazu besaß, und das edle Waidwerk in den Augen der Welt auch für ganz andere Leute bestimmt schien als für schlichte Wollenweber, so legte Eckhart sich auf das Wilddieben, in welchem er bald eine sehr große Geschicklichkeit erwarb, und allein

oder mit noch ein paar andern Gesellen seines Schlags lag er dem Jagdvergnügen im Mondschein ob, wo und wann er nur konnte. Es blieb nun zwar nicht aus, daß Solches von Dem und Jenem vermerkt wurde, aber aufgreifen auf seinen verbotenen Wegen ließ er sich nicht, nur sein guter Leumund ging dabei immer mehr verloren, und Niemand konnte es Heinrich von Münchhausen verdenken, daß er von einem Liebesverhältniß zwischen seiner Tochter und Eckhart nichts wissen wollte. Beide waren Nachbarskinder, denn stieß auch Peter Aßberg's einfaches Haus nicht an das prunkvolle Heinrich's, so grenzten doch von hinten her die Gärten der Väter aneinander und auf der niedrigen Mauer, welche die zwei Besitzthümer schied, hatten Eckhart und Katharina, als sie noch klein waren, Sommers mit Steinchen und bunten Bohnen gespielt, im Winter aber waren über die Grenzscheide lustig die Schneeballen geflogen, daß damals die beiden bärtigen Alten ihren Hauptspaß daran gehabt und in der Hitze des Gefechts wohl selbst einmal mit zugegriffen und einige der unschädlichen Geschosse gegeneinander mit lautem Halloh gewechselt hatten. Mit den Jahren hatte die Sache sich freilich anders gestaltet, aus dem kleinen Mädchen war eine sittsame Jungfrau, aus dem kleinen Jungen aber ein großer Galgenstrick geworden, beim Alten war nur ihre gegenseitige Zuneigung geblieben, aber statt wie früher mit bunten Bohnen und Schneeballen zu spielen, blickten sie sich in die Augen, drückten sie sich die Hände, und an hohen Festtagen durfte Eckhart sogar Katharinens reine Stirne küssen, und der sonst so übermüthige Jüngling war mit dieser kleinen Gunstbezeigung auch völlig zufrieden. Als Heinrich von Münchhausen aber dahinter kam, empfand derselbe durchaus keine Zufriedenheit über all diesen Verkehr seiner großgewordenen Katharine mit Eckhart Aßberg, und er verbot dem Mädchen auf das Strengste, sich fürderhin mit dem Lotterbuben, wie er seines Nachbars Sohn nunmehr nannte, abzugeben. Da flossen aus zwei schönen Augen die Thränen reichlich und auch des Jünglings sonst so freie Stirn zog sich finster zusammen, denn Beiden wurde durch des Vaters Verbot erst recht im Innersten klar, daß sie sich über alle Maßen lieb hatten. Obwohl nun die gottesfürchtige Katharine es für eine große Sünde hielt, ihrem Vater — ihr Mütterlein hatte sie kaum gekannt, — nicht in allen Dingen zu gehorsamen, so konnte sie es doch nicht unterlassen, in dieser ihrer Herzensangelegenheit eine ganz kleine Ausnahme zu machen und hin und wieder doch durch einen Blick, einen verstohlenen Händedruck, ja, wenn es ging, sogar durch einen Kuß, zu dem jetzt aber nicht mehr nur die Stirn, sondern in Anbetracht der dringlichen Verhältnisse frischweg die rothen Lippen selbst geboten wurden, dem Geliebten die Unveränderlichkeit ihrer Gefühle darzuthun. Was aber sollte daraus in der Zukunft werden? Diese Frage bekümmerte Katharinen sehr, und Tag und Nacht dachte sie zu letzt an nichts Anderes, als wie ihr Liebesschicksal sich zu einem günstigen Ausgang wenden möge. An diesem Abend hatte ein Gefühl sie bemeistert, über welches sie sich selbst nicht klar werden konnte. Ihr Blut war in fieberhafter Wallung, ihre Schläfe pochten, und durch den Aufruhr ihrer Sinne flog immer wiederkehrend ein beängstigender Gedanke, den sie jedoch nicht zu erfassen vermochte. War es Unglück oder übermäßiges Glück, was ihr bevorstand und ihr eine solche Angst einflößte, denn einfach geartete Menschenkinder, wie Katharine eins war, fürchten sich auch vor dem strahlenden Aufgang des Glücks. Fortgetrieben von dem Sturm, der in ihrer Seele entstanden, eilte Katharine geräuschlos aus ihrem Kämmerlein hinunter durch die Hinterthüre in den Garten zu der niedrigen Mauer, wo sie vor Jahren so harmlos mit Eckhart gespielt hatte. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen, als sie in die Aßberg'sche Wüstenei hinüberblickte und daselbst eine gar bekannte Gestalt gewahrte, welche nach dem im Mondschein leuchtenden Himmel hinaufblickte. „Eckhart!" rief sie leise. Mit einem Sprunge war der Jüngling an der Mauer. „Käthe," flüsterte er, „ist Dir, ist Deinem Vater etwas zugestoßen? Habt Ihr mich nöthig? Ich bin da!" „Nein, nein," stammelte Katharine, beide Hände auf die wogende Brust pressend. „Ich komme wegen Dir! Ein Unglück schwebt über uns! Was Du auch vorhaben magst, nimm Dich in Acht, Eckhart, sei auf Deiner Hut! Wenn Dir etwas geschehen sollte, ich würd' es nicht überleben!" Bestürzt blickte der junge, blühende Bursch das Mädchen an und ließ einen Gegenstand, den er in der Hand getragen, in das hohe Gras gleiten. Aber Katharine hatte es bemerkt, und mit flehender Stimme bat sie: „Bleibe zu Haus heute Nacht! Du hast Deine Armbrust bei Dir — Du willst in den Wald! O, Eckhart, Eckhart, um unsrer Liebe willen, laß ab von den verbotenen Pfaden!" „Verbotene Pfade nennst Du es, wenn ich dem Wild auflauere, das unsern Kohl frißt, unsere Aecker zerwühlt?" erwiderte der Jüngling. „Für wen hat der liebe Gott überhaupt Hirsch, Hase und Reh geschaffen, für einen bestimmten Stand oder für den Menschen, wie er aus seiner Hand hervorgegangen ist?" Hätte Katharine die Kenntnisse der Dame Mathilde gehabt, so würde sie, gleich dieser, ihrem Ge=

liebten eine Predigt über die Standesordnung gehalten haben, nur im entgegengesetzten Sinne wie das Edelfräulein, so aber sagte sie: „Für wen der liebe Gott die Hirsche und Hasen geschaffen hat, darüber habe ich noch nicht nachgedacht, das jedoch weiß ich, daß es für einen Wollenweber sich nicht ziemt, Nachts mit der Rüstung in den Wald zu gehen und dort dem Wilde aufzulauern." Dies spitze Wort traf wie der schärfste Bolzen; mit einer wilden Bewegung riß der Jüngling die Armbrust vom Boden auf und, sie mit nerviger Hand in die Höhe schwingend, rief er: „Du solltest Dich freuen, Käthe, daß der Wollenweber solch' ritterlich Gewerbe treibt, wenn auch nur im Verborgenen, und nicht hinter'm Ofen hocken will Zeit seines Lebens! Ich bin nun einmal dazu geschaffen," setzte er hinzu, „und wer weiß, wozu es noch einmal gut ist!" „Wozu es gut ist?" entgegnete Käthe mit bebenden Lippen, „Dich in den Thurm zu bringen, in Schimpf und Schande zu versetzen und mir das Herz zu brechen, dafür allein ist es gut und zu nichts Anderm!" Weinen und Schluchzen durcheinander folgte diesem Ausruf, und Eckhart mochte ihr die himmelsbesten Worte geben, sie hörte nicht auf damit, freilich bestanden des Geliebten Tröstungen nur darin, daß die Nacht, wie er sich soeben im Garten durch den Ausguck überzeugt habe, ganz wie dazu geschaffen sei, auf die Hasenlauß zu gehen, und daß er noch zwei Kameraden mitnehmen wolle, sein Versprechen also halten müsse auf jeden Fall. Auf all' seine eindringlichen Reden aber, die nach seiner Meinung doch so überaus einleuchtend und vernünftig waren, anworteten nur erneute Thränen, sodaß Eckhart zuletzt die Geduld riß, und er sich, just als es von der Liebfrauenkirche die elfte Stunde schlug, mit den Worten losmachte: „Behüt' Dich Gott, mein liebes Käthchen, aber von der Hasenlauß kann ich heut' Nacht nimmer lassen!" Ohne sich umzuschauen, eilte er mit hastigen Schritten davon und ließ Katharine allein mit ihren Thränen. Als sie sich nach einer Weile so recht ausgeweint hatte, und es ihr dabei viel leichter um's Herz geworden war, schlich sie in ihr Kämmerlein zurück und dachte so still vor sich hin: „Von der Hasenlauß kann er nimmer lassen, der böse, liebe, unartige Gesell —? Nun, so will ich mich auch nimmer grämen um ihn und ihn laufen lassen, wohin er will, als ob er mich ganz und gar nichts mehr anginge!" So ernst war es aber damit doch nicht gemeint, denn als sie nun, sie wußte eigentlich selbst nicht warum, mit ruhigerem Herzen ihr Abendgebet an die heilige Jungfrau sprach, da kam es auch wie sonst immer über ihre Lippen: „Und laß auch Eckhart Aßberg kein Leid widerfahren!" —

(Fortsetzung folgt.)

Die blinden Hessen.

(1427.)

„Herr Landgraf Ludwig, zur Wehr, zur Wehr!
Denn Konrad, Wildgraf bei Rhein,
Der Mainzer Bischof, er bricht mit dem Heer,
Im Lande zu Hessen ein.

Er hält Euch, höhnend, noch für ein Kind,
Nicht reif für ein Schlachtenroß,
Und doppelt so stark, als die Unseren sind,
Ist sein gewappneter Troß."

„Ihr Bürger und Bauern, und wird es auch schwer,
Zu schlagen den heiligen Mann,
Heut' Landgraf noch — oder keiner mehr,
Nur muthig jetzt drauf und dran.

Es soll dem Bischof zu Mainz am Rhein
Kein Landgraf mehr unterthan,
Kein hessischer Bauer Zinsmeier sein,
Drum vorwärts zur blutigen Bahn!"

„Herr Landgraf, so haben auch wir es gemeint,
Der Väter würdig und werth,
Wir stürzen uns blind hinein in den Feind,
Heraus nur das blitzende Schwert.

Die alte chattische Kraft und der Muth,
Sie blüh'n in den Enkelen fort,
Gott segne, Herr Landgraf, das hessische Blut
Und Euer heldmüthiges Wort."

Bald sprühen die Funken aus erzenem Schild,
Das Eisen wird heiß in der Faust,
Es kämpfen und jagen die Reiter so wild,
Daß weit der Boden erbraust.

Roth färbt bei Englis das Blut schon den Sand,
Die Mainzer, geschlagen, entflieh'n.
„Herr Landgraf, nun laßt uns wieder das Land
Mit unseren Pflügen durchzieh'n."

Carl Preser.

Aus alter und neuer Zeit.

Während über den Todestag der Kaiserin Kunigunde (den 3. März), die bekanntlich im Kloster Kaufungen als Nonne starb, völlige

Uebereinstimmung herrscht, wird das Jahr sehr verschieden angegeben. In der neuesten Auflage von Meyer's Konversationslexikon, das darum angeführt sein möge, weil besonders der Laie es zunächst benutzt, finden wir 1031, in den „Jahrbüchern des deutschen Reiches unter Heinrich II.", von Hirsch, I. Exkurs XI. S. 537 1037., in dem „vollständigen Heiligenexikon von Stadler und Heim" 1040; in den „Mitth. an die Mitglieder des Vereins f. hess. Gesch." 1885 S. XXXI (Vortrag des Herrn H. von Roques) wieder 1040, in den „Statuta Kauffungensium", von H. v. Roques, S. 2 „wahrscheinlich 1039." Der Verfasser der „Jahrbücher des deutschen Reiches unter Konrad II.", II S. 79 Breßlau, hat 1884 das Richtige festgestellt. Indem er sich vornehmlich auf die Hildesheimer Annalen und den Raushofener Codex der Vita S. Heinrici, welch letzterer mehrere auf Kaufungen bezügliche Eintragungen enthält, beruft, weist er das Jahr 1033 nach. Er erwähnt außerdem eine Urkunde Kaiser Konrad's II. vom 26. Juni des gleichen Jahres, durch die dieser eine letztwillige Schenkung Kunigundens nachträglich genehmigt. Die irrigen Zahlen sind auf die Vita S. Cunigundis zurückzuführen, wo der Aufenthalt im Kloster falsch berechnet wird.

A. C.

Fuldaer Originale. Zu Anfang dieses Jahrhunderts lebte in Fulda ein Sonderling erster Klasse, ein Original vom Wirbel bis zur Sohle, wie man wohl wenige finden dürfte, der in allen naturwissenschaftlichen Akademieen Europas wohlbekannte „anatomische Modelleur, Préparateur und Phantomanfertiger" Johann Friedrich Borsche, gebürtig aus Koburg. Er war nach Stiftung des Landkrankenhauses zu Fulda am 18. August 1804 durch den damaligen Regenten, den Erbprinzen Wilhelm Friedrich von Oranien-Nassau auf Antrag des ausgezeichneten Operateurs Professor Dr. Vincenz Adelmann, eines Schülers der Siebold in Würzburg, als dessen anatomischer Gehilfe nach Fulda berufen worden, siedelte später nach Berlin über, wo er 1872 in hohem Alter als eins der letzten dortigen Originale verstorben ist. Ein Stückchen aus seinem Leben in Fulda will ich hier erzählen, dem wohl schwerlich ein ähnliches zur Seite stehen dürfte.

Mit dem Landkrankenhause zu Fulda, dem „Wilhelms-Hospital", wie es nach seinem Gründer hieß, war ursprünglich auch eine Schule für angehende Mediziner und Chirurgen verbunden. Den Unterricht in der Anatomie leitete Dr. Vincenz Adelmann unter Assistenz seines Gehilfen Friedrich Borsche. Leichen zum Präpariren waren damals noch eine große Seltenheit, man bedurfte aber derselben, sollte anders der Unterricht in der Anatomie ein zweckdienlicher sein, und Friedrich Borsche wußte Rath zu schaffen. Es war ja die Zeit der Resurrection-men, der Auferstehungsmänner. Man ahmte die in England entstandene Unsitte nach und entnahm auch in Fulda zuweilen aus frischen Gräbern Leichen, um sie zu anatomischen Zwecken zu verwenden, und Friedrich Borsche verstand sich meisterlich auf dieses Geschäft. Ein Fall derart sollte ganz besondere Sensation erregen.

Zu Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts vegetirte in Fulda ein gräßlich verwachsener Jude, Isaak Bunfeid. Derselbe gehörte einer daselbst sehr verzweigten Familie an, die damals noch keinen besonderen Familiennamen führte, später aber (1813) in Folge der bekannten Verordnung des Großherzogs von Frankfurt, Karl von Dalberg, den Namen „Oppenheimer" annahm. Besagter Isaak Bunfeid pflegte an warmen Tagen vor der Hausthüre der Wohnung seiner Eltern zu sitzen oder vielmehr zu liegen; man nannte im Volksmunde diese Mißgestalt nur den „Wechselbalg". Einer uns vorliegenden Beschreibung zufolge hatte Isaak Bunfeid Geisfüße, einen unförmigen Schädel, das Hintertheil vorn, die Augen hingen ihm aus dem Kopfe, ebenso die dicke Zunge aus dem Munde rc. rc., kurz er war ein menschliches Monstrum, wie es gottlob das Spiel der Natur nur höchst selten hervorzubringen pflegt. Schon bei Lebzeiten besagten Isaak's Bunfeid hatten der eifrige Forscher Professor Dr. Adelmann und dessen Kollegen ein Auge auf ihn geworfen und seinen Körper als eine einst sehr willkommene Acquisition für die Anatomie betrachtet. Als derselbe nun im Herbste 1808 oder 1809 (genau haben wir das Datum nicht ermitteln können) wirklich mit Tod abging, da war man, von dem wissenschaftlichen Eifer dazu verleitet, rücksichtslos genug, der Familie direkt die Zumuthung zu stellen, die Leiche der anatomischen Anstalt des Wilhelms-Hospitals zu überlassen. Und als diese Zumuthung von der Familie mit Entrüstung zurückgewiesen wurde, da ließ der Unterhändler die Worte fallen: Wir kriegen die Leiche doch. Und so kam es auch. Unermündlich in Erreichung wissenschaftlicher Zwecke, war Borsche entschlossen, coûte que coûte, den gefahrvollen Erwerb der Leiche des Isaak Bunfeid durchzusetzen.

Um die Annektirung der Leiche zu verhindern, hatten die Glaubensgenossen des Verstorbenen das Grab bewachen lassen, und als acht bis zehn Tage verflossen waren, ohne daß ein Versuch des Leichenraubes gemacht worden war, glaubte man ohne Gefahr die Wache zurückziehen zu können. Aber schon in der nächsten Nacht vollbrachte Borsche im Vereine mit mehreren Beflissenen der Arzneikunde die — nach dem Ritus des Verblichenen — doppelt furchtbare Handlung. Die Leiche wurde ausgegraben, in einen Sack gesteckt und durch die Felder nach der Wohnung Borsche's gebracht, wo sie in einem Obstkeller versteckt wurde. Zwar hatte der Aufseher auf dem israelitischen Todtenhofe, Müller, welcher das dortige (im Herbste 1857 abgebrannte) Häuschen bewohnte, in jener

Nacht verdächtigen Laternenschein auf dem Friedhofe wahrgenommen, war auch hinausgeeilt und hatte das Grab offen gefunden, aber die Attentäter waren bereits verschwunden, und nicht einmal die Richtung konnte festgestellt werden, welche sie genommen.

Doch der Verräther schlief nicht. Sofort wurde die israelitische Gemeinde von dem Vorfall in Kenntniß gesetzt und Borsche als Hauptthäter bezeichnet. Kaum war der Morgen des folgenden Tages angebrochen, als die Glaubensgenossenschaft des Verblichenen dem Borsche vor das Haus rückte und ihn in permanenten Belagerungszustand erklärte. Der Attentäter hatte jedoch Gelegenheit gehabt, die Leiche aus dem Apfellager zu entfernen; er steckte sie in den Strohsack seines Bettes und legte sich drei Tage und drei Nächte als simulirender Kranker auf dieselbe, die doch schon länger als eine Woche im Grabe sich befunden hatte!! Als der Kreis der Belagerer ermüdet war, genas Borsche wieder, die Leiche wurde präparirt, und da das monströse Skelett nach solchen Vorgängen selbstverständlich keinen Platz in dem anatomischen Kabinet des Fuldaer Landkrankenhauses finden konnte, so wurde es nach Würzburg gebracht, wo es heute noch das berühmte dortige anatomische Museum zieren soll. Zwar hatte die israelitische Gemeinde wegen des Vorfalles, welchen sie als Sakrileg betrachtete, bei den damaligen französischen Behörden Beschwerde geführt, doch ist nichts davon bekannt, daß dieselbe irgend welchen Erfolg gehabt hätte. Es war eben die Zeit der Resurrection-men, und ein bischen Leicheneinheimsung zu wissenschaftlichen Zwecken wurde gerade nicht als eine fluchwürdige Frevelthat angesehen. Item, es war ein fait accompli, und man drückte die Augen zu. Der praktische Arzt Dr. Joseph Schneider unternahm es, das von Borsche unter der Leitung des Professors Dr. Adelmann präparirte Skelett nach Hanau zu bringen, wo es ein Abgesandter von Würzburg in Empfang nahm. Dr. Schneider hat uns oft noch in späteren Jahren zu Horas mit vielem Humor von dieser Reise erzählt. Er machte dieselbe nach damaliger Sitte zu Pferd; das Skelett war in den Mantelsack verpackt. In Gelnhausen hielt er in dem Gasthofe zur Post, dem gewöhnlichen Absteigequartier der Fuldaer, auf einige Stunden Rast. Dort traf er zufällig den jüngeren Bruder des Isaak Bunfeid, den s. g. Bonum's Löb, der es sich nicht nehmen ließ, dem Dr. Schneider bei dessen Weiterreise nach Hanau behilflich zu sein und den Mantelsack auf das Pferd zu schnallen. Der eigene Bruder des Isaak Bunfeid hatte sich also, wenn freilich auch vollständig unbewußt, der Mitschuld an der Fortschaffung der Leiche theilhaftig gemacht. — F. Z.

Zu dem Artikel „Hessische Zeitungen“.

Von unserem hochgeschätzten hessischen Landsmanne Herrn Dr. Julius Rodenberg in Berlin ist uns folgende Zuschrift zur Veröffentlichung zugegangen:

Erlauben Sie mir zu dem interessanten Aufsatz des Herrn J. Nebelthau über „Hessische Zeitungen“ (im „Hessenland“ Nr. 17, S. 228 ff.) nachstehende Bemerkung.

Unter den verloren gegangenen hessischen Zeitungen wird, mit Berufung auf mein jüngst veröffentlichtes Buch über Franz Dingelstedt, „eine in Fulda erscheinende ‚Abendzeitung‘ erwähnt, für welche er Beiträge liefere.“ Dies ist ein Irrthum, den ich zu berichtigen bitte. Die Zeitung — ein belletristisches Journal vielmehr —, um die es sich hier handelt, ist keine hessische, sondern eine sächsische, nicht in Fulda kam sie heraus, sondern in Dresden; es ist, mit einem Wort, die von Theodor Hell redigirte „Abendzeitung“ gemeint, welche, in den Jahren ihres Bestehens, von 1817—1843, ein nicht unwichtiges Organ für die literarischen Bestrebungen jener Zeit war.

Aus Heimath und Fremde.

Ihre Majestät die Kaiserin Auguste Viktoria, welche mit ihren drei ältesten Söhnen, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem Prinzen Eitel Fritz und dem Prinzen Adalbert, seit Donnerstag den 17. September zu Schloß Wilhelmshöhe weilte, hat am Mittwoch den 30. September sich mit ihren Söhnen wieder nach dem neuen Palais bei Potsdam zurückbegeben. Am Sonnabend den 19. September erhielt sie den Besuch Sr. Majestät des Kaisers, der bis zum Montag den 21. September auf Schloß Wilhelmshöhe verblieb. Die Kaiserin unternahm fast täglich mit den Prinzen Ausfahrten und Spaziergänge in die Umgegend, auch Kassel besuchte sie wiederholt, so noch am Dienstag Nachmittag, bei welcher Gelegenheit sie die Gemäldegallerie besichtigte und sich längere Zeit daselbst aufhielt.

Wie das „Kasseler Tageblatt“ meldet, ist dem größeren zur Errichtung eines Denkmals für den Landgrafen Philipp den Großmüthigen niedergesetzten Geschäftsausschusse in diesen Tagen die erforderliche landesherrliche Genehmigung zur Errichtung des Standbildes zugegangen. Die Sammlung von Beiträgen zu diesem Zwecke steht hiernach in nächster Zeit zu erwarten, und unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die Theilnahme an derselben im ganzen Hessenlande eine reichliche sein wird.

Gelegentlich der Manöver des XI. und IV. Armeekorps hat der Kaiser u. a. zwei alten, außer Dienst befindlichen Generallieutenants, die früher als Offiziere

in kurhessischen Diensten standen, einen höheren Charakter verliehen, dem Generallieutenant z. D. von Hesberg und dem Generallieutenant z. D. von Spangenberg. Ersterer erhielt den Charakter als General der Kavallerie, letzterer den Charakter als General der Infanterie. Es ist dies bekanntlich nach dem Feldmarschall und den Generalobersten der Infanterie, Kavallerie und Artillerie der höchste militärische Rang in der deutschen Armee, und die Generale von Hesberg und von Spangenberg sind die beiden ersten von den 1866 in preußischen Dienst übergetretenen ehemals kurhessischen Offizieren, welche zu dieser Würde erhoben worden sind. General von Hesberg hatte von 1885 bis 1888 die umfangreiche und verantwortliche Stellung eines Kommandeurs der Kavalleriedivision des I. Armeekorps inne. Von 1842 bis 1866 stand er in kurhessischen Diensten, zuletzt als Rittmeister und Kommandeur der Leibeskadron der Garde du Korps. In Preußen wurde er 1866 Rittmeister und Eskadronchef im 6. Kürassier-Regiment, bei dem er als etatsmäßiger Stabsoffizier den Krieg von 1870/71 mitmachte. Er ist Inhaber des eisernen Kreuzes erster Klasse. — General L. von Spangenberg (geboren am 24. Mai 1826 zu Fulda) stand von 1844 bis 1866 in kurhessischen Diensten, zuletzt als Hauptmann im Generalstabe, wurde 1866 in den preußischen Generalstab übernommen und am 16. Februar 1867 zum Major in demselben befördert. Am 16. März 1869 trat er als Kommandeur des Füsilier-Bataillons des Infanterie-Regiments Nr. 25 zur Front über und machte als solcher den Krieg von 1870/71 mit Auszeichnung mit. Später kommandirte er das 85. Infanterie-Regiment und von 1880 ab die 28. Infanterie-Brigade. Vom Dezember 1883 bis November 1885 war er Kommandant von Berlin, in welcher Stellung er zum Generallieutenant befördert wurde. Am 24. November 1885 wurde er zum Kommandeur der 12. Division (Neiße) ernannt. Am 6. November 1888 wurde er in Genehmigung seines Abschiedsgesuches zur Disposition gestellt. Seit dieser Zeit hat er seinen Wohnsitz in Kassel genommen. Im Kriege von 1870/71 erwarb er sich das eiserne Kreuz erster Klasse und wurde 1871 in den preußischen Adelstand erhoben.

Universitätsnachrichten. An Stelle des Professors der Botanik und Direktors des botanischen Instituts Dr. Goebel, welcher am 15. September Marburg verlassen hat, um der an ihn ergangenen Berufung an die Universität München Folge zu leisten, ist der außerordentliche Professor der Botanik an der Akademie zu Münster Dr. A. Meyer als Ordinarius nach Marburg berufen worden und wird mit Beginn des Winterhalbjahres seine Vorlesungen daselbst beginnen. — Der Privatdozent der Botanik Dr. Gießenhagen zu Marburg siedelt nach München über. — An Stelle des nach Berlin abgegangenen Professors Dr. Rubner hat Professor Dr. August Gaertner in Jena einen Ruf als Professor der Hygiene und Direktor des hygienischen Instituts in Marburg erhalten, soll denselben jedoch abgelehnt haben.

Der Bibliothekar an der Universitäts-Bibliothek zu Marburg Dr. K. Boysen ist in gleicher Eigenschaft an die königl. Bibliothek in Berlin und der Hülfskustos Dr. Münzer an der Berliner Bibliothek als Kustos an die Marburger Universitäts-Bibliothek versetzt worden.

Dem Landes-Oekonomie-Direktor Dr. Julius Georg Schwarzenberg in Braunschweig ist anläßlich seines 50jährigen Doktorjubiläums seitens der juristischen Fakultät der Universität Marburg die Doktorwürde erneuert worden. (Dr. Julius Georg Schwarzenberg, geb. 1820 zu Kassel, ist der zweitälteste Sohn des am 26. Oktober 1857 zu Kassel verstorbenen Obergerichtsanwaltes Ludwig Schwarzenberg, des bekannten Freiheitskämpfers in der napoleonischen Zeit und freimüthigen, unbeugsamen Präsidenten der kurhessischen Ständekammer in der Konfliktszeit von 1850, des Mannes „ohne Furcht und Tadel“, wie ihn seine Mitbürger nannten. S. „Hessenland“, Jahrg. 1887 Nr. 23.)

Todesfälle. Am 30. August starb zu Baltimore Dr. Friedrich Heß im 91. Lebensjahre. Derselbe war am 19. September 1800 zu Marburg geboren, nahm an der politischen Bewegung der dreißiger Jahre lebhaften Antheil, wohnte u. a. dem sog. Hambacher Fest am 27. Mai 1832 bei und wurde wie so viele seiner Gesinnungsgenossen deshalb in Haft genommen. Nachdem er aus derselben befreit war, wanderte er, da er unter den obwaltenden Verhältnissen seine Absicht, sich der akademischen Laufbahn zu widmen, nicht mehr ausführen konnte, 1837 nach Amerika aus und ließ sich in Baltimore als Arzt nieder. Dort nahm er, wenn er auch niemals ein öffentliches Amt bekleidete, an dem politischen Leben regen Antheil.

Am 3. September verschied zu Oldendorf in der Grafschaft Schaumburg im 73. Lebensjahre der Sanitätsrath Dr. Philipp Holzapfel, ein allgemein hochgeschätzter und beliebter, anerkannt tüchtiger Arzt. Er war in seiner Studienzeit zu Marburg im Jahre 1839 Mitbegründer des renommirten Korps Hasso-Nassovia und stand bei seinen Kommilitonen in hohem Ansehen.

Am 23. September starb plötzlich an einem Hirnschlage im Alter von 67 Jahren zu Castel bei Mainz der großherzoglich badische Professor a. D. Georg Leonhard Follenius, früher kurhessischer Artillerie-Offizier und Major in der großbritannischen

Stutternheim'schen Legion, die nach Beendigung des Krimkrieges im Jahre 1855 im Kapland in Aktion stand. Nekrolog folgt.

Hessische Bücherschau.

Die Fränkische Thorhalle und Klosterkirche zu Lorsch an der Bergstraße. Im Auftrage des Historischen Vereins für das Großherzogthum Hessen untersucht und beschrieben von Prof. Dr. R. Adamy. Mit 1 Farbendruck, 64 Abbildungen im Text und 5 Tafeln nach Zeichnungen von C. Bronner. Darmstadt 1891. (In Kommission der Hofbuchhandlung von A. Klingelhöffer.)

Das vorstehende Werk behandelt in höchst lehrreicher und anziehender Darstellung eines der wertvollsten Baudenkmale der Vorzeit, die sog. Michaelskapelle zu Lorsch. In dieser Kapelle erblickte man lange die „varia ecclesia", die „fehe Kapelle", in der Ludwig der Deutsche und sein Sohn Ludwig der Jüngere beigesetzt wurden.*) Auf Grund sorgfältiger Nachgrabungen, sowie älterer Pläne weist nun der Verfasser mit scharfsinniger Kombination überzeugend nach, daß die ursprüngliche Bestimmuug der heutigen Michaelskapelle nicht die eines Gotteshauses war, sondern daß dieselbe die Thorhalle der Basilika, der Haupteingang der Wallfahrtskirche des Klosters gewesen ist. In ihr hat sich ein Rest der merowingischen Bauweise erhalten, die in engerem Sinne hier als fränkisch zu bezeichnen ist. Insbesondere verwertete der Verf. hierbei auch seine bei der Erforschung der Basilika Einhard's zu Steinbach i. Odenwalde gemachten Studien.**) Hochinteressant ist die Rekonstruktion der fränkischen Kirchenanlage zu Lorsch (Fig. 13 u. 14). Die dortige Klosterkirche war, entsprechend dem altchristlichen Basilikentypus, eine dreischiffige flachdeckige Basilika mit 2 Thürmen, einer Vorhalle (Paradies) und einem Atrium, das sich mit einem dreiteiligen Prachtthore dem Volke öffnete. Vor dem Eintritt zum Paradies lag eine mehrstufige Terrasse. Alle diese gewaltigen Bauten sind vom Erdboden verschwunden, kaum noch angedeutet durch Ueberreste der Fundamente, bis auf die Thorhalle, die jetzige Michaelskapelle. Nur dem thatkräftigen Einschreiten des Großherzogs Ludwigs I. selbst, der den schon beschlossenen Abbruch verbot, verdankt dieses altehrwürdige Denkmal seine Rettung.

Das Verständnis des trefflichen Werkes, das dem Fachmanne wie dem Laien reiche Belehrung und hohen Genuß bietet, wird auf's Beste unterstützt durch die vorzüglichen Abbildungen von der Hand Bronner's. —

Laubach i. Aug. 1891. **Dr. August Roeschen.**

*) Mehrfach und ausführlich ist bereits die Geschichte des Klosters Lorsch behandelt worden. Vgl. Dahl, hist.-topogr.-stat. Beschreibung des Fürstenthums Lorsch, Darmstadt 1812; Falk, Gesch. d. ehemaligen Klosters Lorsch, Mainz 1866; Wagner, die vormaligen geistl. Stifte im Großh. Hessen, I Bd. Darmst, 1873, II Bd. unter Mitwirkung von Falk hggbn. v. F. Schneider Darmst. 1878. — die Lage des ersten Klosters Altenmünster auf der Weschnitzinsel ist zuerst 1877 von Dr. G. Frhr. Schenk zu Schweinsberg bestimmt worden (Nachtr. zu Wagner, hess. St. II, 507 ff.). Noch 1320 stiftet ein Wormser Ehepaar 1/2 Morgen Wingert „der Kapellen gnant Behenkirchen". Vgl. außerdem F. Kofler i. Arch. f. hess. Gesch. Bd. XV, S. 723 ff. und Quartalbl. 1883, Nr. 1 u. 2. —

**) Vgl. Adamy, die Einhard-Basilika zu Steinbach i. O. Darmstadt 1885. —

Soeben erschien in der Norddeutschen Verlagsanstalt O. Goedel zu Hannover in dritter, wesentlich vermehrter und verbesserter Auflage die von unserem hessischen Landsmanne, dem Senator und Polizeidirigenten Dr. Otto Gerland in Hildesheim verfaßte Schrift: „Die in der Provinz Hannover gültigen landespolizeilichen Bestimmungen."

Daß in verhältnißmäßig kurzer Zeit bereits eine dritte Auflage dieses Buches erforderlich war, liefert wohl den besten Beweis dafür, daß es einem wirklichen Bedürfnisse entspricht. Ganz besondere Vorzüge sind die Uebersichtlichkeit und die Gründlichkeit, mit welcher der Verfasser zu Werke gegangen ist. Die Schrift ist dem Oberpräsidenten der Provinz Hannover, wirklichen Geheimrath Dr. R. von Bennigsen gewidmet.

Anzeige.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 20. Kassel, 16. Oktober 1891.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1891 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2847.

Der Pfad in der Heimath.

Deine Bäume wachsen weiter,
Deine Kinder werden groß,
Und die alten Leute betten
Sich in Deiner Erde Schooß.

Deine Wälder hüten dunkles
Schweigen auf der Hügelwand,
Deine blauen Wasser gleiten
Stille durch das grüne Land.

Deine jungen Dirnen stehen,
Wie ich einst gestanden hab',
An dem Strom der Zeiten träumend
Von der Liebe und vom Grab.

Alles geht die alten Wege,
Die auch ich dereinst betrat.
Aber tief im Waldesdickicht
Weiß ich meinen eig'nen Pfad.

Führt zu zauberhafter Aussicht,
Die sich öffnet weit in's Thal,
Habe ihn wie oft gewandelt
In der Sonne Abendstrahl.

Silbern spann sich ein die Haide,
Leichter goldner Mückentanz —,
Schlanke, hohe Aehren nickten
In des Mohnes Blüthenkranz.

Purpurn lag es auf den Stämmen,
Nur die Loden glühten roth,
Denn das Licht weckt alle Farben,
Eh' es sinkt in Nacht und Tod.

O, der Glanz in weiter Runde,
O, du wundervolle Zeit!
Nur der Schrei des wilden Vogels —.
Herzschlag jener Einsamkeit.

Farnkraut hat den Pfad verwachsen,
Ueppig' Moos und nickend' Ried —,
In den Ranken singt die Amsel
Meiner todten Jugend Lied.

M. Herbert.



Martin Ernst von Schlieffen, sein Leben und sein Verhältniß zur Sprachreinigung.

Vortrag gehalten von Dr. Carl Scherer.

(Fortsetzung.)

Schlieffen geht, wie wir sehen werden, in Ausführung seiner Ansichten in vielen Stücken zu weit, aber auf der andern Seite ist es doch wieder beachtenswerth, daß er noch gewisse Grenzen gelten läßt, indem er die Berechtigung der Lehnwörter, über deren Eindringen und Bestand er freilich zuweilen falsch urtheilt, von einem richtigen Gesichtspunkt aus anerkennt. „Unsern noch rohen Vätern, so schreibt er, sey es nicht verarget, daß sie zum Beyspiel für ihre Butter, für ihre Mühlen, für ihre Thüren, Benenungen von den Griechen; für ihre Käse und Fenster von den Lateinern erborgten; sie hatten wenigstens einheimischlautende ausgewählt oder doch solche germanisch umgestaltet. Aber Constitution, es möge zum Anfangsbuchstaben ein K oder C genommen werden, Individuum, Republik und eine Menge dergleichen stechen trotz ihrer Aufnahme in den beßten Schriften, von dem ursprünglichen Wesen unserer Sprache ebenso ab, wie der Jude von seinem deutschen Mitbürger, der Mantschu vom Chineser."

Will man einen Vergleich mit Vorläufern Schlieffen's anstellen, so wird man am ersten geführt auf die Männer, die einst die Zierden der fruchtbringenden Gesellschaft waren, auf Harsdörffer und Schottel. Hier wie dort die Ansichten und Forderungen die gleichen oft bis zum Wortlaut, anders und verschieden freilich die Verwirklichung.

Was auch der deutsche Sprachverein im Anfang seiner Entwickelung nicht von sich hat fernhalten können, den Spott und Hohn der Gegner, das hat auch Schlieffen bei seinen thätigen Bemühungen erfahren müssen. Als Befehlshaber von Wesel hatte der General dort eine Gesellschaft der Kriegskunstverehrer in's Leben gerufen mit dem Zwecke, die jüngeren Kameraden durch Unterhaltungen über Gegenstände der Kriegskunde zu belehren und heranzubilden. Dabei ließ er es sich eifrigst angelegen sein, daß bei den Zusammenkünften ein gutes Deutsch gesprochen wurde. Einige tadelten und spöttelten, ihnen folgte der „schöpsartige große Haufen". Schlieffen fand das richtige Gegenmittel, er vergalt mit Lächeln und ließ sich nicht beirren.

Schlieffen's Bemühungen um Verdeutschung der fremden Begriffe gingen zunächst von der Sprache seines eigentlichen Berufes aus. Die Verwälschung der deutschen militärischen Sprache ist ja nicht, wie man so häufig hört, eine alleinige Folge des gewaltigen Einflusses, den der Militärstaat Ludwig's XIV. auf die anderen europäischen Länder ausgeübt hat. Die Anfänge liegen auch hier in einer früheren Zeit. Der Lieutenant wandelt schon im 15. Jahrhundert in Deutschland, der Oberstlieutenant vertritt schon im 16. den Obersten der Landsknechte, deren Fähnlein sich nun auch bald zum Regiment zusammenthun. Das 17. Jahrhundert bringt dann, um nur bei den Bezeichnungen der Rangfolge stehen zu bleiben, weiteres, für Brandenburg z. B. 1637 den ersten General, 1649 den ersten General der Infanterie Sparr, 1651 den ersten Generalmajor und Generallieutenant. Nun macht Schlieffen mit Recht darauf aufmerksam, wie einige Worte für militärische Rangstellungen noch ihren alten Platz behauptet haben, so Feldmarschall, Feldzeugmeister, Oberster, Oberstwachtmeister (erst in neuerer Zeit mehr und mehr durch Major zurückgedrängt), Hauptmann, Fähnrich, Fahnenjunker u. a.

So empfiehlt er zur Aufnahme die Benennungen Feldhauptmann oder Heerführer für „kommandirender General", Feldfußvolkmeister für General der Infanterie, Feldreitermeister für General der Kavallerie, Oberfeldherr für Generallieutenant, Unterfeldherr oder Feldwachtmeister für Generalmajor, Oberststellhalter für Oberstlieutenant, Unterhauptmann oder Hauptmannsstellhalter für Lieutenant u. s. w.

Schlieffen ist sich selbst ja wohl bewußt, daß es nur dem „Herrn von Truppen" zukommt, die „darin eingeführten Bedienungen zu nennen";

es sind eben nur Vorschläge, die er macht, und zwar solche, mit denen er, wie man irrig vielfach anzunehmen scheint, keineswegs in damaliger Zeit allein dasteht. Verargt es doch auch der treffliche Campe in seinem 1800 erschienenen Verdeutschungswörterbuche dem Schriftsteller nicht, wenn er den General und den Generallieutenant Feldherr, den Generalmajor Unterfeldherr nennen wollte, und fraglich bleibt es schließlich, ob die von Campe empfohlene Seifert'sche Verdeutschung Feldgehülfe für das schwer zu verdeutschende Adjutant geschmackvoller klingt als Schlieffen's vielverspottetes „Feldhandbieter". — Brauchbar ist ja freilich keine. An weiteren deutschen Bezeichnungen aus dem Bereiche des Militärwesens, der Eintheilung, Verwaltung, des Feld- und Garnisondienstes verwendet Schlieffen Schaarheit und Schaar für Regiment, Leibwachtschaar für Leibgarderegiment, Schaaren-Nachrück für Reserve, Winterherbergen für Winterquartiere, Standort für Standquartier, Hauptstab für Generalstab und Hauptquartier, Obdach für Kantonnirungsquartier, Gepäck für Bagage, Gleichkleidung für Uniform (Gleichtracht bei Campe), Vorderhuth, Hinterhuth, Außenhuth oder Vorderwacht und Lauerhuth für Avant- und Arrièregarde, Piquet und Vedetten, Seitenhaufen für Seitendetachement, Befehlsausgabe für Parole, luftlagern für bivouaquiren, Wachtschau für Parade u. a. m. Hierunter ist vieles verfehlt und uneinführbar, und vermuthlich würde z. B. der Vizefeldwebel der Reserve sehr traurig werden und nicht so stolz die „Gleichkleidung" tragen, wenn er künftig nicht mehr wie bisher etwa zum Lieutenant der Reserve des 1. Garderegiments, sondern zum Hauptmannsstellhalter des Schaarennachrücks der 1. Leibwachtschaar ernannt würde. Aber andererseits wollen wir bei allen diesen Neueinführungen es nicht außer Acht lassen, wie schwer es anerkanntermaßen gerade auf dem Gebiete der militärischen Sprache ist, wirklich verbessernde und annehmbare Verdeutschungsversuche zu machen, und es ferner nicht unerwähnt lassen, daß schon Campe den Bestrebungen Schlieffen's nach dieser Richtung hin seine Beachtung hat zu Theil werden lassen, wenn er schreibt unter Regiment: „Regimént . . ., wofür Gottsched, auch neuerlich wieder der preußische General Graf von Schlieffen die deutschen Ausdrücke Schaar und Kriegsschaar versucht haben, welches untadelhaft sein würde, wenn wir dieses Wort nicht für Brigade nöthig hätten. Also Unterschaar."

Wir wollen ferner daran denken, daß Ausdrücke, die heute der militärische Stil, ja selbst die „Instruktion" zulassen und gebrauchen, wie Gepäck, Standort, Vorhut, Nachhut, Seitendeckung, Außenwachen, Befehlsempfang sich entweder decken mit Schlieffen's Versuchen, oder doch nicht eben sehr von ihnen entfernen.

Fast sämmtliche bisher aufgeführte Verdeutschungen gehören zu denjenigen, denen ihr Schöpfer zur Erklärung und Erleichterung des Verständnisses das sonst allgemein gebrauchte Fremdwort anmerkungsweise beifügt; dasselbe gilt von den bis auf wenige Ausnahmen unglücklichen Vorschlägen, mit denen Schlieffen den Wortvorrath des öffentlichen und staatlichen Lebens bedenkt. Hierhin zählen z. B. Geschäftspfleger oder Geschäftsvorsteher für Minister, Hauptgeschäftsführer für erster Minister, Gebieterschaft der Besseren oder Vornehmlinge für Aristokratie, Gemeinlinge für Demokraten, Volksgebieterschaft für Demokratie, Besprechungen oder Beredungen für Parlament, Königlinge oder Königsdulder für Monarchisten, Königsgönner oder -Freunde für Royalisten, Bürgerthümler für Republikaner, Vaterländener für Patrioten, Friedensvorläufigkeiten für Präliminarien, Rathsgemach für Kabinet, Gemachsräthe für Kabinetsräthe, Fach der auswärtigen Angelegenheiten für Ministerium, Zusammenstimmung für Konspiration, Bestellungsbrief für Patent, Botschafterberath für Botschafterkongreß, gesetzgebende (fehlt bei Campe) und ausübende für legislative und exekutive Macht, Machtvollkommenheit (so auch bei Campe, aber noch nicht bei Adelung) für Souveränität, Hofprunk für Etikette, Hauptgelder (auch bei Campe) für Kapitalien, Freiwesen für Republik u. a. m. Wir führen, um nicht dem Vorwurfe zu verfallen, als wollten wir die Absonderlichkeiten Schlieffen's bemänteln, noch eine Reihe weiterer, von ihm gebrauchter Wörter aus den verschiedensten Wissens- und Lebensgebieten an; sie mögen am besten zeigen, wie weite Grenzen er sich für die Ausrottung des Fremdworts gesteckt hat. So lesen wir bei ihm Borgvertrauen für Kredit, Zusammenheit für Ensemble, Ichsucht für Egoismus, Weisheitspfleger für Philosoph, Weisheiteler für Sophisten, Zerplatzung für Explosion, Einbläser für Souffleur, Gehör für Audienz, Pflanzländer für Kolonisten, Würkler und Ränkeler für Intrigant, Einzelling für Individuum und Person, Wechsler für Bankier, Wechselhäuser für Banken, Unzugewandtheit für Neutralität, Sachheiten für Material, Landermächtiger für Usurpator, Geldkünstler für Finanzier, geheimes Späherfach für Spionage, Zeitbuchschreibler für Chronist, Geschichteler für Historiker, Rohlinge für Barbaren (doch so auch bei Campe), Vornehmen der Kirche für Prälaten, Emporstrebende für Honoratioren, Sonderhosen für Sansculottes, Mehrste für Gros, ausgeeinzelt für isolirt, behandklatschen für applaudiren u. a. m.

(Schluß folgt.)

Kasseler Kinderliedchen,

gesammelt und erläutert von Dr. Gustav Eskuche und Johann Lewalter.

(Fortsetzung.)

Auch der Sommer mit all' seinen Freuden nimmt ein Ende: der Herbstwind bläst die braunen Blätter über die Stoppelfelder. Das Kind macht sich auch das zu Nutze. In der Aue werden die Kastanien in Säcken und Wägelchen eingeerntet, und allerlei Spielzeug daraus verfertigt: Wagen und Wiegen, Körbchen und Pfeifen; und vor der Aue, auf Hecker's Wiesen, oder vor dem Tannenwäldchen läßt man den Drachen im Herbstwinde steigen und sendet, wenn er steht, am Seil einen Brief hinauf. So bietet die Natur mit frohen Händen den Kindern ihre Gaben dar zu Spiel und Kurzweil von einem Frühling durch Sommer, Herbst und Winter hindurch bis zum andern Frühling.

Und neben all' diesen Freuden der Natur hat das Kind in holdem Spieltrieb, in unbewußtem Kunsttrieb auch die Kunst sich zu eigen gemacht: in Tanz und Spiel löst das Kind ein einzelnes Ereigniß von seinen vergänglichen Umständen ab und erhebt es durch dramatische Gestaltung zu allgemein menschlichem Werth, sodaß sich das Kindergemüth, das wie im echten Volksspiel Zuschauer und Schauspieler zugleich ist, daran immer von Neuem erfreuen oder betrüben, kurz erbauen kann. Die zahlreichen Tanz- und Spiellieder mögen sich nun selbst wie eine Schaar tanzender Kinderchen in buntem Wechsel hier anschließen, und ein uraltes Lied soll den Reihen eröffnen:

175) Die Meier'sche Brücke,
Die ist zerbrochen.
Wer hat sie zerbrochen?
Der Goldschmied
Mit seiner jüngsten Tochter.
Wir wollen sie wieder bauen lassen
Mit Edelstein,
Mit Bedelstein,
Mit lauter feinem Golde.
Den Hintersten, Hintersten wollen wir fangen.

Zwei Kinder bilden mit gehobenen Armen die Brücke, unter welcher die anderen Kinder, eins das andere anfassend, mit dem Gesang hindurchziehen; das letzte wird mit den schnell herabgelassenen Armen gefangen und gefragt: Wohin willst Du, zum Messerchen oder zum Gäbelchen? Mit solchen und ähnlichen Namen (Himmel oder Hölle, Rose oder Nelke) benennen sich heimlich vor den andern die thorbildenden Kinder, vor jedem Durchzug von Neuem. Das Gefangene wird nun hinter Eins der beiden Thorwächter gestellt. Sind alle Kinder so gefangen und vertheilt, dann wird jedes einzelne von den Thorhütern auf den Händen gewogen. Lacht es, wozu die anderen Kinder durch alle möglichen Grimassen zu verführen suchen, so kommt's in die Hölle, lacht es nicht, so kommt's in den Himmel. Schließlich kämpfen die beiden so entstandenen Schaaren, Engel und Teufel, miteinander, bis eine die andere besiegt hat. — Wie aus diesem in etwa 30 Gestalten uns bekannten Brückenspiel hervorgeht, liegt hier zu Grunde der altheidnische Glaube vom Ritt der Todten über die Todtenbrücke, welche das Gewässer zwischen Menschenwelt und Todtenreich verbindet. Ein Nachklang mag die andere Lesart sein: Die Engel'sche Brücke, vielleicht soviel wie: Die Engel-Brücke. So erzählen nordische Runensteine, daß der Verstorbene bei seinen Lebzeiten für das Heil seiner Seele eine Brücke bauen ließ; und die Edda berichtet, wie Modhgudhr auf der Todtenbrücke wachehaltend sitzt und zu Hermodhr spricht: Reitet nur durch, der Bruder ist schon voraus. Arge Entstellung freilich ist es in unserem Liede, daß der Goldschmied mit seiner jüngsten Tochter die Brücke zerbrochen haben soll; das fehlt in den nicht-mitteldeutschen Fassungen, wo der Brückenzoll auch nicht in Edelstein und Gold besteht, sondern in Steinen und Beinen d. h. dem Letzten der durchziehenden Reiterschaar (vgl. Lewalter, Deutsche Volkslieder in Niederhessen, mit einfacher Klavierbegleitung, I 18).

176) Ringel — Ringel — Reihe,
Es sind der Kinder dreie,
Sitzen auf dem Hollerbusch,
Schreien Alle: husch, husch, husch!

Die Kinder tanzen im Kreise singend herum und ducken sich am Schlusse, als ob ein Raubvogel von oben sie bedrohe. Der Sinn des alten, hier entstellten Liedchens wird klar durch die alemannische Gestalt mit Rochholz' Vermerk: Hexen verwandeln kleine Kinder in Krähen, die dann auf dem Hollerbaume nisten müssen; daher der Ringelreihen: Ringe — ringe — Reihe, d' Chind sind alli Chraije, d' Chind sind alli Holderstöck und machst alli Bode-Bodehöck.

177) Ringel — Ringel — Rosen,
Schöne Aprikosen,
Veilchen blau, Vergißmeinnicht,
Alle Kinder setzen sich:
Kickeriki!

Die Kinder gehen bei dieser gewiß nicht sehr alten, aus Reimlust entstandenen Abart des vorigen Liedes im Kreise herum und setzen sich mit dem Rufe: Kickeriki! nieder (Lewalter I 12).

178) Der Kirschbaum hat sein Laub verloren!
Wer soll dafür sorgen?
Das soll die Jumfer Anna thun,
Wir wünschen ihr: Schön Gut'n Morgen, Gut'n Morgen!

Die Kinder gehen Hand in Hand angefaßt im Kreise singend umher, Fräulein oder Jumfer Anna dreht sich bei der dritten Zeile schnell nach außen, und ebenso im Verlauf des Spiels jedes andere Kind bei seinem Namen, bis alle Kinder so abgesungen sind und das Gesicht nach außen gekehrt haben, worauf dasselbe Spiel nach innen zu wiederholt wird (Lewalter I 34).

179) Der Fuchs geht rum,
Der Fuchs geht rum,
Er wird euch schon belauschen, belauschen,
Er frißt die grünen Blätter ab,
Die gelben läßt er faulen, verfaulen.

Die Kinder stehen im Kreis, die aufgehaltenen Hände auf dem Rücken. Der Fuchs geht mit dem geknoteten Taschentuch langsam um den singenden Kreis herum, steckt das Tuch einem Kinde in die Hand, das nun seinen Nachbar rechts unter fortwährenden Schlägen einmal um den Kreis herumjagt und dann Fuchs wird, während der erste Fuchs in die Lücke eintritt (Lewalter II 28).

180) Hier ist grün, hier ist grün,
Unter diesen Allen
Wird wohl Einer drunter sein,
Der wird mir wohl gefallen.
Liebst Du mich?
Nein!
Immer, immer ja, ja!
Immer, immer nein, nein!
Und so muß ich weiter gehn,
Muß zu einer Andern ziehn.

Oder:

Ja, mein Schatz, ich will Dich lieben,
Du bist mir in's Herz geschrieben,
Du gefällst mir wohl!

Das Kind in der Mitte des singenden Kreises richtet die Frage gesprochen an eins der Mitspielenden; auf die Antwort Nein zieht es singend weiter, bis es endlich die erlösende Antwort von einem der Kinder bekommt. — Hier wie in den beiden vorigen Spielreimen ruht wahrscheinlich, freilich kaum erkennbar, der uralte Volksglaube von der Zugehörigkeit der Menschen zum Baume, daß nämlich das Neugeborene gedeiht oder stirbt wie das in der Geburtsstunde gesetzte Bäumchen, bei Knaben meist ein Apfel=, bei Mädchen ein Birnbaum. Hessischer Bauernglaube weiß, daß Hexen Jemand tödten können, wenn sie einen Knoten für ihn in Weiden schlingen.

181) Der Abt ist nicht zu Hause,
Er ist bei einem Schmause,
Und wenn er wird nach Hause kommen,
Wird er an die Klingel kommen.
Ja, ja, ja,
Der Abt ist noch nicht da!

Die Kinder schließen einen Kreis, der Abt geht außen um den Kreis und berührt eins der Kinder, das sich bei den Worten Ja, ja, ja dem Abte anschließt, bis der ganze Kreis so hinter dem Abte herzieht. — Einen Anklang an dies Lied hat ein bitterböser Aargauer Spruch: Eusi Chatz hat Junge g'leit in ere alti Zeine, der Pfaff het sölle Götti (= Pathe) si, iez ist er nid deheime. Statt Abt wird in manchen Straßen auch Herr gesungen, was ehemals so viel wie Pfarrherr bedeutete (Lewalter I 14).

182) Ich bin ein armer Vogel,
Aus meinem Nest geflogen,
Ich bin so arm und habe nichts
Und Alles, was mein eigen ist,
Ein Sträußchen von der Linde,
Das schenk' ich meinem Kinde.

Ein Kind, das von den Mitspielenden als Vögelchen bestimmt ist, geht unter dem Gesange mitten im Kreise herum, das Fliegen des armen Vögleins nachahmend (Lewalter I 31).

183) Die Anna saß am Breitenstein
Und kämmte sich ihr goldnes Haar,
Und als sie damit fertig war,
Da fing sie an zu weinen.
Da kam der Bruder aus dem Wald:
Ach, Anna, warum weinest Du?
Ach, weil ich heute sterben muß.
Da kam der Jäger aus dem Wald
Und stach die Anna in das Herz.
Da kam die Mutter aus dem Wald:
Wo ist denn unsre Anna hin?
Die ist schon längst begraben.
Da stand die Anna fröhlich auf.
Die Anna ist ein Engelein.
(Der Bruder ist ein Hambelmann.
Die Mutter ist ein Hexelein.)
Der Jäger ist ein Teufelein.

Diese liebenswürdig=kindliche Schauerballade wird von den Kindern mit dem lebhaftesten Geberdenspiel begleitet: Die Anna sitzt, den Kopf mit der Schürze verhüllt, in der Mitte der Spielrunde; der Bruder, den der übermüthige Kindermund neuerdings zum Hambelmann stempelt, die Mutter, der Jäger, Alle treten wirklich auf. Dies Spiel ist gewiß aus dem alten Volksliede entstanden: Als die wunderschöne Anna auf dem Breitensteine saß (Lewalter I 25).

184) Es regnet auf der Brücke
Und ich werde naß,
Ich hab' noch was vergessen
Und weiß nicht was.
Schöne Jungfer hübsch und fein,
Komm' mit mir zum Tanz herein!
Laß uns einmal tanzen
Und lustig sein!

Im singenden Kreis steht ein Kind, das bei den Worten „Schöne Jungfer" ein anderes erfaßt und mit ihm ein Mal herumtanzt; das zweite Kind kommt dann in die Mitte zu stehen, und das Lied beginnt von vorn (Lewalter II 6).

185) Es tanzt ein Bi-Ba-Bozemann
Auf unsrem Boden rum und dum,
Er rüttelt sich, er schüttelt sich
Und wirft sein Säckchen hinter sich.
Es tanzt ein Bi-Ba-Bozemann
Auf unsrem Boden rum.

Der Bozemann ist eine uralte Schreckgestalt. So ging bei den alten Römern dem Festzug der Kinderfresser, manducus, voraus, das drängende Volk zurückzuscheuchen; so sagt auch Klara Hätzlerin: geloub ich daz, so biz mich butze. Und Moscherosch in seinem Christlichen Vermächtniß, 1643, tadelt die unverständigen Eltern und loses Gesinde, welche die Kinder mit dem Mummel, Butzenmummel, langen Mann, dem schwarzen Mann, der Holzmutter, dem bösen Mann, dem Hopmann, dem Kametfeger, und wer weiß was für Narren schrecken. Der Bozemann wird als ein vermummter Mann gedacht, der die Kinder in seinen Sack steckt und sie anderwärts verkauft; vgl. einen Kinderspruch aus Buchsweiler im Elsaß: Ho, ho, ho, D'r Hurlemann isch do! Er geht das Gässele uf un ab: „Wer kauft m'r Kinder ab?" Ho, ho, ho, D'r Hurlemann isch do!

186) Seht ihr Herrn und Damen,
Seht ihr meinen Fuß?
Gesprochen: Wollt ihr wissen, wollt ihr wissen,
Wie's die kleinen Mädchen machen?
Püppchen susen, ho!

Seht ihr Herrn und Damen,
Seht ihr meinen Fuß?
Wollt ihr wissen, wollt ihr wissen,
Wie's die kleinen Knaben machen?
Wackeln spielen, ho!

Seht ihr Herrn und Damen,
Seht ihr meinen Fuß?
Wollt ihr wissen, wollt ihr wissen,
Wie's die alten Waschweiber machen?
Immer waschen, ho!

Seht ihr Herrn und Damen,
Seht ihr meinen Fuß?
Wollt ihr wissen, wollt ihr wissen,
Wie's die alten Männer machen?
Immer trinken, ho!

Die Kinder, im Kreise, begleiten das Spiel mit anschaulichen Geberden und strecken bei „ho" die Hände in die Höhe.

187) Ich trug in meinem Schoße
Ein Körbelein voll Rosen,
Ein Körbelein voll Zwetschen,
Komm' her, mein liebes Schätzchen!
Ja, ja, ja, die Schuld ist meiner nicht;
Die Schuld hat meine Kammermagd,
Die sich nicht gewaschen hat.
Ja, ja, ja, die Schuld ist meiner nicht.

In der Mitte des singenden Kinderkreises bauscht eins seine Schürze zu einem Körbchen, wählt sich mit den Worten: Komm' her, mein liebes Schätzchen! aus den andern sein Schätzchen und tanzt mit ihm zum Gesange der andern mehrmals herum. Gar lustig ist die Lesart, die wir in einer Straße singen hörten: Der Schulz ist meiner nicht.

188) Ich und mein altes Weib
Können fein tanzen;
Sie nimmt den Dudelsack,
Ich nehm' den Ranzen.

189) Wir haben ein kleines Murmelthier,
Das macht uns viele Freuden,
Es kann auch auf zwei Beinen steh'n
Und tanzen kann es wunderschön,
Gerade Schildwach' steh'n.
So gebt ihm nun auch Geld dafür,
Für seine schönen Künste.

Diese beiden Liedchen werden mit dem nöthigen Spiel gesungen; sie stammen aus der Zeit, da noch Dudelsackspfeifer und Savoyardenjungen mit ihren Murmelthieren häufiger durch Kassel zogen.

(Fortsetzung folgt.)

Die alte Minne.

Erzählung von Wilhelm Bennecke.

(Fortsetzung.)

Eckhart Aßberg traf unweit der Stadt, über deren Mauer er, wie so oft schon, glücklich gelangt war, mit noch zwei andern Gesellen seiner Art zusammen, um im nächsten Grunde der Hasenlauß obzuliegen, wie in jener Zeit und auch noch später die unberechtigte Hasenjagd genannt wurde, von der es in einem alten Liede heißt:

„Du halt' die Wacht still wie ein Maus,
Du setz' dich auf die Hasenlauß —."

Still schritten die drei jungen Männer im Dämmerschein, den der Herbstmond, um welchen sich Nebelschleier gezogen hatten, verbreitete, in die Nacht hinaus. Sie nahmen ihren Weg nach der Edder zu, wo ein Berg, die Hardt genannt, sich erhebt, hier jedoch theilten sie sich, da das Revier ihnen wohl bekannt war, und Jeder sich seine eigene Strecke zugewiesen hatte. Als die beiden Andern nach verschiedenen Seiten im Mondenschimmer verschwunden waren, stieg Eckhart die Hardt hinan, obwohl er sich sagen mußte, daß dort die Aussicht auf Beute nur eine geringe sein konnte, aber es war ihm mit einem Male

auch gar nicht darum zu thun, einem armen Lampen das Lebenslicht auszublasen. Katharinens Thränen brannten ihm auf der Seele, und er hätte nun am liebsten umkehren mögen und Hasenlauß Hasenlauß sein lassen, aber was konnte das in diesem Augenblick helfen? Seine Umkehr sah sie jetzt doch nicht, und es blieb für ihn kein anderer Weg, ihr Gemüth zu beruhigen, als ihr morgen im Gärtchen aufzulauern und ihr sein ungestümes Wesen abzubitten, — aber wer weiß, wie er morgen darüber dachte! Käthe's schmerzlich bewegte Züge vor Augen, schritt Eckhart langsam den Berg empor, als ihm der Wind plötzlich von fernher ein Geräusch zuwehte, das seine Aufmerksamkeit erregte. Er blieb stehen und lauschte —, was konnte es sein, das er gehört hatte —? Er sann darüber nach und strengte sein Ohr an, die leisen Töne, die der Wind ihm noch immer zutrug, sich zu erklären. Dann schritt er schneller den Bergpfad hinauf, und je weiter er kam, desto deutlicher drang ein eigenartiges Rauschen und Klirren zu ihm, das von der andern Seite des Berges herkommen mußte. Nochmals hielt er an und horchte — —. Das waren gepanzerte Rosse, eine Menge Fußvolk, das daher stampfte, und wenn Mann und Roß auch noch so vorsichtig einherzogen, die nächtliche Stille ward zur Verrätherin und tönte jeden Schritt, jedes Aneinanderklingen der Eisentheile, jedes Schnauben der Pferde wieder. Mit beflügelten Sohlen eilte Eckhart nun den Berg vollends hinan und, von der Höhe in das Thal hinunter blickend, sah er die Straße, die an der Edder herlief, von einem Haufen Reisiger und Fußvolk angefüllt, der sich langsam gen Frankenberg bewegte. Nun konnte kein Zweifel mehr obwalten, daß es ein Kriegszug der alten Minne war, welcher der Stadt galt. Schon wollte Eckhart sich umwenden, um so schnell als möglich die gefährdeten Bürger aus dem Schlaf zu wecken, als der dem Haufen voranziehende Ritter, dessen Helmfedern er deutlich im Mondenscheine wogen sah, plötzlich Halt machte, und der ganze Zug seinem Beispiel folgte. Die Reisigen stiegen von den Pferden, die Knechte löften ihre Reihen, und Alles deutete darauf hin, daß die Feinde eine Weile Rast machen wollten, ehe sie den Ueberfall der Stadt in's Werk setzten. Ein Gedanke flog Eckhart durch den Kopf, der ihm das Herz höher schlagen machte. Behutsam kletterte er den Berg zwischen Felsen hinab, die ihn auch dem schärfsten Auge entzogen, und zwar in der Richtung, wo die Gewaffneten hielten. Immer näher kam er der Stelle, und ausspähte er nach dem Führer des Haufens, den Ritter mit den wallenden Federn, denn nichts Geringeres hatte er im Sinne, als sich an diesen heranzuschleichen und ihn durch einen wohlgezielten Schuß aus seiner Armbrust niederzustrecken. Durch die Verwirung, welche unter der nächtlichen Schaar entstehen mußte, hoffte er seine Vaterstadt besser zu retten, als durch eine überhastete Gegenwehr ihrer Bürger. Schon hatte er sich einen geeigneten Platz auf einem über der Straße hängenden Felsen, von Gestrüpp und niedrigem Buschwerk halb verdeckt, auserseben, von wo er den tödtlichen Bolzen auf Herrn Friedrich von Battenberg hinabsenden wollte, denn als diesen hatte er den Rittersmann, der den Zug anführte, erkannt, als sich eine Hand auf seine Schulter legte, und ein rauhe Stimme sagte: „Weg mit der Armbrust, Frankenberger Wollenscheerer!“ Eckhart fuhr herum und blickte in das tückische Gesicht des Melchior Kamm. Er stieß ihn mit kräftiger Faust zurück, aber der Trefurter Burgmann hielt seinen Arm umklammert, und Beide, miteinander ringend, kollerten die Anhöhe hinunter mitten auf die Straße, wo die Knechte und Reisigen hielten. An der verstümmelten Hand Melchiors mochte es liegen, daß er Eckhart fahren lassen mußte, und dieser, auf dem Boden angekommen, raffte sich auf und flog wie ein Hirsch nun die Straße entlang der Stadt zu. Bei dem unerwarteten Anblick der beiden urplötzlich von dem Berg herabstürzenden Männer waren die zunächst lagernden Knechte aufgesprungen, der Ritter, der im Sattel geblieben war, spornte sein Pferd herbei, und als Melchior, sich in die Höhe richtend, rief: „Ihm nach, oder der Anschlag mißlingt!“ sprengten eine Anzahl Reisige hinter Eckhart drein, den sie deutlich vor sich her fliegen sahen. Es war ein Lauf um Leben oder Tod, und so leicht geschenkelt Eckhart auch dahinsetzte, es wäre Wahnsinn gewesen, den daher galoppirenden Reitern ohne einen günstigen Zufall entrinnen zu wollen, ein solcher aber schien sich dem Flüchtigen ganz und gar nicht zu bieten, denn als er den Blicken der Verfolger durch eine Krümmung des Weges für einige Sekunden entzogen war, bemerkte er vor sich, keine fünfzig Schritte entfernt, mitten auf der Straße eine Gestalt, die dort, wie es den Anschein hatte, auf Posten stand. Eckhart kannte die Gegend, in der er sich befand, ganz genau, an der einen Seite des Wegs erstreckte sich die Hardt, an der anderen lief ein ziemlich tiefer Graben hin, der Sommers über mit Wasser angefüllt war, jetzt aber trocken lag. Den einzelnen Mann vor sich fürchtete Eckhart nicht, wohl aber den Aufenthalt, der durch einen Kampf erwachsen und ihm die Reiter sicher über den Hals bringen mußte, und kurz entschlossen sprang er, in den Graben in demselben Augenblick, als die Verfolger um den Berg

herumgesprengt kamen. Sie jagten an der Stelle, wo er sich verborgen, vorüber, und, vorsichtig ihnen nachlugend, sah er, wie der Mann, den er für eine Battenberger Schildwacht gehalten, sich gleich ihm auf die Flucht begab, in der nächsten Minute aber eingeholt und zurückgeführt wurde. Den Reisigen entgegen eilte Melchior Kamm, welcher den Gefangenen besichtigte, und Eckhart hörte ihn sagen: „Zum Teufel, vorhin glaubte ich doch, es sei der Galgenstrick, der Aßberg, gewesen, und nun ist's der Peter Schneegans, der mir noch das letzte Geviert schuldig geblieben ist. Aber das kommt davon, wenn man nur noch ein Auge hat —, ich will's ihnen eintränken!" Eckhart horchte hoch auf, Peter Schneegans war der eine der Gesellen, der sich mit ihm auf die Hasenlauß begeben hatte. Die Reiter hatten diesen statt seiner ergriffen, aber er mußte ihn, so schwer es ihm auch ankam, seinem Schicksal überlassen; helfen konnte er ihm nicht, und vor Allem mußte die Nachricht von dem geplanten Ueberfall in die bedrohte Stadt gebracht werden. Als Alles rings wieder still geworden war, stieg Eckhart aus dem Graben und lief mit Anspannung aller Kräfte Frankenberg zu. Bei dem nächsten Thore pochte er an, aber der Wächter wollte ihn nicht hereinlassen, bis er denselben für den Untergang der Stadt verantwortlich machte, da, wie er ihm zurief, kaum einen Steinwurf weit die Gesellen von der alten Minne lagerten. Eckhart empfahl dem bestürzten Mann verdoppelte Wachsamkeit und eilte zu dem Hause des Bürgermeisters, Herrn Zeise Weiner, der noch um die Mitternachtsstunde, die nun herangekommen war, über alten Pergamenten saß. Gar aufmerksam hörte derselbe den Bericht des fast athemlosen Hasenleußers an und war danach keinen Augenblick zweifelhaft, was zu thun sei. Die Nachtwächter und Rathsknechte mußten in aller Stille Haus für Haus die waffenfähigen Bürger wecken, und bald waren dieselben wie damals, als es Hermann von Trefurt galt, auf dem Marktplatz versammelt. Als sie von dem erneuten Anschlag der alten Minne gegen die Stadt vernahmen, brannten sie darauf, die jüngst erlittene Niederlage auszumerzen, und fügten sich willig allen Anordnungen des kriegstüchtigen Bürgermeisters. Unter seiner Leitung und von Eckhart Aßberg geführt, der den Weg am sichersten angeben konnte, sollte ein Theil der Bürger dem Battenberger in den Rücken fallen, ein anderer aber von der Stadt aus gegen ihn anrücken, während der dritte Theil, der aus den älteren Leuten bestand, die Mauern vor etwaigen sonstigen Gefahren beschützen sollte. So geschah es denn auch. Eben als Herr Friedrich seinen Knechten den Befehl zum Aufbruch gegeben hatte, um sich der Stadt, die er wehrlos und im festen Schlafe glaubte, zu bemächtigen, fielen die Frankenberger mit lautem Schlachtgeschrei von der Hardt herab über ihn her. Auf dieses Zeichen, das durch die nächtliche Stille bis zu der Stadt hinschallte, zog der andere Bürgerhaufen aus den Thoren, und der überraschte Ritter befand sich in einer sehr üblen Lage. Dazu war der Mond plötzlich hinter Wolkenwänden untergegangen, und es so finster geworden, daß man Freund und Feind kaum unterscheiden konnte. Aus diesem Grunde mochte es wohl kommen, daß es viel Geschrei und wenig Wolle gab, das heißt, daß trotz des Hin- und Herrennens und gegenseitigen Draufschlagens Keiner zu Tode kam, wohl aber Mancher eine klaffende Wunde davontrug. Als der Morgen dämmerte, war der Kampf entschieden. Die Battenberger waren auseinander gesprengt, und Ritter Friedrich sammt fünf Knechten, unter welchen sich auch Melchior Kamm befand, in die Hände der Frankenberger gefallen. Unter großem Jubel wurde der gefangene Ritter mitsammt seinen Knechten in die Stadt hineingeführt, wo Alt und Jung sich auf den Straßen drängte, einen der mächtigsten Fehdegenossen von der alten Minne in solchem unschädlichen Zustand zu sehen. Wie mancher hübschen Dirne aber, die vom großen Pfuhl in der Mittelgasse, da, wo es am Leckerberg hieß und die „Spinnersen und Nädersen" wohnten, an das Thor gekommen war, schlug das Herz höher, als sie den stattlichen Ritter in seiner Jugendschöne sah, wie er, auch seiner Wehr beraubt, noch gar trotzig zwischen den Weber- und Kürschnergesellen, die sich laut rühmten, ihm den Pelz geklopft zu haben, einherschritt. Die Gefühle, die Herrn Friedrich von Battenberg bei seinem Einzug in Frankenberg bemeisterten, obwohl er sich deren nicht bloßgab, brauchen nicht geschildert zu werden, ebensowenig die Gedanken seiner fünf Leidensgefährten, die, mit Stricken gebunden, hinter ihm her gestoßen wurden. Am übelsten von Allen aber war Melchior daran, denn an ihm wurde der alte Haß am thätlichsten ausgelassen. Da begab sich plötzlich etwas ganz Merkwürdiges. Ein abgemagerter, lahmer Hund, der am Wege lag, richtete sich in die Höhe und stieß, indem seine borstigen Haare sich sträubten, ein fürchterliches Geheul aus. Dann sprang er mit einem gewaltigen Satz in den Menschenhaufen hinein und fiel mit funkelnden Augen über Melchior Kamm her. Da dieser sich selbst nicht helfen konnte, so rissen einige der Kürschner das Thier hinweg, aber immer wieder richtete dasselbe sich heulend an Melchior empor und versuchte, ihm seine Zähne in die Brust zu schlagen. Da rief einer der Umstehenden: „Wißt Ihr, was das für ein

Hund ist? Es ist Zottel, der Hund des Klaus Ohngemach, der damals bei der Leiche seines Herrn halbtodt gefunden wurde, was gilt's, dieser da ist der Mörder des Sauhirten!" Und Melchior, vor dem sich wieder das heulende Thier erhob, rief ärgerlich aus: „Macht's kurz und hängt mich, wie ich Euren Sauhirten, aber schafft mir die unleidliche Bestie vom Hals."

(Fortsetzung folgt.)



Ahnung.

Oft liegt ein Druck auf meinem Herzen,
Für den mir jede Deutung fehlt,
Ich fühl' den Schmerz, ohn' ihn zu fassen,
Und kann nicht sagen, was mich quält.

Ein Schauer fährt dann durch die Seele,
Als hätte Fernes sie geseh'n,
Und weinend will mich's überkommen,
Daß Dir vielleicht ein Leid's gescheh'n.

Ricardo Jordan.

Erinnerung an den Niedenstein.

In dem geliebten Heimathland
Da bin ich jüngst gewesen
Und hab' vom hohen Niedenstein
In Hessens Herz gelesen. —

Wie oftmals streifte ich entzückt
Im grünen Buchenwalde,
Dann lag ich wieder stundenlang
Dort, an des Burgbergs Halde. —

Und an dem grauen Mauerwerk
Erwuchsen mir Gestalten
Im Eisenkleid und Schleppgewand,
Die leis' vorüber wallten.

Gar freundlich grüßt der Ahnen Blick
Den Enkel da im Moose —.
O, Heimathland, wie wonnesam
Träumt sich's in deinem Schooße! —

Und freudetrunken schweift das Aug'
Weit über Thal und Hügel,
Berauscht von all' der Herrlichkeit,
Erhält die Seele Flügel! —

Voll Lieb' und Treue denk' ich dein,
Du Perle deutscher Gauen,
Wann darf ich dich, o Hessenland,
— Mein Alles! —, wiederschauen? —

Gotha. **Ernst Wolfgang Heß v. Wichdorff.**

Aus Heimath und Fremde.

Generalmajor z. D. Georg Bauer zu Kassel ist von Sr. Majestät dem Kaiser in den Adelstand erhoben worden. G. von Bauer, ein Sohn des zu Ende des Jahres 1850 verstorbenen kurhessischen Generallieutenants und Divisionärs F. Philipp Bauer, des bekannten ruhmvollen Vertheidigers des Blockhauses zu Danzig im Jahre 1813, zählte in hessischer Zeit gleich seinen Brüdern zu den angesehensten und tüchtigsten Offizieren der kurhessischen Armee. Er stand im Jahre 1866 als Major im kurhessischen Artillerieregimente. Nach der Einverleibung Kurhessens in Preußen trat er in preußische Dienste über und war zuletzt als Generalmajor Kommandeur der 8. Feldartillerie-Brigade. Am 12. Juli 1879 trat er in den Ruhestand und ließ sich später in seiner Vaterstadt Kassel nieder. Ein älterer Bruder desselben, der frühere Major im kurhessischen Leibgarde-Regiment K. F. Bauer, zuletzt Generalmajor und Kommandant von Straßburg, ist gleichfalls vor einigen Jahren in den preußischen Adelstand erhoben worden.

Der Regierungs- und Schulrath Dr. Wilhelm Falckenheiner ist am 1. Oktober nach 17jähriger Thätigkeit als Mitglied der Regierung zu Kassel in den Ruhestand getreten. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm der Charakter als Geheimer Regierungsrath verliehen. Dr. Wilhelm Falckenheiner ist am 3. Oktober 1821 als Sohn des damaligen Konrektors und Pfarrers, nachmaligen Archivars am Staats-Archive zu Kassel, Karl Falckenheiner geboren. Er erfreute sich in seiner Jugend der sorgfältigsten Erziehung im Elternhause, besuchte von 1837 bis 1840 das Gymnasium, das er zu Ostern des letztgenannten Jahres mit Auszeichnung absolvirte und studierte hiernach bis zum Wintersemester 1843/44 an der Landes-Universität Marburg Theologie. Hier war er ein sehr angesehenes Mitglied des Corps Guestphalia. Nachdem er die vorgeschriebenen Prüfungen in rühmlichster Weise bestanden hatte, auch ordinirt worden war, wirkte er an verschiedenen Orten, namentlich auch in der französischen Schweiz, als Lehrer. In den fünfziger Jahren errichtete er in Kassel eine Privatschule, die sich bald eines vorzüglichen Rufes erfreute und nach seinem Namen „die

Falckenheiner'sche Schule" genannt wurde. Im Jahre 1856 wurde Dr. Wilhelm Falckenheiner zum Pfarrer bei der französisch-reformirten Gemeinde zu Kassel gewählt, von 1868 bis 1874 war er Pfarrer bei der vereinigten Oberneustädter Gemeinde und bei der Hof-Hospitals-Gemeinde. Gleichzeitig war er auch städtischer Schulreferent. Im Jahre 1874 wurde er zum Regierungs- und Schulrath bei der Regierung zu Kassel, Abtheilung für Kirchen- und Schulsachen, ernannt. Dr. Falckenheiner war ein ausgezeichneter Schulmann und Kanzelredner, weniger glücklich war er als parlamentarischer Redner in der Zeit von 1863 bis 1866, in welcher er in der kurhessischen Ständekammer die Städte Melsungen, Rotenburg &c. vertrat. Große Verdienste hat er sich als langjähriger Vorsitzender des Kasseler Arbeiterfortbildungs-Vereins erworben, dessen Mitbegründer er im Jahre 1859 war, und den er, unterstützt durch tüchtige Vorstandsmitglieder, rasch zu ganz besonderer Blüthe zu bringen wußte. Auch eine reiche schriftstellerische Thätigkeit hat Dr. Falckenheiner entfaltet. Anfänglich schrieb er viel für Zeitschriften; so erinnert sich der Schreiber dieser Zeilen noch aus seiner Marburger Studienzeit, daß aus Dr. Falckenheiner's Feder ein größerer Artikel in dem Jahrgange 1845 der Zeitschrift „Die Epigonen" stammte, in welchem das Duell vom historischen Standpunkte aus betrachtet und vertheidigt wurde. Dieser Artikel fand unter den Marburger Korpsstudenten großen Anklang und Beifall. Es war auch dem Verfasser eine besondere Ehrung seitens der Marburger Korps zugedacht, die aber u. W. nicht zur Ausführung gekommen ist. — Von weiteren Schriften Dr. W. Falckenheiner's sind zu erwähnen: „Ich weiß, an wen ich glaube" (1861, 2. Aufl. 1863), „Der evangelische Geistliche und das öffentliche Leben" (1864), „Zur Verständigung und Versöhnung" (1869), „Ueber die Grenzen des konfessionellen Elementes" (1871, 2. Aufl. 1873), „Hessische Jugendlust" (1876), „Schlagwörter der Gegenwart auf sozialem Gebiete" (1880), „In der Ferienkolonie" (1884), „Aus der bösen alten Zeit" (1884), „Jung-Deutschland am Fuße unserer nationalen Denkmäler" (1886) sowie die beiden Volksbühnenspiele „Hohenstaufen und Hohenzollern" (1888) und „Der Apostel der Deutschen" (1890). —

Am 2. Oktober feierten der Geheime Regierungsrath Professor Dr. Franz Melde und Gemahlin in Marburg das Fest der silbernen Hochzeit. Der Marburger „Liederverein" brachte am Vorabend dem Jubelpaare ein solennes Ständchen, bei welchem u. a. das einst von Professor Melde selbst komponirte Lied von Hermann Rollett „Lerchengesang" zum Vortrag kam. Dieses Ständchen mußte das Jubelpaar um so freudiger berühren, als es in demselben die Erinnerung an eine gleiche Ovation an diesem Tage vor fünfundzwanzig Jahren wieder wach rief. Damals war, wie die „Oberhessische Zeitung" berichtet, Professor Melde Dirigent des Liedervereins, und seiner musikalischen Begabung wie seiner Lust und Liebe zur Kunst hat es der Verein zu danken, daß er sich zu jener Zeit auf eine Höhe geschwungen hat, die ihm bis zur Gegenwart als ein schätzbares Gut geblieben ist und sicher auch noch ferner bleiben wird. — Zahlreiche Glückwünsche aus Freundes- und Bekanntenkreisen wurden dem allgemein hochverehrten und beliebten Jubelpaare dargebracht. Auch wir verfehlen nicht, nachträglich noch demselben unsere herzlichste Gratulation abzustatten.

Am 11. Oktober, dem hundertjährigen Geburtstage des am 4. Juli 1841 zu Mihla bei Eisenach verstorbenen und am 8. Juli 1841 in Kassel beerdigten hochverdienten und unvergeßlichen Oberbürgermeisters der Residenzstadt Kassel Karl Schomburg*), ist dessen von der Kasseler Bürgerschaft gestiftetes, von unserem hessischen Landsmann, dem Bildhauer Karl Echtermeyer in Dresden entworfenes und am 11. Oktober 1879 feierlich enthülltes Denkmal vor dem Rathhause am Meßplatze seitens der Stadtverwaltung in pietätvoller Weise in Festschmuck gekleidet und mit prächtigen Kränzen geziert worden.

Ein sehr werthvolles, großartiges Vermächtniß ist der Stadt Kassel zugefallen. Der am 13. September d. J. verstorbene Apotheker Dr. Georg Gläßner hat seine reichhaltigen Sammlungen: die berühmte Münzsammlung, althessische Funde, Porzellan- und Glassammlung, Steinsammlung &c., einschließlich der dem germanischen Museum in Nürnberg leihweise überlassenen Gegenstände testamentarisch seiner Vaterstadt Kassel vermacht. Die Sammlungen sollen als untrennbares Ganzes unter dem Namen „Gläßner-Stiftung" zusammenbleiben und der Besichtigung zugänglich sein. Ferner hat Dr. Georg Gläßner der Stadt Kassel ein Kapital von 20,000 Mk. testamentarisch zugewiesen, von dessen Zinsen Neuanschaffungen, welche dem Charakter der Sammlung entsprechen, für die letztere auch ferner gemacht werden sollen. Seitens der Stadtbehörde ist die Stiftung angenommen und sind die Sammlungen einstweilen in der Murhard-Stiftung untergebracht worden. Für diese hochherzige Zuwendung gebührt dem Stifter der Dank der Bürgerschaft Kassels für alle Zeiten, welchem auch in der letzten Sitzung des Bürgerausschusses am Freitag den 9. Oktober der Berichterstatter über diesen Gegenstand, Sanitätsrath Dr. Endemann, beredten Ausdruck gegeben hat.

Im Alterthums- und Geschichtsverein zu Herborn hielt vor einigen Tagen Direktor Hopf einen Vortrag über den angeblichen hessischen Sol-

*) S. „Hessenland" Nr. 13 vom 3. Juli d. J.

datenhandel unter Landgraf Friedrich II. Redner widerlegte auf Grund quellenmäßiger Studien die maßlosen Verdächtigungen und Verläumdungen dieses edelmüthigen hessischen Fürsten und trat den landläufigen abgeschmackten Märchen von der „Seelenverkauferei“ mit Entschiedenheit entgegen. Wir begrüßen das Vorgehen des Herrn Direktors Hopf auf das freudigste und hoffen, daß dasselbe auch anderwärts Nachahmer findet und so jener frivolen Geschichtsfälschung endlich Einhalt gethan wird.

Am Montag den 5. d. M. fand zu Hofgeismar in feierlicher Weise die Einweihung des neu errichteten evangelischen Prediger-Seminars für den Konsistorialbezirk Kassel statt, mit welcher zugleich die Einführung des Studien-Direktors Klingender, bisher Metropolitan in Wolfhagen, in sein neues Amt verbunden war.

Der „Reichs- und Staatsanzeiger“ schreibt in seinem nicht amtlichen Theile: Die Gemäldesammlung Eduard Habich's, eine der erlesensten Privatsammlungen Deutschlands, deren Schätze seit mehreren Jahren in der königlichen Gallerie zu Kassel leihweise ausgestellt waren, beabsichtigt ihr Besitzer demnächst aufzulösen. Sie umfaßt ungefähr 150 Bilder, vorzugsweise der niederländischen Schulen, von denen bereits dreizehn in den Besitz der National-Gallerie in London übergangen sein sollen, während der Rest zu Beginn nächsten Jahres veräußert werden soll. Die nicht minder bedeutende Sammlung von Handzeichnungen desselben Sammlers, die unlängst durch den Direktor der Kasseler Gemälde-Gallerie Dr. Eisenmann eine ausgezeichnete Veröffentlichung erfahren hat, gedenkt der Besitzer auch ferner zu behalten und zu erweitern.

Universitäts-Nachrichten. Als Nachfolger des Professors Dr. Rubner ist jetzt der Professor der Hygiene Dr. Karl Fraenkel in Königsberg nach Marburg berufen worden. Professor Fraenkel ist ein Schüler von Robert Koch und war von 1886 an einige Jahre dessen Assistent am Berliner hygienischen Institut. Nachdem er kurze Zeit Privatdozent an der Berliner Universität gewesen war, wurde er vor etwa zwei Jahren nach Königsberg berufen. Dr. Fraenkel ist der dritte vormalige Berliner Dozent, der in neuerer Zeit in ein Ordinariat der Universität Marburg einrückt. Vor ihm wurden berufen: Dr. Uhthoff für Augenheilkunde und Professor Küster für Chirurgie. — Der Privatdozent der Botanik Dr Georg Friedrich Kohl zu Marburg ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der dortigen Universität ernannt worden. — Der außerordentliche Professor der Chemie und Pharmazie Dr. Ernst Otto Beckmann in Leipzig ist als ordentlicher Professor an die Universität Gießen berufen worden.

Hessische Bücherschau.

Ein arabischer Berichterstatter aus dem 10. oder 11. Jahrhundert über Fulda, Schleswig, Soest, Paderborn und andere deutsche Städte. Zum ersten Male aus dem Arabischen übertragen, kommentirt und mit einer Einleitung versehen von Dr. Georg Jacob. Berlin 1890, Verlag von Mayer und Müller.

Ein arabischer Kosmograph, Qazwini, der im 13. Jahrhundert lebte, überliefert die Notizen, die hier den deutschen Lesern zugänglich gemacht werden. Seine Gewährsmänner sind arabische Reisende, wie Tartusi, d. h. der Mann aus Tortosa, der der maurischen Gesandtschaft angehört zu haben scheint, welche Kaiser Otto der Große im Jahre 973 in Merseburg empfing. Von Fulda wird gesagt, es sei eine große Stadt im Lande der Franken. „Sie wird nur von Mönchen bewohnt, und kein Weib betritt sie, weil ihr Märtyrer es so angeordnet hat.*) Der Name ihres Märtyrers ist Bag'lb; er soll Bischof in Franken gewesen sein. Da brach Streit aus unter dessen Bewohnern, und er kam an diesen Ort und baute diese Stadt. Dieselbe ist eine große Kirche, die bei den Christen in hohem Ansehen steht. Tartusi erzählt: Nie sah ich in allen Ländern der Christen eine größere als sie und eine reichere an Gold und Silber. Das Meiste von ihren Gefäßen, wie Rauchfäßer, Becher, Krüge und Schüsseln ist von Gold und Silber. Auch befindet sich dort ein silbernes Bildniß, ihren Märtyrer darstellend, mit der Front gegen Westen. Ferner ist dort ein anderes Bildniß aus Gold, dessen Gewicht 300 Ratl beträgt; sein Rücken ist an einer sehr weiten und breiten Tafel angeheftet, mit Hyacinthen und Smaragden besetzt, und es streckt seine beiden Arme aus in der Weise eines Gekreuzigten; es ist das Bildniß des Messias — Friede ist über ihm. Auch befinden sich dort goldene und silberne Crucifixe und Gedenktafeln, alle aus Gold und Silber, mit Hyacinthen besetzt.“ **)

---

*) Es ist bekannt, daß die Stiftskirche von Fulda seit Gründung des Klosters im Jahre 744 bis zum Jahre 1397 nicht von Frauen betreten werden durfte. Erst der Fürstabt Johann I. von Merlau hob am 5. Juni des letztgenannten Jahres diese Bestimmung auf. Und als zwei Tage nachher, am 7. Juni 1397, die Stiftskirche, von einem Blitze entzündet, niederbrannte, so betrachtete das Volk dies als eine Strafe Gottes. D. R.

**) Die alte Stiftskirche war in der That überaus reich an goldnen und silbernen, mit Edelsteinen besetzten Gefäßen und Geräthschaften, die zum großen Theile verschwunden sind.

Richard Wedel, Ueber das Doleritgebiet der Breitfirst und ihrer Nachbarschaft. 37 S. mit 2 kol. Taf. Berlin, L. Schade.

Wo sich die Rhön nach Süden abflacht, liegen zwei kleinere Höhenzüge, die nach dem Spessart ziehende Breitfirst und der Landrücken, welcher sich nach dem Vogelsberge erstreckt. Erstere rechnet man ganz zur Rhön, letzteren aber nur bis zum Distelrasen bei Elm, wo ihn die Eisenbahnlinie Fulda-Hanau überschreitet. Er bildet die Wasserscheide zwischen Weser und Rhein, während die Breitfirst ganz dem Stromgebiet des Rheins angehört. Die Breitfirst ist mit prächtigen Buchenwäldern bedeckt, der Landrücken trägt nur auf seinen Höhen etwas Waldung und ist im Uebrigen Ackerland. Im Süden der Hauptwasserscheide befinden sich verhältnißmäßig tief eingeschnittene Thäler, im Norden dagegen senkt sich das Gebirge ganz allmälig gegen das Fuldathal. Von der höchsten Erhebung, dem Frauenberg (auch Taufstein oder Frauenstein, nach einem Steinaltar aus der Heidenzeit so genannt), sowie vom nahen Sparhöfer Küppel hat man eine schöne Rundsicht.

Die Untersuchung der geologischen Verhältnisse dieses Gebietes bildet den Inhalt des oben genannten Werkchens. Das Ergebniß dieser Untersuchung ist, kurz zusammengefaßt, folgendes: der Hauptantheil an der Zusammensetzung der Gegend fällt der Trias zu. Die nächst jüngeren Ablagerungen gehören der Tertiärzeit an. Damals bildeten sich die ziemlich mächtigen kohlenführenden Thone. Dann wurde die Gegend der Schauplatz einer bedeutenden vulkanischen Thätigkeit, dieser verdanken ihr Entstehen die Nephelinbasalte und Limburgite, dann die olivinhaltigen dichten und später die doleritischen Plagioklasbasalte. Die eruptive Thätigkeit wurde mindestens einmal unterbrochen, wie die dazwischen gelagerten Tuffschichten beweisen. Nach Aufhören der vulkanischen Thätigkeit trat eine wesentliche Neubildung von Schichten nicht mehr ein; die Verwitterung der Basalte lieferte im Verein mit den zusammenschlämmenden Gewässern unbedeutende Ablagerungen von Lehm. **Dr. A.**

Otto Müller, Bacillariaceen aus Java. I. — Berichte der deutschen botanischen Gesellschaft. Berlin 1891.

In dem Habichtswald bei Kassel, und zwar oberhalb des Asch, rechts von dem nach dem Herkules führenden Wege, findet sich der besonders durch seine Fisch- und Käferabdrücke berühmte Polirschiefer. In ihm kommt auch eine Bacillariacee vor, welche im Jahre 1840 zuerst von Chr. G. Ehrenberg als Gallionella undulata beschrieben worden ist und später von Fr. Tr. Kützing den Namen Melosira undulata erhalten hat. Sie ist bislang nur fossil und allein in dem gedachten Polirschiefer gefunden worden. Neuerdings hat nun der Verf. der oben genannten Abhandlung die übrraschende Entdeckung gemacht, daß die in Rede stehende Bacillariacee sich lebend im Schlamme von Kottabatu bei Buitenzorg auf Java findet. Die Identität der in unserem Polirschiefer abgelagerten Art mit jener von Prof. Tschirch in Kottabatu lebend gefundenen ist von O. Müller unzweifelhaft festgestellt worden. Bemerkenswerth ist weiter die Thatsache daß beiden in Rede stehenden Lokalitäten noch andere Arten gemeinsam sind, worüber sich Müller weitere Mittheilungen vorbehält. **Dr. A.**

Bei der Redaktion des „Hessenlandes“ sind von neu erschienenen Schriften eingegangen:

Meine Dienstzeit. Friedens- und Kriegserinnerungen von 1869—1871 von J. Duering. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1891.

Chronik der Stadt Bacha. Von Paul Grau, Lehrer. Leipzig, Verlag von Wolfgang Gerhard. 1892.

Das Kasseler Gymnasium der siebenziger Jahre. Erinnerung eines Schülers aus damaliger Zeit. Berlin, Walther und Apolant's Verlagsbuchhandlung. 1891.

Die Besprechung dieser Schriften folgt in einer späteren Nummer.

Briefkasten.

H. K.-J. München. Empfangen Sie unseren verbindlichsten Dank für Ihre gütigen Zusendungen.

M. H. Regensburg. Sie haben uns durch Ihre Zusendung sehr erfreut und halten wir uns Ihnen dafür zu aufrichtigem Danke verpflichtet.

C. P. Wächtersbach. Ist uns sehr erwünscht gekommen. Wird in der nächsten Nummer zum Abdrucke gelangen. Freundlichsten Gruß.

E. B. Vaake. Mit Dank angenommen.

W. B. Kassel. Wird in aller Kürze besorgt. Näheres brieflich. Besten Dank und freundlichsten Gruß.

G. A. und G. W. Kassel. Sie erhalten in den nächsten Tagen Antwort.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 21. Kassel, 2. November 1891.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1891 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2847.

Allerseelen.

Ein Hauch umweht mich vom Vergehn.
November ist's und Allerseelen.
Mein eignes Grab seh' ich erstehn,
Doch die es schmücken sollten, fehlen.

Es liegt verlassen, ungekannt
So wie kein zweites an dem Orte —
Seit Jahr und Tag. Die liebe Hand,
Die einst es pflegte, sie verdorrte.

Und nur die Esche denkt an heut,
In deren Obhut ich mich schmiege,
Die ihre letzten Blätter streut,
Daß ich nicht ganz vergessen liege.

D. Saul.





Martin Ernst von Schlieffen, sein Leben und sein Verhältniß zur Sprachreinigung.

Vortrag gehalten von Dr. Carl Scherer.

(Schluß.)

Den angeführten, zum Theil mißrathenen, zum Theil überflüssigen und deshalb völlig abzuweisenden Bildungen, die nur geeignet erscheinen, die Bestrebungen des Mannes in ein ungünstiges Licht zu rücken, stehen aber anderseits eine Anzahl von deutschen Ausdrücken gegenüber, die an Stelle des Fremdwortes zu gebrauchen gar Mancher der Neueren verlernt, nicht aber ein Schlieffen vergessen hat, und deren wegen allein schon diesem anstatt Spott warme Anerkennung zu Theil werden sollte. So finden wir bei ihm z. B. Abstände für Distancen (von Zesen zuerst gebildet), Abdankung und Entlassung für Demission, Amtsgenosse für Kollege, Auslegung für Interpretation, Abschrift für Kopie, Beweggründe für Motive, Base für Cousine, Bekanntmachungen für Publikationen, bekannt machen für publiziren, Briefwechsel für Korrespondenz, Befugniß für Kompetenz, Beschützer für Protektor, Beförderung für Avancement, Burg für Zitadelle, Endurtheil für definitives Urtheil, Entweichungen für Desertionen, Enterdigung für Exhumirung, Festlands- für Kontinentalbesitzungen, Gegenfüßler für Antipoden, Grundsätze für Maximen, Gesichtskreis für Horizont (von Zesen geprägt), Heilkunde für Medizin, Jahrbücher für Annalen, Kaufhandel für Merkantilhandel, Laufbahn für Karriere, Mehrheit für Majorität, Mannszucht für Disziplin, Mißheirathen für Mesalliancen, Maßregeln für Dispositionen, Naturgaben für Talente, Nebenbuhler für Rivale, Obliegenheiten für Funktionen, Ortskenntniß für Lokalkenntniß, Oheim für Onkel, Sendung für Mission, Sinnbild für Symbol, Schaubühne für Theater, Sperrung für Blokade, Theilnahme für Interesse, Urbild für Original, unterrichtet für informirt, Vergleich für Kompromiß, vernünftelnd für rationalistisch, Wirthschaftsgebäude für Oekonomiegebäude, wetteifern für rivalisiren, Zwischenräume für Intervalle, Zweikampf für Duell, zahlungsfähig für solvent, zwischenzeitlich für interimistisch und andere mehr. Unter diesen Wörtern sind einzelne wie Heilkunde, Bekanntmachungen, Sendung, zahlungsfähig, Ortskenntniß nicht bei Adelung zu finden, letzeres Wort sowie Kaufhandel, Endurtheil, Festlandsbesitzungen fehlen selbst bei Campe. So ist auch „Beweggrund", welches mehr und mehr das früher übliche „Bewegungsgrund" verdrängt hat, keine Schöpfung des Letzteren, wie man meint, da es Schlieffen in dem bereits 1785 abgefaßten Abschnitte seines Werkes anwendet. (Beweggrund findet sich übrigens nach Heyne auch bei Wieland, nach Grimm bei Klinger.)

Wir erwähnen schließlich, daß Schlieffen auch, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, die deutschen Monatsnamen an Stelle der lateinischen gebraucht und zwar Hornung für Februar, Lenzmonat für März, Ostermonat für April, Wonnemonat für Mai, Brachmonat für Juni, Heumonat für Juli, Erndtmonat für August, Herbstmonat für September, Weinmonat für Oktober, Windmonat für November, Christmonat für Dezember.

Justus Friedrich Runde hatte im Jahre 1781 in einem Aufsatz des Deutschen Müseums darauf hingewiesen, wie thöricht und unrathsam es sei, die römischen, dem gemeinen Manne unverständlichen Kalendernamen noch beizubehalten. Er hatte die Rückkehr zu den karolingischen, deutschen Bezeichnungen befürwortet und die obige Reihe nebst der Benennung Wintermonat für Januar aufgestellt. Der vortreffliche Gelehrte, der an dem Schlieffen's Aufsicht unterstellten fürstlichen Collegium Carolinum zu Kassel wirkte, wird von Jenem in den Denkwürdigkeiten mehrmals mit warmer Anerkennung erwähnt; von ihm mag demnach der General jenen Vorschlag zur Aenderung der Monatsnamen übernommen und durchgeführt haben, eine Vermuthung, die um so wahrscheinlicher wird, wenn wir sehen, daß Schlieffen in dem 1780 erschienenen Vorläufer seines Hauptwerkes sich noch durchweg der lateinischen Namen bedient.

Schlieffen hat für seine sprachreinigenden Bestrebungen bei seinen Zeitgenossen mehr Anerkennung gefunden als bei den Nachkömmlingen,

wie denn eine sehr lobende Besprechung des ersten Bandes seiner Aufzeichnungen in der Allgemeinen Literaturzeitung des Jahres 1786 es als ganz besonders verdienstlich preist, daß der Verfasser versucht habe, „unsere Sprache theils durch die Wiedereinführung veralteter, guter Worte, theils durch die Aufnahme neuer für den historischen Vortrag auszubilden." Aehnlich günstig sprechen sich zu derselben Zeit andere Ankündigungen des Werkes über dessen Verfasser aus.

Wenn wir schließlich, Brauchbares und Unbrauchbares gegen einander abwägend, unser Urtheil über Schlieffen's Leistungen zusammenfassen, so möchte es am ersten lauten: „Weniger wäre mehr."

Aber uns will es nicht ziemen, daß wir auf den Mann, der da ehrlich ringt und strebt, von oben herab schauen und uns brüsten in dem Bewußtsein, wie herrlich weit wir es gebracht haben. Gewiß, wir sind viel weiter gekommen, als vor nun 100 Jahren Schlieffen war, aber auch wir sind doch noch lange nicht am Ziel, wir stehen vielmehr noch in der vollen Entwicklung drin. So wollen wir in dankender Erinnerung derer gedenken, die einst Vorläufer unsrer Bestrebungen waren und von ihnen lernen und annehmen, wie viel oder wenig es immer sein mag.

Nicht als die Fertigen, nein vielmehr als die Werdenden wollen und müssen wir uns ansehen und als solche stets eingedenk der Goethe'schen Worte sein:

„Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen,
Ein Werdender wird immer dankbar sein."

Kasseler Kinderliedchen,

gesammelt und erläutert von Dr. Gustav Eskuche und Johann Lewalter.

(Fortsetzung.)

190) Wir fahren auf der grünen See,
Wo die Fischlein schwimmen,
Freuet sich mein ganzes Herz,
Jubelt laut und singet.
Ehre, behre, wer sind die?
Der Goldfisch, der Goldfisch,
Der goldene Fisch.

191) Der Bauer fährt in's Holz
Der Bauer fährt in's Holz,
Der Bauer fährt in's Kirmesholz,
Vivat, Kirmesholz,
Der Bauer fährt in's Holz.
Der Bauer wichst seine Schuh u. s. w.
Der Bauer nimmt sich ein Weib.
Das Weib kriegt sich ein Kind.
Das Kind nimmt sich eine Magd.
Die Magd nimmt sich einen Knecht.
Der Knecht nimmt sich ein Pferd.
Das Pferd nimmt sich einen Stall.
Der Stall nimmt sich eine Krippe.
Die Krippe nimmt sich Heu.
Das Heu scheid't von der Krippe.
Die Krippe scheid't vom Stall.
Der Stall . . . u. s. w. bis:
Das Weib scheid't von dem Bauer.

Ein Kind steht als der Bauer in der Mitte des meist sehr großen Spielkreises und ahmt die im Liede angedeutete Handlung nach, putzt die Schuh, wählt sich ein Kind aus dem Kreise zum Weib, welches nun wieder ein anderes als Kind herauswählt u. s. w., nachher scheidet dann ein Kind nach dem andern aus des Bauern Gefolge und tritt wieder in den Kreis ein. (Lewalter I 22). Das Spiel hat sich wahrscheinlich nach einem alten tiefsinnigen Erzähl-Lied gebildet, das auch bei uns die Kinder, im Kreise oder in Reihen auf und ab gehend, zuweilen singen:

192) Der Herr der schickt den Jochen aus,
Er soll den Hafer schneiden.
Der Jochen schneid't den Hafer nit
Und kommt auch nit nach Haus.

Der Herr der schickt den Pudel aus,
Er soll den Jochen beißen.
Der Pudel beißt den Jochen nit,
Der Jochen schneid't den Hafer nit
Und kommt auch nit nach Haus.

Der Herr der schickt den Prügel aus,
Er soll den Pudel prügeln u. s. w.

Der Herr der schickt das Feuer aus.
Es soll den Prügel verbrennen u. s. w.

Der Herr der schickt das Wasser aus,
Es soll das Feuer löschen u. s. w.

Der Herr der schickt den Ochsen aus,
Er soll das Wasser saufen u. s. w.

Der Herr der schickt den Metzger aus,
Er soll den Ochsen schlachten.
Der Metzger schlacht den Ochsen nit.

Da geht der Herre selber naus:
Der Metzger schlacht den Ochsen,
u. s. w.

Dies Märchen vom ungetreuen Gesinde, in Deutschland, Frankreich, England und Ungarn bekannt, ist einem gemeinsamen jüdischen Osterliede nachgebildet, das schon 1609 zu Venedig gedruckt worden ist, in Hebräisch und Chaldäisch vorliegt und übersetzt so lautet: Ein Böckchen, ein Böckchen, das kaufte der Vater für

zwei Silberstücke. Ein Böckchen. Da kam die Katz' und fraß das Böckchen, das gekauft der Vater für zwei Silberstücke. Weiterhin kommen Hund, Stock, Feuer, Wasser, Stier, Schlächter und dann: der Todesengel und schlachtete den Schlächter, zuletzt der Heilige, der gesegnet sei!, und erschlug den Todesengel, der geschlachtet den Schlächter u. s. w. Das Lied stellt die Schicksale des jüdischen Volkes im Gleichniß dar: der Vater ist, nach Leberecht's Ausführungen vom Jahre 1731, Gott; das Böckchen das jüdische Volk; die zwei Silberstücke Moses und Aaron; Hund, Feuer, Wasser, Stier, Schlächter, Todesengel die Bedrücker des Judenvolkes von den Assyrern an bis zu den Türken, deren Macht d. i. den Todesengel, der Heilige, Gott selbst, dereinst vernichten wird.

193) Es wollt' 'en Schmied 'en Rad beschlagen,
Wie viel Nägel muß er haben?
Fünfe oder sechse?
Hättest Du — gerathen,
So wär'st Du nit gebraten.
Bummeri,
Zelleri,
Schlagt den kleinen Fingeri!

Ein Kind beugt den Kopf in den Schoß eines anderen, welches sitzt; hinter seinem Rücken streckt eins von der singenden Schaar einige Finger aus, deren Anzahl es rathen soll. Irrt es, so wird ihm mit den Worten: Bummeri, Zelleri taktmäßig das Rückenende beschlagen.

194) Wir treten auf die Kette,
Daß die Kette klingt,
Wir haben einen Vogel,
Der so schöne singt.
Hat gesungen sieben Jahr,
Sieben Jahr sind rum,
Frieda dreht sich rum,
Frieda hat sich rumgedreht,
Hat seinem Schatz ein Kuß verwehrt.
Pfui schäme Dich, pfui schäme Dich,
Du ungezog'nes Kind.

Die Kinder schließen sich zum Kreis, jedes Mal das Kind, dessen Namen gesungen wird, dreht sich ein Mal um. Den Sinn des Liedes deutet die schweizerische Sing- und Spielart, das Chettemlispiel, wo die Kinder, im Kreise an einer Kette von Löwenzahnstengeln vor- und rückwärts schreitend, singen: Trettet zue, trettet zue, sparet nit die nüe Schueh! trettet ûf das Chettemli, daß es soll erchlingle, wer die schönste Jumpfre sîg i dem ganze Ringle.... Siebe Johr g'spunne, acht Johr Sunne: nünmôl rumpedipum, cher dich no-ne-môlen um, bis der Fritzli zue der chummt. Der Bräutigam, lehrt Rochholz hier, soll dem Mädchen alsdann gewiß sein, wenn es das sogenannte Siebenjahrgarn fertig gesponnen hat (Lewalter II, 34).

195) Vögelchen auf der Weide
Spinnt so klare Seide,
Also klare
Sieben Jahre.
Sieben Jahr sind rum.
's Mariechen dreht sich rum.
's Mariechen hat sich rumgedreht,
Hat's Hinnerste zu Vorderste gedreht.

Gespielt wird dies hübsche Liedchen wie der vorige in seinen Einzelheiten dunkle Reim, dessen Urbild es wahrscheinlich ist. Es ist aber gewiß selbst nur ein Stück eines größeren Spielliedes, das z. B. in der Schweiz also lautet: 's Sünneli schînt, 's Vögeli grint, 's hocket unter'm Lädeli, 's spinnt e Sidefädeli, 's spinnt en lange Fade, er langet bis zo Bade, vo Züri bis ûf Hauestei, vo Hauestei bis wiederum hei. Z' Rom ist es guldigs Hûs, lueget drei Marein drûs. Die eint spinnt Side, die andere Floride, die dritt schnätzlet Chride (= windet Falschheit und Streit) u. s. w. Die drei Jungfrauen, welche den rings die Heimath umschlingenden Faden spinnen, sind ursprünglich die altnordischen Nornen Urd, Werdandi, Skuld (= Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft), die dem Menschen bei seiner Geburt den Schicksalsfaden spannen. Eine Spur des Liedes von den drei Schicksalsspinnerinnen hat sich auch zu Kassel erhalten in dem Liede:

196) Bim bam Glöckchen,
Da oben steht ein Stöckchen,
Da oben steht ein Schilderhaus,
Da gucken drei Mamsellerchen raus.
Die erste hieß Mariechen,
Die zweite hieß Sophiechen,
Die dritte schließt den Himmel auf,
Läßt die liebe Sonne raus.

197) A. Botschimber, Botschamber.
B. Was giebt's für 'en Hamber?
A. Was Gutes! Was Gutes!
B. Macht's mal her!

Zwei bis drei Kinder verabreden insgeheim ein Handwerk (Hamber), das dann nach dem obigen halb gesprochenen Wechselgesang von ihnen durch anschauliche Bewegungen und Laute so lange nachgeahmt wird, bis eins der zuschauenden Kinder es räth; der Löser des Räthselspieles ersetzt dann einen der Handwerker. Das Wort Botschamber ist gewiß ein französisches pot de chambre, Botschimber nur eine Lautspielerei davon.

198) Dort oben auf dem Berge
Da liegt ein blauer Stein,
Und wer den Stein verloren hat,
Der soll mein Schätzchen sein.
Viderallala, Viderallala,
Viderallalalala!

Ich geb' Dir einen Tritt,
Zu Ehren und zum Vid-.
Viderallala, u. s. w.

Ich geb' Dir einen Kuß,
Zu Ehren und zum Fuß,
Viderallala, u. s. w.

Ich zieh' mein Hütchen ab
Und sag' hübsch: Guten Tag.
Viderallala, u. s. w.

Ein Kind steht mitten in der singenden Runde, es wählt sich ein Schätzchen und ahmt mit ihm die im Liede ausgedrückten Handlungen nach. — Das Lied erinnert, besonders in seinem ersten Theile, an das Lehnausrufen der Schwalm- und Lahnbauern: In der Walpurgisnacht, erzählt Lynker, ziehen die jungen Bursche unter Gesang und Peitschengeknalle aus dem Dorfe; Einer von ihnen stellt sich auf einen Stein oder auf eine Anhöhe und ruft: Hier steh' ich auf der Höhe Und rufe aus das Lehen, das Lehen, Das erste (zweite u. s. w.) Lehen, Daß es die Herren wohl verstehen. Wem soll das sein? Die übrige Versammlung antwortet, indem sie die Namen eines Burschen und eines Mädchens nennt, mit dem Zusatz: In diesem Jahre noch zur Ehe!

199) Der Schneider hat 'ne Maus,
Der Schneider hat 'ne Maus,
Der Schneider hat 'ne Via-Via-Mause-Maus.

Was macht er mit der Maus?
Er zieht ihr ab das Fell.
Was macht er mit dem Fell?
Er näht sich einen Sack.
Was macht er mit dem Sack?
Er thut hinein sein Geld.
Was macht er mit dem Geld?
Er kauft sich einen Bock.
Was macht er mit dem Bock?
Er zieht damit in'n Krieg.
Was macht er in dem Krieg?
Er schlägt sie Alle todt!

In der Mitte des singenden Kreises stehen zwei Kinder, Maus und Schneider, welcher das Lied immer mit Geberden begleitet, bei den Worten: Er kauft sich einen Bock, ein Kind zu sich in die Mitte nimmt und am Schluß auf die andern Kinder losspringt und sie schlägt.

200) Es geht ein Mützenträger um,
Juchheirassasa!
Und wer den Mützenträger sieht,
Ein Jeder vor dem Andern steht,
Juchheirassasa!

Bei diesem Lied, scheinbar einer Abart vom vermummten Bozemann, geht ein Kind, die Augen verbunden, immer den Kreis der singenden Kinder entlang und greift eins: räth es dessen Namen auf's erste Mal, so wird dies der Mützenträger; sonst muß es weiterziehen.

201) Die Tiroler sind lustig,
Die Tiroler sind froh,
Sie trinken ihr Schnäpschen
Und machen's dann so.
Erst dreht sich das Weibchen,
Dann dreht sich der Mann,
Sie fassen sich beim Aermchen
Und tanzen zusamm'.

Die Kinder stehen sich in zwei Reihen gegenüber, jeder Tiroler vor seinem Weibchen, singend führen sie jedesmal die nöthigen Geberden aus: trinken, bezahlen, sich drehen, und dann ergreift jeder sein Weibchen zum Tanze (Lewalter II, 20).

202) Wir wollen die weißen Frauen fragen,
Ob sie keine Tochter haben,
Nehmen Sie, nehmen Sie!
Welche wollen Sie haben?
Diese, diese mag ich nicht,
Diese, diese will ich nicht,
Diese, diese darf ich nicht,
Diese will ich haben.

Die Kinder schließen einen Kreis, eins steht in der Mitte und sucht sich bei den letzten Worten die Tochter aus, die dann in die Mitte tritt.

Falls nicht ‚die weiße Fraue' zu lesen ist, sind die weißen Frauen eine Vervielfältigung Holda's, der weißen Frau, der Schutzgöttin der Kinder und Mütter. Das dreimalige Verschmähen der Tochter erinnert an eine mährische Sage vom Storch, dem heiligen Vogel Holda's, daß er, wenn er unpaare Brut im Neste habe, ein Junges hinauswirft für den Teufel.

202) Wer hat den Schlüssel zum Garten?
Hier ein Garten, da ein Garten
Und an allen vier Ecken ein Garten.

In dem Garten steht ein Haus,
Hier ein Haus, da ein Haus
Und an allen vier Ecken ein Haus.

In dem Haus da ist eine Stube u. s. w.
In der Stube da steht ein Bett.
In dem Bett da liegt eine Nonne.
Vor dem Bett da steht ein Tisch.
In dem Tisch da ist eine Schublade.
In der Schublade liegt ein Brief.
In dem Brief da steht geschrieben:
Else soll sein Schätzchen lieben.

Die Tonangeberin flüstert jedem Mitspielenden den Namen des auszuklatschenden Kindes in's Ohr, diesem selbst aber einen andern. Am Schluß löst sich der Kreis und stürzt unter Klatschen und Schreien auf das Opfer des Spiels los (Lewalter II, 26).

203) Wer will lust'ge Soldaten seh'n,
Der muß zu uns Kindern geh'n.
Vorwärts marsch!

Wer will lust'ge Fischer seh'n,
Der muß zu uns Kindern geh'n.
Fisch, Fisch, Fisch!

Wer will lust'ge Schuster seh'n,
Der muß zu uns Kindern geh'n.
Bum, bum, bum,
Nagle mir die Nägel krumm!

Die Kinder bilden einen Kreis, bei jeder dritten Zeile lassen sie sich los, marschiren im Kreise hinter einander und ahmen die Handlung anschaulich nach: das Grüßen der Soldaten, das Fischen der Fischer, das Klopfen der Schuster.

204) Machet auf das Thor,
Machet auf das Thor,
Wir kommen mit unsrem Wagen.

Wer sitzt darin?
Wer sitzt darin?
Ein Mann mit rothen Haaren.

Was will er denn?
Was will er denn?
Er will die Tochter holen.

Was hat sie denn?
Was hat sie denn?
Sie hat was gestohlen.

Was ist es denn?
Was ist es denn?
Es ist ein Korb mit Kohlen.

Die Kinder bilden, paarweise hintereinander gereiht, durch Hochhalten der angefaßten Hände ein langes Thor, durch welches jedesmal das letzte Paar hindurch ziehen muß, um dann vorn das Thor weiterzubauen. — Der Mann mit den rothen Haaren bezeichnet den Teufel, der das böse Mädchen holen will (Lewalter II, 19).

205) Ringel, Ringel, Ringelein,
Morgen soll die Hochzeit sein,
Schokolad' und Kuchen
Wollen wir versuchen,
Papa soll ein Lämmchen schlachten,
Das soll machen: bäh.

Die Kinder tanzen im Ringelreihen und schreien am Schluß Alle: bäh.

(Fortsetzung folgt.)

Die alte Minne.

Erzählung von Wilhelm Bennecke.

(Schluß.)

V.

Wie die Frankenberger zu Gerichte saßen und ihr Amtmann der neuen Minne huldigte.

Noch ehe die versprengten Kriegsleute sich auf der Battenberger Veste wieder gesammelt hatten, war bis dorthin, gleich einem Lauffeuer, die Kunde gedrungen, daß der Ritter Friedrich gefangen sei, und als den alten Freiherrn ein grauer Knecht mit dem Jammerruf aus dem Morgenschlummer weckte: „Ach, Herr Boppo, Herr Boppo, unser Friedrich ist in die Hände der Wollenweber gefallen, und sie machen ihm nichts Anderes als den Garaus!", da fiel derselbe aus dem Bett und stand nicht wieder auf, so viel auch Frau Elsbeth und der Burgkaplan sich um ihn bemühten. Kaum aber hatte Dame Mathilde vernommen, von welcher Gefahr der junge Ritter bedroht wurde, als sie sich auf ihren Zelter schwang und ohne irgendwelche Begleitung die Straße nach Frankenberg davon sprengte. Unterwegs begegneten ihr genug Battenbergische Männer, die sie nicht erst zu fragen brauchte, ob das Gerücht von der verlorenen Schlacht und der Gefangennahme Friedrich's auf Wahrheit beruhe, denn ihr Aussehen sprach vernehmlicher als alle Worte. In Frankenberg eingelassen, ritt die Edeldame vor das Rathhaus und fragte nach Herrn Zeise Weiner. Der sei, ward ihr erwidert, im großen Prunksaal eben damit beschäftigt zu Gericht zu sitzen, erst habe er Melchior Kamm und die vier andern Battenberger Knechte zum Tode verurtheilt, die just draußen schon gehängt würden zur Strafe für den Mord des alten Sauhirten, jetzt aber ständen die Hasenleußer vor ihm, die wohl etwas glimpflicher davon kommen würden. „Und der Ritter von Battenberg?", konnte Mathilde sich nicht enthalten zu fragen. „Der Ritter wird heute Nachmittag gehängt", lautete die wenig tröstliche Antwort. „Er soll etwas voraus haben vor seinen Knechten und an einen eigenen Galgen kommen, der ist aber noch nicht fertig." Mathilde durchschauerte es, sie stieg vom Pferde und schritt in das Rathhaus hinein, Niemand hielt sie auf, und so gelangte sie in den Saal, wo der Bürgermeister in seiner ganzen Siegerherrlichkeit thronte. Vor ihm standen die drei Hasenleußer, umgeben von vielem Volk, und unter den Bürgern, die hinter Zeise Weiner standen, fehlten auch Heinrich von Münchhausen und Peter Aßberg nicht, dessen Sohn plötzlich zum Helden des Tages geworden war. Eckhart hatte es nicht geleugnet, daß er mit dem andern Gesellen, der mit einigen blauen Flecken, aber sonst wohlbehalten aus den Händen der Widersacher befreit worden, auf der Hasenlauß gewesen war, den dritten im Bunde aber hatte einer der wachsamen Thorhüter abgefaßt, als er sich, noch ehe einer der Bürger die Stadt verlassen, mit seiner Beute einschleichen wollte. In einem andern Fall würden die drei Hasenleußer einer harten Strafe nicht entgangen sein, da aber die verbotenen Wege, auf welchen Eckhart Aßberg in dieser Nacht gegangen, die Stadt vor sicherem Verderben bewahrt hatten, so ließ der gesammte Rath nicht allein Gnade für Recht bei allen drei Wildschützen ergehen, sondern der Bürgermeister feierte in wohlgesetzten Worten Eck-

hart obendrein als den eigentlichen Retter der Stadt, sodaß die Augen des Jünglings höher leuchteten und seine Wangen sich färbten, als ihm vor der versammelten Bürgerschaft solches Lob ertheilt wurde. Aber das war noch nicht Alles, aus dem Stadtseckel erhielt er noch einen andern Lohn in klingenden Münzen ausgezahlt, der ihn in die Lage setzte, das schönste Besitzthum in der Stadt sein Eigen zu nennen. Was wäre ihm dies jedoch gewesen, ohne die Gespielin seiner Kindheit, — er blickte sich um, und sein suchendes Auge fand ganz hinten an der Thüre ein tief erröthendes Mädchenantlitz, auf dem überstandene Angst und jubelndes Glück zugleich zu lesen waren. „Käthe!, meine Käthe!“, rief Eckhart mit überwallendem Gefühl und zog das Mädchen vor den Stuhl des Bürgermeisters. „Ohne diese hier nützt mir weder Ruhm noch Gold! Legt ein gutes Wort für uns ein bei Katharinens Vater, vielgestrenger Herr, der noch immer gar finster über Eure Schulter her auf uns darein schaut, und macht hierdurch das Maß Eurer Güte voll!“ Und Herr Zeise Weiner erfüllte des Jünglings Begehr, sodaß Heinrich von Münchhausen, um die Freude des Tages nicht zu trüben, nach etlichen Einwendungen Ja und Amen sagte. Während er darauf mit dem alten Aßberg, dem er lange Zeit um seines übelgerathenen Sohnes willen Gram gewesen, den versöhnenden Händedruck wechselte, flüsterte Eckhart seinem Bräutchen zu: „Hab' ich nun Recht gehabt, mein Käthchen, heut' Nacht von der Hasenlauß nimmer lassen zu wollen?“ Sie aber erwiderte, sich fest an ihn schmiegend: „Hab' Dich heut' noch einmal laufen lassen, wohin Du wolltest, von nun an aber kein einzig Mal mehr!“ —

Als das glückliche Paar, von dem Volk begleitet, den Rathhaussaal verlassen hatte, und Bürgermeister und Schöffen sich anschickten, ebenfalls von dannen zu gehen, trat Dame Mathilde ein und schritt mit stolzem Anstand auf Herrn Zeise Weiner zu, dessen wohlwollendes Gesicht bei ihrem Anblick sich merklich verdüsterte. „Ist des Ritters von Battenberg Urtheil gesprochen?“, fragte das Edelfräulein mit fester Stimme. Der Bürgermeister neigte bejahend das Haupt. „Unabänderlich?“ „Ja,“ erwiderte Herr Zeise, „da der Gefangene sich weigert, der verruchten alten Minne abzuschwören und sich mit uns, den Bürgersleuten, zu verbünden.“ „Er ist eben ein Rittersmann,“ seufzte Mathilde tief auf, „und weil er einmal der alten Minne sein Wort verpfändet hat, so darf er es nicht brechen, — anders wäre es, wenn seine Gesellen ihm selber sein Pfand zurückgäben, doch“, setzte sie zögernd hinzu, „ein Schatten von Hoffnung bleibt noch übrig. Vergönnt mir, seiner Anverwandten, eine Unterredung mit dem Ritter.“ Dies wurde Dame Mathilde verstattet, und nach wenigen Minuten stand sie Friedrich im engen Gewahrsam gegenüber. Er zuckte zusammen, als er sie sah, und wandte sich von ihr ab, aber sie ergriff seine beiden Hände und bat ihn mit so rührender Stimme: „Schaut mich an, Friedrich, schaut mich an —“, daß er nicht widerstehen konnte, er sank auf die Kniee, erhob die Blicke zu ihr und sagte mit heiserer Stimme: „Lebt wohl!“ Mathildens Augen füllten sich mit Thränen. „Nicht also“, flüsterte sie. „Nicht zum Abschiednehmen bin ich gekommen, sondern um Euch wieder zur Freiheit zu verhelfen. Friedrich, Friedrich, hättet Ihr an jenem Maientag meinen Worten über Bürger und Bauer Gehör geschenkt, es wär' Euch Manches und auch dies Ungemach erspart geblieben.“ „Johann von Solms und die andern Gesellen der alten Minne haben es doch mit der Spitze ihres Schwertes bewiesen, daß sie den Bürgern überlegen sind,“ erwiderte der noch immer trotzige Ritter aufspringend, „nur ich scheine dazu verdammt, von Wollenwebern und Kürschnern verhöhnt zu werden, doch sollen sie es mir schon —“, „büßen“ wollte er sagen, aber das Wort erstarb auf seinen Lippen, denn das traurige Antlitz Mathildens erinnerte ihn daran, daß er selbst nach einer Stunde schon als Büßer vor dem höchsten Richter erscheinen werde. Sein Gedankengang nahm eine andre Richtung. „Wüßten sie mit dem Schwerte umzugehen, würden sie einem Rittersmann keine hanfne Schlinge drehen! O, dieser Galgen, an den sie mich ziehen wollen, das ist es, was mein Blut empört —, und doch muß ich es dulden, wenn Ihr“, und er faßte krampfhaft Mathildens Hand, „keine Waffe mitgebracht habt, daß ich mir selbst den Tod geben kann.“ Mathilde schüttelte langsam das schöne Haupt. „So dürft Ihr nicht enden, Ritter Friedrich, weder durch die eigene Hand noch durch die des Henkers, nur ein Wort kostet es Euch, und Ihr seid der ritterlichen Freiheit zurückgegeben.“ „Der ritterlichen Freiheit? Nein, nein, ein Knecht der Krämer und Handwerker würde ich durch dies Wort sein, das mir das verhaßteste auf der Welt ist, denn es ist gleichbedeutend mit der Anerkennung ihrer Rechte. Von der alten Minne lossagen soll ich mich. Welchen Zweck aber hätte Solches, da mein Vater ebenwohl einer ihrer Gesellen ist, und ich für ihn doch keinen Eid leisten kann!“ „Die Fensterladen Eurer Burg sind geschlossen,“ erwiderte Mathilde mit bewegter Stimme, „und vor der Thüre steht die florbehangene Leuchte ohne Licht.“ Der Ritter starrte sie mit großen Augen an, als vermöge

er ihre Worte kaum zu fassen, welche doch besagten, daß eine Leiche sich auf der Burg befinde. „Mein Vater —? Meine Mutter —?“, stammelte er endlich. „Euer Vater ist heimgegangen, als er die Kunde von Eurem Unglück erhielt —.“ Der junge Ritter lehnte sich an die Wand, so hatte ihn dieser neue Schlag erschüttert, bald aber erholte er sich wieder, und mit klangloser Stimme sagte er: „Da mein Vater nicht mehr ist, so fällt der schmachvolle Tod mir leichter —.“ „Aber Ihr müßt leben um Eurer Mutter, um — meinetwillen!“, rief Dame Mathilde in höchster Seelenangst, und Friedrich blickte in ein erglühendes Antlitz, das ihm noch nie so schön vorgekommen war als eben jetzt, wo sein Auge zum letzten Male auf diesen holden Zügen ruhen sollte. „Mathilde,“ flüsterte er, von Neuem ihre Hand ergreifend, „ist es möglich, daß Ihr den mit Eurer Liebe beglücken könnt, über dessen Haupt ein schimpfliches Todesurtheil gesprochen ist?“ „Fühlt Ihr denn nicht,“ erwiderte das Edelfräulein mahnend, „daß es die Hand Gottes ist, welche Euch dem Feinde überliefert hat, auf daß Ihr von Euren bösen Gedanken und Thaten lassen und das Menschenthum auch in Bürger und Bauer anerkennen sollt? Sowie Ihr dies erkennt, wendet der vermeintliche Schimpf sich Euch zur Ehre, und Ihr könnt Eurem untadeligen Wappenschild noch ein Zeichen hinzufügen, das leuchtender ist als alle die andern, welche er schon trägt, den Stern der Menschlichkeit!“ Lange schritt der Ritter nachsinnend in der Zelle auf und ab, Dame Mathilde aber hatte dieselbe verlassen und harrte im Rathhaussaale auf den Ausgang des Kampfes, den Friedrich nun in seinem Innern mit sich ausfechten mußte. Endlich war dies nach manchem schweren Athemzug geschehen, und, vor dem Bürgermeister und dem versammelten Rathe stehend, redete Friedrich von Battenberg also zu denselben: „Ist es Sache, daß Ihr mich tödtet, so habt ihr eine ewige Feindschaft mit meinen Freunden, laßt Ihr aber Solches sein, so will ich Euch einen Frieden machen, daß bei fünf Meilen um die Stadt Niemand Euch einigen Schaden thun soll, so lange ich das Leben habe.“ Ein aus dem Herzen kommender Blick Mathildens, welcher Zeise Weiner einen Ehrenplatz eingeräumt hatte, lohnte ihn für diese Worte. Die versammelten Väter der Stadt aber berathschlagten sich und gaben, nach Gutbefinden, die Antwort: Wann der Ritter diese seine Zusage fest verbürgen, treulich halten und genugsamen schriftlichen, versiegelten Schein ertheilen wollte, solle ihm hiermit das Leben geschenket sein, verwahrlich aber müsse er gehalten werden, bis daß der Brief den Erzbischöfen zu Köln und zu Mainz, den Grafen von Ziegenhain, von Nassau, Katzenellnbogen, Solms und Waldeck und andern Edelleuten übergeben, von diesen unterschrieben und dadurch die Feindschaften der Gesellen von der alten Minne aufgehoben würden. — Friedrich, den Mathildens Gegenwart und ihr Anblick gar wundersam trösteten und erquickten, fügte sich willig in die ihm gestellten Bedingungen, und Dame Mathilde konnte mit weit ruhigerem Herzen, als sie gekommen, zum Trost der Frau Elsbeth nach der Edderburg zurückkehren. Herr Zeise Weiner, der die für Frankenberg so wichtige Sache thatkräftig in die Hand nahm, beschleunigte aber die nothwendigen Botschaften dermaßen, daß die Haft des Ritters nur noch etliche Wochen dauerte. Die vorgenannten Grafen und Herren machten ihre Kreuzlein unter das ihnen vorgelegte Pergament, denn um einen der ihren aus solch' schlimmem Handel zu helfen, mußten sie schon gute Miene zum bösen Spiel machen. Als nun Alles in Ordnung war, ließ der Bürgermeister den Ritter Friedrich feierlich aus seiner Haft abholen und in den großen Rathhaussaal führen, wo er ihm vor versammeltem Rath und der Bürgerschaft seine Freiheit sowie die ihm abgenommene Rüstung auf Grund des ausgestellten Dokumentes wiedergab. Dann aber fuhr er fort: „Da nunmehr der Ritter Friedrich von Battenberg, das Haupt seines freiherrlichen Stammes, mit den Bürgern der Stadt Frankenberg einen Bund geschlossen und jegliche Fehde gegen dieselbe niedergelegt hat, also daß er nicht mehr zu den Gesellen von der alten Minne zu zählen ist, so können wir uns von diesem hochmögenden Freiherrn fortan nur Gutes versehen, und aus dieser Ursache biete ich demselbigen im Namen der Stadt Frankenberg an, deren Amtmann zu werden, da wir uns keinem besseren und edleren Herrn anvertrauen können.“ Zuerst wußte Herr Friedrich eigentlich nicht, was er dazu sagen sollte. Als er sich die Sache indessen überlegt, nahm er die ihm angetragene gar wichtige Ehrenstelle an, und so wurde er, dem die Frankenberger schon einen besonderen Galgen gezimmert hatten, jetzt deren Amtmann. Trotzdem Herr Boppo noch nicht lange dahingeschieden war, herrschte auf der alten Veste an der Edder doch großer Jubel, als der Ritter Friedrich stolz wie vordem in derselben einritt, und Frau Elsbeth mit Dame Mathilde ihm freudig bewegt entgegen eilten. Stolz war und blieb Herr Friedrich zwar von außen, innen aber war er durch sein Unglück demüthig geworden und hielt von nun an, wie er es als ein getreuer Amtmann mußte, Bürger und Bauer auch für Menschen. Ob wohl hernach die alte Minne den Krieg wiederum anfing, so hielten ihre Gesellen doch, wie die Chroniken bekunden, der Stadt Franken-

berg ihre Zusage und behelligten sie fürder nicht mehr. Zwischen dem Landgrafen und dem Grafen von Nassau wurde die „Streitigkeit" theils durch einen Vertrag, theils durch das ordentliche Recht verglichen, sodaß der Landgraf Driedorf mit aller Zubehör in Besitz behielt. Als hiernach, um sich gegenseitig näher zu treten, eine Zusammenkunft der Fürsten, Grafen und Herren in Spangenberg stattfand, begab es sich, daß daselbst Konrad von Hanau, Abt zu Fulda, zwischen einer Kammerthüre von seinen Feinden, als er sich nichts Böses besorget, zu Tod gedrückt worden ist, obwohl der Chronist als Grund der Versammlung „die mehrere Zusammensetzung der getreuen Gemüther" angiebt. —

Nachdem das Trauerjahr um den alten Freiherrn auf der Battenberger Veste verstrichen war, herrschte in Frankenberg am ersten Sonntag des Maimonds, just zu derselben Zeit, wo Friedrich von Battenberg und Dame Mathilde sich vor zwei Jahren zuerst begegnet, hohe Festesfröhlichkeit, denn Beide empfingen in der Kirche unsrer lieben Frauen den priesterlichen Segen, und in derselben Stunde wurden auch Eckhart Aßberg und Katharine ein Paar. Als Friedrich sein in Glück und Freude erblühendes Gemahl in das ritterliche Haus, das er sich zu Frankenberg erbaut, einführte, wies er auf die Inschrift, die er über dem mächtigen Thorbogen hatte einmeißeln lassen, und Dame Mathilde entzifferte die Worte:

„Die alte Minne ging verlorn,
Drum hab' der neuen Minne ich zugeschworn."

Seiner neuen Minne aber ist der Ritter getreu geblieben bis an sein

Ende.

Mein Engel.

Vom Himmel stieg hernieder
Ein Engel, hold und rein,
Und nahm mich unter die Flügel
Und wollt' mein Schutzgeist sein.

Führt' treu mich durch das Leben,
Durch's Lebenslabyrinth,
Hat mich geliebt, gepfleget
Gleich einer Mutter Kind.

Hat all' des Lebens Qualen
Getragen fast allein,
Bis Gott ihn mir genommen,
Den Engel hold und rein.

Und als er war geschieden,
Schied auch das Glück von mir,
Die Hülle auf dem Kirchhof,
Nur sie allein blieb hier.

Im Sommer blüh'n die Rosen,
Zu schmücken heil'ge Ruh' —,
Der Winter ist nicht ferne,
Deckt bald uns beide zu.

Carl Weber.

Hessischer Armeebefehl.

Am Preußenhofe verweilte zu Gast
Herr Gilsa, der tapfere Degen,
Der manchen Feind schon in grimmer Hast
Verjagte aus festen Gehegen.

„Sagt, Gilsa," begann einst der alte Fritz,
„Wie hatte sich's zugetragen,
Daß Ihr die Franzosen, rasch wie der Blitz,
Bei Krefeld auf's Haupt geschlagen?

Dort standet Ihr weit dem Gegner zurück
An Deckung und streitenden Kräften,
Und dennoch wußtet den Sieg Ihr mit Glück
An Hessens Fahnen zu heften. —"

„Nun, Majestät wissen, das liegt uns im Blut,"
Sprach Gilsa, „ich hatt's ja befohlen:
Laut rief ich: Kinder, jetzt haltet Euch gut,
Sonst soll Euch der Teufel holen!

Da gingen sie selber wie Teufel drauf los
Und bläuten den Herrn Franzosen
Mit Säbelhieben und Kolbenstoß
Gehörig die rothen Hosen."

„Ei," meinte der König, „ein Heldengenuß!
Ihr bleibt doch ein Muster der Krieger,
Das sprach schon der alte Tacitus
Einst über die chattischen Sieger.

Gott segne des Hessenlandes Zier:
Sein Heer, das so makellose,
Ihr aber —, empfanget als Widmung hier
Von mir diese güldene Dose."

„Mich hole der Teufel!", rief Gilsa darauf,
„Der Gnade zu viel. Gott gebe,
Daß ich an Majestäts Siegeslauf
Stets gleiche Freude erlebe."

Carl Preser.

Aus alter und neuer Zeit.

Skizzen aus der hessischen Kriegsgeschichte.

Von Freiherrn Maximilian von Ditfurth, weiland kurfürstlich hessischem Hauptmann.

XXIII.

Streifzug gegen New-Castle 1781. Um seinen am 20. Juni 1781 gegen Williamsburg angetretenen Marsch, dem bei Richemond stehenden Corps des Marquis de Lafayette zu verbergen, hatte der General Cornwallis dem Obersten Simcoe Befehl ertheilt, gegen New-Castle im Rücken der Stellung Lafayette's eine Demonstration zu unternehmen. Da jedoch der Oberst Simcoe hierbei den Matadequin und Blackfluß unweit der linken Flanke der Stellung bei Richemond passiren mußte, so stellte er den englischen Major Armstrong mit einem Bataillon Engländer am Uebergangspunkte des Matadequin und den Hauptmann Ewald mit einer Grenadierkompagnie und mit einer Jägerabtheilung am Uebergangspunkt über den Blackfluß auf, um auf solche Weise sich seinen Rückzug zu sichern, während er mit der gesammten Reiterei seinen Weg gegen New-Castle fortsetzte.

Obgleich es ihm nun zwar gelang, den Feind in New-Castle vollkommen zu überraschen und die Aufmerksamkeit desselben völlig nach jener Seite hinzulenken, so würde er aber doch ohne jene Vorsicht bei seinem Rückzuge von da wahrscheinlich abgeschnitten worden sein und großen Verlust erlitten haben, indem der Feind gleich beim ersten Allarm jenes Ueberfalles auf New-Castle nicht bloß dahin, sondern auch in seine linke Flanke, längs des Blackflusses eine starke Abtheilung zur Auskundschaftung entsendet hatte.

Da solche jedoch auf eine vom Hauptmann Ewald zwischen dem Blackflusse und Matadequin sehr vortheilhaft aufgestellte Bereitschaft von dreißig hessischen Jägern unter Hauptmann Staubesand stieß, und diese ihr einen äußerst hartnäckigen Widerstand leisteten, so getrauten sie sich in dieser Richtung hin nicht weiter vorzugehen. Oberst Simcoe war daher in der Lage gegen Abend auf dem nämlichen Wege, den er gekommen war, gänzlich unbelästigt auch wieder zurückzukehren und ebenfalls die gemachte Beute in Sicherheit zu bringen.

Aus Heimath und Fremde.

Der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde hielt am Montag den 26. Oktober in der Aula der Realschule seine erste Monatsversammlung in diesem Wintersemester ab. Dieselbe wurde in Abwesenheit des Vorsitzenden Majors K. von Stamford durch dessen Stellvertreter Bibliothekar Dr. H. Brunner eröffnet. Nach verschiedenen geschäftlichen Mittheilungen verwies der Vorsitzende darauf, daß die königl. Regierung die Bestrebungen des Vereins eifrig unterstütze und bezeichnete die Theilnahme weiterer Kreise als sehr wünschenswerth, besonders auch der Pfarrer und Lehrer, welche am ehesten auf dem Lande Gelegenheit hätten, manches alte Geschichtliche vor dem Untergange zu bewahren. Hiernach hielt Dr. med. Karl Schwarzkopf den angekündigten Vortrag „über die Uniformen und die Bewaffnung der hessischen Truppen.“ Nach dem Referate des „Kasseler Tageblatts“ verwies der Vortragende in beredten Worten auf die ruhmvollen Kriegsthaten der hessischen Regimenter, die stets leuchtende Vorbilder der Tapferkeit bleiben würden, und die es verdienten, treu in der Erinnerung bewahrt und durch Denkmäler geehrt zu werden. Redner beklagte es, daß bei uns in Kurhessen, im Gegensatze besonders zu den süddeutschen Ländern, früher fast gar nichts gethan worden sei, um das Andenken an die Zeugnisse hessischer Krieger wach zu erhalten, obwohl die hessischen Truppen oft weit mehr denkwürdige Thaten zu verzeichnen hätten, als die anderen deutschen Staaten. Insbesondere seien so wenig althessische Soldatenbilder vorhanden. Der Vortragende hat durch seinen Beruf als Arzt Gelegenheit gefunden, in manchen Familien solche Bilder und andere Andenken kennen zu lernen und ist, nachdem er sich nebenbei schon länger mit Studien über diesen Gegenstand befaßt hatte, zu einer Darstellung der Uniformirung der hessischen Truppen geschritten, welche nach seinen Skizzen und Entwürfen von einem Herrn in Dresden ausgeführt worden ist. Es waren sechs Gruppenbilder, welche der Vortragende ausgestellt hatte und erläuterte, und von denen zwei die hessischen Truppen unter Friedrich II., das dritte die Truppen der westfälischen Zeit, das vierte der Zeit der Freiheitskriege, das fünfte die Truppen unter Wilhelm II., das sechste die Truppen im Jahre 1866 vorstellte. Ein siebentes soll die Soldaten des Landgrafen Karl behandeln. Der interessante Vortrag des Herrn Dr. Schwarzkopf wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen. Die Bilder sind als sehr gelungen zu bezeichnen. Sie sollen in der Hofbuchhandlung von E. Hühn ausgestellt werden.

Fürst Wilhelm von Hanau zu Hořovic-Zinetz hatte einen prachtvoll künstlerisch ausgeführten Pavillon in der Landesausstellung zu Prag, der in österreichischen Blättern eine sehr beifällige Beschreibung erfahren hat, ausgestellt, darstellend die Erzeugnisse der fürstlich Hanau'schen Eisenwerke Komarau. Derselbe hat insbesondere auch den Beifall und die Anerkennung des Kaisers Franz Joseph gefunden, der den Pavillon mit einem längeren Besuche beehrte. Als der Kaiser sich, — so meldete das „Wiener Montagsblatt“ —, auf dem Balkon mit einem huldreichen Händedruck von dem Fürsten verabschiedete, richtete dieser an den Monarchen die Bitte, Sr. Majestät die von Heinrich Natter modellirte, eben-

falls in Komarau gegossene große Kaiserbüste als Geschenk anbieten zu dürfen. Mit sichtlichem Vergnügen erwiderte der Kaiser, daß er dieses Anerbieten gerne annehme und sprach dem Fürsten seinen Dank aus. — Den Ausstellungspavillon selbst hat der Fürst Wilhelm von Hanau der Stadtgemeinde Prag als Geschenk zur Verfügung gestellt, und hat der Bürgermeister diese Widmung dankbarst angenommen.

Zum Kommandanten von Magdeburg ist Generalmajor Georg von Roques, bisher Kommandeur der 20. Infanteriebrigade zu Posen, früher Kurhessischer Offizier, ernannt worden. In hessischen Diensten war von Roques zuletzt (1866) Premierlieutenant und Adjutant der 2. Infanteriebrigade. In preußische Dienste übergetreten, stand er zuerst bei dem 82., dann bei dem 34. Regimente, bei welchem er Bataillonskommandeur war. 1883 erhielt er das Kommando des Seebataillons, 1889 wurde ihm die neu errichtete Stelle eines Inspekteurs der Marine-Infanterie übertragen und im März 1890 wurde er zum Kommandeur der 20. Infanteriebrigade ernannt.

In Berlin fand Sonntag den 25. Oktober eine Gedenkfeier für den am 2. März 1887 verstorbenen Professor der Botanik Dr. August Wilhelm Eichler, unseren hessischen Landsmann (s. „Hessenland“, Jahrg. 1887, Nr. 6), im botanischen Museum der Universität am Wilmersdorfer Weg statt. Den Anlaß dazu gab die Enthüllung der Marmorbüste Eichler's, die im Palmensaale des Museums aufgestellt worden ist. Gestiftet wurde die Büste, ein Werk von Siemering, von Freunden und Schülern Eichler's, und einen besonders namhaften Betrag steuerte dazu neben der preußischen Staatsregierung der ehemalige Kaiser von Brasilien bei. Die Gedenkfeier, der auf Ehrenplätzen die Hinterbliebenen Eichler's, weiterhin zahlreiche Mitglieder des Lehrkörpers der Universität und der Akademie der Wissenschaften, sowie die Angehörigen des botanischen Gartens beiwohnten, wurde durch Gesang eingeleitet. Den Haupttheil der Gedächtnißfeier aber stellte die Denkrede dar, welche Prof. Engler, der jetzige Direktor des botanischen Gartens, auf Eichler, seinen Vorgänger, hielt. Den Schluß der Feier bildete abermals Gesang. Die Studentenschaft war bei derselben durch Abordnungen der Vereine für Naturwissenschaften und Medizin, und für Pharmakognosie vertreten.

Universitätsnachrichten. Bei der durch den akademischen Senat der Universität Marburg am 16. Oktober vorgenommenen Rektorwahl wurde der Professor in der juristischen Fakultät Dr. Rudolf Leonhard zum Rektor für das Amtsjahr 1891/92 gewählt. Die feierliche Einführung fand, nach telegraphisch erfolgter Bestätigung, am 18. Oktober, zum ersten Male in der neuen Universitäts-Aula, statt. Der abtretende Rektor, Professor der Mathematik Dr. Weber, gedachte in seiner Rede der wichtigsten Begebenheiten der Universität im verflossenen Amtsjahre und übergab hierauf die Rektorwürde seinem Nachfolger. Nach altehrwürdigem Herkommen wurden dem neuen Rektor nunmehr die Insignien seiner Würde überreicht. Zunächst die Szepter, das alte von dem Stifter der Universität herrührende Symbol der Amtsgewalt, sodann die Privilegien und Statuten, das Album der Universität, die Annalen, das Siegel, die Schlüssel zum Universitätsgebäude und endlich die von Sr. Majestät dem hochseligen Kaiser und König Wilhelm I. verliehene und mit seinem Bilde versehene Amtskette, die nach des Gebers Willen des Rektors Brust schmücken soll. Se. Magnifizenz der neue Rektor hielt hiernach eine Antrittsrede aus dem Stegreife, nachdem er deshalb um die Nachsicht der Festversammlung gebeten hatte. Er sprach über die Bedeutung des kanonischen Rechtes für das Verständniß des gegenwärtigen Zivilprozeßwesens. — Die zur Feier erschienene Festschrift von dem Professor der Theologie Dr. Mirbt hat zum Gegenstand die Wahl Gregor's VII. — Der Privatdozent der Chemie Dr. Wilhelm Roser in Marburg hat eine Berufung als außerordentlicher Professor an die Universität Jena erhalten. — In der philosophischen Fakultät der Universität Marburg habilitirten sich am 23. Oktober als Privatdozenten die Doktoren der Philosophie Albrecht Dieterich und Fr. W. Küster. Ersterer hatte zu seiner Antrittsvorlesung „die Entwickelung des Epitaphios und der Laudatio funebris“ und die Vertheidigung seiner Habilitationsschrift „de hymnis Orphicis“ und letzterer „die Einführung der Begriffe Atom und Molekül in der Chemie“ gewählt.

Hessische Bücherschau.

Nachdem bereits zu Ende Juli oie vom Verein für hessische Geschichte nnd Landeskunde herausgegebenen „Mittheilungen“, Jahrgang 1890, I.—IV. Vierteljahrsheft zugleich mit dem Verzeichnisse der Mitglieder des Vereins (aufgestellt im April 1891) zur Vertheilung gelangt sind, ist jetzt auch der neue Jahrgang der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, neue Folge 16. Band (der ganzen Folge 26. Band), im Kommissionsverlage von A. Freyschmidt in Kassel erschienen und den Mitgliedern zugestellt worden. Der uns vorliegende Band enthält folgende Aufsätze und Abhandlungen: 1) die Heirath Jolanta's von Lothringen mit Wilhelm,

Landgrafen von Hessen, von Carl von Stamford; 2) Inventarium der Artillerie Landgraf Philipp's des Großmüthigen, von Joseph Schwank; 3) die Jerusalemfahrten der Grafen Philipp Ludwig (1484) und Reinhard von Hanau (1550), von Reinhold Röhricht; 4) die Antithesis Christi et Papae in der Schloßkirche zu Schmalkalden, von Otto Gerland; 5) Beiträge zur Geschichte der Schifffahrt in Hessen, besonders auf der Fulda, von Hugo Brunner; 6) aus den letzten Tagen des Königreichs Westphalen; 7) die Theilnahme des Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen am Oesterreichischen Krieg 1809, von Willi Varges; 9) aus alten Geschoßregistern, von Gustav Siegel.

Das kürzlich ausgegebene 10. Heft der Zeitschrift des Vereins für Hennebergische Geschichte und Landeskunde, Schmalkalden und Leipzig, Kommissionsverlag von F. Wilisch's Buchhandlung (Max Westphal), enthält außer dem Mitgliederverzeichnisse nachstehende Aufsätze: 1) die innere Einrichtung eines Fürstenschlosses im 16. Jahrhundert (Wilhelmsburg in Schmalkalden), von Dr. Otto Gerland, Senator und Polizeidirigent in Hildesheim; 2) Entstehung und erste Entwickelung des ehemaligen Klosters in Herrenbreitungen, von Pfarrer August Vilmar, früher in Herrenbreitungen, jetzt in Schmalkalden; 3) die Steinmetzzeichen des Kreises Schmalkalden, von R. Matthias, Apotheker in Schmalkalden. — Dem Vorberichte zu dem vorliegenden Hefte entnehmen wir, daß der Verein für Hennebergische Geschichte und Landeskunde im Jahre 1873 auf Veranlassung des Archivrathes Professor Dr. Brückner in Meiningen durch die Herren Rechtsanwalt Dr. Otto Gerland, Superintendent Wiß, Obersekretär Klingelhöffer, Bergdirektor Neuber, Kaufmann Baumbach, Obersekretär Großheim, Hotelbesitzer Pfannstiel und Kantor Fuldner in Schmalkalden gegründet worden ist. Während der 18jährigen Zeit seines Bestehens ist derselbe eifrig bemüht gewesen, die reiche geschichtliche Vergangenheit von Stadt und Kreis Schmalkalden zu erforschen und die daselbst vorhandenen geschichtlichen Denkmäler zu pflegen und zu erhalten. Der Verein zählt gegenwärtig 92 ordentliche und 6 Ehrenmitglieder. Einen geradezu überraschenden Umfang haben die im Laufe seines Bestehens angelegten Sammlungen angenommen. Letztere sind in acht Räumen des Schlosses Wilhelmsburg untergebracht; die Bibliothek umfaßt weit über 8000 Bände, und ist ihre Aufstellung und Katalogisirung nach Fächern in den letzten zwei Jahren eifrig gefördert worden. Die kulturhistorische Sammlung weist gegenwärtig 2260, das Archiv 1983 Nummern auf. — Der Verein gab in den Jahren 1875, 1877 und 1880 die ersten drei Hefte seiner Zeitschrift heraus, es folgten dann bis zum Jahre 1889 sechs Bücher und zwei Bände Addenda und Corrigenda der Historia Schmalcaldica von Johann Konrad Geisthirt in sechs Heften, sodaß das jetzt vorliegende Heft die zehnte wissenschaftliche Veröffentlichung des Vereins bildet. — Der gegenwärtige Vorstand des Vereins besteht aus den Herren Apotheker R. Matthias, Vorsitzendem; Oberförster Baustädt, stellvertretendem Vorsitzenden; Postsekretär J. Völker, Schriftführer; Rentner E. Chr. Wolf, Kassierer, sämmtlich in Schmalkalden.

Von Franz Treller, unserem hessischen Dichter und Schriftsteller, der sich durch seine Erzählungen „Gela“ und „Marielies“, sowie durch sein Volksspiel „Philipp der Großmüthige“ bereits in der zeitgenössischen Literatur einen sehr geachteten Namen erworben hat, und dem auch unsere Zeitschrift „Hessenland“ treffliche Beiträge, wie „Wolnoth“, „der lange Hennes“, „die Botenfrau“ ꝛc. verdankt, wird demnächst bei Max Brunnemann in Kassel unter dem Titel: „Vergessene Helden, eine Erzählung aus dem nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege“ ein neues Werk erscheinen, zu dem der Verfasser das reiche Handschriftenmaterial der Landesbibliothek zu Kassel, sowie die vorhandene kriegsgeschichtliche Literatur benutzt hat, dabei jedoch nicht einseitig deutschen und hessischen Schriftstellern allein gefolgt ist, sondern gleichzeitig englische und amerikanische Historiker, vor allen Stedman und Bancroft, zu Rathe gezogen hat. Der Gegenstand des Werkes selbst ist gerade für uns Hessen von besonderem Interesse, und der Name Franz Treller bürgt allein schon dafür, daß wir es hier mit einer gediegenen literarischen Schöpfung zu thun haben, die denn auch des besten Erfolges sicher sein kann. F. Z.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 22. Kassel, 16. November 1891.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1891 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2847.

Geistesgruß.

Ist's Dir bisweilen nicht, als hätte
Sich Jemand neben Dir geregt,
Als ob auf Deine beiden Hände
Sich eine andre Hand gelegt?

Ward Dir bisweilen nicht zu Muthe,
Als habe man Dich leis' genannt, —
Und ahnst Du nicht, woher der Zauber,
Der dann die Seele Dir umspannt?

. . . Mein Sehnen ist's, das seine Flügel
Müd' neben Dir zusammen schlägt
Und, vor Dir niederknieend, traurig
In Deinen Schooß die Stirne legt.

Ricardo Jordan.



Hessenlandes Urbewohner.

Von P. Noll.

(Fortsetzung.)

Wie Arnold, Ansiedelungen 2c. S. 78, bemerkt, sind die Namen der Bäche und Flüsse älter als die Namen der daran liegenden Ansiedelungen. Oft wurde geradezu der Name eines Baches auf das in der Nähe liegende Gehöfte übertragen und der Bachname einfach zum Ortsnamen, wie Bibraha, Steinaha, Hosbach, Laubach, Marbach u. v. a.

Da nun die Bäche nach Personen benannt sind, wie die Namen Friesonaha, Hunaha, Eburaha, Suabaha, Aldolfesbach, Berolfesbach, Eggihardesbach, Folmaresbach, Elimaresbach u. s. w. unzweifelhaft darthun, so kann man aus den Bachnamen die Namen der Uransiedler eruiren.

In der folgenden Zusammenstellung von hessischen Bachnamen, neben welche die entsprechenden Personennamen gestellt sind, lernen wir die ältesten Bewohner Hessens kennen.

Die Personennamen finden sich in Förstemann, Altdeutsch. Namenbuch (F.), Piper, Libri Confraternitatum (P.), Beyer, Mittelrhein. Urkundenbuch (B.), Redlich, Die Traditionsbücher des Hochstifts Brixen (R.), Wartmann, Urkundenbuch von St. Gallen (W.), Dronke, Cod. dipl. Fuld. (D.), Cod. Nassoicus, Cod. Lauresh.

Es sei noch bemerkt, daß die germanischen Personennamen fast ausnahmslos zusammengesetzt, zweistämmig waren, für den Hausgebrauch aber und den vertraulichen Verkehr gekürzt zu werden pflegten, vergl. Heintze, Die deutschen Familiennamen, S. 20. Ich habe darum manchen gekürzten Namen die Vollnamen, mehrmals auch verwandte Namenbildungen hinzugefügt.

Ahl, Aldaha	Aldo, P. Alto, D.	Aldrad, Aldulf, F.
Ahne	Ano, D.	Anabert, Anifred, F.
Angersbach	Anger, Antger, Antgar, F.	Anthart, Anthelm, F.
Antref, Antrafa	Anter, Antheri, F.	Antmund, Antrad, F.
Aschenbach	Asco, D.	Ascarich, Asculf, F.
Asbach Asphe und Esphe	Aso, D. Asi, F.	Asbert, Asbrant, Asfrid, Asgrim, Asulf, F.
Aula, Owilaha	aus Deminutiv von Owo, Ouwo, oder von Uvilo, F.	
Aura, Uraha	Uro, P.	Urard, Urold, F.
Banfe (aus Banafa oder aus Bandafa)	Panno, Bando, F.	Bandrad, Pandulf, F.
Baune, vergl. Bunaha, j. Baunach	Buno, B. Buono, F.	Bonibert, Bonifred, F. Bunhard, Nas.
Bebra, Biberacha Bieber, Bibaraha Berfa, Bibaraffa	Pipara, F.	Bebrimod, F.
Beise	Biso, D.	Bismod, Bisinus, F.
Bimbach, Biunbach	Bio, F.	
Blankenbach	Blancho, F. Blanca	Blanchard, F.
Bleiche		Blicger, Blictrud, F.
Bubenbach	Bubo, Buobo, F.	
Dammersbach, Dagemaresbach	Dagemar, Tagamar, F.	
Dautphe, aus Dutafa	Duto, F. Duoto, D.	
Dause	Tuso, R.	Tusolf, F.
Drusel	aus Deminutiv v. Druso, P; Truzo, F.	Drusan, Drusing, P.

Diemel	Tiemela, P. Deminutiv von Diemo, B. Thiemo, P.	
Eder, Adrana, Aderna, Adrina	Adarus, F. Adher, D.	Adrabald, Aderhilt, Adarulf, F.
Efze, Effese	Evizo, F. Ebizo, R.	
Eitra, Eiteraha	Eitar, P.	
Elbe Ortsn. Aelvinu, Elben	Albo, F. Alvin, B.	
Ellenbach	Ello, F.	Ellrat, P. Ellebod, Ellimuot, F.
Elm, Elmaha	Almo, F.	Elmburg, Elmerich, P.
Ems	Amize, Amisa, P. Emezo, P.	
Erpe	Aripo, R. Erpo, F.	Erpmund, Erpwin, Erpulf, F.
Esse	Esso, Ezzo, F.	
Fachbach	Faho, P.	Faholf, Fahswind, F.
Fahrenbach	Faro, F. Faru, P.	Faramund, Farabert, F.
Fliede	Fleido, F.	Flidulf, Gerflidus.
Fulda, Vulta, Vultaha, Vuldaha vergl. Ortsnamen: Vultaburch, F., und die Flußnamen Vulturnus, Vultunna, Vultdraca, Buck, in Alemannia, Bd. 8.	Vult (im Gefolge des Gothenkönigs Totilas)	Vultegisus, Vulterat, Vulderich, Vuldechin, Fuldoinus, Fultbertus, Fultelm, P. Vuldulf, F. Vultgangus, B. Wahrscheinlich zusammenhängend mit goth.: vulthus = Ehre, Herrlichkeit.
Geisa	Giso, D.	Gisbert, Gisfrid, Gisemar, F.
Gisel, Gisilaha	Gisel, D. Gisal, F. Gisila, F.	Gisilbracht, Gisilher, F.
Göns, Gundissa	Gunzo (aus Gundizo) vergl. Cunissa, bei Stark, Kosenamen, S. 78.	Gundher, Gundhelm, F.
Hanfe (aus Hanafa)	Hanno, P.	Hanolt, Hanulf, F.
Hattenbach	Hatto, F.	Hadubrant, Hathumar, F.
Hatzbach	Hazzo, B.	
Heinebach, Hagenebach, Heginebahc	Hagano, Hagino, Hegino, F.	Haganrich, Haginulf, F.
Iba	Ibo, P.	Ibald, Ibert, Iburc, F.
Ibra	Ibor, F. (Longobarde)	Iberwin, Iburin, F.
Jossa, Jazaha	Jazo, F.	
Kebel, Cavilla	Gabilo, F. oder Deminutiv von Kavo, Cawo, F.	
Kinzich, Chinzicha	durch zweimalige Kürzung von Chindus, F.; vergl. Diezecha, Reinzecho, bei Stark.	Chintila, Chindasvinth, gothische Königsnamen.
Lingelbach	Deminutiv von Linko, F. Lincho, P.	
Lahn, Loganaha, Lagenahe	Logus, Loha, Lohan, P. Lago, F.	Logobreth, P. Lagipert, Lahildis, F.; vergl. auch Burgalah, Gerlah, D. Berolog, Horlag, P.
Losse, Lotzmane, Losmanne vergl. die griech. Flußnamen: *Μαίανδρος, Σκάμανδρος.*	Luzman, F. Luzemannus, B.	Lozhilt, F. Luzwib, P.
Lüder, Lutaraha	Luthar, Ludher, D. Lutar, F.	
Lauderbach, Luderenbach	Hlodhar, F.	
Morschen, Mursenaha	Morse, P. Maurice, P.	
Matzoft (aus Matzoffa)	Mazzo, B. Matzo, F.	Mazhilt, Mazolf, F.
Meckbach	Maccho, Mecco, P.	Megiher, Magwin, F.
Nidda, Nitigis, Nitaha	Nitigis, Nitho, F.	Nidhard, Nidgar, Nither, F.
Netphe	Nitho, F.	Nithildis, Nidolf, F.
Netra	Nither, F. Netra, B. oder Nadhere, B.	Natbold, Nadker, F.
Nässe	Nazo, F. Nassi, Laur. Nesse, W.	Nato, F.
Nieste } Nüste, Niusta }	Neosta, D. Superlativ von Niu; vergl. den Familiennamen: Jüngst.	

Notref	Nothar, Nother, F.	Notger, Notburgis, F.
Ohm, Amanaha,	Amo, Amano, D. Amino, W.	Amanolt, Amanulf, F.
Ottrau	Otheri, P.	Authari, F.
Pfife, Phiopha	Bio, F. Piho, Laur. Pie, P.	
Reichenbach	Richo, F. Reiccho, Necrol. S. Gall.	Richart, Richboto, F.
Rimbach	Rimo, F.	Rimolt, Rimulfus, Rimistein, F.
Rhina, Rinaha	Rinus, F.	Rinfred, Rinolt, Rinulf, F.
Rodenbach	Rodi, F.	Rodobert, Rodorich, F.
Rombach, Rohunbach	Roho, F.	Rohfrid, Roholf, F.
Ronaha (aus Rohonaha)	Roho, F.	Hrohhart, F.
Rosbach	Rosa, F.	Rospert, Roslindis, F.
Sontra	Sundheri, D.	Sundrolf, Sundarolt, F.
Schwalm, Sualmanaha		Swala, F. Suelman, P.
Sichelbach	Sigilo, F.	
Schweinfe, Swinefa	Suuein, P. Sweino, R. Suin, P.	Swinbert, F.
Twiste vergl. Tuwesten, Zwesten.	aus einem Namen, dessen Stamm in dem goth. Verbum thvastjan sich findet.	vergl. auch Tuisto, Stammvater der Germanen, quem celebrant carminibus antiquis. Tac., Germ. c. 2.
Treisbach	Traso, F., oder ursprünglich Tragisbach, von Trago, F., wie Dreisam aus Tragisamo.	Trasulf, P. Tresbert, B. Trageboto, D.
Truse, Drusanda	Drusunda, R.	
Vockenau	Vocco, P.	
Wichoft	Wicho, B. Wico, P.	Wichbert, Wichraban, F.
Urf (aus Urafa)	Uro, P.	Urald, Urolf, W.
Use und Ausbach	Usso, F. Uzo, P.	Uswart, Usingus, P.
Wahlebach, Waldahe	Waldo, F.	Waldhar, Waldomar, F.
Warme		Warmedrudis, F.
Weddeman	Widiman, F.	Widukind, Widogast, F.
Wetter, Wetteraha	Wither, Witar, Witer, F. Wadheri, P.	Withelm, Witmund, F. Wederich.
Wehre	Wero, F.	Werolf, D.
Wohra, Waraha	Woro, F. Waro, B.	Warman, Warmut, Warolf, F.
Zillbach	Zilo, F.	Zilimund, Zilward, F.

Kasseler Kinderliedchen,

gesammelt und erläutert von Dr. Gustav Eskuche und Johann Lewalter.

(Fortsetzung.)

206) Blau, blau Fingerhut,
Wer hat das ganze Ehrengut!
Jungfer sie muß tanzen
In einem Rosen-Kranze,
Jungfer, sie muß stille stehn,
Dreimal, dreimal rumzudrehn.
Schifflein, Schifflein, kniee dich,
Kniee dich zu meinen Füßen,
Daß ich dir verzeihen muß,
Einen mußt du küssen.
Du bist der Schönste, der Schönste,
Und du bist der Allerschönste.

Die Kinder bilden einen Kreis, ein Kind in der Mitte dreht sich bei deren Gesang dreimal herum und kniet nieder; darauf geht es im Kreise herum, zeigt auf zwei Kinder als die schönsten und nimmt ein drittes, als das allerschönste, an seiner Statt in die Mitte des Kreises. — Das Lied ist wahrscheinlich aus dem schon besprochenen mittelalterlichen Kranzsingen entstanden; die ersten Worte bleiben unklar, auch bei Vergleich mit dem süddeutschen Spruch: Nadle, Fadle, Fingerhut, Ist der Närin Heuregut. Hier ist gewiß die blaue Blume gemeint, während Ehrengut gewiß das Ehrenkränzlein bezeichnet. Schifflein ist entstellt aus Schäflein, hier soviel wie Mädchen; vgl. die umgekehrte Wandlung von Schiffchen zu Schäfchen in dem vom Meere zu uns gekommenen Spruche: Er hat sein Schäfchen im Trockenen, d. i. sein Schifflein aus der stürmischen See glücklich an's Land gebracht.

207) Jammer ja hier und da,
Was ich euch kann sagen.
Hab' verloren meinen Schatz,
Schließt mir auf den Garten.

Traurig, traurig, immer traurig,
Hab' verloren meinen Schatz.
Will mal zuseh'n auf diesem Platze,
Ob ich ihn nicht finden kann.

Ja, ja, das ist mein Schatz,
Der mich so betrogen hat.

In den Kreis der singenden Kinder tritt eins bei den Worten: „Schließt mir auf den Garten", hält sich bei „Traurig, traurig" die Hände, als ob es weinte, vor die Augen; sucht sich bei „will mal zuseh'n" einen Schatz aus den andern und tanzt mit dem wiedergefundenen Liebchen im Kreise herum. (Lewalter I, 29). — Der zweite Theil des Liedes entstammt einem Liede, das ältere Leute sich erinnern, als Kinder so gesungen zu haben:

208) Traure, traure, übertraure,
Hab' verloren meinen Schatz,
Will mal seh'n in diesem Garten,
Ob ich ihn wohl finden kann.
Ja, ja, das ist mein Schatz,
Der mich so betrogen hat.

209) Im Sommer, im Sommer da geht man spazieren
Mit lauter, mit lauter jung'n Herrn und Off'zier'n.

Ein Diener, ein Diener, der steht ei'm wohl schön.
Da muß man, da muß man sich dreimal rumdrehn.

Ein Knixchen, ein Knixchen, das steht ei'm wohl schön,
Da muß man, da muß man sich dreimal rumdrehn.

Das Klatschen, das Klatschen, das steht ei'm wohl schön,
Da muß man, da muß man sich dreimal rumdrehn.

Wer mir die Gans gestohlen hat,
Der ist ein Gänsedieb,
Wer mir sie aber wiederbringt,
Den hab' ich herzlich lieb!

Die Kinder, im Kreise, doch nicht angefaßt, führen zu dem Gesange die einzelnen Geberden aus, den Diener der Herren, den Knix der Damen, das Händeklatschen, und drehen sich danach je dreimal um. Schließlich stürzen sie unter lauterem und schnellerem Singen auf das Kind los, das schon vorher als Gänsedieb heimlich verabredet worden ist.

210) Wollt ihr wissen, wie der Bauer,
Wollt ihr wissen, wie der Bauer
Seinen Samen ausstreut?
Seht, so macht's der Bauer,
Seht, so machts der Bauer:
Wenn er Samen ausstreut.

Wollt ihr wissen, wie der Bauer u. s. w.
Seinen Hafer einnimmt u. s. w.
Sein Kindchen einsust?
Sein Kindchen ausfährt?
Sein Schnäpschen einschenkt?
Sein Schnäpschen austrinkt?
Sein Schnäpschen bezahlt?
Sein Weibchen ausklopft?
Betrunken nach Hause kommt?

Die Kinder stehen in einem Kreise und begleiten ihr Lied mit lebhaftem Geberdespiel. Der Sinn ist, daß der Bauer das Geld für den eben geernteten Hafer vertrinkt, betrunken nach Hause kommt und seine Frau prügelt. Die dritte und vierte Strophe sind wohl späterer Zusatz (Lewalter II, 8).

211) Ihr Täubchen, ihr Täubchen,
Kommt alle zu mir!
Wir dürfen nicht!
Warum denn nicht?
Der Wolf ist da!
Wo sitzt er denn?
Im Loche.
Was frißt er denn?
Das grüne Gras.
Ihr Täubchen, ihr Täubchen,
Kommt alle zu mir!

Bei diesem reizenden, halb gesprochenen Wechselgesange ist ein Kind die Taubenmutter, die anderen die Täubchen, und irgendwo versteckt lauert eins als Wolf, der am Schlusse, wenn die Täubchen dem Lockrufe der Mutter folgen, hervorbricht und ein Täubchen hascht.

212) Ohne bohne, dicke Maus,
Komm' heut' Abend vor mein Haus!
Ich will dir was schenken.
Was dann?
Einen gold'nen Vogel,
Vogel soll mir Heu geben,
Heu will ich Kuh geben,
Kuh soll mir Milch geben,
Milch will ich Bäcker bringen,
Bäcker soll mir Kuchen backen,
Kuchen will ich Vater geben,
Vater soll mir Thaler geben,
Thaler will ich Mutter geben,
Mutter soll mir Kleidchen kaufen,
Kleidchen will ich Schneider bringen,
Schneider soll mir's machen.
Hu, was werd' ich lachen!

Das Lied wird und wurde besonders früher häufig im Schrittanz gesungen, es hebt wie ein Zählreim an mit ohne — bohne = eins, zwei. Dicke Maus ist unklar, vielleicht halb spöttige Anrede des Kindes. Der gold'ne Vogel, der den Reichthum in's Haus bringt, erinnert sehr an das friesische Räthsel vom Hahn: Es flog ein Vogel Stark Ueber Dänemark. Was hatte er in seinem Kopfe? Sieben Pfund Hopfen. Was hatt' er in seinem linken Bein? Einen Hammer und einen Schleifstein. Der Hahn, der Vogel des Erntesegens, trägt hier die Zeichen des Gottes Thôr (Donar), Hammer und Schleifstein; er sorgt für gute Witterung, drum steht er auf Dach- und Thurmspitzen; er wird nach jeder Fruchternte als der Segenspender gefeiert; versäumt man, ihn so zu verehren, so zündet er das Haus, das er erst beglückt hat, selbst an. Der rothe Hahn wird auf's Dach gepflanzt.

213) Es kamen zwei Pantoffeln herein
Ade! ade, ade!
Was wollen die zwei Pantoffeln herein?
Ist wohl der Herr Pastor zu Haus?
Was soll der Herr Pastor zu Haus?
Wir wollten ihm ein Briefchen schreiben.
Was soll denn in dem Briefchen stehn?
Die jüngste Tochter Braut soll werden.
Die jüngste Tochter geben wir nicht.
Dann schmeißen wir die Scheiben ein.
Dann machen wir die Schaltern zu.
Dann stecken wir das Häuschen an.
Dann löschen wir's mit Apfelwein, —
Der Herr Pastor hat uns erlaubt,
Die jüngste Tochter soll werden Braut.

Bei diesem Brautwerbe-Lied schreiten die zwei Brautwerber auf die in langer Reihe nebeneinander aufgestellte Familie der Braut zu und bei dem Rundreim wieder zurück; es antwortet ihnen, mit Sang und Schritt, die Familie der Braut. So geht's in lebhaftem Wechselspiele bis zum Schluß. — Die Pantoffeln bedeuten die Brautschuhe, wie noch heute an manchen Orten die Braut während des Hochzeitsmahles beschuht oder auch auf scherzhafte Weise entschuht wird, wie auch König Rother einst als Brautwerber in Byzanz die Königstochter beschuhte. Das Ade klingt schon wie das Klagelied der vom Elternhause scheidenden Braut (Lewalter II, 35).

214) Der Sandmann kommt,
Der Sandmann kommt,
Er hat so schönen weißen Sand,
Ist allen Leuten wohl bekannt.

Das Lied, wie 204 gespielt, entstammt gewiß der Zeit der ungestrichenen Dielen, da die Sandbauern noch häufiger ihr Jausah! (Strau- d. i. Streusand) in unseren Straßen ertönen ließen.

215) Es zog ein Mann durch Asienland, hohopp,
Es zog ein Mann durch Asienland, Rilo Rilo hohohopp,
Es zog ein Mann durch Asienland, Rilo, Rilo hopp.
Er hat sein Esel an der Hand.
Drauf legt er seine Leinewand.
Drauf geht er zur Frau Schneiderin.
Mach mir daraus ein Käppelein.
Drauf geht er zur Frau Hahnebeck.
Wie steht mir denn mein Käppelein?
Es steht dir wie ein Köckelschwein.
Drauf geht er zur Frau Schneiderin.
Ihr habt verschnitten mein Käppelein.

Innen im Kreise stehen zwei Kinder, der Mann mit dem Esel; auch die Frau Schneiderin und Frau Hahnebeck werden nachher durch zwei Kinder in der Mitte dargestellt, die Leinwand durch ein Stück Papier angedeutet. Zum Schluß prügeln Mann, Esel und Frau Hahnebeck die ungeschickte Putzmacherin durch. — Das Lied hat gewiß recht alte Stücke. Köckelschwein ist unverständlich, vielleicht entstellt aus: Köckelein, d. h. Gockelhähnchen.

216) Meine Mutter backt Kreppeln,
Se backt se so hart,
Se schließt se in'n Keller
Und giebt mer nit satt.
Se giebt mer drei Brocken,
De Hühner zu locken:
Komm', Bib, komm', Bib, komm', Bib!
Und wenn's meine Mutter
Noch einmal so macht,
Dann nehme ich mein Bündel
Und sage Gute Nacht!
Und gehe nicht weiter
Bis über die Brücke
Und kehre mein Lebtag
Nit wieder zurück.

Dies Tanz-Lied, einst in Kassel sehr beliebt, gleicht durch den neckischen Ton und den hüpfenden Wortfall sehr einem Schnadahüpfl, aus dem es vielleicht entstand. Der lustige Schluß, daß der böse Junge nie wieder heimkommen will, sich aber dabei doch nicht weiter als zur nächsten Brücke wagt, erinnert an den Peter in der Fremde.

217) Haben Sie Lakwendel,
Großmarin und Timian
Und ein wenig Quendel?
Ja, Madam, das haben wir
Draußen in dem Garten;
Will Madam so gütig sein
Und ein wenig warten?
Johann! hol den Sessel rein
Mit der gold'nen Spitze,
Will Madam so gütig sein
Und ein wenig sitzen?

Das Lied wird gesprochen und lebhaft dargestellt. Zum Apotheker kommt eine gar feine Madam, für die der Johann schnell einen gold'nen Sessel herbeiholen muß; sie wünscht Lavendel (gegen Migräne!), Rosmarin (als Pomade!), Thymian und, was dasselbe ist, Quendel (als Duftöl).

218) Dort oben auf dem Berg,
Dort oben auf dem Berg,
Dort oben auf dem pol'schen Berg,
Juchheisa, vivat pol'schen Berg.
Dort oben auf dem Berg,
Da steht ein altes Haus.
Wer wohnt im alten Haus?
Da wohnt 'ne alte Hex.
Die Hex, die hat ein Kind.
Das Kind, das hat 'ne Magd.
Die Magd, die hat 'nen Knecht.
Der Knecht, der hat 'ne Kuh.
Die Kuh, die giebt uns Milch.
Was macht man aus der Milch?
Man macht daraus ein Käs.
Was macht man mit dem Käs?
Man bringt ihn auf das Markt.
Da kam ein alter Mann.
Was kost't denn so ein Käs?
Drei Batzen und ein Loch.

In der Mitte des Kreises steht ein Kind als altes Haus; es nimmt aus der Runde eins zu sich in die Mitte als Hexe, die sich wiederum ihr Kind wählt, usw. Die Kinder innen

bilden auch einen Kreis, den der Außenkreis singend umtanzt.

219) Wir wollten gern die erste Tochter,
Heisa Fifilatus!
Was wollen Sie mit der ersten Tochter?
Wir woll'n sie in ein Kloster haben.
In was für'n Kloster wollen Sie se haben?
In das Sankt-Maria-Kloster.
Was soll sie in ei'm Kloster machen?
Sie soll das Sticken und Stricken lernen.
Das hat sie schon bei uns gelernt.
So soll sie waschen und bügeln lernen.
Nun, so nimm sie hin zu dir.
Ade, ade, lieb Mütterlein,
Nun muß ich von dir scheiden,
Ich komme in ein Klösterlein
Und muß da viel arbeiten,
Ich kriege Schläge mit der Ruth,
Daß meine Finger bluten.
Ade, ade, ade!

Das Lied wird ebenso wie 213 gesungen und geschritten, nur daß bei dem Abschiedsliede der armen Nonne, das meist die ganze Kinderschaar mitsingt, der Rundreim Fifilatus (entstellt aus Vitus und Pilatus?) wegfällt.

Die Ruthe war ehemals in Schulen und Klöstern die Hauptlehrmeisterin, ist doch Luther als Klosterschüler an einem Vormittag fünfzehn Mal geprügelt worden, hat doch Melanchthon von seinem Lehrer Hungarius für jeden Lateinschnitzer einen Streich bekommen. Und selbst Geiler von Kaisersberg, der seiner Zeit größere Milde in der Schulzucht predigte, räth gegen lügenhafte Kinder: so solt du birckinquesten machen von birckinreißen und mit denselbigen jnen das weren, das sie hinten un fornen blitzen und uffspringen. (Schluß folgt).

Nur eine Nacht.

Von H. Keller-Jordan.

Der große Saal des Odeon war bis zum letzten Platze vergeben. Es hatte sich in demselben die vornehme geistige und künstlerische Welt der Residenz versammelt, und die Zuhörer lauschten mit verständnißvoller Hingabe dem meisterhaften Zusammenspiele des Orchesters. Man debütirte mit einem alten, hier noch nie gehörten Werke von Berlioz.

Die Aufführung der interessanten Komposition, die neue gedankenvolle Harmonien zum Ausdruck brachte, schmeichelte sich bald in kapriziösem Gesäusel, bald in wuchtigen Akkorden in das Ohr des Hörers.

Das Konzert nahte bereits seinem Ende, ein inniges Adagio verlor sich in stürmischem Presto, und die Töne brausten in mächtiger Fülle durch den weiten Raum.

Ein junger schlanker Herr, der an einer der seitlichen Säulen lehnte und mit der Musik offenbar seine eigenen Gefühle durchwoben fühlte, — seine Züge trugen einen seltsam bewegten Ausdruck —, rückte, als ob das Konzert in der That schon zu Ende sei, mit Geräusch seinen Stuhl und richtete sich in die Höhe —, dann fuhr er zusammen, setzte sich wieder und vergrub sein Gesicht in der Hand. Er konnte beruhigt sein, dort saß sie noch, die auffallend schöne Dame mit den feinen rothen Lippen und den großen dunklen Augen, die feucht flimmerten, so oft sie die Richtung suchten, wo er saß —, dort war sie noch in ihrer vollen bestrickenden Schönheit.

Er hatte kein Auge von ihr verwandt! Selbst künstlerisch veranlagt, konnte er die Glut und Leidenschaft der Musik begreifen; seine eigenen Gedanken in ihrem Ebben und Fluthen schienen ihm nur der Text, denen das Meisterwerk gesteigertes Leben gab. Es hatte in den letzten Monaten so Vieles seine Seele durchstürmt! Seitdem er von Petersburg als Attaché zur Gesandtschaft der Residenz beordert worden war, hatte er eigentlich keinen andern Gedanken gehabt als das schöne Mädchen dort, welches so bescheiden neben der Mutter saß. Er hatte sie schon in den ersten Tagen nach seiner Ankunft als Gretchen im Hoftheater bewundert, freilich mehr ihre äußere, regelmäßige Schönheit als den Geist ihres Spieles, aber dennoch, es ärgerte ihn, wenn man im Café Leopold, wo er zu Mittag speiste, ihre Künstlerschaft anzweifelte. Man sprach überhaupt nicht viel über sie; wurde ihr Name einmal unter den jungen Tonangebern der Aristokratie bei Gelegenheit einer neuen Aufführung genannt, so ließ man ihn ebenso rasch, wie etwas Unwesentliches, wieder fallen und verweilte mit viel größerem Interesse bei den übrigen Künstlerinnen.

Sonderbar! Er begriff das nicht. Für ihn war sie der Inbegriff vollkommenster weiblicher Schönheit! Sie war so sittig, anmuthig und bescheiden in der Straße, so anständig und gemessen auf der Bühne, einerlei in welcher Rolle sie auch auftreten mochte. Freilich nannte das mancher schwer zu befriedigende Kritiker kalt und temperamentlos und konnte sich weder bei ihrem Spiele noch bei ihrer Schönheit erwärmen, aber er selbst, er war überzeugt, es ärgerte die Leute

nur, daß sie mit ihren Blumenkörben und Einladungen kein williges Gehör fanden.

Von ihrem sonstigen Leben hatte er nur Weniges in Erfahrung gebracht, es drängte ihn auch nicht sonderlich dazu. Man hatte zuweilen, wenn von ihr die Rede war, eine Bemerkung fallen lassen, überlegen gelächelt, als wisse ein Jeder was in ihrem Leben läge; die Frage aber, die dann über seine Lippen wollte, blieb ungesprochen. Er hatte das vage Gefühl, als könne mit einem einzigen Worte etwas in ihm zerstört werden, etwas Unersetzliches. Er liebte Cäcilie Robert, er war entschlossen sie zu seinem Weibe zu machen, wenn er nur ein einziges Mal mit ihr gesprochen haben würde, und einmal diese Augen in die seinen tauchten, wenn er wüßte . . . . O Gott, er konnte es nicht ausdenken, er liebte sie, und selbst für sie sterben zu können, dünkte ihm Glück.

Ein ihm bekannter Maler, der eben aus England gekommen war, wo er Jahre geweilt hatte, und dem er sich anvertraute, ersann endlich eine List, um ihm zur Möglichkeit zu verhelfen, sich ihr zu nähern. Er malte das Bild der Künstlerin nach einer Photographie und bat sie schriftlich, ihr dasselbe überreichen zu dürfen und ihm Tag und Stunde zu nennen, wann sie zu sprechen sei. Die Dame, die sonst niemals Herren bei sich sah, machte wirklich eine Ausnahme und willigte ein, ihn zu empfangen. Statt seiner sollte nun der junge Diplomat — das kleine Gemälde im Papier — den verhängnißvollen Weg nehmen. Der Maler, sein Freund, war plötzlich krank geworden, es konnte nichts Auffälliges dabei gefunden werden, wenn er denselben vertrat. Aber dennoch jagte sein Herz, als er sich auf den Weg begab, und vor ihrer Thür angekommen zitterte ihm der Finger, den er auf den Knopf der Glocke drückte.

Wenn er nicht angenommen würde! Er vernahm Tritte im Korridor, man öffnete behutsam.

„Werden Sie mich dem Fräulein melden?", sagte er, seine Karte in dem Portefeuille suchend, zu der Dienerin, die ihm gegenüberstand.

„Das Fräulein empfängt nicht", entgegnete sie schnippisch.

„Aber ich habe etwas abzugeben von dem Maler Kühne, das Fräulein muß sich erinnern, er ist plötzlich krank geworden und möchte doch sein Wort halten, bitte, sagen Sie das dem Fräulein."

Der junge Diplomat hatte schüchtern gesprochen, als stände er zum erstenmale im Examen, und nachdem die Zofe mit der Karte verschwunden war, athmete er erlöst auf.

Würde sie ihn abweisen?

Er stand noch immer klopfenden Herzens auf dem gleichen Platze, als sich abermals Schritte näherten, und die Thür vorsichtig, als fürchte man einen Dieb, geöffnet wurde.

Diesmal war es die Mutter, das erkannte der junge Mann sofort an den Spuren ähnlicher Schönheit, die das Gesicht der alternden Frau noch immer auszeichneten. Sie machte allerlei Einwände, „daß ihre Tochter nicht zu sprechen, daß sie sehr beschäftigt sei 2c."; aber schließlich siegte doch die Vertrauen erweckende Erscheinung des jungen Mannes, und sie sagte in jenem eiteln, überlegenen Tone, wie ihn halbgebildete Mütter gefeierter Töchter anzunehmen pflegen, „daß sie einmal eine Ausnahme machen und es riskiren wolle, den Herrn Baron einzulassen."

Also endlich. Es dauerte nur noch einige Sekunden, und er stand der jungen Dame gegenüber, die seit Monaten der Inbegriff seines Denkens und seiner Träume gewesen war.

Sie sah blendend schön aus, fast noch schöner als auf der Bühne, und wie war sie sittig, bescheiden und anspruchslos in Allem, was sie redete. Wie seine Augen sich in ihre Züge versenkten und seine Ohren aufnahmen, was sie mit ihrer sanften Altstimme sprach!

Er hätte nicht gewagt, ihr eines jener banalen Worte zu sagen, die sonst Herren schönen Damen gegenüber zu Gebote stehen.

Er sprach ihr von ihrer Kunst, von der Auffassung ihrer Rollen, brachte hier und da sogar einen kleinen Tadel vor, der immer seine Berechtigung hatte, und über welchen die Künstlerin dankbar schien. Er verstand die Kunst, der junge Baron, er hatte eine schönheitsdurstige Seele, nach allen Richtungen hin, und schließlich war es die Künstlerin, die ihm lauschte und ihm beim Abschiede sogar versicherte, daß sie von ihm gelernt habe.

„Darf ich wieder kommen?", fragte er, sich tief verneigend, ohne nach der schönen Hand zu greifen, die eben über die Spitzen ihres Kleides strich.

„Ich habe wenig Zeit," gab sie artig zurück, „aber zuweilen ein kleines Plauderstündchen, in welchem Sie mich ungenirt tadeln dürfen."

Sie hatte bei den letzten Worten gelächelt, und als der Baron langsam die Treppe hinunter ging, dachte er nur an dieses Lächeln, es hatte die regelmäßigen Formen ihres Gesichtes so wunderbar verschönt. Wie wäre es möglich gewesen, daß jemals ein anderes Weib ihm dieses Lächeln vergessen machen könnte? War es nicht, als habe die Frühlingssonne sich über ihre Züge gelegt und die Gefühle ihrer Seele lebendig geküßt? Abends stürmte er in's Theater, er wußte ganz genau, sie spielte eine unwesentliche Rolle in einem unwesentlichen Stücke, aber

ihre Augen hatten ihn gestreift, und sie verfolgten ihn bis in seine goldenen Träume hinein. Er war glücklich! Was die Leute andeuteten, mußte Lüge sein, vom Neide geborene Vermuthungen, wie sie der Schönheit und Jugend an den Fersen haften. Es konnte keine Dame geben, die zuückhaltender war als sie, und hielt sie ihn selbst nicht in gemessenen Schranken, als ob sie eine Fürstin wäre? Die Besuche, die er bei ihr wiederholte, überzeugten ihn mehr und mehr von ihrem Werthe, und daß etwas eine Frau Kompromittirendes in ihrem Leben läge, das konnte bei ihrer Unnahbarkeit nicht möglich sein. Er kam ihr allmälig näher und fühlte im Laufe der Zeit mehr als einmal, daß ihre Augen, wenn sie sich unbeachtet glaubte, in weichem Flimmern auf ihm ruhten. Er hatte sich ihr gegenüber auch nichts zu Schulden kommen lassen, seine Lippen hatten nicht einmal ihre Hand gestreift.

Aber heute Abend im Konzerte, bei der fremden, leidenschaftlichen Musik von Berlioz, war es ihm heiß bis zum Herzen gestiegen.

„Wie die Robert schön ist," hatte während der Pause ein Herr, der hinter ihm saß, zu seinem Nachbar gesagt, „daß muß ihr der Neid lassen."

„Ja, eine vollendete Formenschönheit, aber dennoch, mich würde sie niemals erwärmen, auch dann nicht, wenn — — —"

Er hörte nicht weiter, die Musik begann, nur in die weichen, säuselnden Töne der Violine hinein streifte noch ein Name sein Ohr.

Er hatte diesen Namen schon öfter vernommen und haßte ihn. Er wußte nicht, warum, der Mensch ging ihn nichts an —, ein reicher Roué, der sich die schönsten Frauen und Pferde kaufte, der aber nicht einmal zur Aristokratie zählte, ein Parvenu, mit dem ein anständiger Mensch keine Gemeinschaft hat!

Und er senkte das Gesicht, lauschte der Musik und träumte sich in die Seele der Künstlerin hinein, die ihm gegenüber saß. All' sein eignes reiches Innenleben mit der glühenden Farbenpracht eigenen Empfindens, alle die goldenen Träume paradiesischer Liebe, die lieh er ihr selbst und berauschte sich, von den Tönen gehoben, in eine Stimmung, die ein göttliches Glück verhieß.

Das Konzert war zu Ende. Er zog seinen Pelz um die Schulter und folgte ihr.

Auf der Treppe, im Chaos von Mänteln und Shawls, hatte er sie beinahe vorloren, aber am Ausgange, auf dem Platze angekommen, sah er sie neben der Mutter über den Schnee der Straße schweben.

Die Nacht war hell, das blasse, kalte Mondlicht lag geisterhaft über den Giebeln der Häuser und verlieh der großen Reiterstatue inmitten des Platzes gespenstisches Licht. Ueber dem Schnee der Mauer, seitwärts, glitzerten die kahlen bereiften Kronen der Bäume, sie gaben der Nacht ein seltsames Leben. Der Baron bemerkte nichts. Seine Augen hingen an den beiden Gestalten, die ihm jetzt nur noch um wenige Schritte voraus waren. Sein Herz jagte. Er hatte niemals auf Erden etwas so ausschließlich und schrankenlos geliebt wie sie! Was er ihr heute Abend sagen würde, das mußte sich über sie ergießen wie ein lang zurückgedämmter Strom der, über Klippen und Gestein rollt, einerlei was er dabei vernichtet.

„Cäcilie!" Der Name drängte sich jubelnd aus seinem Herzen herauf, aber dann erstarb er in jähem Tode auf seinen Lippen.

Da — nein, er träumte nicht — da, dicht vor ihnen stand ein Herr an dem geöffneten Schlage des Wagens und erwartete sie. Sie stiegen ein, zuerst die Mutter, dann sie, dann er! Der Schlag fiel geräuschvoll in seine Angeln, und die Räder knisterten schwerfällig über den Schnee.

Also doch — verkauft! Der Blitz hatte getroffen und war verheerend in die Blüthen seiner Seele gefahren! Der Name des Mannes — o, er wußte es jetzt, warum er ihn gehaßt hatte — gehaßt bis in den Tod hinein! Seine Zähne schlugen auf einander —, er fühlte physischen Schmerz.

Als seine Augen wieder die Gegenstände zu gewahren begannen, stand er allein inmitten des Weges. Die Menschen hatten sich verlaufen —, nur einige in Pelz gewickelte Droschkenkutscher tappeten ihren Wagen entlang, ermunterten von Zeit zu Zeit ihre Pferde oder stießen auch wohl drastische Flüche aus über die unmenschliche Kälte der Nacht.

Der Baron raffte sich auf und versuchte weiter zu gehen. Sein Schritt war nicht mehr elastisch wie vorher, er hatte das Gefühl, als habe er mit Jemandem zu thun, den er nicht kannte. Er Er brauchte Willenskraft zu Allem, was er that, auch zu seinem Denken. Aber diese Willenskraft hatte nichts gemein mit seiner Person. War er todt, trieb ihn nur ein fremdes Gesetz?

Er ging mechanisch durch die nächste Straße bis zu den Anlagen, über welchen die Grabesruhe der Nacht lag.

Was er wollte, das wußte er nicht. Er wußte auch nicht, was mit den Gedanken werden sollte, die in den letzten Monaten seines Lebens sich ausschließlich mit ihr beschäftigt hatten! Während das Alles schwer durch seine Seele ging, fuhr dieselbe Kälte in sein Herz hinein, die seine Glieder durchschüttelte.

O Gott, wie er sich fürchtete vor dem Leben,

in dem sie nicht mehr sein durfte.... Und jetzt beschleunigte er seine Schritte und ging trotz Allem den gewohnten Weg, den er so oft in stiller Nacht gewandelt war.

Vor ihrem Hause blieb er stehn. Der Mond lag beinahe tageshell gegen die vereisten Fenster, nichts regte sich, nur eine Krähe kauerte auf dem Dachsims und vergrub ihre Fittige im Schnee.

Er fühlte, wie sich seine Augen feuchteten, aber er wandte sich energisch ab von dem Hause, das keine Gemeinschaft mehr haben durfte mit seinem Leben —, seine Gedanken verloren sich — in seltsamen Sprunge — in das verödete, von Hagel zerstörte Feld eines Nachbarn —, den er einst — gleichfalls mit feuchten Augen auf die Trümmer blicken sah, die sein Habe gewesen waren.

Hatte der Mann sich wieder zurecht gefunden?

Oder hatte er jenes etwas verloren, das die Menschenseele adelt, ihr Kraft verleiht, im Lebenssturme sich aufrecht zu erhalten, ja, gekräftigt die Flügel höher und höher zu schwingen?

Heute fühlte er nur den dumpfen Schmerz zermalmenden Jammers, und selbst der Schlaf, in welchen er gegen Morgen endlich versank, war unruhig und von qualvollen Träumen gefoltert.

Draußen huschte das graue Dämmerlicht über die Häuser und Straßen und verwischte die Spuren der letzten Nacht.

So reißt sich eines los vom andern.

So reißt sich eines los vom andern,
So läßt ein Herz das and're geh'n.
Wir wollen in die Fremde wandern
Und uns jahrein jahraus nicht seh'n.
Wir wollen missen uns und meiden
Und gönnen uns kein grüßend Wort.
Leb' wohl, leb' wohl, der Tag will scheiden,
Um ist die Frist, wir müssen fort.

Und gehst Du südwärts, muß nach Norden
Ich richten meines Fußes Ziel,
Wo an der Erde Felsenborden
Das Meer sich wirft in wildem Spiel.
Da kommt so ernst die Nacht gezogen
Mit geisterhaftem Mondlichtschein,
Da braust die See und schleudert Wogen
Mir in das kleine Schiff hinein.

's ist doch ein wundersames Rühren,
Wenn zwei sich sagen still Ade,
Die in der Seele schmerzlich spüren
Des Scheidens allgewaltig Weh'.
Mit seiner Hand mög' Gott Dich halten,
Er sei Dir Trost, er sei Dein Hort.
Laß uns die Hände still entfalten,
Um ist die Frist, wir müssen fort.

Wilhelm Speck.

Aus alter und neuer Zeit.

Der Martiniwein in Hanau. Warum läutet es denn in Hanau am Martiniabend auf dem Thurme der Marienkirche nicht? Auf diese Frage geben uns die Zeitschrift „Hanauisches Magazin“, Jahrgang 1778, 46. Stück, Karl Arnd in seiner „Geschichte der Provinz Hanau“ (Hanau 1858) und der Hanauer Historiker Pfarrer W. Junghans zu Preungesheim in seiner schätzenswerthen Schrift „Kurze Geschichte des Kreises und der Stadt Hanau“ (Hanau 1887) Auskunft. Wir folgen hier in der Beantwortung der Frage vorzugsweise der Schilderung des Pfarrers Junghans.

Die Herren von Hanau wohnten bis 1436 noch nicht in Hanau, sondern auf ihrer vom Grafen Reinhard I. 1262 erbauten Burg zu Windecken. Graf Ulrich V. (1388—1419), welcher nach dem von seinem Vater Ulrich IV. 1375 eingeführten Erstgeburtsrecht nach dessen Tode Herr von Hanau geworden war, lebte mit seinen beiden jüngeren Brüdern Reinhard und Johann in Unfrieden. Die vielen Verdrießlichkeiten, die er mit ihnen hatte, bewirkten, daß er sich fälschlich einbildete, sie trachteten ihm nach dem Leben, und daß er schließlich in Blödsinn verfiel. Zuvor ernannte er jedoch, seine fernere Unfähigkeit zum Regieren einsehend und aus Haß gegen seine Brüder, 1403 den Erzbischof Johann von Mainz, einen geborenen Grafen von Nassau, zu seinem Vormund und übergab demselben seine beiden Städte Hanau und Babenhausen. Hiergegen protestirten die beiden Brüder und erlangten auch durch einen Vergleich mit dem Erzbischof, daß ihnen dieser die Regierung überließ, worauf Ulrich förmlich abdankte und sich nach Schafheim zurückzog (1404). Allein der Mainzer machte keine Anstalten, Hanau und Babenhausen zu räumen. In einem zweiten Vergleiche von 1405 wurde festgesetzt, daß der Erzbischof Johann von Mainz in dem Besitze der beiden Städte bis zu seinem Tode verbleiben sollte. Es gefiel ihm in Hanau so wohl, daß er oft dort residirte. Nachdem der jüngste der Brüder, Graf Johann, 1411 unvermählt verstorben war, fiel die Regierungsverwaltung und nach dem 1419 erfolgten Tode Ulrich's V. der eigenthümliche und wirkliche Besitz der ganzen Herrschaft auf den mittleren Bruder Reinhard II. Kurz darauf am 23. September 1419 starb auch der Erzbischof Johann von Mainz. Nach dem Vergleiche von 1405 hätten nunmehr die beiden Städte Hanau und Babenhausen dem Grafen Reinhard II. wieder übergeben werden müssen, allein das

Mainzer Domkapitel weigerte sich nicht nur, die Mainzer Besatzung aus Hanau zurückzuziehen, es machte sogar Anstalten, eine stärkere Truppenmacht in die Stadt zu werfen, um sich in dem Besitze derselben festzusetzen. Schon waren diese Truppen in Steinheim angekommen und sollten am Martiniabend bei dem Neunuhrläuten in Hanau einrücken. Allein die treuen Bürger vereitelten diesen Anschlag. Sie unterließen das Läuten und führten so die vor Hanau stehenden Mainzischen irre, die, als das Losungszeichen ausblieb, nicht wußten, wie sie daran waren, und sich zum Rückmarsche anschickten. Inzwischen überwältigten die Hanauer Bürger die Mainzer Besatzung in Hanau und öffneten ihrem angestammten Herrn die Thore, der noch in derselben Nacht in Hanau einzog.

Zur Erinnerung an diese Begebenheit wurde von da an jeden Martiniabend das Nachtläuten (früher um 9, jetzt um 10 Uhr) ausgesetzt. Graf Reinhard II. aber verlegte 1436 seine Residenz von Windecken nach Hanau und verordnete, daß jährlich zu immerwährenden Zeiten jedem Althanauer Bürger am Martiniabend ein Maß Wein aus dem herrschaftlichen Schloßkeller verabreicht werden sollte, eine Stiftung, die bis zum Jahre 1829 treu gehandhabt worden ist. Von da an wurde der Betrag dafür zum Bau und der Unterhaltung der Wilhelmsbrücke verwandt, 1882 aber der „Martiniwein“ mit den anderen der Altstadt zustehenden Gerechtsamen, als Bau- und Bürgerholz sowie Huteberechtigung, vom Staate abgelöst. —

Aus Heimath und Fremde.

Wir freuen uns, berichten zu können, daß der Plan, zur Erinnerung an Franz Dingelstedt an dem Hause in Rinteln, in welchen er seine Jugend verlebte, eine Gedenktafel mit dem Medaillonbildniß des Dichters anzubringen, sich der günstigsten Aufnahme in unserem Heimathlande Hessen erfreut, und daß die Vorbereitungen dazu bereits eingeleitet sind. Die Anregung ist von unserm rühmlichst bekannten hessischen Dichter und Schriftsteller Dr. Julius Rodenberg in Berlin ausgegangen. Kein anderer war auch mehr dazu berufen als gerade Julius Rodenberg. Hat derselbe doch seinem Schaumburger Landsmanne von jeher die liebevollste Anhänglichkeit bewiesen und ihm durch seine vortrefflichen „Heimatherinnerungen“ und das erst kürzlich in Buchform erschienene ausgezeichnete Werk „Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß“ das schönste literarische Denkmal errichtet. — Wir werden die Leser unserer Zeitschrift über die weitere Förderung der Angelegenheit auf dem Laufenden erhalten.

Am 3. November fand bei dem Geheimen Regierungsrath Dr. W. Falckenheiner in Kassel eine wenn auch wehmüthige und stille, so doch immerhin erhebende Feier seines siebzigsten Geburtstages statt. Da, wie das „Kasseler Tageblatt“ schreibt, ärztlicherseits mit Rücksicht auf den angegriffennen Gesundheitszustand des Jubilars demselben die Annahme jeden Besuches untersagt war, so hatten es sich doch seine Verehrer, Freunde und Berufsgenossen nicht nehmen lassen, seiner in Liebe durch Blumenspenden rc. zu gedenken. Vielfach waren die Zeichen der Theilnahme, und in allen Klassen der Kasseler Bevölkerung zeigte es sich, daß man seinen alten „Dr. Falckenheiner“ noch nicht vergessen habe. Möge es demselben vergönnt sein, recht bald wieder zu genesen, um sein nunmehriges otium cum dignitate genießen zu können. — Bei dieser Gelegenheit wollen wir es nicht unterlassen, zweier Irrthümer zu gedenken, die sich in unseren biographischen Bericht über Dr. Falckenheiner in Nr. 20 unserer Zeitschrift eingeschlichen haben. Dr. Wilhelm Falckenheiner ist nicht am 3. Oktober 1821, wie es dort heißt, sondern am 3. November des genannten Jahres geboren, auch ist der Artikel desselben über das alte Studententhum, wegen dessen dem Verfasser eine besondere Ehrung seitens der Marburger Corpsstudenten im Jahre 1845 zugedacht war, nicht in den „Epigonen“, sondern in den „Grenzboten“ erschienen.

Am 8. November starb zu Kassel der Geheime Sanitätsrath Dr. Justus Schmidt im Alter von fast 74 Jahren. Derselbe erfreute sich in hervorragendem Maße der allgemeinen Hochachtung und Beliebtheit bei der Kasseler Bürgerschaft. Geboren war er am 29. November 1817 auf dem seinem Vater gehörigen Hofe Richerode bei Jesberg. Von 1832 bis Herbst 1837 besuchte er das Gymnasium zu Hersfeld und studierte hiernach auf der Landesuniversität Marburg Medizin. Hier war er 1840 Mitbegründer und 2. Chargirter des Corps Guestphalia. Nachdem er im August 1842 zum Doktor der Medizin promovirt worden war und mit Auszeichnung die medizinische Staatsprüfung bestanden hatte, trat er 1844 als Militärarzt bei dem kurhessischen Leibregimente ein. Im Jahre 1850 schied er in Folge seiner Beförderung zum Hofmedikus aus dem Militärsanitätsdienste aus, wurde bald nachher zum Leibchirurgen und 1862 unter Verleihung des Titels Hofrath zum Leibarzt des Kurfürsten von Hessen ernannt. Er wurde bald einer der geachtetsten Aerzte Kassels und hat durch manche glückliche Kur Leben und Gesundheit seiner Mitmenschen gerettet. Bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges stellte er seine Kräfte in den Dienst des Vaterlandes, indem er das große in Kassel errichtete Militärlazareth leitete. Dr. Schmidt war der Erste, der bei Moulang auf Wilhelmshöhe zu Anfang der siebziger Jahre eine Kuranstalt eröffnete, die später in den Besitz des Dr. Wiederhold überging. An Anerkennung und Auszeichnungen für seine Verdienste hat es dem Verblichenen nicht gefehlt. Friede seiner Asche!

Hessische Bücherschau.

Nachrichten und Urkunden zur Chronik von Hersfeld. Gesammelt und verzeichnet von Louis Demme, Stadtsekretär zu Hersfeld. Erster Band. Betrifft die Zeit bis zum Beginne des 30jähr. Krieges. Hersfeld, Hans Schmidt, 1891. Gr. Oktav, 340 S., Preis 3 Mk. 50 Pf.

Ueber diese kürzlich erschienene Schrift äußern sich die „Hessischen Blätter“, wie folgt:

„Dem unermüdlichen Fleiß des Verfassers ist es gelungen, die alten Goldkörner einer fast vergessenen Zeit aus dem Schutte alter Akten hervorzuholen und in neuer schöner Gestalt, für jedermann zugänglich, darzureichen. Ein Werk, das nicht den Stempel moderner, flüchtiger Büchermacherei an der Stirne trägt, sondern ein in mehr als zwanzig Jahren gesammeltes, sorgfältig und übersichtlich zusammengestelltes Material bringt, wird sowohl dem Freund des Alterthums als auch dem Geschichtsforscher eine willkommene Gabe sein. Ein Bild alter vergangener Zeit, ohne jegliche neumodig gefärbte Ausschmückung, — Syntax und Orthographie sind gänzlich unverändert geblieben; unverständliche und veraltete Ausdrücke sind durch Randbemerkungen erläutert, und lateinische Akten haben neben dem Original eine Uebersetzung — tritt uns in dem Buche entgegen. Vieles in demselben ist von allgemein vaterländischer Bedeutung, wird also auch in weitern Kreisen von solchen, welche sich für vaterländische Geschichte interessiren, mit Vergnügen gelesen werden. Wir wünschen dem Buche eine allseitige freundliche Aufnahme.“

Soeben erschien im Sonderabdrucke die in der „Deutschen Rundschau“, 11. Heft, Jahrgang 1891, veröffentlichte Studie des Majors a. D. Otto Wachs in Charlottenburg: „Die Etappenstraße von England nach Indien über Canada.“ Auch diese neue Schrift unseres hessischen Landsmannes, des früheren kurhessischen Jägeroffiziers Otto Wachs, theilt alle die Vorzüge, die wir wiederholt schon hervorzuheben Gelegenheit hatten. Vielseitiges Wissen, scharfes Urtheil, volle Beherrschung des Stoffes, anziehende Darstellung sind Eigenschaften, durch welche sich der Verfasser auf das Vortheilhafteste auszeichnet, und die ihm die verdiente Anerkennung von Fachmännern in hohem Grade eingetragen haben. Major Wachs verfügt in hervorragender Weise ebenso über strategische wie über geschichtliche und politische Kenntnisse und besitzt die Gabe, das sich ihm darbietende reichhaltige Material klar zu sichten und harmonisch zu vereinigen. Dieses Urtheil gewannen wir auch wieder beim Durchlesen seiner neuen Schrift, wir können daher dieselbe unseren Lesern auf das Beste empfehlen

Unter den Schriften, welche wir jetzt schon als Gaben für den Weihnachtstisch angezeigt finden, tritt uns auch das treffliche Buch „Drei Kaiserinnen“, poetisch-patriotische Biographien, von unserer rühmlichst bekannten hessischen Dichterin und Schriftstellerin Fr. von Hohenhausen entgegen, das in 2. Auflage bei Stricker in Berlin zu dem Preise von 1 M. 50 Pf. erschienen ist. —

Von weiteren für den Weihnachtstisch bestimmten Büchern erwähnen wir noch „Aus der Wirklichkeit“, Novellen und Aphorismen von Arthur von Loy. Berlin, bei Hammer und Range (Eckstein's Nachfolger). Preis 3 Mk. 50 Pf. Durch Frau von Ebener-Eschenbach sind Aphorismen ein Modeartikel geworden; die hier mitgetheilten sind scharfsinnig und anregend geschrieben. —

Briefkasten.

G. B. Lippoldsberg. Das Soldatenlied aus dem Jahre 1760 wird, sobald es der Raum uns irgend gestattet, zum Abdrucke gebracht. Weitere Einsendungen sind uns willkommen.

E. B. Beckerhagen. Mit Dank angenommen.

Dr. T. Battenberg. Sie haben uns durch Ihre Zusendung recht erfreut. Empfangen sie dafür unseren besten Dank.

S. Frankenberg. Zum Abdrucke der Erzählung ist allerdings die Genehmigung des Verfassers erforderlich.

Dr. G. E. Roßla. Es ist uns unmöglich gewesen, Ihrem Wunsche gleich nachzukommen, so gern wir dies auch gethan hätten.

E. W. H. v. W. Gotha. Wir haben Ihre Zusendung empfangen und halten uns dafür zu aufrichtigem Danke verpflichtet.

D. S. Stutgart. Die Bücher nebst Brief folgen in den nächsten Tagen. Einstweilen herzliche Grüße.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel



№ 23. Kassel, 1. Dezember 1891.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1891 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2847.

Mutter Heimath.

Wir Beide waren eng verwandt
Und haben herzlich uns verstanden,
Es war kein äußerliches Band,
In dem wir uns zusammenfanden.

Aus Deiner eig'nen tiefen Brust
Hast Du mich an das Licht geboren,
Hast mir gelehrt, was Du gewußt,
Und davon hab' ich nichts verloren.

Gab'st mir Dein wechselndes Gesicht,
Der Oede Geiz, der Wälder Schweigen,
Doch auch Dein lächelndes Gesicht
Des Frühlings gab'st Du mir zu eigen.

All' Deiner Blumen bunten Flor,
Verschwieg'ner Thäler sonn'ge Gründe
Und Deiner Vögel Jubelchor
Verlieh'st Du mir als Angebinde.

Du bist wie jene schönen Frau'n,
Die ihre Schleier ungern heben,
Sich aber, wenn sie voll vertrau'n,
Auch herzenswarm zu eigen geben.

M. Herbert.



Neue Untersuchungen über den Namen und über die Schuljahre des Dichters Euricius Cordus.

Von C. Krause.[1])

Ueber der Jugendgeschichte des Cordus hat bisher ein eigenthümliches Dunkel geruht, das in älterer Zeit vielfach durch allerhand sonderbare und erbauliche Fabeln, meist auf Grund mißverstandener Stellen seiner Gedichte, zu erhellen versucht worden ist. Es war diese lückenhafte Ueberlieferung um so auffallender, als wir über die Lebensumstände seines vertrauten Jugendfreundes und Landsmannes Eobanus Hessus im Einzelnen ziemlich genau unterrichtet sind. Eine Mißgunst des Geschickes hat hier obgewaltet. Dem berühmten Poeten Eoban, der von der Mitwelt über Gebühr angestaunt wurde, hat sein Freund Joachim Camerarius in seiner schönen Narratio de E. Hesso (1553) ein unvergängliches Denkmal gesetzt und uns darin genaue Nachrichten über ihn auf Grund persönlicher Erlebnisse und Erkundigungen aufbewahrt, den Satiriker Cordus aber, der es wegen seiner Reizbarkeit und Tadelsucht weniger verstand, sich den Beifall der Zeitgenossen zu erwerben, obwohl er an dichterischem Gehalte den „Dichterkönig" Eoban weit überragt, hat Niemand einer so ausführlichen Biographie für werth gehalten. Nur einen ganz kurzen Abriß seines Lebens besitzen wir, von der Hand eines alten dankbaren Schülers, des biedern hessischen Chronisten Wiegand Lauze. Die Mittheilungen sind aber, so dankenswerth sie auch sind, doch zu lückenhaft und lassen uns über wichtige Abschnitte im Leben des Cordus ganz im Stiche. Dies ist namentlich in seiner Jugendgeschichte der Fall, die nicht in dem Maße wie die späteren Jahre durch gleichzeitige Schriften beleuchtet wird.

Alles, was wir bisher darüber wußten, beschränkte sich im Wesentlichen auf Folgendes: Geboren 1486 in Simtshausen, einem oberhessischen Dorfe zwischen Marburg und Frankenberg, besuchte er die Schule in Frankenberg und ging 1513 zur Universität Erfurt, wo er noch in demselben Jahre heirathete. Und von diesen wenigen Daten sind noch mehrere nur auf Vermuthungen gegründet und mit irrigen Zuthaten versehen, wie z. B. wenn angenommen wurde, daß er die Frankenberger Schule unter ihrem Rektor Jakob Horle (Horläus) und zugleich mit Eoban Hesse besucht habe. Merkwürdig war es auch, daß in der Studentenmatrikel der Universität Erfurt der Name des Dichters nicht zu finden war und daß wir erst aus den Briefen eines älteren Freundes, des Gothaer Domherrn Mutianus Rufus, gleichfalls eines geborenen Hessen aus Homberg, über seinen Aufenthalt in Erfurt seit Sommer 1513 unterrichtet waren. Alles dies um so auffallender, als wir von dem um zwei Jahre jüngeren Eoban wußten, daß er schon 1504 unmittelbar von der Frankenberger Schule zur Universität Erfurt ging und hier als Eobanus Coci (Koch) Francobergius immatrikulirt wurde. Wo sich aber Cordus in den Jahren 1504—13 aufgehalten, war in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt, ebenso wie uns sein ursprünglicher Familienname gänzlich unbekannt war. Nur die dürftige Notiz, daß er sich im Jahre 1509 bei der feierlichen Beisetzung des Landgrafen Wilhelm II. in Marburg befunden haben müsse, konnte man aus seiner „Threnodie" auf den Tod dieses Fürsten entnehmen.

Der Verfasser dieser Mittheilungen ist jetzt in der Lage, durch neue, ihm erst kürzlich bekannt gewordene Quellen, von denen wir die eine schon in den früher (Nr. 9 dieser Ztschr.) mitgetheilten „Krankheitselegieen" kennen gelernt haben, die seitherigen Lücken in den Nachrichten über Cordus wesentlich ergänzen zu können.

Der feste Punkt, von welchem wir bei unserer Untersuchung auszugehen haben, ist das schon genannte Jahr 1513, in welchem unser Poet

---

1) Vgl. den Artikel „Zwei neue Gedichte des Euricius Cordus u. s. w." in Nr 9 dieser Zeitschrift, sowie den in Nr. 12 „Vom Namen des Dichters Euricius Cordus." Die Hauptpunkte der folgenden Untersuchungen sind, jedoch in knapperer Form, von mir zuerst in der Einleitung zu den Epigrammen des Cordus (Lat. Litteraturdenkmäler des 15. u. 16. Jahrhdts.; herausgeg. von Dr. Max Herrmann und Dr. Siegfried Szamatólski, 5. Heft, Berlin 1891) ausgeführt worden.

zum ersten Male vor unseren Blicken in Erfurt auftaucht. „Es sollen bei euch“, so schreibt Mutian an seinen Erfurter Freund Heinrich Urban — ebendenselben, den man früher, weil er einmal Euricius Urbanus genannt wird, für unseren Cordus gehalten — etwa um Ostern 1513, „es sollen bei euch zwei Hessen sein, der eine aus meiner Vaterstadt, ein sehr gebildeter Mann, der andere soll, von dichterischer Raserei ergriffen, zehn Eklogen geschrieben und in der letzten den Thilonin heruntergerissen haben. Schreibe mir und schicke das Werk. Ich werde es zurückschicken.“ [1]) Wer der Homberger Landsmann Mutians gewesen, wissen wir nicht; aber daß der hessische Poet, der damals einen Erfurter Dichterling Thilonin lächerlich machte, Cordus war, wissen wir sowohl aus der sonstigen Geschichte dieses Dichterstreites, als aus Mutians weiteren Berichten. Derselbe schreibt nämlich etwa im Juli an Urban: „Ich habe die Bucolica eines gewissen, mir unbekannten (nescio cuius) Cordus Ricius wieder durchgelesen (relegi).“ Und am 7. August — womit wir das erste sichere Datum gewinnen — an den Erfurter Peter Eberbach (Petrejus): „In diesem Augenblicke hat mir Cordus sein Spätheu (Anspielung auf Cordus, der Spätgeborene) oder vielmehr seine unreifen Auswürfe gegeben.“ [2]) So empfing wohl Mutian zuerst durch Urban ein Exemplar der Ekloge gegen Thilonin, die handschriftlich bei den Erfurter Freunden zirkulirte, oder — was durch eine Aeußerung Thilonins wahrscheinlicher ist — als fliegendes Blatt gedruckt wurde, zu einer Zeit, wo ihm der Dichter noch unbekannt war, und später ein zweites Exemplar von Cordus selber, der sich damit in die Freundschaft des berühmten Gothaer Gelehrten und Kritikers einführte, wenn auch diese Bekanntschaft zunächst mit einer derben Züchtigung und Verurtheilung der Eitelkeit und Streitlust unseres Poeten ihren Anfang nahm.

Des Cordus Gegner, Thielmann Conradi, der sich als Dichter Thiloninus Philymnus nannte, war gleichfalls erst im Frühjahre 1513 nach längerer Abwesenheit — er wurde schon 1502 in Erfurt immatrikulirt — aus Italien nach Erfurt zurückgekehrt und hatte hier unter großem Zulauf der Studirenden mit vielem Selbstbewußtsein und marktschreierischem Gebahren Vorlesungen über lateinische und griechische Schriftsteller eröffnet. Zugleich trat er höchst selbstgefällig als „neuer Poet“ auf, gefiel sich aber in einem affektirten, alterthümlichen Stile und in einer starken plagiatorischen Ausbeutung seiner alten Muster. Cordus konnte es sich nicht versagen, zumal er mit Thilonin (wie wir bald erfahren werden) schon einmal bei einer früheren Gelegenheit zusammengerathen war und demnach noch alten Groll gegen ihn tragen mochte, den albernen Dichterling in seiner zehnten Ekloge in der Person eines großprahlerischen und spitzbübischen Hirten Theon zu verspotten. Mutian war über diesen vom Zaune gebrochenen Angriff höchst ungehalten, da er lieber die Erfurter Poeten einträchtig gegen die Reuchlinsfeinde und Dunkelmänner hätte in den Kampf treten sehen. Nichts desto weniger ließ Cordus seine Invektive mit den übrigen Eklogen zusammen im Drucke erscheinen (1514) und reizte dadurch seinen so öffentlich auch in weiteren Kreisen an den Pranger gestellten Gegner zu einer überaus heftigen Streitschrift, „Choleamynterium“, d. h. Abwehr der Galle (1515), zunächst gegen einen Genossen des Cordus, den Erfurter Magister Johann Femel, gerichtet, der schon vorher Thilonins Zorn durch öffentliche Spottverse auf sich gezogen hatte.[1])

Eben dieser von Gift und Galle überlaufenden Streitschrift verdanken wir einige sehr werthvolle und bis dahin ganz unbekannte Nachrichten über den Bildungsgang des Cordus, um den sich also sein Gegner, freilich ohne es zu wollen, ein großes Verdienst erworben hat. Die Schrift ist höchst wunderlich, ein wüstes Gemisch von Plautinischem und späterem Latein, abgeschmackt der Darstellung und dem Inhalte nach. Wenn wir die Stellen über Cordus vollständig mittheilen, so werden wir diesem damit auch zugleich die beste Rechtfertigung zu Theil werden lassen.

„Um diese Zeit“, heißt es, (nämlich bald nach Thilonin's eigener Ankunft 1513) „kam ein gewisser Ricius mit dem Beinamen Cordus nach Erfurt, ein Weibersklave (γυναικοκρατούμενος) und abgesehen von ein paar Versen, die er zu schmieden versteht, in den Wissenschaften sonst das reine Kind (literarum infantissimus). Dieser wallte noch von einer alten Flamme des Hasses. Denn da einst in jugendlichem Alter mein Blut noch heißer strömte, dichtete ich einige Verslein über die göttliche Jungfrau Maria und das

---

1) C. Krause, Briefwechsel des Mutianus Rufus. Ztschr. des Ver. für hess. Gesch. u. s. w. Neue Folge IX. Kassel 1885. S. 294. — C. Gillert, Briefw. des M. Rufus. Herausg. von d. hist. Kommission der Prov. Sachs. Halle 1890. 2 Theile. I, 365. Gillert setzt den oben angezogenen Brief „um die Mitte des Jahres“.

2) Krause, Mut. Br. 323. 347. Gillert, I. 366. 381.

1) Ein Exemplar dieser seltenen Schrift befindet sich auf der Kgl. Hof- u. Staatsbibliothek in München. Herr Dr. G. Bauch in Breslau, welcher über Thilonin eingehende Studien gemacht hat (für eine Geschichte der Universität Wittenberg vor Luther), war so freundlich, mich auf die Bedeutung des Choleamynterium als Quelle über Cordus aufmerksam zu machen und mir den Fundort desselben nachzuweisen.

Fest des Bacchus, die ich mehr aus eitler Ruhmsucht (wie es jenes Alter thut) als aus wissenschaftlichen Gründen veröffentlichte. Da ich aber an einer Stelle einen Fehler gegen das Silbenmaß begangen, so wüthete er, obwohl ich die durch die schlechte Feile und Nachlässigkeit eingeschlichenen Versehen verbessert hatte, mit verschwenderischer Zunge den Wall der Zähne öffnend, mit einem schrecklichen Wortschwalle gegen Thilonin und suchte meinem Namen einen Makel anzuhängen. Er machte damals zwei nichtswürdige, mit allem Schmutze besudelte Wandverse auf mich, unterdrückte aber seinen Namen. Ich hatte, wie ich gestehe, unseren Eobanus Hessus in Verdacht, mit dem ich heute durch einen herkulischen Knoten in Freundschaft und Bruderliebe verbunden bin; denn unsere Freundschaft war noch jung und schwächlich. Derselbe aber ergriff, sobald er meinen Verdacht erfuhr, sofort zu seiner Rechtfertigung das Plektrum und machte aus dem Stegreife nicht ohne Anmuth auf Cordus Ricius folgende Verse" — es folgen hier sieben Distichen, ein recht jugendliches, unbeholfenes Machwerk, das den anonymen Angreifer in die Unterwelt wünscht. „Doch sättigte", fährt Thilonin dann fort, „jener den Hunger seines Widerspruches nicht. Auch gegen Eoban, den ich den Erzelegiker nennen möchte (so aus dem Stegreife und zierlich sind seine Elegieen), fuhr er nun, die Zügel schießen lassend, mit vollem Winde los. Aber wen hätte der elende Mensch verschonen sollen, der einst sich nicht enthielt, seinen eigenen Lehrer, den er als Kind gehabt, allzu bitter mit dem Schermesser des Neides und der Herabsetzung zu scheren? Endlich begannen auch ich und Eoban mit dem Backzahne einzuhauen, da wir allzu gereizt waren, damit er nicht mit dem gegen uns begangenen Unrechte bei dem großen Haufen noch prahlte. Unser Hessus schrieb ein Gedicht zur Zurückweisung des Menschen. Auch ich schrieb eine Elegie, freilich etwas bissig, wie die jugendliche Hitze es mir eingab. Später habe ich sie veröffentlicht, doch war sie von anständigerem Schatten geschützt, nämlich durch die Unterdrückung seines Namens. Ich war noch auf die Ehre des Menschen bedacht, von dem zu erwarten stand, daß er einst sein Benehmen bereuen würde. Dieser Stachel des alten Neides ist jetzt von Neuem gegen mich am Rade der Mißgunst gewetzt worden."

So kehrt Thilonin wieder zur Gegenwart zurück und erzählt nun, wie Cordus eine Ekloge gegen ihn geschrieben oder vielmehr eine längst zusammengeflickte veröffentlicht habe (somit scheint die Ekloge gleich als Einzeldruck herausgegeben zu sein). Er berichtet mit Genugthuung von dem Spott und Tadel, den Mutian darüber ausgesprochen und sogar in Verse gekleidet durch den zufällig bei ihm weilenden Gast Johann Aesticampianus[1]) an die Erfurter übermittelt habe. Einige dieser Spottverse, deren Inhalt Thilonin aus dem Gedächtnisse anführt, sind uns noch in dem Mutianischen Briefwechsel aufbewahrt.[2])

Ehe wir in der Erzählung Thilonins weiter gehen, wollen wir aus dem Bisherigen das Ergebniß ziehen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Thilonin deutlich zwischen dem Aufenthalte des Cordus in Erfurt 1513 und einem früheren unterscheidet. Dieser erste Aufenthalt muß eine ganze Reihe von Jahren zurückliegen, weil Thilonin unter Anderem sagt, daß damals sein jugendliches Blut noch heißer gewallt habe. Damals war auch Eobanus Hessus in Erfurt, und da er dasselbe 1509 verließ, um erst 1514 zurückzukehren, so ist gewiß, daß jener erste Erfurter Aufenthalt des Cordus zwischen die Jahre 1504 und 1509 fallen muß.

Thilonin berief sich, wie wir sahen, um Cordus möglichst schwarz zu färben, auf das spöttische Urtheil des anerkannten literarischen Zensors Mutian. Hätte er aber auch Mutians Urtheile über ihn (Thilonin) gekannt, die wir aus den Briefen kennen lernen, so würde er wohl etwas gelindere Saiten aufgezogen haben. Aber er geht noch weiter und greift zu niedrigen Vorwürfen, die uns seinen Charakter in üblem Lichte zeigen. Um Cordus als Kind des niederen Volkes, als ungebildeten und völlig unwissenden Menschen hinzustellen, erzählt er die Geschichte seiner Herkunft und Jugendbildung folgendermaßen:

„Ricius Cordus ist in Simtshausen, einem unbekannten Dorfe Hessens, geboren, mit den väterlichen Sitten geziert, ein Mensch von größerer Redefertigkeit als Beredtsamkeit, dessen unterlaufene Augen und Gesicht beweisen, daß ihm die Bosheit des Neides angeboren ist. Ihm hat im aufsteigenden eigenen Hause Saturn bei einem Tagesaspekte nebst der Dreifaltigkeit des Mars das Horoskop gestellt.[3]) Als Kind im Angesichte der Erde vom Mutterschooße empfangen, in der väterlichen Hütte und in dem ärmlichen Häuschen, das nicht von ausländischem Marmor herrlich

---

[1]) Joh. Rhagius aus Sommerfeld, ein humanistischer Wanderlehrer kehrte im Juli 1513 bei Mutian in Gotha ein. Krause, Mutians Briefw. S. 337. Gillert I, 385.

[2]) Die Verse im Briefe Mutians an Urban (Juli 1513). Krause, Nr. 264. Gillert, Nr. 279. Vgl. Choleamynter. F. 3 a.

[3]) „Cui in ascendente domo propria Saturnus intutu diurno cum Martis triplicitate fecit oroscopium." Soll wohl heißen: ist ein von Natur zorniger und streitsüchtiger Mensch.

ausgeschmückt war, geboren, wo nicht lybischer und phrygischer Stein noch die Felsen der Lakonier (d. h. die verschiedenen Marmorarten) glänzten, sondern alles Holzwerk mit Lehm nebst Rohr und Schilf und Sumpfbinsen bekleidet und ausgefüllt war. Hier bekam er den Namen Heinrich, entweder nach des Vaters Willen oder der Mutter Wunsch — letztere Sitte herrscht noch bei uns, wie sie bei den alten Griechen häufig war, bei denen nach Herodians Zeugniß den Kindern die Namen nach dem Wunsche der Mutter beigelegt wurden. Nachdem er nun zwischen den Esel- und Schafställen groß geworden war, wurde er endlich nach Marburg, der berühmten Hauptstadt Hessens und dem berühmten Denkmale der hl. Elisabeth, zu einigen breiessenden Guglern (ad quosdam cucullatos atharaphagos), die man Lullarden nennt, vom Vater, dem Dorfschulzen Kunz, (a patre comarcho Cuntio) hingebracht, um sich — gleichviel mit welchem Erfolge — den Wissenschaften zu widmen. Unter solchen Oberfeldherrn des literarischen Kriegsdienstes diente er als Rekrut (neoptolemus), solche Lehrer des Blödsinns, die nur für ganz Rohe und Ungebildete passen, wählte er sich aus. Der Eingeweidetopf fand einen würdigen Deckel. Als er nun in dieser Schule der Unwissenheit nach dem Alpha und Beta die Theile des Alexander de villa Judaei [1]) und gewisse grammatische unregelmäßige Regeln und Modi und Casus, doch nicht ohne schweren Schaden an seinem Geiste, in sich aufgenommen, wendete er sich auch den Dichtern zu und hörte zu den Füßen des Frater Johannes von Kassel fleißig die Kommentare und interlinearen Glossen zu dem „Gräzisten Floristen" Alanus [2]) und dergl. Dichtern. Darnach (subinde) ging er auch nach Erfurt, als zu einer höheren Schule, trieb sich aber mehr auf den freien Plätzen, die von den gewölbten Nischen Cavaten heißen [3]), als in den Hörsälen der Magister herum. Jedoch weiß ich nicht (vielleicht geschah es im Traume), woher er eine solche Raserei angenommen hat, daß er ganz unerwartet sich sogleich öffentlich als Grammatiker, Rhapsoden, Redner und Dichter ausgab, obwohl er kaum den einen oder andern Vers von schlechtem Bau mit seinem langsamen Geiste zu schmieden gelernt hat. Damit aber der gewöhnliche und verbreitete Name, den er führte, seinem wachsenden Ruhme nicht hinderlich sei und ihm nicht im Wege stehe, um als neuer Dichter in den Mund der Leute zu kommen, so entlehnte er, seinen alten Namen mit Verachtung aufgebend, einen neuen, der nach der musischen Richtschnur und Feile gleichwie mit einem Käsemesser geschabt und von einer Art neuen dichterischen Räucherwerkes durchzogen war. Aus dem sonst anständigen Namen Heinrich wurde Ricius gemacht: mit einem Verstoße gegen seinen christlichen Taufnamen schob er statt des ächten und wahren einen windigen und frivolen Namen unter, um dadurch die dichte Wolke seiner Unwissenheit — was aber wider sein Erwarten geschah — vor aller Augen darzulegen." Nachdem Thilonin hier zur Belehrung seiner Leser einen sechs Seiten langen Exkurs über die Namengebung der Alten eingeschaltet hat, wendet er sich wieder zu seinem Gegner, um auch seinen zweiten Namen Cordus lächerlich zu machen. Derselbe habe sich, sagt er, mit jener einen Namensverderbniß nicht begnügt, denn ein Irrthum pflege selten allein zu kommen; er habe sich, um für einen Dichter zu gelten, noch einen zweiten Namen, Cordus, „erlogen". Das aber bedeute nicht, wie jener in seiner Unwissenheit geglaubt, „spätgeboren", sondern „spät reif", „spät gewachsen", und bezeichne also einen Spätling an Körper und Geist hinsichtlich seines Wachsthums und seiner Entwickelung. [1])

Damit schließen Thilonins Enthüllungen über Cordus. Die beiden angeführten Abschnitte ergänzen einander auf's Beste. Wenn gesagt wird, daß Cordus von der Marburger Schule der „Gugler" gleich nach Erfurt gegangen sei, so ist damit sein erster Erfurter Aufenhalt gemeint, der, wie wir oben fanden, ganz oder zum Theil zwischen die Jahre 1504 und 1509 fallen muß. Wichtig ist auch die Angabe, daß Cordus sehr bald nach dem Eintreffen in Erfurt sich in der Dichtkunst versucht und sich daher den Namen Ricius Cordus zugelegt habe. Auf den Titeln seiner Gedichte begegnet dieser Name uns zum ersten Male 1509, und zwar bei der Threnodie auf Wilhelms II. Tod.

---

1) Trivialer Witz statt de Villa Dei, ein Schulgrammatiker des 13. Jh.

2) „in Alanum Floristam Graecistam". Alanus de Insulis († 1202) schrieb eine Blüthensammlung (daher spöttisch Florista) unter dem Titel Anticlaudianus, wovon ein Auszug, Florilegus, zu Köln 1505 gedruckt ward. Gräzist heißt er gleichfalls spöttisch, weil er sich auch in's Griechische verstieg.

3) Die Gewölbe am Erfurter Dom, welche nach außen geöffnet, damals einen Schlupfwinkel für allerlei liederliches Volk, insbesondere Dirnen, bildeten. (Freundliche Mittheilung des Herrn Stadtarchivars Dr. Beyer in Erfurt.)

1) Thilonin hat hier, was den Sprachgebrauch anlangt, Recht. Wenn Cordus die Bezeichnung des Grummets als foenum cordum (Spätheu) anführt, so ist doch dieses „spät" nicht in seinem Sinne gesagt. Jedenfalls hat er den ursprünglichen Sinn etwas umgedeutet, wozu er aber völlig berechtigt war.

„Autumnale velut sero sub tempore cordum,
ultimus effetae sic ego natus eram."

(Epigr. II, 46).

Kasseler Kinderliedchen,

gesammelt und erläutert von Dr. Gustav Eskuche und Johann Lewalter.

(Schluß.)

220) Ich bin kein Freund von Traurigkeit
Und geh' nicht gern allein,
Ich liebe die Gemüthlichkeit
Und möchte mich gern freu'n.
Komm' her zu mir, komm' her zu mir,
Komm' her, komm' her zu mir!

Das Lied ist ein bloßes Geberdenspiel; die Kinder gehen singend im Kreise herum, stehen aber plötzlich still beim Worte: freu'n. Dann winken sie mit dem rechten Zeigefinger. Geberden und Rundreime der anderen Strophen sind so: „Geh' weg von mir" mit Abwinken; „O warte nur" mit Drohen des Fingers; „O weh, o weh!" mit Wackeln des Körpers, während die Arme in die Hüften gestützt sind, „Hazzi, hazzi!" mit Niesen.

221) Ein Bauermädchen aus der Stadt,
Das Aepfel zu verkaufen hat,
Ging einst die Straße auf und ab:
Wer kauft mir meine Aepfel ab?
Ein reicher Herr gegangen kam
Und sich die Aepfel alle nahm:
Mein liebes Kind, Sie irren sich,
Die Aepfel schmecken säuerlich!
Mein lieber Herr, das glaub' ich nicht,
Denn schlechte Waare führ' ich nicht!

Dies Gedicht wird von den Kindern ohne Geberdespiel einfach im Kreise gesungen.

222) Ich bin ein Musikante
Und komm' aus Schwabenlande.
Ich kann spielen
Die Violine:
Fille fille fum fum fum
Rutsch mir nicht den Buckel krumm.

Ich bin ein Musikante
Und komm' aus Schwabenlande.
Ich kann spielen
Auf der Flöte:
Aeppel, bäppel, äppel bäppel,
Aeppel bäppel, äppel bäppel.

Ich bin ein Musikante
Und komm' aus Schwabenlande.
Ich kann spielen
Auf dem Klaviere:
Krabsch mal hier und krabsch mal da
Und krabsch mal nach Amerika.

Die Kinder stehen im Kreise und begleiten ihren Gesang mit den nöthigen Geberden, dem Fiedeln der bald hell, bald dumpf klingenden Geige, dem Blasen der hölzernen Flöte und dem wilden Schlagen der Tasten.

223) Dokter Bär
Schickt mich her,
Ich soll holen
Drei Pistolen.
Eine für mich,
Eine für dich,
Eine für Bruder Heinerich.

224) Muß wandern, muß wandern
Von einem Ort zum andern.
Da kommt der lust'ge Springherein,
Schüttelt mit dem Kopf,
Rüttelt mit dem Rock,
Stampft mit dem Fuß.
Komm' wir wollen springen geh'n,
Springen geh'n,
And're müssen stille stehen.

Die Kinder führen die in diesem lustigen Marschliede erwähnten Geberden aus; es streift sehr an die Lieder von dem Bettelhaushalt, wo über alle Armuth die Sanges- und Wanderlust fröhlich obsiegt, wie z. B. in Musäus' Märchen 5, 130: Aus welcher Gegend kommt ihr? von Sonnenaufgang. Wohin gedenkt ihr? nach Sonnenniedergang . . . Springinsfeld grüßt mich die Welt. Zeitvertreib nennt sich mein Weib . . . Sausewind tauft' ich mein Kind . . . Hupfinsstroh heißt mein Floh usw.

225) Wir fahren auf der grünen See,
Wo die Fischlein schwimmen,
Da freuet sich mein ganzes Herz,
Jubelt laut und singet.
Ehre-beere,
Wir sind hier,
Den Goldfisch, den Goldfisch,
Den fangen wir.

Bei dem Worte Goldfisch faßt ein Kind aus dem Kreise das rechts neben ihm stehende von hinten an das Kleid. So kommen im Verlaufe des Spieles alle Kinder statt nebeneinander schließlich hintereinander zu stehen.

226) Lieschen, hast du's Bett gemacht?
Ach, nein, ich hab's vergessen.
Ich hab' die liebe lange Nacht
Bei meinem Schatz gesessen.
Lieschen einen Schatz will haben,
Muß sie rothe Bänder tragen,
Rothe Bänder fein,
Aber sehr gemein?

227) Haben Sie 'n Tisch gedeckt?
Jawohl, Madam!
Auch Teller und Messer und Gabeln?
Jawohl, Madam!
Auch Braten und Salat?
Jawohl, Madam?
Auch Pfeffer und Salz am Salat?
Nein, ein bischen Schnupftabak!

Diese beiden lustigen Zwiegespräche werden von den Kindern mit vertheilten Rollen gespielt.

228) Jakob hatte sieben Söhne,
Sieben Söhne Abram,
Sie aßen nicht, sie tranken nicht,
Sie machten alle so wie ich
Mit dem Köpfchen nick, nick, nick,
Mit den Fingerchen tipp, tipp, tipp,
Mit den Füßchen trab, trab, trab,
Mit den Händchen klapp, klapp, klapp.
Kohlräberchen, Kohlräberchen,
Das sind die besten Pflanzen.
Und wenn mein Vater Hochzeit hält,
Dann fangen wir an zu tanzen.

Die Kinder singen dies buntscheckige Lied im Kreise und führen, die Hände jedesmal loslassend, die angedeuteten Geberden je dreimal aus. Das Nicken, das Betasten der Stirn, das Stampfen, das Klatschen; den Schluß bildet ein Tanz in Paaren.

229) Limo-Limonade,
Sind Soldaten,
Drei Franzosen,
Bum, bum bum.
Rechte oder Linke,
Speck oder Schinken,
Ganze Regimenter,
Dreht euch rum!

230) Zeigt mir eure Füße,
Zeigt mir eure Schuh',
Seht den fleißigen Wäscherinnen zu.
Sie waschen, sie waschen,
Sie waschen den ganzen Tag.
Zeigt mir eure Füße,
Zeigt mir eure Schuh',
Seht den fleißigen Wäscherinnen zu.

Die Kinder stehen neben einander im Kreise, treten auf „Füße" mit dem rechten, auf „Schuh" mit dem linken Fuß vor und begleiten ihren Gesang mit den Bewegungen erst des Waschens, dann des Trocknens und des Plättens, zu den Worten: „Sie trocknen" usw. bezw. „Sie plätten" usw.; in der vierten Strophe aber klatschen sie bei den Worten: „Sie schwatzen" usw. laut in die Hände.

231) Krone-Krane,
Wickle-Schwane,
Wer will mit nach England fahren?
England ist geschlossen,
Der Schlüssel ist gebrochen.
Morgen woll'n wir'n neuen machen,
Bis das Körnchen reif ist,
Bis die Mühle steif ist.
Heisa Püppchen tanzen,
Heisa Püppchen tanzen.

Die Kinder gehen singend im Kreise herum und hüpfen bei den Worten: Heisa! in die Höhe. Die Eingangsworte sind ohne Vergleich mit einer anderen hessischen Lesart unverständlich, wahrscheinlich aber einstmals kein bloßes Wortgeklingel.

232) Wer so ein faules Gretchen hat,
:|: Wie kann der lustig sein? :|:
Sie schläft ja alle Morgen, Morgen,
Bis die liebe Sonne scheint
Und der Hirt zu Felde treibt.

Der Vater aus dem Holze kam,
:|: Das Gretchen, das schlief noch. :|:
Schlaf du für 'n Tausend Teufel, Teufel,
Bis die liebe Sonne scheint
Und der Hirt zu Felde treibt!

Das Gretchen aus dem Bette sprang,
:|: Das Röcklein in der Hand; :|:
Sie that das Kühchen melken, melken
Mit einer ungewasch'nen Hand,
Ist das nicht 'ne wahre Schand'?

Und als die Kuh gemolken war,
:|: Da goß sie Wasser zu. :|:
Sie zeigt es ihrem Vater, Vater:
Sieh', so viel Milch giebt uns're Kuh,
Macht das nicht die lange Ruh!

Dies Schelmenlied von dem faulen, schlauen Gretchen, das gewiß auch in anderen Gegenden Deutschlands verbreitet ist, wird von den Kindern einfach im Kreise gesungen. Es paßt sehr gut zum Lied 226 und scheint ein Stück aus dem Bettelhaushalte zu sein.

233) Rothe Kirschen eß' ich gern,
Schwarze noch viel lieber!
Fahren auf der Extrapost,
Wenn es tausend Thaler kost't!
Tausend Thaler ist kein Geld,
Wenn es meinem Schatz gefällt!
Schätzchen hier, Schätzchen da,
Schätzchen in Amerika!

Bei diesem übermüthigen, unternehmungslustigen Lied steht ein Kind in der Mitte, nimmt sich bei den Worten: „Wenn es meinem Schatz gefällt" sein Schätzchen aus dem Kreise und tanzt mit ihm herum.

— — — — — — — — —

Der bunte Reigen ist aus. Lachend und singend sprangen sie dahin, das Wiegen- und Schoßlied, der Zuchtspruch und das Gebet, der Spottreim und das Räthsel, die Lieder auf Blume und Thier, die Spiel- und Tanzreime, all' diese kleinen dummen klugen Liedchen, so schnell dahin, daß der grübelnde Verstand kaum ein gelehrtes Wort hinter ihnen herrufen konnte; es kümmerte sie selbst gar wenig, woher sie stammen, wie ihre Verwandten aussehen, was und ob sie etwas bedeuten, ihnen genügt's, daß sie aus glücklichem Kindermunde erklingen und trotz allem Wandel der rauschenden Zeit noch viele Geschlechter hindurch erklingen sollen. In manchen Winkel einer dunklen Gasse, in manches unfreundliche Haus bringen allein diese kleinen Lieder, die nie gelernt und doch stets gewußt

werden, den einzigen Sonnenschein: so lange das Kind mit den andern spielt, weiß es nichts von dem Elend und Aerger daheim. Aber auch das von Elternliebe getragene Kind aus wohlhabendem Hause wird nicht glücklich und froh, wenn es in der stillen Stube dahinträumt: mit den andern Kindern, in Spiel und Reigen, geht ihm erst seine Kinderwelt auf. Und wahr ist's, was unser hessischer Dichter Justi (Gedichte 1834) von dem Garten der Jugend, wo die Hoffnung und die Freude und die Unschuld den Reigen tanzen, so schön singt:

Wer sinnig genossen
Im Frühling ein Spiel,
Der zagt nicht verdrossen
Am herbstlichen Ziel,
Er stärkt sich zum Wallen
Nach lichteren Höh'n,
Wenn Stürme die Hallen
Des Vorhofs umweh'n.

Deshalb, hast Du auch, freundlicher Leser, und Du, schöne Leserin, manchmal Dein kluges Haupt über diese Liedchen geschüttelt, wir sind Dir darum nicht gram, wenn Du nur einmal dabei recht innig Deiner seligen Kindheit wieder gedacht hast. Sie kehrt nicht wieder, die goldene Zeit, und doch braucht sie auch in den Gefahren und dem Ernste des Lebens niemals zu entschwinden! Drum sei unser Schlußwort:

Frischen, reinen Jugendsinn erhalte Dir allzeit!

Der Frau-Hollen-Stein.

Bei Fulda im Walde
Liegt einsam ein Stein.
Rings Furchen und Rinnen,
Wie Perlen so klein,
Umringen wie schlingende Bänder
Die Ränder des Steines im Buchenhain.

Bei Fulda im Walde
Einst weinte in Noth
Frau Holda, die schöne,
Die Augen sich roth;
Sie weinte, in Qual und Sehnen,
Gluththränen um ihrer Liebe Tod.

Im Walde bei Fulda
Den Thränenstein
Schließt längst ein Geflechte
Von Moosen ein,
Nur in den Rinnen, den grauen,
Läßt schauen sich nimmer ein Blüthenschein.

Denn Thränen der Liebe,
Vergossen im Schmerz,
Erweichen selbst Steine
Und höhlen das Erz,
Und wo sie glühend zerflossen:
Da sprossen nicht Keime mehr himmelwärts.

Carl Preser.

Aus alter und neuer Zeit.

Eine „cura ventris.“ Das haben sich die alten römischen Juristen gewiß nicht träumen lassen, daß das prätorische Edikt der „cura ventris“ zweitausend Jahre nach seiner Einführung noch in dem hyperboreischen Norden, im Lande der Chatten, deren Name ihnen damals noch gar nicht bekannt war, zur Anwendung kommen würde. Es war zu Anfang des Jahres 1835 in der althessischen Stadt Rotenburg, daß die „cura ventris“ über keine Geringere als die Wittwe des letzten Landgrafen von Hessen-Rotenburg, Viktor Amadeus, unter Umständen verhängt wurde, die den ausgiebigsten Stoff zu Witzeleien und Spöttereien darboten. Die ältesten Rotenburger, welche den Vorgang miterlebt, wissen heute noch viel Seltsames davon zu erzählen. Doch zur Sache selbst. Landgraf Moritz von Hessen-Kassel, mit dem Beinamen „der Gelehrte“, hatte, um sich den durch seine Eigenwilligkeit von innen und außen einstürmenden Bedrängnissen zu entziehen, am 17. März 1627 die Krone niedergelegt. Während ihm nun sein Sohn aus erster Ehe, Landgraf Wilhelm V., in der Regiernng folgte, hatte er wenige Wochen zuvor, am 12. Februar 1627, festgesetzt, daß zur Sicherung seiner Kinder aus zweiter Ehe diesen ein mit den niederen Hoheitsrechten ausgestattets, dem vierten Theile des Landes gleichkommendes Besitzthum überwiesen werden sollte. Dasselbe hatte seinen Mittelpunkt in der Stadt Rotenburg und erhielt deshalb den Namen „Rotenburger Quart“. Es bestand aus den Aemtern Rotenburg, Wanfried, Sontra, Eschwege, dem Gerichte Bilstein, der Stadt Witzenhausen, dem Amte Ludwigstein und der Herrschaft Plesse. Für den Fall des Aussterbens der mit diesem Besitzthume dotirten jüngeren Linie des Fürstenhauses war ein Heimfall an das ältere regierende Stammhaus von Hessen-Kassel vorbehalten. Dieses Ereigniß trat nun im November des Jahres 1834 ein. Der letzte Landgraf von Hessen-Rotenburg, Viktor Amadeus, war am 12. November des genannten Jahres auf seinem Schloß Zembowitz in der oberschlesischen Grafschaft Ratibor, die ihm als Allod gehörte, plötzlich am Schlagflusse im Alter von 55 Jahren gestorben. Mit ihm erlosch die Nebenlinie Hessen-Rotenburg, und die Rotenburger Quart fiel an die Hauptlinie Hessen-Kassel zurück. Wir übergehen die endlosen

und verwickelten Streitigkeiten, die nun entstanden und beschäftigen uns hier nur mit jener cause célèbre, welche in der Verhängung der „cura ventris“ über die Wittwe des Landgrafen Viktor Amadeus gipfelte. Unser Bericht darüber stützt sich auf die entsprechende Schilderung dieses Zwischenspiels in dem Werke von Professor Friedrich Müller „Kassel seit siebzig Jahren“.

Landgraf Viktor Amadeus war dreimal verheirathet. Er starb ohne aus diesen drei Ehen legitime Kinder zu besitzen. Als nun kurz nach seinem Tode der Streit zwischen der kurhessischen Staatsregierung und den Landständen bereits auf das Heftigste darüber entbrannt war, ob die „Rotenburger Quart“ nun als Staatsgut zu betrachten sei, oder ob dem Kurfürsten, bezw. dem damaligen Kurprinzen und Mitregenten, das Verfügungsrecht darüber zustehe, ging von der hinterlassenen Wittwe des Landgrafen, Eleonore Maria Walpurga, geb. Prinzessin von Salm-Reifferscheidt-Krautheim, die Anzeige ein, sie befinde sich in gesegneten Umständen und sehe ihrer Niederkunft entgegen. Um nun die Unterschiebung eines fremden Sprößlings oder noch andere Möglichkeiten zu verhindern, ordnete der Kurprinz-Mitregent die „cura ventris“ an, bei der es sich aber mehr um eine polizeiliche Vorsichtsmaßregel denn um eine streng juristische Auffassung der Sache gehandelt zu haben scheint. Mit der Leitung der Geschäfte der „cura ventris“ wurde der Geheime Legitationsrath und Gesandte am Wiener Hofe Chr. H. W. von Steuber beauftragt und ihm zum ärztlichen Beirath der Medizinalrath Dr. Vincenz Adelmann von Fulda bestellt. Eine Abtheilung der Leibgarde unter Führung des Hauptmanns C. Ph. F. Vogeley nahm Quartier in dem weitläufigen von der Landgräfin bewohnten Schlosse zu Rotenburg. Auch der Oberhofjägermeister F. von Baumbach und dessen Gemahlin wurden dorthin gesandt, um der beargwöhnten Landgräfin ehrenvolle Gesellschaft zu leisten und bei der Beaufsichtigung mitzuwirken. Das Schloß und der daran stoßende Park waren militärisch abgesperrt, die strengste Kontrole wurde bei dem Ein- und Ausgange von Personen geübt, und Niemand wurde zugelassen, der nicht zu dem nächsten Dienste zählte. Es herrschte in dem Schlosse eine strengere Klausur, als in dem strengsten Nonnenkloster gehandhabt wird. Es scheinen dabei die Maßregeln zum Muster genommen worden zu sein, welche man in alten Zeiten in Frankreich zur Anwendung brachte, wenn es sich dort um den Erben der Krone handelte. Daß das ganze Verfahren vielfach zu den ergötzlichsten Szenen unfreiwilliger Komik Anlaß gab, ist leicht erklärlich.

Viele Monate waren verflossen, bevor es sich als nicht weiter anfechtbar herausstellte, daß sich die Landgräfin bei der Angabe der „guten Hoffnung“ einfach geirrt habe. Sie verließ nunmehr Rotenburg, und das Beobachtungspersonal wurde zurückgezogen. Der Oberjägermeister von Baumbach erhielt vom Kurprinzen das Großkreuz des Hausordens vom goldenen Löwen, der Hauptmann Vogeley, der Medizinalrath Dr. Adelmann und der Hofrath Kraushaar das Ritterkreuz desselben Ordens. Nicht verschwiegen darf es aber werden, daß sich die Mitglieder dieser außergewöhnlichen Kommission zur „cura ventris“ in ihrer äußerst schwierigen Stellung auf das Taktvollste benommen und durch ihr gemessenes und rücksichtsvolles Auftreten schließlich noch das rückhaltlose Vertrauen der Landgräfin erworben haben. — Das Spiel war aus. Ist es richtig, was Professor Friedrich Müller in seinem Werke „Kassel seit siebzig Jahren“ schreibt, so wäre es ein bekannter Rotenburger Arzt gewesen, der aus Chikane gegen den Kasseler Hof die Landgräfin zu dem von ihr beobachteten Benehmen veranlaßt habe. Die Landgräfin lebte später in Würzburg und starb am 10. November 1851 zu Raitz bei Brünn in Mähren, 52 Jahre alt, an den Folgen eines Sturzes aus dem Wagen.

F. Z.

Die Rettung durch den Brabänter der Mutter. Am Abend vom 2. Mai 1813 lag ein hessischer Soldat, am Beine schwer verwundet, auf dem Schlachtfelde von Lützen.*) Da nahte, taumelnd und nach Schnaps duftend, ein Feldscher dem Verwundeten mit seinen Instrumenten. „Dein Bein muß gleich ab“, waren seine Worte. „Um Gotteswillen, laßt mir mein Bein!“ „Nein, dein Bein muß ab“, wiederholte der Feldscher und schickte sich zur Amputation an. „Laßt mir mein Bein, es wird schon wieder gesund werden“, flehte der Verwundete. Der Feldscher aber blieb unerbittlich. Da fiel dem Soldaten in seiner Todesangst ein „Brabänter“ (brabanter Thaler) ein, den ihm sein Mütterlein beim Abschiede aus dem Vogelsberg in den Waffenrock eingenäht hatte. Treu hatte er bisher das letzte Andenken bewahrt. Rasch trennte er den Rock auf und reichte dem Feldscher den Thaler. „Laßt mir mein Bein, ich will euch auch diesen Brabänter geben!“ Da ließ sich endlich der Feldscher erbitten; er nahm den Thaler und ließ dem Verwundeten das Bein. Später wurde das Bein glücklich geheilt; nach unsäglichen Drangsalen erreichte der hessische Soldat wohlbehalten die liebe Heimat. Erst vor wenigen Jahrzehnten, in hohem Alter stehend, wurde er zur großen Armee abgerufen. Nach direkter Ueberlieferung aus dem Munde des alten Veteranen selbst erfuhren wir diese Rettung durch den Brabänter der Mutter. —

Dr. A. R.

*) In der Schlacht von Lützen fochten die Hessen-Darmstädter auf das Tapferste. Sie betheiligten sich in hervorragender Weise an der Wegnahme des Floßgrabens, nahmen Klein-Görschen und warfen den Feind bis hinter Groß-Görschen zurück. 13 Offiziere und 499 Mann der hessischen Brigade fielen an diesem Tage, leider für eine fremde Sache. —

Aus Heimath und Fremde.

Die diesmonatliche Versammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde fand Montag den 30. November statt. Nach geschäftlichen Mittheilungen seitens des Vorsitzenden Majors a. D. K. von Stamford hielt Dr. Karl Scherer den angekündigten Vortrag über die „Kasseler Bibliotheken im ersten Jahrhundert ihres Bestehens (16. und 17. Jahrhundert)“. Das Interesse, welches der Gegenstand an sich schon bot, wurde durch den trefflichen Vortrag des Redners noch erhöht, und reicher Beifall wurde demselben am Schlusse gespendet. Wir werden auf den Vortrag zurückkommen.

Zu Gunsten der Errichtung eines Denkmales für den Landgrafen Philipp den Großmüthigen von Hessen in Kassel ist vom Oberpräsidenten Grafen zu Eulenburg durch Erlaß vom 30. Oktober c. eine einmalige Sammlung freiwilliger Beiträge bei den evangelischen Einwohnern der Provinz Hessen-Nassau genehmigt worden. Zweifellos wird diese Sammlung in allen ehemals hessischen Gebieten einer guten Aufnahme begegnen und reichen Erfolg haben.

Am 22. November erlebte die neue Oper „St. Annenquell“ von W. Bennecke und R. Ibener im Königl. Theater zu Kassel ihre erste Aufführung und fand lebhaften Beifall. Der Text dieser einaktigen komischen Oper ist nach einem „der neue Narciß“ betitelten Lustspiele der Dichterin Helmine von Chezy, das 1824 im Taschenbuche „Orphea“ erschien, von W. Bennecke in sehr geschickter und gefälliger Weise bearbeitet worden, und die musikalische Komposition von R. Ibener verdient gleichfalls volle Anerkennung. Der Textdichter und der Komponist wurden am Schlusse der Aufführung von dem außerordentlich zahlreich erschienenen Publikum wiederholt gerufen. Die kleine Oper wird sicher nicht nur in dem Königl. Theater zu Kassel häufiger wiederholt werden, sondern auch auf auswärtigen Bühnen zur Aufführung gelangen und auch dort den verdienten Beifall finden.

Unser Landsmann Dr. Hermann Gehrmann feiert augenblicklich in Berlin große Triumphe als Klaviervirtuose. Die Kritik bespricht einstimmig lobend des Künstlers Vortragsweise und Fingerfertigkeit.

Universitätsnachrichten. Der Privatdozent der Chemie Dr. Wilhelm Roser in Marburg hat die an ihn ergangene Berufung zum außerordentlichen Professor an die Universität Jena abgelehnt. — Zum Nachfolger des wegen vorgerückten Alters in den Ruhestand getretenen Professors der Botanik Dr. H. Hoffmann in Gießen ist der Privatdozent an der technischen Hochschule zu Darmstadt Dr. Adolf Hansen ernannt worden. — Unser hessischer Landsmann, der Professor der orientalischen Sprachen und der christlichen Archäologie Dr Gustav Bickell in Innsbruck ist an die Universität zu Wien berufen worden. — An Stelle des im Sommer d. J. verstorbenen Professors der Kunstgeschichte Dr. A. Springer in Leipzig ist der Professor Dr. Karl Justi in Bonn, ein geborener Marburger und früher Professor an der Universität Marburg, berufen worden.

Hessische Bücherschau.

Von unserem Landsmann Fritz Bode, dessen erster Sang „Bilstein“ unter dem Pseudonym Hans Elben erschien, und dessen „Stolberg“ wir vorvorige Weihnachten recht empfehlen konnten, liegt diesmal vor: „Meergold“, im Verlage von A. Speyer in Arolsen.

In neun Bildern entrollt sich uns eine entzückende Novelle: vor uns liegt vom Meere umfluthet eine Hallig, auf der ein erschütterndes Drama im Kampf der Elemente und im Brausen menschlicher Leidenschaften sich abspielt, bis die zerstörende Sturmfluth verläuft und die Macht der Liebe neues Leben aus Ruinen erblühen läßt. Niemand wird die mit poetischem Gemüth geschauten und in klassischer Prosa gezeichneten Gestalten des lieblichen Kinderpaares, Maja und Tom, dann Paul's und Margot's, des wetterharten Lootsen, des greisen Küsters, des unheimlichen Peter — und vor allem des Meerkobolds Klaus ohne herzliches Interesse betrachten können mitten in der getreu gezeichneten Natur. Wahrlich, Fritz Bode hat einen reichen Schatz echter Poesie dem Meere abgerungen, den wir allen zum Lesen bestens empfehlen, besonders sinnigen Frauen und Jungfrauen.

Dr. phil. Fritz Seelig.

König, K., Thüringer Sagenschatz und historische Erzählungen. Mit 18 Illustrationen. Gotha.

Der erste Band dieses Werkchens wird eingeleitet mit einer kurzen Darlegung der Herkunft und geschichtlichen Bedeutung des Thüringer Landgrafengeschlechtes. Es folgen die Sagen, welche sich auf den nordwestlichen Theil des Thüringerwaldes beziehen, insonderheit auf die Gegend von Friedrichroda, Reinhardsbrunn und Brotterode. Aus letzterem (hessischen) Städtchen kommt auch Sittenkundliches zur Sprache. **A.**

O. Fromm, Petrographische Untersuchungen von Basalten aus der Umgegend von Kassel. — Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft. Berlin 1891.

Die Untersuchungen erstrecken sich auf die Basalte

folgender Punkte: Schaumburg bei Hof, Essigberg bei Ehlen (an beiden Punkten Limburgite); Helfenstein nördlich vom Dörnberg, Habichtstein, Quersberg, Hirzstein, Katzenstein, Baunsberg, Bühl bei Weimar, Baumgarten, großer und kleiner Steinberg, großer und kleiner Staufenberg und Deisselberg (hier sind es Plagioklasbasalte); Hunrodsberg, Hechtberg, Hohenstein und Hohenkirchen (Nephelinbasalte).

Von den vorkommenden Einsprenglingen tritt besonders der Olivin hervor, dann der Augit, welcher am Bühl fehlt, ferner Plagioklas. Weiter sind als Einschlüsse zu erwähnen Magnetit, Titanit, titanhaltiges Magneteisen, Ilmenit, Eisenglanz, Biotit, Apatit, Glas.

Der Arbeit sind vollständige chemische Analysen beigegeben, sowie spezielle Angaben für die einzelnen Fundorte. A.

H. Bücking, Das Grundgebirge des Spessarts. Jahrbuch der Königl. Preußischen geologischen Landesanstalt. Berlin 1890.

Den Spessart bauen nach den neuesten Untersuchungen unseres Landsmanns H. Bücking, Professors in Straßburg i. E., folgende Gebirgsarten, und zwar von unten nach oben, auf: a. Granitgneis von Oberbessenbach, b. Dioritgneis mit Augengneis, c. körnig-flasriger Gneis.

Diese drei Schichten bilden die „hercynische Gneisformation des Spessarts“ mit einer Mächtigkeit von ca. 10 000 Meter. Das der dritten Gruppe zugehörige Kahlthal liefert in der Grube Wilhelmine (bei Sommerkahl) wichtige Erze: Fahlerz, Buntkupfererz, Kupferkies, ferner Lasur und Malachit, Leukochalcit, Kieselkupfer, Kupferglimmer und Pharmakolith.

Die zweite große Gruppe gehört der „Glimmerschieferformation des Spessarts“ an in einer Mächtigkeit von ca. 6000 Meter. Sie setzt sich zusammen aus: a. glimmerreichem schiefrigen Gneis (2—3000 m), b. Quarzglimmerschiefer (2—3000 m), c. jüngerem Gneis (Syenit- und Granitgneis). A.

Im Verlage von Ernst Hühn in Kassel ist soeben der in unserer Zeitschrift veröffentlichte Aufsatz „Hessische Kinderliedchen, in Kassel im Verein mit Johann Lewalter gesammelt und erläutert von Dr. Gustav Eskuche“ in Buchform erschienen. Wir machen unsere Leser auf dies neue Buch aufmerksam, weil dasselbe Vielen eine willkommene Gabe für den Weihnachtstisch werden dürfte.

Das in voriger Nummer des „Hessenland“ abgedruckte Gedicht „So reißt sich eines los vom andern“ von unserem Landsmann Wilhelm Speck ist von Johann Lewalter in Musik gesetzt worden. Die Tondichtung ist vor einigen Wochen als opus 12 im Hof-Musikverlag von Ries und Erler in Berlin erschienen und durch alle Musikalienhandlungen zum Preise von 1 Mk. zu beziehen.

Johann Lewalter, der Sammler der „Niederhessischen Volkslieder“ hat uns beauftragt, den Lesern des „Hessenland“ mitzutheilen, daß sich der Druck der weiteren Hefte seiner Sammlung durch den Setzerstrike leider verzögert habe und vielleicht noch einige Zeit verzögern werde. Die Abonnenten der Volkslieder werden gewiß die unliebsame Verzögerung entschuldigen, zumal die Schuld nicht am Sammler liegt, derselbe vielmehr zwei weitere Hefte druckfertig hat und augenblicklich am fünften arbeitet.

Brockhaus' Konversations-Lexikon hat die neue vierzehnte Auflage begonnen, die bei ihrer Vollendung sechzehn Bände von je 64 Bogen Text umfassen, also gegenüber der früheren Auflage um einen vollen Band vermehrt wird. Da von diesem ältesten aller Konversationslexika der erste Band im Jahre 1796 erschien, so erlebt dasselbe mit seiner 14. Auflage das von einem so umfangreichen Werke noch unerreichte hundertjährige Jubiläum. Selbstverständlich hat der Verlag, F. A. Brockhaus in Leipzig, den gewaltigen Stoff auch diesmal nach sorgfältig erwogenen Plänen durcharbeiten lassen und hierfür die ersten Vertreter der Wissenschaft, über 350, gewonnen. Das Werk wird in seiner Vollendung etwa 100 000 Artikel umfassen und ungefähr 9000 Abbildungen enthalten, darunter viele in Farbendruck. Auch sind 300 Karten und Pläne in Aussicht gestellt, für das Konversationslexikon besonders entworfen. Die Ausstattung in Papier und Schrift ist von jener Gediegenheit, wie sie von einem Werk, das seinen bleibenden Platz in der Hausbibliothek erhält, nur verlangt werden kann. (V. Z.)

Vom Unterhaltungstisch.*)

„Universum.“ Illustrirte Familienzeitschrift. Heft 1—7. Dresden und Wien. Verlag von Hauschild. — Bei dem außerordentlich starken Angebot alter, gut fundirter Zeitschriften ist es für ein jüngeres Unternehmen sehr schwierig, festen Fuß im Publikum zu fassen. Wenn es dem „Universum“ trotzdem gelungen ist, in dem kurzen Zeitraum von sieben Jahren in der Zeitschriftenliteratur einen ersten Platz sich zu sichern, so ist das ein Beweis für die Trefflichkeit der vom „Universum“ gebotenen literarischen und künstlerischen Leistungen wie für die un-

*) Unter dieser Rubrik werden wir in gewissen Zwischenräumen eine kurze Uebersicht über die Zeitschriftenliteratur bringen mit besonderer Berücksichtigung derjenigen, welche in Beziehung zu Hessen steht.

ablässigen Bemühungen des Verlages, die Zeitschrift innerlich und äußerlich gediegen auszustatten. Das „Universum“ ist ein Familienblatt, eine Eigenschaft, die natürlich seiner Form wie seinem Inhalt ein eigenes Gepräge aufdrückt. Dabei ist es aber von einer außerordentlichen Reichhaltigkeit und Gediegenheit; Romane und Novellen, populärwissenschaftliche Artikel, poetische Beiträge u. s. w. aus den besten Federn gelangen in ihm zur Veröffentlichung. Wir können das „Universum“ unsern Lesern nur auf das Wärmste empfehlen. — Im gleichen Verlag (Hauschild) erschien „Dombrowsky“, Roman von Ernst Eckstein. Unser hessischer Landsmann (Eckstein ist ein geborener Gießener) hat im jugendlichen Alter schon seinen Schriftstellerruf begründet. Seine Romane aus der klassischen Vergangenheit insbesondere sind es, die nicht nur wohlverdienten Beifall fanden, sondern auch bleibenden Werth besitzen. In „Dombrowsky“ führt uns Eckstein nun in die modernste Gegenwart: er schildert mit all' den ihm zu Gebote stehenden glänzenden Mitteln ein Künstlerleben mit seinen Licht- und Schattenseiten. „Dombrowsky“ reiht sich des Verfassers früheren Schöpfungen würdig an und wird insbesondere eine willkommene Weihnachtsgabe sein.

H.

Anzeigen.

☛ Hierbei ein Prospekt der N. G. Elwert-schen Univ.-Buchhdlg. in Marburg: Das neue Universitäts-Gebäude zu Marburg. (Lichtdruck.)

Zum Abonnement auf das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, Jahrgang 1892, herausgegeben von F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel, laden ergebenst ein

Kassel, im Dezember 1891. **Redaktion und Verlag.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel



№ 24. Kassel, 19. Dezember 1891.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1892 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2934.

Du sagst es nicht.

Es sieht die Welt Dein heit'res Angesicht,
Den Strahl, der aus den dunkeln Augen bricht.

Sie hört der süßen Stimme Zauberlaut,
Der in den Himmel gold'ne Stiegen baut.

Doch was sie schaut, was sie vernimmt, ist Lug:
Ich seh' um Deinen Mund den Schmerzenszug.

Ich hör' aus jedem Wort trotz allen Scheins
Den Aufschrei Deines jammervollen Seins.

Ich fühle Deiner Seele Wundenmal
Und kenne Deines Daseins bitt're Qual.

Dein stummes Leid, das Keiner wägt noch mißt,
Du sagst es nicht, weil es unsäglich ist.

D. Saul.



Neue Untersuchungen über den Namen und über die Schuljahre des Dichters Euricius Cordus.

Von C. Krause.[1])

(Fortsetzung.)

Cordus begann also seine akademische Laufbahn gleich mit einem literarischen Streite, den er 1513 nach jahrelanger Unterbrechung fortsetzte. Diese seine streitbare Natur hat er auch später nicht verleugnen können. Sein ganzes Leben war ein Kampf gegen wirkliche oder vermeintliche Feinde, gegen Unbildung, Unwahrheit und Heuchelei.

Den Anlaß jenes ersten Streites bildeten Verse Thilonin's „über die göttliche Jungfrau Maria und die Orgien des Bacchus". Es ist ein überraschendes Zusammentreffen, daß von jenen Gedichten wenigstens im Titel sich noch eine Spur erhalten zu haben scheint. Wir hören nämlich, daß Thielmann Conradi im Jahre 1507 zu Erfurt ein Gedicht de XVIII Annunciationis diei insigniis hat erscheinen lassen, also ein Gedicht über Mariae Verkündigung. Und ein weiteres merkwürdiges Zusammentreffen ist es, wenn sich noch ein Brief Mutian's aus dem Jahre 1507 erhalten hat, in welchem er sich über die dunkele, orakelhafte Sprache eines gewissen Tilmannus, dessen Werkchen ihm vorlag, lustig macht.[1]) So wird auch des Cordus Angriff leicht begreiflich. Derselbe hat sich also aller Wahrscheinlichkeit nach im Jahre 1507 in Erfurt befunden. Leider scheint die Thiloninische Schrift sich nicht erhalten zu haben, sonst würde der sichere Beweis für die Richtigkeit jener Annahme leicht zu erbringen sein.

Dafür fehlt es uns aber nicht an einem anderen Beweise von ziemlicher Stärke, der sich wieder aus einem Briefe Mutian's vom Jahre 1507 entnehmen läßt. Die Beziehung der betreffenden Worte ist bisher sämmtlichen Kennern der Mutianischen Briefe verborgen geblieben. Auch dem Verfasser dieser Untersuchungen war sie früher entgangen, und erst ganz kürzlich hat er bei einer gleichzeitigen Beschäftigung mit Cordus und mit Mutian durch eine einfache Kombination den Schlüssel gefunden. Mutian schreibt 1507 an Urban: „Ich habe die Gedichte des Richard Sbrulius, so heißt der neue Poet des Kurfürsten Friedrich, gesehen. Sie zeigen wenig Kraft. Henning (Goede) hat mir auch die Verse eines andern mir unbekannten Poeten (alterius nescio cuius poetae versus) gezeigt. Beide stehen hinter Eoban zurück. Er hat mich gebeten, gleichfalls (et ipse) eine Inschrift auf sein neues Haus zu verfassen. Ich habe die vorliegende verfaßt."[1]) Sbrulius, ein Dalmatiner, einer der anspruchsvollsten Poeten vom Schlage Thilonin's, lebte damals in Wittenberg, wo er einige Gelegenheitsgedichte erscheinen ließ. Eben diese hatte Mutian wohl durch seinen Erfurter Freund, den Rechtsgelehrten und Domherrn Henning Goede, zur Einsicht bekommen und bei dieser Gelegenheit hatte dieser ihm auch einige Verse eines unbekannten Erfurter Poeten gezeigt — Goede scheint persönlich in Gotha anwesend gewesen zu sein —, mit der hinzugefügten Bitte, gleichfalls eine Inschrift auf sein neues Wohnhaus in Erfurt zu dichten, welchem Wunsche Mutian auch entsprach. Goede hatte nämlich im Jahre 1505 seine Domherrnwohnung auf eigne Kosten neu gebaut, und diese scheint also 1507 fertig geworden zu sein. Nun finden wir in den Epigrammen des Cordus eines „auf die Thüre Henning Goede's"[2]), es ist eine Inschrift auf die neue Domherrnwohnung, von der Cordus auch noch in einem zweiten Epigramme viel Rühmens macht[3]). Goede war ein besonderer

[1]) Krause, Mut. Br. S. 83. Gillert, I, 75. Letzterer hat hier die Beziehung nicht gefunden, da ihm der Titel der Thiloninischen Schrift unbekannt war. Erst im Nachtrage bringt er die Notiz, aber ohne meine Bearbeitung als Quelle zu nennen. Aehnlich verhält es sich mit gar vielen seiner „Berichtigungen und Nachträge".

[1]) Krause, Mut. Br. S. 85. Gillert, I, 74. Letzterer denkt bei dem unbekannten Dichter an Thilonin und giebt im Nachtrage über das neue Haus Goede's einige Bemerkungen, die sich bereits in der Hauptsache in meiner Ausgabe vorn unter dem Briefe finden, auch hier ohne seine Quelle zu nennen.

[2]) In fores Heninngi Goedi. Epigr. II, 71.

[3]) Ad Henn. Goedum. Epigr. I, 9. In der ersten Ausg. weiß der Dichter sogar zu rühmen, daß über der Thüre eine brennende Laterne hängt: „Pendet et in foribus viva lucerna tuis."

Gönner unseres Dichters, der ihm im Jahre 1517 auch das erste Buch seiner Epigramme gewidmet hat. Wenn nun Mutian gebeten wurde, „gleichfalls" eine Inschrift auf das neue Haus zu verfassen, was liegt näher, als die Verse des unbekannten Poeten eben für die Hausinschrift des Cordus zu halten? Damit wäre denn deutlich erwiesen, daß derselbe im Jahre 1507 in Erfurt gewesen. Freilich ist der Schluß nicht ganz zwingend. Es können auch die Verse eines beliebigen Poeten gewesen sein, der eine Inschrift auf Goede's Haus verfertigt hatte, und dann kann doch Mutian noch gebeten worden sein, gleichfalls eine solche zu verfassen. Aber wir erfinden uns dann unnöthigerweise einen neuen Inschriftendichter neben den uns schon als solche bekannten Mutian und Cordus, und wir kommen zu der lächerlichen Annahme, daß Goede nicht weniger als drei Poeten um Inschriften auf sein Haus angegangen habe. Es muß also für jeden Unbefangenen feststehen, daß Mutian damals die Verse unseres Cordus, der noch seinen ursprünglichen Familiennamen getragen zu haben scheint, zu Gesicht gekommen sind.

Nunmehr können wir auch das Jahr, in welchem Cordus zum ersten Male die Universität bezog, auf Grund seiner eigenen Angabe in der Krankheitselegie ziemlich genau bestimmen. Zwölf Jahre habe ihn, heißt es da, sein Vater auf die seiner Heimath benachbarten barbarischen Schulen geschickt. Nehmen wir an, daß er etwa als siebenjähriger Knabe auf die Schule kam, also 1493, so führt uns dies auf das Jahr 1505 als das Ende seiner Schulzeit und den Beginn seines Universitätsstudiums. Damit stimmt auch leidlich eine zweite Angabe des Dichters, daß er zehn Jahre lang als Knabe auf den Fluren der Heimath sich getummelt habe und dann von den Musen zu ihrem Quell fortgeführt worden sei, d. h. auf der Universität die Dichtkunst erlernt habe.[1] Daß er 1507 bestimmt in Erfurt studierte, ergibt sich aus einer früher übersehenen Stelle des Mutianischen Briefwechsels (Ausg. von Krank Nr. 78: „nescio cuius poetae versus"), in welcher der unbekannte Dichter der Inschrift auf Goede's Haus Cordus sein muß. (Vgl. das Epigr. II, 71: In fores Henningi Goedi).

Und jetzt kann es uns nicht mehr schwer fallen da wir den Dichter um 1505—1507 in Erfurt anwesend wissen, auch seinen ursprünglichen Familiennamen aus der Universitätsmatrikel zu ermitteln. Da er sich 1516 in der Magisterliste als Frankenberger eingetragen findet[2]), da auch Eob. Hessus, der aus Halgehausen stammte, sich als Frankenberger einschreiben ließ, und es damals vielfach üblich war, statt eines unbekannten Dorfes den Namen der nächsten größeren Stadt als Heimath anzugeben, so wird er sich auch wohl in die Studentenliste als Frankenberger eingeschrieben haben. In den sämmtlichen Jahren aber, die hier in Betracht kommen können, findet sich nur ein einziger Frankenberger mit Vornamen Heinrich in der Matrikel. Es ist dies der im Herbste 1505 immatrikulirte Heinricus Solde de Franckenbergk.[1]) Er und kein anderer ist unser Cordus. Als Solde steht er noch einmal 1507, und zwar in die Liste der Bakularien eingetragen, nicht mehr aber in die der Magister. In der Magisterliste andererseits steht 1516 der Name Cordus, fehlt aber in der Bakularienliste. Diese Ergänzung der beiden Namen dient unserer Annahme als weitere Stütze, denn sie spricht deutlich für eine Identität von Cordus und Solde. Die Promotion zum Bakularius mußte bekanntlich stets der zum Magister vorausgehen.

Man wird unwillkürlich die Frage aufwerfen: Wie kam es aber, daß Cordus 1507 zum Bakularius und erst neun Jahre später zum Magister promovirte, während gewöhnlich nur 2—3 Jahre zwischen diesen akademischen Würden zu liegen pflegten? Es wird sich später zeigen, daß Cordus durch ganz eigenthümliche Verhältnisse gezwungen wurde, sein akademisches Studium bald nach Erwerbung des Bakulariats abzubrechen, um es erst wieder 1513 als verheiratheter Mann von Neuem aufzunehmen. Einstweilen soll es genügen, auf die Schwierigkeit hingewiesen zu haben.

Und nunmehr kommen auch die alten Erfurter Chroniken zu ihrem Rechte, welche von einem Aufenthalte des Cordus im Jahre 1505 berichten. Bisher hat man die Nachrichten einfach für unglaubwürdig gehalten, weil sie sich durch andere Quellen nicht zu bestätigen schienen. Jetzt aber, wo die Sache auch anderweitig sicher bezeugt ist, wird man auch jenen alten Nachrichten wieder eine gewisse Beachtung schenken und annehmen dürfen, daß sie wirklich auf alte, gute Ueberlieferung zurückgehen. Die eine dieser Nachrichten hat Hamelmann in seinen Opera genealogica historica, S. 294, wo er meldet, daß Cordus 1505 unter den Erfurter Stu-

[1]) Epigr. de patria sua V, 100.

[2]) Euricius Cordus ex Franckenbergk. Handschriftl. Magisterliste zum J. 1516.

[1]) H. Weißenborn, Akten der Univ. Erfurt. Herausg. von der hist. Kommiss. der Prov. Sachsen. Halle 1884. II, 242. Daß der Name Soldan eine Ableitung aus Solde, ist in Nr. 12 dieser Zeitschr. S. 152 ff. gezeigt worden. Indeß hat sich die angebliche Aeußerung der Frau aus Simtshausen, daß sich der daselbst geborene Dichter Soldan geschrieben habe, als ein Mißverständniß herausgestellt.

dierenden gewesen sei, welche den durchreisenden Poeten Hermann Busch begrüßt hätten.

Eine zweite Quelle ist die sogen. Hogel'sche Chronik, welche handschriftlich im Erfurter Stadtarchive aufbewahrt wird. Dieselbe sagt zum Jahre 1509: „Zu der Zeit (1509) lebte und practicirte in der Stadt ein guter astronomus und medicus Namens N. Siegelhammer, welcher darauf nicht allein, sondern auch gleichfalls als Landgrafen Philipsen zu Hessen Vater, Landgraf Wilhelm der mittlere genannt, in diesem Jahr 1509 den 11. Juli mit Tode war abgegangen, der so gar schöne Poet und Medicus M. Euricius Cordus, so damals neben seinem Landsmann M. Eoban Hessen nun schon vier Jahre lang zu Erfurt war, solchen seinen Landesfürsten in einer threnodie parentirte" u. s. w.[1]) Es folgen dann Nachrichten, die offenbar aus Cordus' Epigrammen geschöpft sind, wie denn diese auch ausdrücklich angezogen werden. Wenn unter anderm gesagt wird: „wohnte mit seinem Weibe und Kindern vor den Graden", d. h in der nächsten Umgegend des Domes, zu dessen Kirchplatze einige Stufen (gradus) führten, daher denn dieser Stadttheil vom Volke die „Graden" genannt wurde, so könnte dies auch auf das Epigramm III, 84 zurückgehen, wo Cordus sagt, er habe sich kürzlich einen Garten gekauft, „qua turrita foro minatur aedes", es wäre aber dann eine mißverständliche Auslegung. (Von der Wohnung des Cordus ist uns nichts bekannt, als daß er einige Briefe 1516 ex ponte Lemino, d. h. der heutigen Lehmannsbrücke, datirt.) Doch könnte auch möglicherweise eine andere alte Quelle zu Grunde liegen. Dafür spricht die eigenthümliche Namensform N. Siegelhammer, womit der in einem Cordischen Epigramm (Opera I, 69) genannte Stingelamer gemeint ist. Demselben widmete der Dichter in seiner ersten Ausgabe der Epigramme 1517 (I, 90) ein Epitaphium, in welchem er als trefflicher Arzt und Himmelskundiger bezeichnet wird. Die Ueberschrift in der ersten Ausgabe lautet Epitaphium Jonn. Stingelameri, wo Jonn. aus Joan. verdruckt sein könnte, in den späteren Ausgaben nur Epitaphium Stingelameri. Demnach muß der Erfurter Chronist seine Namensform aus einer anderen Quelle geschöpft haben, wobei durch Verlesen oder auf andere Weise ein Irrthum mit unterlief. Auch seine Zeitangabe, wonach Stingelamer im Jahre 1509 in Erfurt lebte und praktizirte, stammt nicht aus den Epigrammen des Cordus. Somit scheint also dem Chronisten in der Angabe, daß Cordus seit 1505 in Erfurt gelebt, was mit den von uns ermittelten Thatsachen ganz genau übereinstimmt, eine ältere Quelle vorgelegen zu haben, und wir sind berechtigt, in dieser Nachricht wieder umgekehrt eine Bestätigung unserer obigen Beweisführung zu finden. Ob, wie der Chronist sagt, Cordus noch im Jahre 1509 in Erfurt lebte, muß freilich als zweifelhaft gelten, da wir sonst nichts darüber wissen.

(Schluß folgt.)

[1]) Ich verdanke die Mittheilung dieser Stelle der Freundlichkeit des Herrn Stadtarchivar Dr. Beyer in Erfurt. Kampschulte, Gesch. d. Univ. Erfurt 1, 162, A. 1, zitirt die Hogel'sche Chronik irrig ad a. 1505.

Kirche und Schule in Hessen während und nach dem dreißigjährigen Kriege.

Von Dr. Hugo Brunner,
Bibliothekar an der Landesbibliothek in Kassel.

Die Leser des Hessenlandes werden diesmal in eine traurige Zeit geführt, in die traurigste vielleicht, die jemals über unser deutsches Vaterland dahingegangen ist: ich meine die Zeit des dreißigjährigen Krieges. Wenn wir aber in kurzen Zügen versuchen, ein Bild der grauenvollen Verwüstungen zu entwerfen, welche derselbe überall hingetragen hat, so soll dies Bild eigentlich nur der dunkle Hintergrund sein, auf dem sich ein anderes um so heller abheben wird; die hessischen Fürsten und ihre Räthe im Verein mit der Geistlichkeit haben das durch die unsäglichen Drangsale verwilderte, zucht- und sittenlose Volk streng und konsequent wieder zum bürgerlichen Leben erzogen. Wir werden versuchen, den geehrten Lesern zu zeigen, wie die Genannten ihre Aufgabe erfaßt und durchzuführen versucht haben.

Bis zum Jahre 1618 und noch lange darüber hinaus finden wir in Hessen wie anderwärts ein fröhliches, wohlhabendes Geschlecht. Ackerbau und Viehzucht stehen in herrlicher Blüthe, in den Städten ist reger Gewerbfleiß und Handel. Die Bürger und Bauern schreiten in stattlichen Gewändern einher, und reicher, oft kostbarer Hausrath, dessen kunstvolle Arbeit wir heute erst

wieder nachzuahmen bemüht sind, zeugt von dem Behagen an dem Besitze. Brausende Lust und Fröhlichkeit, nicht selten allzu derb und überschäumend, begegnet überall, in großen wie kleinen Städten und auf dem Lande, als Zeichen behäbigen Wohlstandes.

Dreißig Jahre später ist Deutschland ein weiter, öder Kirchhof, über dem die Stille des Todes waltet, und in dem nicht nur drei Viertel seiner alten Bewohner schlummern, nein, der auch die schöne Blüthe vielhundertjähriger Kultur bedeckt. Wir sehen vor uns ein armes Land, dessen einstiger Reichthum dahin ist; seine Städte und Dörfer liegen in Asche, die Felder sind verwüstet, und was das Schlimmste ist: die Volkskraft ist gebrochen, der Sinn für das Hohe und Edle, für Dichtung, Kunst und Wissenschaft ist verloren, ein theilnahmloses Geschlecht ist übrig geblieben, das mühsam und widerstrebend daran geht, die alte Kulturarbeit von Neuem zu beginnen.

Wohl haben andere Völker längere Kriege auszuhalten gehabt. Keiner aber hat ein Volk so nachhaltig geschädigt wie uns der dreißigjährige. Der Grund dafür liegt einmal in der Art und Weise der Kriegführung. Die Heere waren, besonders in der zweiten Hälfte des Krieges, seit dem Jahre 1634, beiderseits zu schwach, um eine endgiltige Entscheidung herbeizuführen. Darum tobte der Kampf über alle deutschen Gaue her und hin, bis endlich nach zwölf langen Jahren die völlige Erschöpfung der streitenden Parteien den Frieden herbeiführte.

Während dieses Zeitraumes gehen Heerführer wie Soldaten so systematisch darauf aus, alles in ihrem Bereiche zu zerstören, das Leben wie das Eigenthum der Bewohner so zwecklos, aber auch so gründlich zu vernichten, daß Ingrimm und Abscheu das Herz erfüllt, wenn man auf die bodenlose Niedertracht und Bestialität jener Horden und ihrer Führer hinblickt, und man sich fragt, wo ist die himmlische Gerechtigkeit, die Frevler, die all' diesen Jammer heraufbeschworen haben, zu treffen?

Es überkommt einen fast ein Gefühl der Genugthuung, wenn man von einzelnen Strafgerichten, die an den Vernichtern geübt werden, liest, wie z. B., wenn der hessische Commandant von Herda von Eschwege aus, als die Kroaten in der Christnacht 1634 die Stadt Sontra einäscherten, herbeieilt und 13 der Mordbrenner, die er noch am Werke findet, binden und in die Flammen werfen läßt.

Leider aber sind diese Fälle selten, und nur zu gut gelingt den Mordbrennern meist ihr Werk. Die Aufzeichnungen aus der damaligen Zeit sind bis zur Ermüdung voll davon, daß die oder jene Partei, dieser oder jener Heerführer, einerlei ob kaiserlich oder schwedisch, in's Land gefallen sei, Dörfer und Städte angezündet, die Ernte verwüstet und alles Eigenthum ruinirt habe. Die Bevölkerung wich dann jedesmal aus, um in den Wildnissen Wochen, oft Monate lang sich zu verbergen. Wer den Streifparteien in die Hände fiel, der wurde elendiglich todt geschossen, was das Beste für ihn war, oder in der raffinirtesten Weise gequält, um das verborgene Geld und Gut von ihm zu erpressen. Wir wollen es uns ersparen, hier auf die Greuel, die an den unglücklichen Bewohnern geübt worden, weiter einzugehen, und wir wollen nur einiges zur Veranschaulichung der damaligen Zustände aus gleichzeitigen Aufzeichnungen anführen.

1632 um Martini mußten die Einwohner von Reichensachsen ausfliehen bis Weihnachten. Als aber in selbiger Christnacht Sontra von den Kroaten überfallen und in Brand gesteckt worden, wichen sie wieder aus. Um den Sonntag Jubilate erschienen die Kroaten von Neuem und steckten alles in Brand, auch Reichensachsen, das damals ein sehr ansehnlicher Ort war, denn in diesem Brande sanken an 130 Wohnhäuser sammt Scheunen und Stallungen in Asche. Von den Einwohnern, welche noch im Dorfe verblieben waren, wurden die einen todt geschossen, anderen mit Aexten die Köpfe gespalten, etliche wurden verbrannt oder in den Kellern, wohin sie sich geflüchtet hatten, festgehalten, sodaß sie erstickten. Die, welche gefangen fortgeführt wurden, waren am übelsten daran, denn von der jämmerlichen Mißhandlung, welche sie zu erdulden gehabt, trugen sie jahrelanges Siechthum in sich.

1637 am Grünen Donnerstage mußte man dort wieder ausweichen und salvirte sich in die Wildniß. Die kaiserlichen Völker suchten aber auch hier die Verborgenen mit Hunden auf, fingen und erschlugen sie; andere kamen vor Hunger um. Was noch im Dorfe war, wurde niedergesäbelt, auch die noch vorhandenen oder wieder aufgebauten Häuser wurden niedergebrannt, die im Felde stehende Ernte vernichtet. Ebenso erging es den Städten Allendorf, Waldkappel und Eschwege.

Zugleich raffte die Pest, wie es scheint der Fleckentyphus, die Leute massenhaft fort. In Kassel starben in dem einen Jahre 1440 Personen, worunter 623 Fremde, dagegen wurden nur 374 Kinder geboren.

Die Stadt Homberg wurde 1636 von dem kaiserlichen General Hatzfeld eingenommen und ein großer Theil der Stadt zerstört. Im folgenden Jahre im Februar hausten Beigott und Gelée daselbst sieben Wochen lang mit Mord

und Brand. Im Dezember legte General Götz sieben Regimenter kaiserlicher Kriegsvölker in die Gegend von Fritzlar, Treysa und Hersfeld, und wieder wurde die wenige Bürgerschaft zu Homberg, die nirgends hatte hinfliehen können, drei Monate lang in Kontribution gesetzt. Als aber die Salvaguardia, die man den Hombergern gegeben, abzog, ließ der Oberst Hahnensee zum Abschiede wortbrüchiger Weise doch noch die Stadt plündern und einen unverwindlichen Schaden mit Foltern, Peinigen, schwedischen Trünken und dergl. anrichten, auch den Amtmann von Harthausen gefangen mit fortführen.

Alle noch vorhandenen Gebäude, wie die Kirchen, das Rathaus, der Renthof, alle Häuser am Markt wurden dabei eingeäschert. Ebenso war im Amt kein Dorf, das nicht gebrannt hätte, und die Mordbrenner klagten bei ihrem Abzuge, daß ihnen zu ferneren Brandstiftungen das Stroh fehle.

Wie es den Weibern und Kindern erging, läßt sich leicht ermessen. Von Borken heißt es im Jahre 1636, daß die Polacken gräulich mit dem Weibsvolk handelten und viele Kinder mit sich fortnahmen. In Wetter hatten sich die Weiber und Mädchen Anno 1636 vor den schwedischen Horden auf den Kirchthurm geflüchtet und die enge Wendeltreppe verbarrikadirt. Da zündeten die Mordbrenner im Thurme ein großes Feuer an und nöthigten so durch die Flammen und den Rauch die Unglücklichen herabzukommen, die dann an heiliger Stätte das Aergste zu erdulden hatten. Der Pfarrer aber, M. Phil. Vigelius, der muthig dem Greuel entgegentrat, wurde am Altare blutig geschlagen.

Es mag dieser wenigen Belege genug sein. Denn 14 lange Jahre geht es aller Orten so zu. Die Menschheit, entweder auf der Flucht begriffen oder in beständiger Furcht vor räuberischen Einfällen, mußte aus aller Ordnung, Zucht und Sitte herauskommen. Das Leben verlor den Werth, weil es den Reiz verloren hatte. Verzweiflung erfaßte die Gemüther, der furchtbarste Egoismus machte sich allenthalben geltend, und die Bande der bürgerlichen Gemeinschaft konnten von der Staatsgewalt nur soweit aufrecht erhalten werden, als ihr Einfluß reichte. Der aber war nach Zeit und Ort sehr beschränkt. So begreift sich denn die Verwilderung der Sitten, die sich aller Orten kund giebt.

Endlich, im Oktober 1648, wurde der langersehnte Friede abgeschlossen. An vielen Orten wurde er mit Freudenfesten begangen; aus Hessen hört man nichts dergleichen. Man befürchtete, die stehenden Heere würden es nicht zum Frieden kommen lassen; und wie ungehalten manche Heerführer waren, zeigt das Beispiel des schwedischen Generals Wrangel, der bei der Kunde des Friedensschlusses seinen Generalshut zur Erde warf und mit den Füßen zertrat.

Allein die Verbände wurden doch allmählich aufgelöst, das Schwert räumte dem Pfluge wieder den Platz ein.

Nunmehr ging für die Fürsten und ihre Regierungen eine neue, schwere Arbeit an; es galt die Wunden, die der Krieg dem Wohlstande wie der Sittlichkeit des Volkes geschlagen hatte, wieder zu heilen. Für Hessen war es ein Glück, in jener Zeit in der Landgräfin Amelia Elisabeth und ihrem Sohne Wilhelm VI, dem Gerechten, Regenten gehabt zu haben, die nicht nur den ernsten Willen, sondern auch die nöthige geistige und zumal sittliche Kraft besaßen, um die ihnen zugefallene Aufgabe zu lösen. Einsichtsvolle Räthe, wie der Kammerpräsident Nikolaus Sixtinus, der Kanzler Johann Vultejus, der Vizekanzler Müldner, Johann Dietrich Freiherr v. Kunowitz, Johann Kaspar v. Döringenberg, später Johann Heinrich von Dauber u. a. standen ihnen hierbei getreu zur Seite. (Fortsetzung folgt.)

Der Glaubensbote.

Eine Erzählung aus dem achten Jahrhundert von Franz Treller.

Der Weg war rauh, welcher von Chassala, der Burg, nach Süden führte. Schwere Wagen mit ungefügen Rädern rollten ihn häufig entlang, von Nord nach Süd und umgekehrt, denn es war die große Straße, welche zum Main in das Land der Franken führte, in deren Völkerbund sich die Chatten, oder wie man sie jetzt nannte: Hessen, begeben hatten. Saumrosse, Reiter und Fußgänger benutzten den Weg, und tief ausgefahren waren die Geleise, zerstampft vom Rosseshuf der Boden.

Wälder wechselten mit wohlangebauten Feldern zu seinen Seiten da, wo er im Thal hinführte, auf den Höhen aber begrenzte ihn allein der grüne Laubschmuck alter Baumriesen.

Die Sonne neigte sich bereits zum Untergang und beleuchtete mit röthlichem Scheine den Mann, der auf dem Fels am Wege stand und

nachdenklich nach dem sinkenden Gluthball, welcher die Ränder der Wolken vergoldete, hinüberblickte.

Auf seinen Stab lehnte sich der Jüngling, dessen langes braunes Gewand fremdartig die hochgewachsene Gestalt einhüllte.

Zu Seiten des jugendlich schönen Antlitzes fielen blonde Locken zu den Schultern nieder, und das sinnige blaue Auge schaute ernstfreundlich nach dem strahlenden Abendhimmel.

Ein seltener Friede lagerte auf den Zügen des Jünglings, sprach sich in der anmuthigen Ruhe seiner Haltung aus.

„Sie taucht in die ewige Fluth, die Lichtspenderin, um neu verjüngt zurückzukehren zu den des Tages harrenden Kindern der Menschen. — So sank einst das Licht des Lebens am Kreuze, auslöschend in Grabesnacht, um sich wieder zu erheben in dem Glanze, der durch die Himmel strahlt in Ewigkeit“, so flüsterte leise und innig der Jüngling.

Rascher Hufschlag, der die Straße her erklang, scheuchte ihn aus seinem Nachdenken.

Er wandte das Auge von der Sonne, verließ den Fels und schritt dem Wege zu.

Auf flinkem Rosse trabte dort ein Mann heran.

Der Jüngling trat zwischen den Büschen hervor, welche den Weg einsäumten, als der Reiter nahte.

Das Thier, erschreckt durch das plötzliche Erscheinen des Fremden in der ungewohnten Tracht, scheute und warf in jähem Seitensprunge den Reiter ab, dessen Haupt an einen Baum schlug.

Das Roß entlief, und der Mann lag betäubt am Boden. Dunkle Blutstropfen färbten das rauhe Haar, welches wild unter der Mütze hervorquoll.

Eilig trat der Jüngling zu ihm und hob das Haupt des Mannes auf, nahm ihm die Kopfbedeckung ab und sah sorgsam nach der Verletzung.

„Seine Mütze und dieser Wald von Haaren haben Schlimmes verhütet“, sagte er dann beruhigt. Er nahm aus einer Tasche, welche er am Riemen um die Schulter trug, ein Horn, öffnete es und flößte dem Betäubten etwas Wein ein.

Dieser kam zu sich.

Er starrte den Fremdling an, und rauh fuhr es heraus: „Verwünschte Nachteule! Bist Du es, der mein Pferd erschreckte? Zu Hel mit Dir!“

„Verzeihe mir, Freund, daß ich Schuld trage an Deinem Unfall,“ sagte der Jüngling sanften Tones, „ich wollte lieber an Deiner Stelle liegen als Dich leiden sehen?

Der Mann sah in das Antlitz des Jünglings, sein halb erstaunter, halb forschender Blick begegnete dem mitleidsvollen Auge, welches auf ihm ruhte, und die rauhen Züge überzog ein Schimmer von Freundlichkeit.

Er erhob sich, betastete seinen Schädel und wandte sich dann zu dem Fremden mit den Worten: „Es ist nichts —, die Hirnschale hält einen Schlag aus. Wenn ich nur die verwünschte Mähre wieder hätte. Bin ich nicht zeitig mit ihr in Friedeslar, muß mein Rücken es entgelten.“

Sein Auge suchte das Pferd, doch dieses hatte sich eiligen Laufes entfernt.

Er betrachtete dann die hohe Gestalt des Jünglings mit einer Neugierde, die etwas Ehrfurchtvolles an sich trug.

Mit einer gewissen Scheu fragte er dann: „Bist Du von denen, Fremder, die im Lande einherfahren, um die Götter zu verjagen?“

„Ich bin von denen, Freund, die ausgesandt sind, den Menschen das ewige Heil zu künden.“

„Ich habe von Euch gehört,“ sagte der Mann, und blickte sich dabei ängstlich um, leise fortfahrend „wahre Dich, Fremder, sie sind hier Deinesgleichen nicht gut, und Schwerthieb macht rasches Ende.“

„Ich stehe in Gottes Hut, Mann, kein Streich trifft mich ohne seinen Willen.“

„Dein Gott ist mächtig, nicht wahr?“ fragte jener hastig, immer scheu um sich sehend, „mächtiger als Wodan und Donar? Nicht? Sie sagen so unten an der Fuldaha —, ist es wahr?“

„Er ist der Herr des Himmels und der Erde, der Einzige, Ewige, und ohne seinen Willen fällt kein Haar von Deinem Haupte.“

„Und — ist er auch ein Gott für Hörige?“ klang schüchtern weitere Frage. „Er ist nicht nur ein Gott für Athelinge und Freie, für uns auch —, wie?“

Lächelnd sagte der Jüngling: „Den Hörigen wie den Fürsten umfaßt der Herr unser Gott mit gleicher Liebe.“

Leuchtenden Auges horchte der Mann den Worten: „Du mußt mir mehr sagen von Deinem Gott, Fremder, ich suche Dich auf. Jetzt muß ich eilen, der Weg ist weit.“ Er wollte sich zum Gehen wenden.

„Hund von einem Hörigen,“ — klang plötzlich eine zornige Stimme von der Seite des Weges her —, „hier stehst Du und machst Worte, während ich Deiner harre?“

Eine hohe, reckenhafte Gestalt, den Jagdspeer in der Hand, an der Seite ein kurzes Schwert, schritt rasch auf die Beiden zu. Unter den Bäumen hervor war der Mann gekommen, welche einen Theil des Weges dem Fels gegenüber begrenzten, ohne daß sie sein Nahen bemerkt hatten. Scheu bückte sich der Hörige.

Den fremden Jüngling nicht beachtend, schritt der Jäger, der an der Mütze die Adlerfeder des Athelings trug, auf den Hörigen zu, den Speer hatte er verkehrt gefaßt und schwang ihn, um ihn auf dessen Rücken unsanft niedersausen zu lassen.

Der Fremde hob seinen Stab und fing den gutgemeinten Schlag mit diesem auf, so den Hörigen schützend.

„Was wagst Du, Landläufer?“ schrie da der Jäger zornig.

„Ich wage es, Dich vor einem Unrecht zu bewahren; der Mann ist schuldlos, sein Pferd scheute vor mir und warf ihn ab —, ich leistete ihm Hülfe.“

„Vor Dir und Deinesgleichen sollen wohl Pferde scheuen“, murmelte jener ingrimmig und maß den Jüngling mit feindlichen Blicken. „Wo ist der Gaul, Hund?“ fuhr er den Hörigen an.

„Er entlief, Herr!“

„Er entlief, Du Schurke, und soll ich nachlaufen?“ und wieder hob er den Schaft des Speeres.

Der Fremde aber trat vor den Hörigen: „Schlage ihn nicht, Herr, sei gerecht auch dem Niedrigen.“

„Weißt Du, was Du thust, Mann?“ fragte der Atheling mit finsterer Drohung.

Wenige Jahre nur älter als der vor ihm stehende Jüngling erschien Heribert, der Atheling, und das stolze Haupt überragte noch dessen hohe Gestalt.

Sein zorniger Blick traf das Auge des Fremden, der in ruhiger Haltung vor ihm stand.

„Du bist verwegen, Du stellst Dich zwischen Herr und Knecht.“

„Ich wage es, Deine Gerechtigkeit und Güte wachzurufen, Heribert.“

Ein Ausdruck des Staunens lief über des so Angeredeten Züge, gleich aber fuhr er fort: „Du bist Wilbod, der Angelsachse?“

„Ich bin es.“

„Kehre um, Mann, kehre schleunig um, hier ist kein Hausen für Deinesgleichen. Wenn Du Dein Leben lieb hast, kehre um, wir lassen nicht die Götter lästern.“

„Ich muß im Dienste meines Herrn hier verharren.“

„Bist Du ein Höriger?“ lachte Heribert spöttisch.

Ein Schimmer von Röthe überflog Wilbod's Züge, doch entgegnete er gelassen: „Du sagst es. Mit Leib und Seele gehöre ich meinem Herrn, welcher ist Christus der Herr in der Stadt David's. Wie Du es meinst, dürfte ich mich auf dieser Welt zu den Athelingen zählen, denn mein Geschlecht zog einst mit Hengist über's Meer in das Land der Picten.“

„Fort, Du Hund!“ herrschte der Gebieter den Hörigen an, da er nichts zu entgegnen wußte, „und erscheine nicht im Hofe ohne das Pferd.“

Eilig entfernte sich der Knecht den Weg entlang.

Finster schaute Heribert den Jüngling von Neuem an.

„Du bist schon zwei Mal in Childerich's Hause in Friedeslar gewesen, Angelsachse, hast dort die Ewigen gelästert und Deinen Gott gepriesen.“

„Du sagst Wahrheit, dort weilte ich und kündete das Lob des Herrn. Dort hörte ich auch von Dir.“

„Ich warne Dich, Mann: träufle nicht Dein Gift in Hilda's Ohr, sie wird mein Weib und soll treu bleiben dem Glauben ihrer Väter.“

„Du warnest den, der keine Furcht kennt. Zu reden gebietet mir des Herren Wille und für ihn zu zeugen. Ich darf nicht schweigen.“

„Dies macht Dich schweigen!“ schrie Heribert jäh und schwang den Speer, zum Wurfe ausholend.

Die klaren, großen Augen Wilbod's blickten ihn so furchtlos an, daß der zornige Mann wie gebannt stand.

„Tödtest Du Wehrlose, chattischer Atheling?“ klang dann seine Frage.

„Nein!“ Und Speer und Schwert warf Heribert von sich. „Komm', jetzt sind die Waffen gleich, wehre Dich!“ Mit funkelnden Augen, die Arme vorgestreckt, trat er auf den Jüngling zu.

Dieser, ohne seine Haltung zu verändern, erwiderte mit sanftem Lächeln: „Ich kämpfe mit anderen Waffen, Heribert, als Speer und Faust.“

„Feiger!“ sprach jener verächtlich.

Dunkle Gluth überzog des Glaubensboten Antlitz, und seine starken Arme zuckten —, doch er bezwang sich und sagte dann, während seine Stimme leise bebte:

„Wenn Du glaubst, allein zum Dreinschlagen gehöre Muth, so irrst Du, zum Dulden nicht minder.“

„Zungenfertig seid Ihr, Ihr Lästerer der Götter, ich weiß es —, ich kann nicht Worte wechseln mit Dir, — Dulder,“ fügte er höhnisch hinzu, „aber Du bist gewarnt —, wahre Dein Leben!“ Und mit einem finstern Blick auf den Glaubensboten wandte sich Heribert und schritt trotzig davon.

Ein nachdenklicher Blick des Jünglings folgte ihm.

„Es ist ein rauhes Volk im Lande hier und hängt zäh am Alten, aber fruchtbar ist der Boden in ihren Seelen und wird reiche Früchte tragen, wenn die Aussaat erst Wurzel gefaßt hat."

Langsam schritt er dann die Straße nach Süden zu, während die Sonne niedersank. —

(Fortsetzung folgt.)

Fahrendes Volk.

Von Hugo Brunner.

Golden liegen Berg und Thal
Vor mir da im Abendstrahl.
Heil'ge Ruhe fängt den Hain
Wie mit Mutterarmen ein,
Daß man wähnt, es sei der Welt
Ew'ger Friede beigesellt.

Wie versenkt in tiefen Traum
Scheinen Flur und Wald zu liegen,
Eich' und Buche lassen kaum
Träumerisch die Blätter wiegen;
Wie im Schlaf, in leisen Zügen
Rauschend athmen Busch und Baum.

Golden färbt der Sonne Schimmer
Auch dies bröckelnde Getrümmer,
Küßt mit seinem ros'gen Scheine,
Seiner Farben milden Tönen
Dieser Mauern mos'ge Steine,
Die des Berges Gipfel krönen,
Letzten Rest von stolzen Bauten,
Die das Land einst überschauten.
Ja, ihr waret fest gefügt,
Habt, auf Felsen aufgemauert,
Viel Geschlechter überdauert,
Doch die Zeit hat euch besiegt.
Einst ein Mittelpunkt des Lebens,
Steht ihr einsam und verlassen,
Denn des Volks geschäft'ge Massen
Stürmen heut' in andern Gassen
Nach den Zielen ihres Strebens.
Ihr erwehret euch vergebens,
Wenn die Dornen euch umfassen.

Rings in Schweigen eingehüllt
Liegt ihr da, des Todes Bild.
Keine Seele wandert mehr
Auf dem Weg zum Berge her;
Und die einst in hellen Haufen
Hier zum Thor mit leichtem Sinn
Her geritten und gelaufen:
Sagt, wo seid ihr alle hin,
Ihr der fahrenden Gesellen
Bunte Menge mit der hellen
Fiedel und dem Tamburin?
Warst du nicht nach langen Reisen
Gern willkommen hier geheißen,
Spielmann in der bunten Tracht?
Weh! geborsten ist die Halle,
Die so manche Winternacht
Laut erklang von deiner Weisen,
Deiner Lieder süßem Schalle.
Unstät wandernder Geselle,
Ob des Lebens laun'ge Welle
Hier dich hin und dorthin reißt:
Stets erfassest du des Glückes
Hand im Wurf des Augenblickes
Ohne Zagen, keck und dreist.
Stehst du heut' in Angst und Sorgen,
Und kein Jude will dir borgen,
Wird dir goldner Lohn schon morgen,
Roß und seidenes Gewand
Aus der Könige milder Hand.
Denn der Sorge Bild erblaßt,
Und die Freude kommt zu Gast,
Wo zum Sagen oder Singen
Der Jongleur die Geige faßt.
Nimm den Bogen, laß ihn springen,
Laß melodisches Getön
Unter seinem Strich erklingen,
Sing' uns von den Wunderdingen,
Die kein Auge je gesehn.
Wenn im hochgewölbten Saal
Rother Fackeln blutig Licht
Sich an Säul' und Gurten bricht,
Hören wir vom heil'gen Gral
Das unsterbliche Gedicht,
Von den Wundern ohne Zahl,
Die vollbracht im Erdenthal
Titurel und Parzival.
Gläubiges Erstaunen zeigt
Sich auf den Gesichtern allen,
Selbst der Alten Lippe schweigt,
Die doch sonst zur Rede neigt,
Wenn in den gewölbten Hallen
Vor erstaunter Hörer Kreis
Man von Thaten singt und dichtet,
Die zu Gottes Ehr' und Preis,
Die auf schöner Frau'n Geheiß
Kühner Helden Arm verrichtet.

Einst ein Abend war's wie heute,
Aus dem Thale scholl Geläute
Von dem Münster dumpf und fern.
Gottes Werk, mit Menschendingen
Einte sich's, um auszuklingen
Wie ein Lied zum Lob des Herrn.

Aber wenig hatte Acht
All der Schönheit und der Pracht
Jener fahrende Geselle,
Der den Berg erstieg in Schnelle.
Nur die Burg noch zu gewinnen,
War der Eilende bedacht,
Eh' vom Schutz der mächt'gen Zinnen
Fern ihn hielt die dunkle Nacht.
Seine Fiedel, einz'ge Habe
Außer des Gesanges Gabe,
Unter'm Arme trug der Knabe.
An dem Rock, mit Marderfelle
Rings benäht, erklang die Schelle,
Wie er stieg zur Burg hinauf.
Ihm zur Seite, müd' vom Lauf,
Doch die Augen schwarz und helle,
Klimmt empor ein schönes Weib.
Voll und üppig ist ihr Leib.
Wie der Tulpe Farbenpracht
Leuchtend dir entgegen lacht,
Wie der Apfel, zart und fest,
Dich aus Blättern und Geäst
Farb' und Fülle schauen läßt:
Also war der schönen Frau
Ueppig fester Gliederbau,
Schwarz ihr Haar, doch roth und rund
Waren Wänglein ihr und Mund.
Ob ein schöner Weib durch's Land
Hinzog, ist mir nicht bekannt.
Die war Hilderun genannt.

Von dem Weg erhitzt, ermattet,
Sank sie in dem Hofe drin,
Von dem Lindenbaum beschattet,
Auf die Bank zum Schlafe hin.
Ihres Mieders gelbe Spangen
Waren leise aufgegangen. —

Und des holden Weibes Bild
Hat der Burgherr hier gesehen.
Um sein Herze war's geschehen,
Das der Lust zu widerstehen
Nicht gewohnt war noch gewillt.

In der Abenddämm'rung Schein
Sitzt er in des Schlosses Garten,
Zu Gesang und gold'nem Wein
Seine Sänger zu erwarten.
Ueber ihm wölbt sich die Linde,
Um ihn drängt sein Ingesinde.
Jetzt erscheint das Sängerpaar.
Mit der kleinen runden Hand
Streicht die Maid ihr dunkles Haar,
Streicht ihr ärmlich Festgewand.
Und den Blicken, den verweg'nen,
Läßt ihr Auge sie begegnen
Stolz und ruhig, kühn und dreist.
Einmal nur schlägt sie es nieder,
Aber lächelnd hebt sie's wieder:
Mächt'ger Ritter, ob du weißt,
Was dir dieser Blick verheißt?

Nun des Lieds bekannte Weise
Stimmt sie an, erst zag und leise,
Bis es mählich voller schwillt,
Rein wie einer Glocke Klang,
Helle wie des Finken Sang,
Der das Herz mit Lust erfüllt.
Fiedel springt so munter drein
Wie die Perl' im jungen Wein.

Längst erlosch das Abendroth,
Ruhe heischt der Nacht Gebot.
Nebelschleier, blaß und fahl,
Hingelagert über's Thal
Ist, als deckte er zur Ruh'
All' das laute Leben zu,
Gleich dem Schleier, weiß und dicht,
Auf der Klosterfrau Gesicht,
Dessen unbewegte Falten
Keines Blickes Gluth durchbricht;
Der die stumme Sprache spricht:
Sieh, ich muß verborgen halten,
Was da drunten bebt und pocht,
Was pulsirend lebt und kocht. —
Tief versenkt in Nacht und Schweigen,
Ragt der Thurm aus Busch und Zweigen,
Keines Vögleins Stimme schallt, —
Frieden ist's in Flur und Wald.

Nur im Garten bei der Linde
Sitzen Herr noch und Gesinde
Um die Tafel auf den Bänken,
Jubelnd bei des Spielmanns Schwänken.
Sie berauscht des Weines Kraft,
Den der Schenk herbeigeschafft;
Sie berauscht der Linde Duft,
Der balsamisch würzt die Luft;
Sie berauschen auch die Töne
Und das Weib, das zauberschöne.

Trunken hat man in der Nacht
Den Jongleur zur Ruh' gebracht.
Aber als er früh erwacht,
Der Geselle, in der Kammer,
Schwerlich hat er sich gedacht,
Was der Tag ihm brächte Jammer.

Fröhlich hofft' an seiner Seite
Er zu finden sein Geleite.
Aber nicht zum Kusse bot
Ihm die Maid den Mund so roth.
Nicht umfing ihr runder Arm
Den Gefährten voll und warm.
Auf die Stirne nicht, die heiße,
Die ihm schwer vom Weingenusse,
Legt sie ihre Hand die weiße,
Kühlt sie ihm mit keinem Kusse.
Sicher, daß im Frühroth sich
Hilderun zum Garten schlich,
Wie sie that so manches Mal,
Wenn der allzu sehr begehrte,
Allzu oft von ihm geleerte
Becher ihm zu seiner Qual
Morgens noch das Haupt beschwerte. —
Horch! von fern im engen Gang
Tönt nicht ihrer Schritte Klang?
Wird nicht in der Thür, der kleinen,
Jetzt ihr holdes Bild erscheinen?
Leider nein! Sie ist es nicht,
Die den Morgengruß ihm spricht.
Der erscheinet, ist der grimme
Wächter, dessen rauhe Stimme,
Aehnlich seines Hundes Knurren,
Der den Gast begrüßt mit Murren,
Spricht die Botschaft jetzt, die schlimme,
Spricht die Worte kurz und rauh:
„Harre nicht auf deine Frau!
Zeuch von hinnen, junger Gauch!
Deine Zeit ist dir gemessen.
Hast getrunken und gegessen,
Und den Spiellohn hast du auch.
Laß dir noch den Frühtrunk reichen,
Aber dann mußt du entweichen!"

Und der Jüngling: „„Sprich, wo ist
Die mit mir heraufgekommen?"" —
„Weiß ich nicht. Geh', wie du bist,
Denn dein Zaudern, — wisse, Christ —,
Würde dir gar wenig frommen!" —

Oft schon hört' er bittre Worte,
Wenn an frommer Herren Pforte
Man ihm rauh die Wege wies.
Aber härter trafen keine
Ihn, als da man heut' alleine
Fort ihn auf die Straße stieß.
Ob das Weib man mit Gewalt ihm
Wegnahm, — ob sie selber kalt ihm
Jetzt den Laufpaß geben ließ?

Traurig schickt er sich zum Wandern,
Seinen Frühtrunk gönnt er andern.
Wenig Grüße spendet er
Dem Gesind' im Hof umher.
Scheu zur Seite rücken sie,
Wie er nieder bei der Linde
Sitzt zum letzten Mal allhie.
Wenig scheert ihn das Gesinde.
Seiner Augen schwere Lider
Schließend ist's, als säh' er wieder,
Wie, gelöst die müden Glieder,
Nächten hier auf dieser Bank
Hilderun in Schlaf versank. —
Dann hinweg, zur Burg hinaus!
Gnad' dir Gott, — die Lieb' ist aus.

O wie schwer ist ihm zu Sinne,
Denn die Dirne war ihm lieb.
Nun, wo sie zurücke blieb,
Wird der arme Bursch erst inne,
Daß er tief verstrickt in Minne.
Höhnisch klingt das Gold im Beutel,
Das der Burgherr ihm gegeben.
Ist's ihm nicht, als spräch' es eben:
„Gegen Minne bin ich eitel,
Bin ein Schatz, doch ohne Leben?"
Und er will's zur Erde werfen. —
Aber andre höben's auf,
Und wozu das Leid sich schärfen?
Nur für Geld ist feiler Kauf.
In der Schänke heißt's bezahlen,
Ohne Zahlung giebt's Verdruß,
Und vom Hunger leidet Qualen
Nur, wer ihn erdulden muß.

Darum hielt es fest die Rechte,
Die sich ballend hob zum Fluch,
Als der Wind der Mägd' und Knechte
Höhnisch Wort zum Ohr ihm trug.
Zu dem Burgthor hergelaufen,
Sah ihm nach der müß'ge Haufen,
Und Mechthild, die böse, sprach:
„Hartmut, dem geschieht es recht!
Denn als Christ ist er zu schlecht,
Und den Ketzer trifft die Schmach."
Solchem Worte sinnt er nach,
Das zum ersten Mal ihm Pein schafft:
Aus der menschlichen Gemeinschaft
Ausgestoßen, — mit dem Armen
Hat nicht Gott, nicht Mensch Erbarmen!

Oftmals wendet seinen Blick
Der Jongleur zur Burg zurück,
Steht und schaut und schaut und steht,
Bis er zögernd weiter geht.
Denn der Weg ist schlecht zu finden,
Wenn die Liebe blieb dahinten,
Und kein Ranzen schwerer drückt
Als ein Herz mit Gram gespickt.
Endlich an dem Waldesrand,
Dem er zaudernd sich genaht,

Weil für immer hier der Pfad
Sich dem grünen Thal entwand,
Bleibt er stehn wie fest gebannt.
Was sich da dem Auge bot
Schuf ihm Freude, schuf ihm Noth.
Was ersah der arme Mann?
Steht nicht hoch auf dem Altan,
Stolz mit Atlas angethan
Und mit Grauwerk und Brokat,
Sie, die ihn verlassen hat?
Und bei ihr, — daß ein Gewitter
Ihn erschlage! —, steht der Ritter!

Rufend, winkend mit den Händen,
Sucht er, Grüße ihr zu senden,
Läßt der Geige hellen Laut
Bote sein für seine Klagen,
Läßt die Weise, ihr vertraut,
Seinen Wunsch hinüber tragen:
„Komm, entflieh aus diesen Mauern,
Laß sie jetzt, eh' du mit Trauern
Daraus scheidest, Hilderun!“

Aber Hilderun, die schöne,
Achtet wenig seiner Töne,
Lacht nur ob des Spielmanns Thun.
Höhnisch schüttelt sie das Haupt.
Und, wenn er in stillem Hoffen
Wieder sie zu sehn geglaubt.
Solcher Trost ist ihm geraubt.
Traurig steht er und betroffen.
Müde wandert er fürbaß,
Nun allein und voller Haß.

Wieder singt mit hellem Schalle
Er sein Lied in mancher Halle.
Frau'n erröthen, Männer lachen
Bei der Schwänke lust'gen Sachen,
Und er selbst, mit kranker Seele,
Lacht dazu aus voller Kehle.

Weh! Das Lachen ist verhallt,
Das des Spielmanns Liedern galt.
Weh! Zerfallen ist die schöne
Welt der Lieder und der Töne,
Jene Welt, umflossen ganz
Von der Liebe Strahlenglanz.
Wie ein Paradies entrückt,
Liegt sie fern im Land der Sage.
Hier und da in uns're Tage
Fällt ein Strahl, der uns entzückt.
Und die heiteren Gestalten,
Wie sie gaukeln, wie sie schweben,
Bunt von Farben, voll von Leben,
Möcht' ich fassen, möcht' ich halten.
Doch in selige Gefilde
Seh' ich ferne sie entschweben
Wie der Träume Luftgebilde.
Und des Spielmanns Lieder sind
Längst vergessen, längst verrauscht,
Keiner mehr, der ihnen lauscht.
Wie sie klangen? — Frag' den Wind!

Aus Heimath und Fremde.

Am 2. Dezember hielt Bibliothekar Dr. Hugo Brunner im Handels- und Gewerbeverein zu Kassel einen Vortrag über die „Geschichte von Handel und Gewerbe in Kassel von den ältesten Zeiten bis zum dreißigjährigen Kriege“. War dieser Gegenstand an sich schon interessant, so wurde er es noch mehr durch die treffliche Redegabe des Vortragenden, durch das überaus reiche quellenmäßige Material, über das derselbe verfügt, und das er mit seltenem Geschicke zu beherrschen und übersichtlich zu gestalten versteht. Dr. Brunner bewegt sich in seinen Vorträgen niemals in alten Geleisen, seine Ausführungen beruhen stets auf den neusten, meist eigenen Forschungen, sie sind deshalb auch in hohem Grade lehrreich, so daß er stets der allgemeinen Anerkennung und des lebhaftesten Beifalls gewiß sein kann, und beide wurden ihm denn auch am Schlusse seiner Rede in dem Handels- und Gewerbeverein in reichem Maße zu Theil. Wir werden auf den Vortrag in einer späteren Nummer zurückkommen.

Mit der Aufführung des Treller'schen Weihnachtsspieles ist Sonnabend den 5. Dezember in dem großen Stadtparksaale zu Kassel begonnen worden. Dasselbe hat sowohl in seinen beiden ersten Aufführungen wie in seinen Wiederholungen einen glänzenden Erfolg gehabt, und wurde der Verfasser in verdienter Weise durch Hervorrufe ausgezeichnet.

Am 30. November feierte der Geheime Medizinalrath Dr. Johann Friedrich Bode zu Nauheim seinen 80. Geburtstag. Von allen Seiten wurden dem hochangesehenen und beliebten Manne reiche Ehrungen bei dieser Gelegenheit zu Theil. Den ganzen Vormittag erschienen bei dem Jubilare persönliche Gratulanten aus Bad Nauheim; von auswärts liefen zahlreiche schriftliche und telegraphische Glückwünsche ein, von denen besonders hervorzuheben sind das sehr verbindliche Schreiben des Dekans der medizinischen Fakultät in Marburg, welche am 5. März 1884 zum 50jährigen Doktorjubiläum dem Jubilar das Doktordiplom erneuert hatte, weiter das Gratu-

lationsschreiben des Geh. Medizinalraths Dr. Pfeiffer von Darmstadt, namens der Medizinal-Abtheilung des Ministeriums, sowie die schriftlichen Glückwünsche verschiedener wissenschaftlicher Vereine, deren korrespondirendes oder Ehrenmitglied Bode ist. Der Wetterauer ärztliche Verein, dessen Ehrenmitglied Bode ist, hatte es sich nicht nehmen lassen, am Sonnabend Abend im Hotel Sprengel ein Festessen zu veranstalten, wobei der Vorsitzende, Medizinalrath Dr. Lorenz von Friedberg, den mit stürmischen Jubel aufgenommenen Trinkspruch auf den Ehrengast ausbrachte. Zu dieser Feier war auch eine Deputation des Corps „Teutonia" von Marburg erschienen, welchem Bode während seiner Studienzeit zu Anfang der 30er Jahre angehört hatte. — Dr. Friedrich Bode ist am 30. November 1811 zu Ziegenhain als Sohn des Platzmajors O. Chr. Bode geboren. Er besuchte von 1827 bis 1830 das Lyceum Fridericianum zu Kassel, das er mit Auszeichnung absolvirte. Hiernach widmete er sich dem Studium der Medizin. Seit 1838 wirkt er in segensreicher Weise als Arzt in Nauheim. Möge dem Jubilar noch recht lange ein heiterer Lebensabend beschieden sein.

An Stelle des verstorbenen Germanisten Prof. Dr. F. Zarncke in Leipzig ist der Professor Dr. Eduard Sievers in Halle berufen worden. Prof. Sievers ist von Geburt Kurhesse (geb. am 25. November 1850 zu Lippoldsberg), war von 1863 bis 1867 Schüler des Kasseler Gymnasiums und bildete sich unter Leitung seines Vorgängers Zarncke in Leipzig zum Germanisten aus. Seinen Ruf in der Wissenschaft begründete er durch Neuausgaben germanischer Literaturdenkmäler, insbesondere durch die beiden Werke „Tatian, lateinisch und altdeutsch, mit ausführlichem Glossar" und das „Hildebrandslied", die „Merseburger Zaubersprüche" und das „fränkische Taufgelöbniß", welche 1872 erschienen. Zur Professur gelangte Sievers überaus früh. Erst 21 Jahre alt, wurde er 1871 als außerordentlicher Professor an die Universität Jena berufen, 1876 wurde er dortselbst zum ordentlichen Professor ernannt. Von 1883 bis 1887 war er Professor in Tübingen, von wo er nach Halle berufen wurde. In Leipzig, wohin er jetzt übersiedelt, um den Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur einzunehmen, hatte er seine wissenschaftliche Laufbahn begonnen. Mit einem Stipendium der sächsischen Regierung ausgestattet, ging er 1870 nach Oxford und London zum Studium altdeutscher Handschriften, und vornehmlich durch die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Reise führte er sich mit bestem Erfolge unter den Germanisten ein. Sie waren auch bestimmend dafür, daß er in einem Lebensalter, in welchem die meisten noch Studenten sind, zu der Professur in Jena berufen wurde. Er ist der Verfasser einer großen Anzahl gediegener wissenschaftlicher Werke und Abhandlungen, die sich vorzugsweise auf das Gebiet der Grammatik und die Herausgabe altdeutscher Texte erstrecken, und von denen hervorzuheben sind: die „Murbacher Hymnen" (1874), „der Heliand und die angelsächsische Genesis" (1875), „Heliand" (1878), „die althochdeutschen Glossen", „Tübinger Bruchstücke der älteren Frostuthingslög" (1886), „Oxforder Benediktinerregel" (1887), „Proben einer metrischen Herstellung der Eddalieder" (1885). Besonders zu nennen bleiben noch Sievers' Lehrbücher, welche zu den ständigen Hilfsmitteln der Germanisten gehören: Es sind dies seine „Paradigmen zur deutschen Grammatik" (1874), die „Grundzüge der Lautphysiologie" (1876) und die „Angelsächsische Grammatik" (2. Aufl. 1886). (B. Z.)

Hessische Bücherschau.

Vergessene Helden. Eine Erzählung aus dem nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege von Franz Treller. Kassel, Verlag von Max Brunnemann. 1892.

Dieses neue Werk unseres beliebten hessischen Schriftstellers Franz Treller hat die Erwartungen, die man von ihm hegte, und denen auch wir in einer der letzten Nummern unserer Zeitschrift Ausdruck gaben, vollständig erfüllt. Schreiber dieses Artikels bekennt offen, daß er selten ein Buch gleicher Gattung mit größerem und immer mehr zunehmenden Interesse gelesen hat als die Erzählung „Vergessene Helden" von Franz Treller. In den frischesten Farben, in fesselnder spannender Weise schildert uns der Verfasser die seiner Erzählung zu Grunde liegenden Vorgänge des nordamerikanischen Feldzuges, soweit hessische Truppen an demselben betheiligt waren, und höchst wohlthuend wirkt die Wahrheitstreue, mit welcher er dabei zu Werke geht. Freilich mag die von jeder Einseitigkeit freie Darstellung, die sich streng auf dem Boden der Geschichte bewegt, jenen böswilligen Verleumdern nicht behagen, die immer und immer wieder gegen bessere Ueberzeugung die alberne Fabel vom Soldatenhandel und dem Seelenverkaufe des Landgrafen Friedrich II., eines der edelmüthigsten unter den hessischen Fürsten, wiederholen. Jedem echten Hessen aber wird dieses Buch willkommen sein, ist es doch von wahrhaft hessischem Geiste durchweht, spiegelt sich doch in demselben unverfälschtes hessisches Leben wieder. Das sind wirkliche hessische Krieger, Offiziere wie Mannschaften, die uns der Verfasser vorführt, deren ruhmvolle Tapferkeit, deren militärische Disziplin über jeden Zweifel erhaben waren. Die in rasch auf einander folgenden Handlungen sich abspielende Erzählung wird jedes hessische Herz sympathisch berühren und höher schlagen lassen; aber auch Nichthessen werden sich der Anerkennung der poetischen Vorzüge dieses Werkes nicht verschließen können. Wir wünschen demselben die weiteste Verbreitung. Als Gabe für den Weihnachtstisch wird es diesem zur ganz besonderen Zierde gereichen.

Die „Quartalblätter des historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen“, Neue Folge, Jahrgang 1891, 3. Vierteljahrsheft, enthalten: Vereinsnachrichten: Ausflüge nach Frankfurt und Hirschhorn. Ausschußsitzung am 3. Juli. Arbeiten und Publikationen des Vereins. Zugang und Abgang von Mitgliedern. – Historische und archäologische Mitteilungen: v. Pfister: Gegen Eindeutigkeit des chattischen und hessischen Namens. G. Frhr. Schenk zu Schweinsberg: Über die Identität des Namens der Chatten und Hessen, Nachtrag. Eduard Otto: Mitteilungen aus Butzbacher Kirchenbüchern. I. General Montecuccoli und der große Kurfürst in der Wetterau. F. Kofler: Die Burg bei Herchenhain, eine vorgeschichtliche Zukunftsstätte. G. Nick, Die Großherzogliche Universitäts-Bibliothek zu Gießen (Schluß). Funde zu Groß-Gerau, Dortelweil, Worms und Osthofen. Kleinere Mitteilungen: Hexenturm zu Butzbach. Alte Glocke zu Weiskirchen. Hessische Chronik. 1891. Juli bis September. — **Dr. August Roeschen**, Laubach.

Anzeigen.

Hierdurch erlauben wir uns, an unsere verehrlichen Abonnenten die ergebene Bitte zu richten, uns gütigst durch Uebermittelung von Adressen, an welche **Probenummern** unserer Zeitschrift zu senden wären, unterstützen zu wollen. Wir sind gern bereit, hieraus erwachsende Auslagen zu erstatten, sowie auch zum Zweck der Verbreitung als Probenummern eine Anzahl von Exemplaren zur Verfügung zu stellen.

Kassel, Dezember 1891.

Redaktion und Verlag des „Hessenland“.

In meinem Verlage erschien:

Sagen-Kranz

aus Hessen-Nassau und der Wartburg-Gegend

von **Carl Heßler.**

23 Bogen eleg. geb. 3 Mark. brosch. 2.50 Mark.

Die Sammlung enthält die **besten** Sagen aus Hessen (116 Sagen), aus Nassau (41 Sagen), aus der Wartburg-Gegend (26 Sagen) in vorzüglichster Auswahl.

Für die Güte des Buches spricht wohl am besten die Thatsache, daß die ziemlich hohe Auflage nach kaum einem Jahre ziemlich vergriffen ist.

Es ist dies ein Festgeschenk für Jung und Alt, welches dauernden Werth besitzt.

Gustav Klaunig, Hof-Buchhandlung.

Preis-Ermäßigung.

Die nachstehenden **vorzüglichen Werke** der

Hessischen Literatur

liefere ich zu den beigesetzten, außerordentlich ermäßigten Preisen:

	statt ℳ	zu ℳ
Album von Cassel und Wilhelmshöhe, 14 Blatt, Farbendruck	5.—	2.50
Altmüller, Dr. K., Gedichte	3.—	1.—
Berlit, Vor Paris und an der Loire	1.50	—.75
v. Ditfurth, Das kurhessische Leibgarde-Regiment	2.50	1.20
Duncker, Dr. A., Landgraf Wilhelm IV. von Hessen	1.20	—.50
v. Goeddaeus, Aus dem Leben des Kurfürsten Friedrich Wilhelm v. Hessen	—.50	—.30
Hahndorf, S., Was die Carlsaue erzählt	1.—	—.50
Hessische Erinnerungen	2.—	1.20
Hessisches Ehrenbüchlein	—.80	—.40
Hartwig, Dr. Th., Der Uebertritt des Erbprinzen Friedrich zum Katholicismus	4.50	1.50
Hoffmeister, J., Historisch-geneal. Handbuch der Fürsten von Waldeck	2.50	1.—
Hoffmeister, Ph., Das Leben Philipp's des Großmüthigen	4.50	1.75
Hoffmeister, Ph., Philipp's des Großmüthigen Nachfolger	2,40	1.—
v. Hohenhausen, Biographie des Generals von Ochs	4.50	2.—
Hagedorn, Die Rettung des kurfürstlichen Schatzes unter der Regierung des Königs Jérôme	1.—	—.60
Landau, Dr. G., Beschreibung des Kurfürstenthums Hessen	4.50	3.—
— Beschreibung des Hessengaues	4.—	2.—
— Beschreibung des Gaues Wettereiba	4.—	2.—
— Die wüsten Ortschaften in Hessen	8.—	4.—
— Das Salgut	4.—	2.—
— Geschichte der Burg Krukenburg	—.75	—.40
— Die hessischen Ritterburgen Bd. I-II	9.—	4.50
Lyncker, Geschichte des Theaters und der Musik in Cassel	3.—	1.50
Mohr, Ludw., Eddergold	2.—	1.—
Münscher, Geschichte der hessischen reformirten Kirche	4.50	1.—
Piderit, Geschichte der Stadt Cassel	13.50	7.50
Renouard, Das Norddeutsche Bundescorps im Feldzuge 1815	3.—	1.—
Rommel, Geschichte von Hessen. 9 Bde.	63.—	18.—
Röth, Heinrich oder das Kind von Hessen	1.50	—.75
— Landgraf Wilhelm und Velten Muhly	1.50	—.75
— Sieben Jahre schwere Zeit	1.—	—.50
v. Specht, Das Königreich Westphalen und seine Armee im Feldzuge 1813	6.—	2.—
v. Stamford, Das Regiment Maximilian von Hessen	4.—	1.75

Außer obigen hessischen Verlagswerken empfehle mein großes

Antiquariat von über 100,000 Bänden.

Mit besonderer Sorgfalt habe ich die **seltensten** und **gesuchtesten auf Hessen Bezug habenden Schriften** ꝛc. gesammelt, und kann ich wohl sagen, daß eine so reiche Auswahl älterer Werke über Hessen von anderer Seite nicht geboten werden kann.

Die **Kataloge** 54 und 55 meines antiquarischen Bücherlagers (welche gratis und franco versandt werden) enthalten ausschließlich

Hessische Literatur, Hessische Städte-Ansichten, Hessische Portraits, Karten etc.

Ich bitte freundlichst, diese Kataloge zu verlangen.

Cassel, obere Königsstraße 19. Hochachtungsvoll

Gustav Klaunig, Hof-Buchhandlung.

Abonnements-Einladung.

Das **„Hessenland“** beginnt mit dem 1. Januar 1892 seinen sechsten Jahrgang. In den fünf Jahren seines Bestehens hat es Wurzel geschlagen im hessischen Volke, es ist ein gern gesehener Gast in unserem engeren Vaterlande geworden; Dank der lebendigen Theilnahme und dem vollen Verständniß, die es allgemein gefunden, ist es ihm gelungen, seinem Zwecke möglichst gerecht zu werden,

Die Aufgabe unseres Blattes ist die Pflege der **hessischen Geschichte und Literatur** in allen ihren Verzweigungen. Im deutschen Wesen liegt eben die Pflege stammlicher Eigenart tief begründet, und die Mannigfaltigkeit unseres Geisteslebens ist nicht zuletzt unserm ausgesprochenen Stammesgefühl zu verdanken. Darum will das **„Hessenland“**, ohne den Blick in weitere Gesichtsfelder sich trüben zu lassen, gerade den wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Bestrebungen, insoweit sie unserm engeren Vaterland entspringen, zur Heimstätte dienen, und wohl kann unsere Zeitschrift heute schon als der Mittelpunkt des literarischen Schaffens auf hessischem Boden betrachtet werden. Die heimathlichen Dichter und Schriftsteller von Ruf sind fast ausnahmslos unsere Mitarbeiter, und junge Kräfte für uns zu gewinnen, ist unser stetes Bestreben.

Auf dem Grund unseres bewährten Programms werden wir auch ferner stehen. Wir werden der Erforschung unserer **heimathlichen Sondergeschichte** nach wie vor einen bevorzugten Raum in unsern Spalten zuweisen; wir werden die mit ihr verwandten Gebiete der **Literar-, Kultur- und Kunstgeschichte** in entsprechender Weise berücksichtigen. Aber auch das Schaffen zeitgenössischer hessischer Dichter und Schriftsteller soll stets von uns, — soweit in unsern Kräften steht —, gefördert werden. Wir werden wie in den bisherigen Jahrgängen **Erzählungen** und **Gedichte** in sorgfältiger Auswahl bringen, und unsere besondere Sorge wird der **Volks- und Mundartdichtung** gelten.

Unsere Mitarbeiter und Leser bitten wir, uns auch in Zukunft zu unterstützen, und insbesondere auch für die Verbreitung des **„Hessenlandes“** wirken zu wollen. Möge Jeder von ihnen in seinem Kreise, insbesondere bei den ihm nahestehenden Landsleuten im Auslande, dahin wirken, daß unser Blatt immer mehr Boden gewinne. Das **„Hessenland“** sollte in keiner hessischen Familie fehlen, die geistige Interessen besitzt; können wir doch ohne Ruhmredigkeit sagen, daß sein Inhalt nichts Anderes ist als die Wiederspiegelung vaterländischen Geisteslebens.

Möge uns das kommende Jahr die alten Freunde erhalten und viele neue zuführen.

Die Redaktion.
F. Zwenger.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.

